Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes erstes Heft.

Mai 1860.

Riga, 1860.

Berichtigung:

S. [illegible] v. o. st. dem mir ertheilten Auftrage l. der mir gestellten Aufgabe, st. dessen l. deren.

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
8629

Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstiern.

Ein Lebens- und Charakterbild

zur Feier der 700jährigen Herrschaft deutschen Lebens in unsern Ostseeprovinzen am 25. Jahrestage unserer Gesellschaft für ihre Geschichte und Alterthumskunde*)

Als vor Monatsfrist unser Directorium mir den ehrenvollen Auftrag ertheilte, der dreifachen Feier des heutigen Tages einen Zuwachs an Festlichkeit zu verleihen, indem ich das Lebens- und Charakterbild eines Mannes entwürfe und in Ihrer Mitte vortrüge, dessen hervorragende Bedeutung von allen Vaterlandsfreunden anerkannt wird, welcher während mehr als eines halben Jahrhunderts eine Zierde unseres Landes gewesen ist und ein Vorbild für unsere strebsame Jugend bleiben soll; da war die erste Frage, die ich mir vorlegte, diese: habe ich neben dem äußern auch den innern Beruf und die unentbehrlichen Mittel, eine solche Aufgabe in so kurzer Frist auf eine sowol des Anlasses als des Gegenstandes würdige Weise zu lösen?

Ohne Sie, m. H., mit Aufzählung alles dessen zu behelligen, was sich mir Verneinendes aufdrängen mochte, will ich Ihnen lieber gleich sagen, was mich nach kurzem Bedenken jene Frage stolz und freudig bejahen hieß. Es war das gefühlte Bewußtsein meiner lebendigen Gemeinschaft einerseits mit den ungezählten Geschlechtern des großen und edeln Volkes,

---

*) Zur Steuer der historischen Wahrheit muß d. Red. bemerken, daß sie den nachfolgenden, ursprünglich nicht für den Druck bestimmten Gelegenheitsvortrag an einzelnen Stellen, die jedoch den Kern der Sache nicht angehen, mit Zustimmung des Herrn Verf. abzuändern veranlaßt gewesen ist.

dessen 700jährige Geschichte an diesen Gestaden wir heute feiern, andererseits mit Ihnen, meine Herren, die Sie das jüngste jener Geschlechter insofern darstellen, als sich dasselbe im Blute und im Geiste mit allen vorangegangenen bis hinauf in die Nacht der Zeiten geschichtlich und geschichtskundig eins weiß.

Dieses erhebende Bewußtsein doppelter Gemeinschaft war es, dem ich die Berechtigung entlehnen durfte, in dem angedeuteten Sinne und ohne mich von äußerlichen und innerlichen Mängeln aufhalten zu lassen, zu Ihnen zu reden von Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstiern. Erwägen wir nämlich, daß die erste Wiederkehr des Tages, der ihn uns entriß, der 26. November alten, 8. December neuen Styles in die Zeit zwischen dem mir ertheilten Auftrage und dessen heutiger Lösung fiel, daß wir somit gleichsam an seinem noch frischen Grabe stehen, ja daß wir uns noch gar nicht an den Gedanken gewöhnt haben, ihn nicht auch heute mit leiblicher Gegenwärtigkeit hier, in unserer Mitte sehen zu sollen, so wird uns anschaulich, wie auch er, in welchem wir einen der kräftigsten Befestiger und Vertheidiger hiesiger Herrschaft deutschen Wesens zu verehren haben, gleich einem Jeden von uns an dem Orte steht, wo sich die aufsteigende Linie der Geschlechter mit der ausgebreiteten der Zeitgenossen bedeutungsvoll kreuzt; und wenn er, wie Wenige, diese Bedeutungsfülle in seinem Busen pulsiren fühlte, so überreden wir uns um so williger, daß Jeder von uns auch mit ihm in derjenigen geschichtlichen Lebensgemeinschaft steht, welche das erste Erforderniß, ich möchte sagen den springenden Punkt alles tiefern geschichtlichen Verständnisses ausmacht.

Um diese Auffassung zu fördern und zu befestigen, erlauben Sie mir, dieweil noch kein Bildniß des Dahingegangenen von Bildhauers oder Malers Hand diese Räume ehrt, einstweilen Ihrem inneren Auge seine so schmerzlich vermißte persönliche Gegenwart mit den Worten eines Freundes vorzuführen, der ihn aus eigener vieljähriger Bekanntschaft sinnig zu schildern das Bedürfniß fühlte:

„Samson's äußere Erscheinung war ein charakteristischer Ausdruck sei„nes inneren geistigen Wesens. Von mittlerer Größe, kräftigem Körper„bau, breiten Schultern, erinnerte er daran, daß sein Großvater Samson „ein Mann von außerordentlicher Körperkraft war; die feine Hand, der „kleine Fuß war ein Taube'sches Erbtheil. Eine hoch emporragende Stirn, „über welche ein großer mit hellblondem Haare dünnbewachsener Schädel „sich wölbte, umschloß das weite Laboratorium reicher Gedanken. Die klu-

„gen, freundlichen Augen, die feingeſchnittene Naſe, der Mund, in deſſen „Winkeln ein nachdenkliches Lächeln tiefe Spuren eingegraben, verriethen „einen Mann, der mit großer Feinheit des Verſtandes für ſich zu gewinnen, „mit ſeltener Schärfe und Sicherheit Sachen zu verhandeln, mit Wohl„wollen und geübter Beredſamkeit Freunde an ſich zu feſſeln gewohnt war, „wobei das breite Kinn eine ungemeine Beharrlichkeit und unbeugſame „Willenskraft charakteriſirte. Seine Stimme, ſein Gang war leiſe und „deutete auf die Vorſicht und Selbſtbeherrſchung, mit welcher er aufzutreten „pflegte, aus welcher zurückhaltenden Stellung nur ſelten eine Aufwallung „wohlgezügelter Lebhaftigkeit des Gefühls, Unwillens, Zornes momentan „herausbrach."

In dieſen Zügen haben wir in der That Samſon vor uns wie er leibte und lebte und wie ihn jeder, der ihn geſehen, wieder erkennen muß, würde auch ſein Name nicht genannt. Nehme ich nun mit Recht an, daß die Mehrzahl unter Ihnen, meine Herren, Gelegenheit gehabt hat, jene Züge aus unmittelbarer Anſchauung ſich einzuprägen, und ſetze dann mit noch größerem Rechte voraus, daß kaum Einer unter Ihnen ſein dürfte, dem nicht eine mehr oder weniger ausführliche Kunde von demjenigen beiwohnte, was Samſon auf den zahlreichen und mannigfaltigen Gebieten ſeiner reichen geiſtigen Begabung und ſeiner ausgebreiteten öffentlichen und privaten Thätigkeit leiſtete und ſchuf, ſo möchte wol Einer oder der Andere unter Ihnen vermeinen: hier an dieſer Stätte und in dieſem Kreiſe ein Lebens- und Charakterbild Samſon's zeichnen wollen, hieße Eulen nach Athen tragen!

Und wer ihn nie *ſah*, giebt es nicht für den mehr als ein gelungenes und zugängliches Bild ſeiner äußeren Erſcheinung, das dieſe treuer wiedergiebt als die beredteſte Schilderung? Und wer nie von ihm *hörte* noch je eine Zeile aus ſeiner Feder las: giebt es für den nicht Nekrologe, die kaum eines ſeiner Verdienſte unberührt, nicht vaterländiſche Bibliographien, die gewiß keines ſeiner Bücher unaufgezählt gelaſſen haben?

Weiß nicht die livländiſche Ritterſchaft aus Acten und Receſſen, die mit dem Jahre 1802 anheben, da Samſon zuerſt in ihren Dienſt trat, und die keineswegs abſchließen mit dem Jahre 1855, da ihn höchſtes Alter nöthigte aus jenem Dienſte zu ſcheiden, weiß nicht die livländiſche Ritterſchaft beſſer als irgend Jemand, was ſie an ihm hatte und nicht mehr hat? Weiß nicht die livländiſche Geiſtlichkeit, welch' feſten Bekennermuth, welch' raſtloſen Eifer Samſon, in der verhängnißvollſten

Epoche, die unſere proteſtantiſche Landeskirche ſeit den Tagen Otto's von Schenking zu beſtehen gehabt, an ihre Spitze geſtellt, entfaltete, bald ihre beſonderen verfaſſungsmäßigen Gerechtſame mit dem ganzen Gewicht deutſchen Rechtsgefühls und gründlichſter deutſcher Rechtskenntniß verfechtend, bald den allgemeinen Rechtsboden, auf welchem die proteſtantiſche Kirche Livlands fußt, Schritt für Schritt mit allen geiſtigen Waffen, die ihm zu Gebote ſtanden, mannhaft gegen feindlichen Angriff vertheidigend? Und Livlands Bürgerſtand? Auch ihm kann nicht entgangen ſein, daß Samſon, der Landedelmann, Samſon, der verfaſſungsmäßige Repräſentant der livländiſchen Ritterſchaft, gleichwol oder vielmehr weil er dieſe Stellung in ihrer ganzen concreten Bedeutſamkeit begriff, überall, wo es galt, für die germaniſchen Rechts- und Lebensformen in Livlands Städten mit einer Treue gerungen hat, als gelte es den eigenen Heerd? Ja, wird nicht auch bald der livländiſche Bauer, den Samſon, der Patriarch im edelſten Wortverſtande, auf ſeinem Herzen zu tragen nie aufgehört hat, den Namen Deſſen mit dankbarer Hochachtung nennen lernen, der auf dem livländiſchen Landtage durch ſeinen Vortritt die Freiheit des Letten und Eſthen zu allgemeiner Anerkennung brachte?

Wenn es ſonach in Livland kaum einen Stand giebt, der ihn nicht in gewiſſem Sinne mit vollſtem Rechte als den Seinen erkennt, wenn überdies auch das mehr kosmopolitiſche Volk unſerer Gelehrten- und Dichterrepublik ihn mit gutem Grunde unter die beſten ihrer Bürger rechnet, ſo ſcheint mit immer neuem Gewicht die Mahnung wiederkehren zu müſſen: nenne ſeinen Namen und ſchweig! Wir wiſſen das Uebrige! Und doch wage ich den Satz: Es giebt kaum Einen, der bekannter und anerkannter ſchiene, aber ſeinem innerſten Weſen nach weniger gekannt und gewürdigt wäre, als Reinhold Johann Ludwig Samſon! Auch kann Alles, was ich Ihnen in dieſer flüchtigen Stunde zu bieten im Stande bin, einzig und allein darin beſtehen, die Lücke in dem Bilde Samſon's, das wir in uns tragen, nachzuweiſen und auf die Quelle zu deuten, aus welcher der Stoff zu ihrer Ausfüllung geſchöpft ſein will. Erwarten Sie daher nicht, daß ich Ihnen irgend etwas vorführe, was man einen „Lebensabriß", eine „Biographie" nennen könnte. Eine ſolche Aufgabe wäre, je nachdem ſie aufgefaßt würde, für den heutigen Tag entweder zu klein oder zu groß. Ich werde nur Streiflichter fallen laſſen und will mich bemühen, ſie ſo zu lenken, daß ſie die Punkte treffen, auf die es mir ankommt.

Was das größere Publicum von Samson weiß, ist in der That nicht Geringes. Haben auch nur Wenige eine annähernd richtige Vorstellung nur von der physischen Arbeitslast, von dem zu bewältigenden Material, dem Aufwand an Zeit und Kräften, die sie stillschweigend mitbezeichnen, wenn sie sagen: Samson war 5 Jahre Ritterschaftsnotar, 4 Jahre Assessor des livländischen Ober-Consistorii, 8 Jahre Präses des livländischen Provinzial-Consistorii, 3 Jahre Kirchspielsrichter, 11 Jahre dörptscher Landrichter, 17 Jahre Mitglied und Haupt des livländischen Hofgerichts, 15 Jahre Kreisdeputirter, 24 Jahre livländischer Landrath, 11 Jahre Mitglied und Haupt der Provinzialgesetz-Commission, andere 11 Jahre Haupt-Arbeiter in der Allerhöchst eigenen Kanzellei des Kaisers, Redacteur der Bauer-Verordnung von 1819, Redacteur eines neuen Wechsel- und Leihbriefreglements, Deputirter im Haupt-Comité der livländischen bäuerlichen Angelegenheiten in dem denkwürdigen Jahre 1846, außerdem zeitweilig sehr fruchtbarer Schriftsteller auf sehr weit auseinanderliegenden Gebieten, nicht minder 40 Jahre lang Besitzer und zeitweilig sorgfältiger Selbstverwalter ausgedehnter Landgüter — gehört, sage ich, mehr als gewöhnliche eigene Geschäfts- und Arbeitserfahrung und eine sehr lebhafte realistische Einbildungskraft dazu, um sich von der bloßen Handhabung und Gebahrung eine annähernd richtige Vorstellung zu machen, die mit allen jenen, mehr als ein halbes Jahrhundert unausgesetzt erfüllenden Functionen nur zu leicht aufgezählt und ausgesprochen sind, so wissen doch die Meisten, denen Samson kein Fremdling ist, daß er viel, sehr viel Mühevolles, Nützliches, Schönes, Großes und Dauerndes für sein Vaterland, für Mit- und Nachwelt theils auf die Bahn gebracht, theils auf den Plan gestellt hat.

Aber Alles, was sich in diesem Sinne nennen läßt und ja wohl auch vielfach und oft mit Anerkennung und Dank genannt wird — ich will hier nur erinnern an die bekannten und trotz ihrer Mängel immer noch unentbehrlichen Werke über den livländischen Proceß und das livländische Erbrecht, Vorläufer und gleichsam Gedankenspähne nur von Samson's langjährigen und umfassenden Arbeiten auf dem so schwierigen und mit den mannigfachsten Steinen des Anstoßes besäeten Gebiete der immer noch nicht abgeschlossenen vaterländischen Codification, an die schon erwähnte Bauer-Verordnung von 1819, an seine Darstellung des Reglements des livländischen Credit-systems, an jene Wechsel- und Leihbrief-Ordnung, an seine gehaltreichen und formschönen schon 1825 gedruckten Gedichte, seine meisterhaften Uebersetzungen antiker und moderner Classiker fremder Zunge, an seine Geschichte der

Aufhebung der Leibeigenſchaft in Livland und noch manches Andere allgemein Bekannte — Alles das, und mehr noch: ich meine das Viele, tief Einſchneidende, Folgenreiche, das nicht ſo vor Jedermanns Augen daliegt, das aber derjenige mit Staunen gewahr wird, dem wie mir ein Blick vergönnt wurde in ſeine literariſche Nachlaſſenſchaft, in ſein Privatarchiv, wo ſich das Bedeutendſte, ja allgemein Bekanntes an Tragweite und Intereſſe noch weit Ueberbietende auch vor dem leiblichen Auge gleichſam aufthürmt: dieſe ſchwer zu zählende Reihe der gediegenſten und ſchärfſten Denkwürdigkeiten und Denkſchriften aus faſt allen Gebieten des provinziellen Rechts- und Geſellſchaftslebens, wie aus ſeiner eigenen ſo vielbewegten amtlichen und nicht amtlichen Laufbahn, dieſer reiche Erguß einer faſt nie intermittirenden und erſt mit ſeinem Leben ausgehenden Dichterader, von welcher eigentlich nur wenig weiß, wer nichts als die gedruckten Gedichte kennt, dieſe Ehrfurcht gebietenden handgreiflichen Denkmale eines raſtloſen Schülerfleißes des Mannes und Greiſes auf faſt allen Gebieten des menſchlichen Dichtens und Trachtens — auch dies Alles: es ſind doch nur die abgefallenen Früchte, die zu unſern Füßen liegen, deren ſchon viele genoſſen, viele geſammelt ſind, deren noch viel mehrere erſt zu ſammeln und zu genießen ſein werden.

Aber der Baum, der ſie trug und zeitigte und vom Hauche des Lebens gerührt niederfallen ließ, daß wir nur unſere Körbe unterzuhalten, nur uns zu bücken brauchten', der Baum, mit all ſeinem leiſen Rauſchen, mit ſeinem geheimnißvollen innern Wachſen und Leben, mit dem weithinreichenden Schatten, den wir über ein Menſchenalter hindurch genoſſen haben, oft ohne zu wiſſen, daß er's war, oft freudig unwiſſend ausrufend: woher die die liebliche Kühle? — der Baum war all das Dauernde, Große, Schöne nicht ſelbſt. Dieſes iſt ein Vieles: er aber iſt Einer. Zu ihm, dem Stillen und doch lebensvoll Bewegten, laſſen Sie uns jetzt aufſchauen! Denn es iſt hier Keiner, der herab oder auch nur neben ſich blicken könnte! In das Mark ſeines — wie alles Lebendigen — geheimnißvollen, doch für die Liebe nicht unenthüllbaren Innern laſſen Sie uns jetzt eindringen! Denn es iſt hier Keiner, der aus dieſem Heiligthum nicht gefördert, bereichert, gebeſſert zurückkehren muß. Introite, nam et heic Divi sunt!

Und glauben Sie mir zum voraus: je anhaltender Sie — ich will nicht ſagen heute, aber vielleicht ſpäter noch, wenn was ich ſchaute offen daſteht wird zu Jedermanns Erbauung — in dieſen erzereichen Schacht hinunter und wieder zu Tage ſteigen werden, deſto freudiger werden Sie mir zufallen,

wenn ich schon jetzt sage, es gelte einigermaßen von Reinhold Johann Ludwig Samson, dem Persönlichen, dem Einen, was Göthe von der Natur sagt, sie sei

. . . . . ein Buch unendlich,
Unverstanden, doch nicht unverständlich."

Soll ich nun die Aufgabe, wie ich sie mir beschränken mußte, sofort mit einem einzigen Worte aussprechen, so sage ich: die Religion Samson's soll uns beschäftigen. Denn nur der Religiose ist mir Person.

Ich weiß wohl, wie paradox dieser Satz klingt; denn unter allen Eigenschaften und Kräften des Geistes und Gemüthes, die man Samson willig und neidlos zugestehen und nachrühmen möchte, ist Religion die allerletzte. Selbst Personen, die ihm näher standen und ihn tiefer würdigten als der große Haufe, bedenken sich, ihm das Prädicat der Religiosität einzuräumen. Höchstens möchten sie zugeben, daß sich Samson, begünstigt durch einen edel angelegten Sinn, aus dem viele Jahrzehnte hindurch mit Vorliebe und Treue gepflogenen Geistesverkehr mit den Besten des classischen Alterthums jenen gefesteten Gleichmuth, jene objective Lebensanschauung, jene heitere Milde angeeignet gehabt, welche wir als höchste und letzte Frucht des Geistes der alten Welt anzuerkennen gewohnt sind, daß er aber weder Anlage noch Bedürfniß gehabt habe, in jene größeren Tiefen des inwendigen Menschen einzudringen, welche christliches Geistesleben von demjenigen der Alten unterscheiden. Die in dieser Beziehung billigsten Beurtheiler erläutern solches damit, daß sie freundlich entschuldigend hervorheben, die tieferen Ideen, die Lichtstrahlen des Evangeliums hätten seine Jugend nicht berühren können, denn diese wäre in eine Zeit gefallen, die für jene keine Empfänglichkeit besessen, darum habe er sie auch im Alter, wenn auch allezeit ohne Feindseligkeit und Spott, dahingestellt sein lassen. Hiermit wird denn auch vielfach in Verbindung gebracht, daß Samson mehr Mann des feinen, durchgebildeten, aber kalten Verstandes, als Mann des warmen Herzschlages, genug alles dessen gewesen sei, was wir Deutschen mit dem Worte Gemüth aussprechen.

Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen über Sinn und Bedeutung der Worte: Religion, christlicher Sinn, Gemüth, anzustellen; ich begnüge mich mit der Andeutung, daß, wenn es Zeiten gab, deren Signatur vielleicht in der That dazu angethan sein mochte, den Einzelnen dem Unendlichen, Ewigen zu entfremden, hinwiederum aber auch Zeiten kommen, welche die Versuchung mit sich führen, den Wald der Religion vor den Bäumen ihrer besondersten Ausprägung und Gestaltung nicht zu sehen und daß bei

jedem Menſchen unſeres chriſtlichen Zeitalters bis zum Beweiſe des Gegentheils die Vermuthung zu Gunſten ſeiner chriſtlichen Religioſität ſprechen muß, in Uebereinſtimmung mit jenem tiefſinnigen Wort einer geweſenen Jüdin: „Die menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin.“

So ſage denn auch ich: Samſon war von Natur ein Chriſt, aber nicht nur von Natur, ſondern von Jugend auf und von innerlichſter Durchgeiſtigung, wenn auch vielleicht in einem Habitus, der für Manchen hinreichen mag, ihn dieſer oder jener von den vielen Ketzereien mannigfaltigſter Benennung zuzuzählen.

Wenn ich ſagte, er ſei Chriſt geweſen von Natur, ſo erlauben Sie mir jetzt, mit einer leiſen Umdeutung dieſes Wortes auf jene Perſpective zurückzutreten, auf welche wir uns gleich am Eingange dieſer Betrachtung geſtellt hatten.

Der Naturgrund des Einzelnen iſt zunächſt die Familie, das Geſchlecht, der Volksſtamm, denen er entſproß. Von dem niederdeutſchen Geſchlecht der Familie Samſon iſt uns kürzlich, gruppirt um die kernige Heldengeſtalt Herrmann Samſon's des Superintendenten, des Ahnherren unſeres Reinhold Johann Ludwig, ein lebensvolles Bild entrollt worden. Wer das Glück hat zu ſolchem Ahnherren aufſchauen zu dürfen, der auch ſollte, dächte ich, einige Vermuthung für ſich haben, und ſo werden wir in der That ſehen, daß unter veränderten Zeitumſtänden und gleichſam in veränderter Geiſtestracht die ſtarke proteſtantiſch kirchliche Art und Kunſt des alten Herrmann auch noch in ſeinem Urenkel webte und lebte, wie wir denn auch ſonſt noch Gelegenheit haben werden, das traditionelle Familienelement ſich in dem Nachkommen bethätigen und jene Anſchauung vom Geſchlechte bewahrheiten zu ſehen: es ſei daſſelbe gleichſam nur „ein fortwurzelnder Mann.“

Iſt einmal ein tüchtiger, frommer Sinn in einer Familie zur Geltung gekommen, ſo bildet er ein Stammcapital, das, nicht leicht ganz aufgezehrt, unter günſtigen Umſtänden den ſittlichen Lebensſchatz in derſelben mächtig fördern hilft. Von den Altvordern Samſon's ſei außer jenem Herrmann, auch noch deſſen Vater und deſſen Sohn erwähnt, von welchen der eine mit leiblichen, der andere mit geiſtigen Waffen die Freiheiten Riga's treulich ſchirmte. Dann aber weilt unſer Blick mit beſonderer Vorliebe auf der ehrwürdigen Geſtalt des Vaters unſeres Samſon, wie Sie, meine Herren, dieſelbe, von der Pietät des Sohnes gezeichnet, in dieſen Tagen einer anderen Erinnerungsſchrift an Letzteren werden eingereiht gefunden haben. Dieſer Vater, der Landrath Karl Guſtav Samſon, hat nach allen uns zu

Gebot ſtehenden Ueberlieferungen und zumal nach den zahlreichen Zeugniſſen der unauslöſchlichſten Dankbarkeit, welche ihm der Sohn faſt bis an das eigene Lebensende bei jedem Anlaß widmete, jenes ſittlich religiöſe, im Gemüthe heimiſche Fideicommiß dem Sohne ungeſchmälert aus treuer Hand zu treuen Handen überliefert. Hören wir ihn ſelbſt, wie er noch im Jahre 1858 auf Veranlaſſung des in dieſem Jahr erfolgten Todes ſeines als eſthländiſcher Landrath verſtorbenen Bruders Wilhelm ſich äußert:

„Mein Bruder und ich mit zahlreichen Geſchwiſtern wurden bei verſchiedenen Anlagen von liebevollen Eltern erzogen. Ein verſtändiger, zwar ernſter, aber gütiger Vater leitete die Erziehung; daher genoß er von den Kindern ungemeſſen Gehorſam und Vertrauen. Sein Andenken war uns heilig bis auf die ſpäteſte Erinnerung. Aus meines Bruders Kindheit iſt mir aber Etwas beſonders bemerkenswerth. Etwa 4 Jahre älter als er, wiederholte ich mit ihm Alles vor dem Schlafengehen, was wir den Tag über in den Schulſtunden gelernt oder ſonſt erfahren hatten und worin ich mich voraus glaubte. Die Tendenz war meiſt eine religiöſe."

Dem Vater widmete der 17jährige Jüngling an deſſen Geburtstage ein Gedicht, in welchem es unter Anderem heißt:

„Es hört mich Gottes Geiſt, als Zeuge
Des Herzens Frohgefühl; und ſchon
Trägt mir ein Engel, eh' ich ſchweige,
Der Liebe Wunſch vor ſeinen Thron."

Und am Grabe ſeines Vaters ſang der 46jährige Mann:

„Die Gräber ſchrecken nicht — das Wort des Bundes
Tönt über ihnen her! Der Staub der Erde
Erhebt ſich in des Ew'gen Morgenroth
Und folgt der Freiheit himmliſchem Panier."

„Er iſt, er lebt"! ſo rufts aus fernen Lüften,
Und dieſer Erde Schmerz, er iſt nicht werth
Der Herrlichkeit, die ſich uns offenbart

. . . . . .

„Wir nahen Dir, o Gott, des Glaubens froh,
Der Hoffnung voll und ſelig in der Liebe,
Wir beten ſtill der Andacht heilig Lied:
Was Du gethan, iſt wohlgethan."

Und was ihm auch die Mutter als liebevolle Pflegerin und Hüterin des

dem Ewigen zugewandten kindlichen Sinnes geweſen: wie herzlich ſpricht es der 21jährige, ſchon von der Univerſität Heimgekehrte in einem Gedicht „an die Göttin des Gefühls“ aus, in welchem er dieſe allegoriſche Geſtalt mit derjenigen ſeiner Mutter poetiſch zuſammenfließen läßt:

„Als unbewußt im Morgenſtrahle
Ich meinen Zauberfaden ſpann,
Der Zukunft Labyrinth nicht träumte,
Mit Gold den trüben Kreis beſäumte,
Der mir zuerſt im raſchen Flug
Des Lebens Bitterkeiten trug;
Da Göttin! ließeſt Du mir milde
Ein Herz, das zärtlich für Dich ſchlug;
Ich ſah — und ſah in Deinem Bilde
Die Mutter, die mich liebend trug;

. . . . . .

Als ich, ein Jüngling, kühn entbrannte,
Des Wiſſens dunk'le Nacht zu gehn,
Und Niemand mir die Wahrheit nannte,
Die Tauſend' ahnden und nicht ſehn —
Ein ſchwaches Rohr in Ungewittern
Die ew'ge Scheid'wand zu erſchüttern,
Die nun mein trübes Aug' umfloß,
Mit raſchem Heldenmuth beſchloß;
Und als, des bangen Kampfes müde,
Der Zweifel Wirbel mich verſchlang,
Mit mir des Glaubens ſüßer Friede,
Der Hoffnung holde Zukunft rang, —
Und dennoch, ſtolz auf Geiſteswürde,
Der dunkeln Satzung kühne Bürde
Zu weih'n dem ſtillen Friedenspaar,
Ich nur zu unentſchloſſen war;
Da reichteſt Du die Himmelspalme
Des Glaubens und der Hoffnung mir.
Ich ſah, an welchem morſchen Halme
Des Wiſſens Knospe hing. Blos Dir
O Göttliche! entglomm der Funken
Des Lichts, als ich in Nacht geſunken,

Der ſtarren Selbſtverzweiflung nah',
Nur banges Elend um mich ſah."

Mit dieſem poetiſchen Erguß haben wir, wie Sie ſehen, dem Entwickelungsgange Samſon's vorgegriffen. Hier ſteht ſchon „Fauſt" vor uns: dieſes echte Phänomen in der Logik zumal des deutſchen Geiſteslebens. Der ſtille Friede des Vaterhauſes, die einfältig fromme Tradition iſt durchbrochen von dem Wellenſchlage einer Zeit, die alle gährenden Kräfte des Geiſtes tief aufgewühlt hatte wie kaum je eine andere.

War es doch dieſelbe Zeit, die ja auch das Urbild jenes typiſchen Phänomens der Muſe unſeres größten Dichters abgerungen, die Zeit, in welcher die tiefen und fruchtbaren Gedanken eines Leſſing, Herder, Kant, bald auch eines Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher mit wunderbarer Gleichzeitigkeit und Kraft alle denkenden Zeitgenoſſen in neue Bahnen fortriſſen.

Ausgeſtattet mit einer ſorgfältig dargebotenen und mit gewiſſenhaftem Ernſte aufgenommenen Schulbildung im väterlichen Hauſe, hatte Samſon 18 Jahr alt die Univerſität Leipzig bezogen und hier während zweier Jahre vorzugsweiſe juriſtiſchen und philoſophiſchen Studien obgelegen, welche jedoch, als der Kaiſer Paul im Jahre 1798 ſämmtliche inländiſche Jugend zurückberief, ein, wie Samſon ſelbſt bedauernd ſagt, „vorzeitiges Ende" nahmen. Wie ernſt er aber dieſe kurze Friſt benutzte, davon zeugt unter Anderem ein noch erhaltenes, mit der ihm eigenen Ordnung und Sauberkeit dem Vortrage Tittmann's des Juriſten nachgeſchriebenes Heft.

Die Richtung ſeines philoſophiſchen Studiums dagegen läßt ſich aus dem Umſtande entnehmen, daß die Werke Kant's, die noch jetzt ſeine einſtige Bibliothek zieren, nicht nur das Datum jener akademiſchen Jahre, ſondern in zahlreichen Randgloſſen ſeine eingehende Beſchäftigung mit dieſem Denkerkönige aufweiſen; aus dem Umſtande ferner, daß ein jetzt vergeſſener, damals aber nicht unbedeutender philoſophiſcher Kopf, der Profeſſor Carl Heinrich Heydenreich, der von claſſiſchen, äſthetiſchen und poetiſchen Studien einerſeits, von Spinoza andererſeits herkommend, ſich unter Kant's Banner geſtellt hatte, auf dem Wege des Verſtändniſſes dieſes Letzteren Samſon's geiſtiger Führer geweſen iſt.

Wenn wir ſomit hier an der Quelle derjenigen formellen, theoretiſchen Strömungen ſtehen, welche unſeren Samſon zeitlebens begleiteten: Freude an den edelen Formen des claſſiſchen Alterthums, äſthetiſche Handhabung auch ſpröden und proſaiſchen Stoffes neben Vertrautheit mit den Functionen

philoſophiſchen Denkens, ſo müßten wir doch auch ohne jene der Mutter gewidmeten Strophen annehmen, daß das religiöſe Leben des wahrheitsdurſtigen, phantaſievollen und bis dahin in kindlich gläubiger Einfalt aufgewachſenen Jünglings in eine Kriſis eingetreten war, welcher kein deutſcher und proteſtantiſcher Student von innerer Regſamkeit entgehen kann noch ſoll. Ohne Schmerz, ja ohne Gefahr iſt freilich ſolche Kriſis nicht. Beide klingen uns in jenem Gedichte, das unmittelbar nach erfolgter Heimkehr von der Univerſität entſtanden iſt, aus Samſon's Gemüth ſcharf genug entgegen. Wer aber ſelbſt ſolche Kriſen ſiegreich und ohne Schaden zu nehmen an ſeiner Seele beſtanden hat, der wird das Meer nicht ſchelten, weil es nicht immer glatt, nicht überall Hafen iſt. So mochte denn auch Samſon ſeine Kriſis um ſo weniger beklagen, als ihm der Compaß und das Steuerruder auch in der heftigſten Brandung nie entglitten iſt.

Das Vorurtheil iſt freilich weit verbreitet, daß in philoſophiſche Studien ſich ſtürzen ſo viel heiße als in einen Abgrund der Oede und Kälte ſtürzen. Wer aber ſelbſt im Feuer geweſen iſt, weiß es beſſer und wundert ſich nicht, in Heydenreich, dem geiſtvollen und eifrigen Interpreten Kant's, zugleich auch dem liebevollen Ueberſetzer von Pascal's „Pensées" zu begegnen.

So laſſen wir denn auch Samſon getroſt ſeine geliebten Alten, die ihm ſchon von der Schule her vertrauten Römer und die erſt dem reifenden Manne durch autodidaktiſches Sprachſtudium zugänglich gewordenen Griechen! Sie werden ihm keinen Schaden thun: ſie werden ihm vielmehr da die liebſten ſein, wo er ihnen den Vorklang chriſtlicher Ideen abzulauſchen glaubt. Ich finde z. B. unter ſeinen maſſenhaften Excerpten eines aus Cicero's erſtem Buche der tusculaniſchen Unterſuchungen, welches den Tod als Heimkehr aus Kerker und Banden in das eigenſte und ewige Vaterhaus feiert, und dazu den Ausruf Samſon's: „Welche Offenbarung hat dem Heiden dieſe Gedanken eingeflößt? Wohl nur die, die in der Bruſt jedes menſchlichen Weſens liegt." Und auf demſelben, zwar nicht datirten, aber nach der Handſchrift etwa auf ſeine vierziger Jahre deutenden Blatte zu dem Texte eines alten Griechen, „daß nichts ſüßer wäre als Alles zu wiſſen", die erweiternde Gloſſe: „Chriſtum lieb haben iſt beſſer denn alles Wiſſen."

Nun würde man freilich irren, wollte man ſeinen neugewonnenen Standpunkt als eine einfache Rückkehr zu dem Glauben der Kindheit anſehen. Wer die Unmöglichkeit einer ſolchen einfachen Rückkehr nicht

kennt, dem könnte ich ſie an Samſon in ſcharf einſchneidenden, bald ſkeptiſchen, bald ſpeculativen „Aphorismen“ nachweiſen, die er ungefähr gleichzeitig mit jener pauliniſchen Gloſſe offenbar nur zu eigenſter Selbſtverſtändigung zu Papier gebracht hat, von denen ich jedoch als Probe des Geiſtes nur einen herſetzen will:

„Das Unbegreifliche iſt dem Menſchen nicht begreiflicher geworden durch die Offenbarung, und das Unendliche hat durch ſie nicht eins werden können mit dem Endlichen. Und das konnte es auch nicht; denn ſo wie dem Endlichen das Unbegreifliche begreiflich wird, ſo muß es auch unendlich und ſich ſelbſt unbegreiflich werden d. h. ſein innerſtes Weſen, ſeine eigenſte Natur aufgeben.“

Von hieraus wird es uns verſtändlich, wie Samſon ſich von der praktiſchen Seite des Chriſtenthums lebhafter angezogen fühlen mochte, als von der mehr und mehr ſich geltend machenden Manier, in einſeitiger Betonung des Dogma dieſe verſtandesmäßige Formulirung des Unbegreiflichen eben als Begreiflichſtes einreden zu wollen. Jene praktiſche Seite iſt aber in der That die innerſte Seele und der Pulsſchlag ſeines ganzen Lebens geblieben, was ſich von den vertraulichſten Gaben ſeiner einſamen Muſe bis hinaus zu lautem Bekenntniß des öffentlich redenden Staatsmannes verfolgen läßt.

Um Ihnen, m. H., von Letzterem eine Probe zu geben, citire ich Worte aus der Rede, mit welcher er den Landtag von 1833 als älteſter Landrath, an den Text der eben gehörten Landtagspredigt anknüpfend, eröffnete:

„Das Treffliche“, heißt es dort „das Unvergängliche der heiligen Schrift liegt darin, daß ihre Wahrheiten ſich auf alle Verhältniſſe unſeres Lebens anwenden laſſen, daß ſie zu jeder Zeit und an jedem Orte belehrend uns erbauen, ermunternd uns kräftigen und erfreuen mögen. Wir können daher auch an dieſer Stätte uns jenes Textes: „Der Herr iſt treu, der wird Euch ſtärken und bewahren vor dem Argen“ — noch einmal erinnern und auf ſeine Wahrheit als göttliche Verſicherung und Tröſtung bauen ..... Ihres guten Rechts und Ihrer Pflichterfüllung gewiß, jeden Beitrag zu der allgemeinen Wohlfahrt als Zuwachs zu Ihrer eigenen ehrend, nicht dank- und ruhmſüchtig .... bringen Sie am Altar der Vaterlandsliebe ein Opfer dar, das, wenn auch unſcheinbar und heimathlich nur, von dem großen Geber und Vergelter alles Guten, der Herz und Nieren prüft, wohlgefällig und noch in Enkeln ſegnend aufgenommen werden wird.“

Daß er aber hier nicht irgend jemand Anderem, ſondern nur ſeiner

eigenen, vollſten Ueberzeugung genug thun wollte, das beglaubigen uns, ſollte es deſſen bedürfen, jene zahlreichen, meiſt in poetiſchem Gewande auftretenden Zeugniſſe ſeines inneren religiöſen Lebens, die einen nicht unbedeutenden Bruchtheil der großen Menge Gedichte und Gedichtchen ausmachen, in denen er zeitlebens ſich ſelbſt zu ſagen liebte, was ihn äußerlich berührte und innerlich bewegte. Samſon war Dichter in der edelſten Bedeutung des Wortes. Bei ſeltener Beherrſchung und leichteſter Handhabung der verſchiedenſten metriſchen Formen, war es ihm nie darum zu thun auch nur einen Vers zu machen, um einen Vers gemacht zu haben. Faſt alles dagegen was der Tag brachte, nahm wie abſichtslos unter ſeiner Hand poetiſche Geſtaltung an. Ein dickes Convolut von Papierſtreifen, Blättchen, Briefcouverts, iſt bedeckt mit ſolchen ſtillen Bekenntniſſen in Ernſt und Scherz, faſt durchgängig jüngeren Datums, als die 1825 im Druck erſchienenen Gedichte und auf dem gemeinſamen Umſchlag von ihm ſelbſt betitelt „ungedrucktes Zeug.“ Dieſem Convolute entlehne ich für heute, mit ausſchließlicher Bezugnahme auf dasjenige, was in das Capitel Religion und Pietät gehört, einiges Characteriſtiſche.

Während ſeiner Arbeiten in der kaiſerlichen Kanzellei ſang er am 18. November 1840:

„Daß auch der eitle Wahn Dich nicht bethöre
Du habeſt g'nug gethan, ja mehr geleiſtet
Als Deine Pflicht gebot. Mit ſolchem Wahne
Beginnt des Guten Stillſtand unverſehens.

. . . . . .

O Heil Dir, wenn von Leid und Luſt geſchieden,
Du ſtatt des Marmors, welchen Schmeichler ſetzten,
Einſt ſagen kannſt auf Deiner Wege letzten:
„Ein treuer Diener, kehr' ich heim in Frieden.“

Und dann wieder am 18. December 1840:

„Nicht des Wiſſens aufgethürmte Maſſen
Sichern Dir den Reichthum des Geſchicks;
Nur in wenig Worte magſt Du faſſen
Ach, die ganze Summe Deines Glücks.
Bleibe, Dir in tiefſter Bruſt gegraben,
Bleib den Worten Deines Heils getreu;
Ihnen dankſt Du jegliche der Gaben,
Selbſt das höchſte Wiſſen, alt und neu.“

In Luſtiſer, ſeinem Landſitz, richtete er am 28. April 1842 an „ſeinen Leibarzt“ folgende Strophen:

„Kannſt Du der Seele Leid und Wehen
Mir heilen wie des Körpers Weh,
So iſt von allen Panaceen
Die Deine, Freund, die kräftigſte.
Was hilft's . . . . . .
. . . . . .
Wenn von der Unzahl Deiner Mittel
Erſtarkt, des Körpers Siechthum ſchweigt,
Und doch nicht um den kleinſten Tüttel
Die innere Peſt der Seele weicht?
Wer wagt beſchönigend zu deuten,
Was unſer Inn'res offenbart?
Wie viel iſt dort nicht auszureuten
An Uebeln viel verzweigter Art!
Seit Adam . . . . . .
. . . bis zum heutigen Tage,
Weiß kein Galen, kein Hippokrat
Auf ſeiner Gran- und Scrupelwaage
Für Leiden unſ'rer Seele Rath.

In dieſe Gedankenreihe gehören auch zwei Diſtichen vom 2. Juli 1849 überſchrieben „Leib und Seele:“

Jenen pflegſt Du mit Marzipan und firneſtem Nektar,
Schmückſt ihn mit Atlas und Sammt, Bart und gekräuſeltem Haar;
Aber der Seele Geſchwür und Brandmal läſſeſt Du wuchern,
Bis im mephytiſchen Moor, ſchrecklich zu ſchaun! ſie verſinkt.“

Am 2. October deſſelben Jahres entwarf er, laut eigenhändiger Bemerkung „auf dem Wege von Riga nach Luſtiſer zwiſchen Wolmar und Stackeln“, ein Gedicht, betitelt „Ergebung“, aus dem ich folgendes hervorhebe:

Warum, ſtatt männlich dulden, klagen,
Warum, ſtatt gläubig hoffen, zagen?
Erblüht die wahre Heimath Dir,
O Menſch, doch droben nur, nicht hier!

Für heut' und morgen nur ein Hüter
Einſtweilig anvertrauter Güter,
Kann nichts, und nenneſt Du 's auch Dein,
Für immer Dir zu eigen ſein.

. . . . . .

Der Blumen tränkt und Würmer ſpeiſet,
Dem Wandelſtern die Bahnen weiſet,
Das Saatkorn in der Erde ſchwellt,
Den Weltgeiſt ſtark in Zügeln hält,

Der zählt auch von der Wieg' zur Bahre,
O Menſch, auf Deinem Haupt die Haare,
Und iſt, bedroht Dich Ungemach,
Dir gnadenvoll als Retter wach.

Den erſten Schrei hat er vernommen,
Mit dem Du in die Welt gekommen;
Er ſiehet auch die Thränen einſt,
Die letzten, die Du ſterbend weinſt."

Am 27. Juni 1849, ſeinem Geburtstage, ſchrieb er:

„Ein und ſiebenzig Jahre nun ſind's, da begrüßt ich die Erde,
Hülflos wie jeder, doch viel ward mir des Guten zu Theil.
O wie könnt' ich, o Schöpfer, wie könnt' ich würdig Dir danken!
Keinen beredteren Dank giebt es, wie ſtummes Gebet.
Inneren Frieden verlieheſt Du mir." ....

Und am 28. März 1852 dichtete er:

„Laß Dein Licht mir leuchten im Dunkel der irdiſchen Nächte,
Werde mein Friede mit Dir höher denn alle Vernunft."

Doch ich breche, wiewohl ungern, dieſe Reihe hier ab, mit der ich Ihre Geduld nur zu dem Endzweck in Anſpruch nahm, jene vorhin angedeutete Lücke in der Kenntniß von Samſon's innerem Leben wenigſtens andeutungsweiſe zu füllen, von jenem Leben, das ihn, wie ich mich ausdrückte, ganz eigentlich zu dem Einen und mit ſich Einigen machte, von dem das viele Bekannte und minder Bekannte, immer aber Tüchtige und Treffliche ausging, nicht nach willführlicher caſuiſtiſcher Reflexion proſaner Welt- und Lebensklugheit, ſondern eben wie von edelem Baume edele Frucht.

Es ſagt's eben Jeder in ſeiner Sprache:
Warum nicht er in der ſeinigen?

Sollte ich nun aber mit dieſen ausführlichen Darlegungen deſſen, was Samſon zeitlebens verbarg oder doch höchſtens den Allervertrauteſten eröffnet haben mag, mich dem Vorwurf ausgeſetzt haben, Ihre Erwartungen, die auf Charakteriſtik eines Mannes der objectiven That gerichtet ſind, mit Hinzeichnung allereigenſter Subjectivität zu täuſchen; ſo finde ich meine Rechtfertigung in der Wahrnehmung, daß jene Charakteriſtik, die ich Ihnen allerdings, wenn auch ebenfalls nur aphoriſtiſch und in den hervorſtechendſten Epochen und Zügen vorzuführen gedenke, an Gehalt und Bedeutſamkeit nur gewinnen kann, wenn ſie als Ausführung im Großen, als Projection in die Weite von *Dem* ſich darſtellt, was uns das feingezeichnete Grundbild des inneren Menſchen erwarten läßt.

Als praktiſcher Gehalt aber dieſes Grundbildes ſtellt ſich doch wohl die tiefſittliche Idee der *Treue* heraus. Und ſo treu wie gegen ſich ſelbſt d. h. gegen ſein Unſterbliches, ſo treu jeglichem äußern Beruf, ſo treu ſeinen nächſten Angehörigen, ſeinen Freunden, ſo treu auch ſeinen Feinden, ſo treu endlich ſeinem öffentlichen Amte, ſeinem Vaterlande und ſeiner Kirche, finden wir Samſon wieder, wir mögen ihn treffen auf dieſem oder jenem Poſten des Lebens.

Greifen wir für jetzt ſein öffentliches Leben heraus, ſo bietet er ſelbſt uns den Schlüſſel zu demſelben dar, wenn er im Jahr 1852, als Jubelgreis die beglückwünſchende Zuſchrift eines hochgeſtellten Mannes zu dem von der livländiſchen Ritterſchaft gefeierten Feſte ſeines 50 Jahre lang ihr gewidmeten Dienſtes beantwortend, ſagt, daß er ſeit frühen Jahren ſich zwei Gegenſtände zum Ziel ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit geſetzt: die *Verbeſſerung und Veredelung des Bauernſtandes* und die *Feſtſtellung der ſchwankenden Geſetzgebung dieſer Provinzen*. „Iſt es mir auch nicht vorbehalten, die vollendete Löſung dieſer Aufgaben zu erleben, ſo muß ich es doch der Vorſehung danken, daß es mir vergönnt war, in beiden Verhältniſſen thätig zu ſein und — überſchätze ich mich nicht — zum Theil den Impuls gegeben zu haben." Nun, *das* weiß Livland, daß er ſich hierin nicht überſchätzte.

Ehe wir nun aber an eine eingehende Charakteriſtik von Samſon's öffentlicher Thätigkeit gehen, geſtatten Sie mir nochmals in ſeine Jünglingsjahre zurückzugreifen. Ich ziehe ein Blatt vom 14. Juni 1799 her-

vor, auf welches Samſon eine Ode, betitelt „der Bürger“ ſchrieb, wo es u. a. heißt:

„Wenn .... der Jüngling . . . . . .
. . . . . .
Nicht ſcheut des Edlen Mühen und Schweiß, nicht zagt,
Wenn auch Despotenlaune und Henkerſtahl
Erſchüttern ſeines theuren Landes
Ewige, von Ahnen geerbte Freiheit,
Umarm' ich als Bürger und Freund ihn dann,
Als Bruder ſegnend . . . . . .
. . . . . .
Der Freiheit Göttin lächelt nur dem, der treu
Der Bürgerliebe, duldend ſich hingiebt der
Geliebten Menge, aber nicht ſie
Opfert der Leidenſchaft wildem Aufruf;
Despoten! jauchzt auf blut'gem Tribunal —
Despoten! ſchwingt die Geißel der Tyrannie,
Beſä'n den Acker und den Weinberg
Alba und Marat mit Bürgerleichen!“

Was hier in jugendlicher Hyperbel und Odenſchwunge der Einundzwanzigjährige ſang, das blieb, wenn auch gereift, geläutert und in der Form gemildert, der Grundton von Samſon's politiſchem Glaubensbekenntniß, und ſo werden wir ihn auf dieſem Gebiete nicht minder ſich ſelbſt und der öffentlichen Sache treu befinden, als auf dem grundbildlichen ſeiner Religion.

Im Verlaufe ſeines langen und mannigfaltigen öffentlichen Lebens war es ihm freilich nicht möglich, ſich ganz auf jene zwei Hauptaufgaben zu beſchränken, wie ſehr auch dieſe den durchlaufenden rothen Faden bilden. Es trat noch vielerlei Anderes an den immer Arbeitsfähigen und immer Arbeitsluſtigen, nie Erſchöpften — wie er ſich einſt ſcherzend ſelbſt nannte: nie „Verdampften“ — heran, dem er ſich nicht entziehen mochte. Heute werden wir uns auf nur noch zwei weitere Aufgaben ſeines öffentlichen Lebens einlaſſen können: ich meine ſeine Stellung im livländiſchen Provinzial-Conſiſtorio und ſeine Stellung im livländiſchen Hofgerichte.

Ich ſchätze mich glücklich, bei der nachfolgenden Schilderung der bezeichneten vier Beziehungen Samſon's zum öffentlichen Leben unſeres Landes, als Schilderer faſt durchaus hinter den Geſchilderten zurücktreten

zu dürfen, indem ein überreiches archivaliſch-biographiſches Material mich in den Stand ſetzt, Ihnen unſeren Reinhold Johann Ludwig Samſon faſt immer ſelbſtredend vorzuführen.

1.

Indem ich als bekannt vorausſetze, welch' lange Vorgeſchichte das Werk der auch heute noch nicht zum Abſchluß gediehenen Codification unſerer Provinzialgeſetze aufzuweiſen hat, will ich nur erwähnen, daß Samſon im Jahre 1818 durch den General-Gouverneur Marquis Paulucci, damals ſeinen eifrigen Gönner, ſpäter ſeinen erbitterten Todfeind, berufen worden war, in der Provinzialgeſetz-Commiſſion an der Sammlung der Provinzial-Rechte zu arbeiten. Schon nach 3 Jahren (1821) hatte Samſon ein mehrbändiges Werk in Folio ausgearbeitet, welches unter dem Titel „Inſtitutionen des livländiſchen Provinzialrechts" noch jetzt vorliegt. Ich hebe nur das Motto hervor, das ihm ſein Verfaſſer vorſetzte und damit deutlich genug ankündigt, weß Geiſtes Kind ſein Opus ſei. Es ſind Worte des Königs Sigismund Auguſt aus dem nach ihm gehießenen Privilegio von 1561:

„Nihil respublicas magis quassare atque concutere solet, quam legum, consuetudinis atque morum mutatio."

Fünf Jahre ſpäter, als auf Veranlaſſung der mittlerweile erfolgten Thronbeſteigung des Kaiſers Nicolaus die verfaſſungsmäßigen Rechte und Privilegien Livlands der Allerhöchſten Confirmation unterbreitet werden ſollten, war es wiederum Samſon, der ſie zu dieſem Behuf aus dem reichen Schatze ſeiner Rechts- und Geſetzeskenntniß mit fortlaufenden Erläuterungen verſah und begleitet von einer „Skizze zur Verfaſſung und Verwaltung von Livland" am 1. März 1827 dem Marquis Paulucci überreichen konnte.

Wollen Sie ſich nun einige Proben des Geiſtes aus beiden mittheilen laſſen. In der Erläuterung zu den Accordpunkten der livländiſchen Ritterſchaft von 1710 heißt es:

„Wie der Adel, ſo unterwarfen ſich auch die livländiſchen Städte in der Folge dem ruſſiſchen Scepter auf Grundlage beſonderer Verträge. Erſt im Nyſtädter Frieden jedoch entſagte Schweden feierlich ſeinem Eigenthumsrechte an Livland. Nichts deſtoweniger aber blieben alle von den Ständen ausbedungenen Rechte und Freiheiten in Kraft; denn ſie wurden im Friedensſchluß abermals zugeſagt und beſtätigt. Livland ergab ſich alſo nicht nach dem ſchweren und harten Geſetz der Eroberung einem ſchonungs-

loſen Eroberer; ſondern .... die vertragsmäßige Beibehaltung aller ſeiner hergebrachten Rechte und Freiheiten ſpricht ſich in den vorliegenden Accordpunkten und deren Ratification aus."

Dann heißt es zum Punkt 1: „Dieſem Punkte gemäß iſt die lutheriſche Religion ungeändert bis jetzt bekanntlich die herrſchende in Livland geblieben*)."

Und zum Punkt 4: „Wegen der ausbedungenen Akademie in dieſer Provinz iſt hieſelbſt nichts zu erläutern, da Seine Kaiſerliche Majeſtät geruht haben, mittelſt Ukaſes vom 5. Januar 1802 dieſem Punkte die vollſte Erfüllung zu geben."

Ferner zu den Punkten 6 und 11: „Die Provinz iſt ihres alten und in dieſen Punkten wiederholt ausbedungenen Rechts, daß im ganzen Lande nur Adelige und ſonſt Eingeborene teutſcher Nation in den Gerichtsbehörden angeſtellt werden ſollen .... noch theilhaftig."

Endlich zum Punkt 9: „Um dieſes hier ausbedungene Tribunal zu Stande zu bringen, errichtete der Kaiſer Peter I. .... bald nach Abſchluß der Capitulation in St. Petersburg das Reichsjuſtizcollegium der liv-, eſth- und finnländiſchen Sachen. Obgleich die Provinz den Vortheil hatte, daß ſie bei dem gedachten Collegium die Rechtsverhandlungen in teutſcher Sprache vor teutſchen Richtern betreibe; ſo war der Endzweck dennoch inſofern nicht erreicht, als von dem Reichsjuſtizcollegio die Rechtsſachen vor den Senat zu bringen erlaubt war. Indeſſen verblieb es dabei bis zur Einführung der Statthalterſchafts-Verfaſſung im Jahr 1783. Als der Kaiſer Paul I. im Jahr 1796 die jetzige Verfaſſung wiederherſtellte, beſtimmte er zugleich, daß die geſetzliche Reviſion vom Hofgerichte an den Senat gehen ſollte. Solchergeſtalt entbehrt die Provinz gegenwärtig noch des ihr in dieſem 9. Punkt der Capitulation auf den Grund des Unionsdiploms vom 26. December 1566 bewilligten oberſten Tribunals." ....

Mit nicht minder edlem Freimuth und warmem Rechtsgefühl des getreuen Patrioten ſpricht ſich Samſon in der oben erwähnten begleitenden Skizze aus:

„Die Liebe zu einer Verfaſſung, die durch lebendiges Feſthalten an ihren Formen, und die zu einem Geſetze, welche durch willigen Gehorſam

*) Ein flüchtiger Blick auf den bezüglichen Accordpunkt lehrt, es könne aus demſelben nur Gleichberechtigung der Confeſſionen deducirt werden

D. Red

gegen daſſelbe ſich kundthut, zeugen von dem Glücke der Staatsbürger. Ein glücklicher Unterthan wird aber auch immer ein guter ſein. Mit dieſem Bewußtſein ſeines Glückes und ſeiner Treue hat Livland länger als ein Jahrhundert unter dem ruſſiſchen Scepter gelebt. Es beruht einzig auf der Achtung, welche die glorreichen Beherrſcher Rußlands der Zuſage ihres großen Ahnherrn erwieſen haben; wie dieſe ſich rein und wahr erhält, wird auch jenes in keines Livländers Bruſt erlöſchen."

Und an einer anderen Stelle:

„Der Livländer ſelbſt kann nicht anders als mit Gefühlen des Dankes und der Bewunderung an die Vergangenheit denken, welche ſein Vaterland oft bewegte, oft ſogar erſchütterte. Sein Dank gebührt dem oberſten Lenker der Schickſale, ſeine Bewunderung der weiſen Beſonnenheit ſeiner Vorfahren. Denn nur dieſer iſt er das Glück ſeiner Verfaſſung und Standesrechte ſchuldig — ein Glück, das durch ihre Vorſorge in feierlichen Diplomen begründet ward und das die Gewiſſenhaftigkeit ſeiner Landesherren ſeit Jahrhunderten ihm bis auf dieſen Augenblick erhielt .... Die ſtaatsbürgerliche Exiſtenz des Livländers .... iſt nicht auf dasjenige beſchränkt, was ihm das Recht der Eroberung etwa vergönnte; ſie beruht vielmehr auf dem, was der Stand zu welchem er gehört, vertragsmäßig ſich ausbedang. Und dieſe höhere Stufe eignet ſich nicht etwa vorzugsweiſe ein einzelner Stand an; nein, ſie gehört allen Ständen Livlands, ſeit auf die Bitte des Adels, der Edelmuth Alexanders auch den Bauern das Recht beſtätigte, einen freien Stand auszumachen."

Und endlich:

„Wer unter Verfaſſungen und Geſetzen lebt und weder jene liebt noch dieſe achtet, verdient keines dieſer ſchönen Beſitzthümer. Wenn alſo der Livländer mit Freuden ſich zu beiden bekennt; wenn ihm die beſonderen Rechte, die ſeine Vorfahren erwarben, theuer, ja unveräußerlich ſind; wenn er mit Liebe zu ihrem Beſitz und mit Vertrauen zur Beſtändigkeit deſſelben ſagen kann: „daß ſeine politiſchen Rechte vertragmäßig erworben ſind und daß er eben deswegen ihrer auch immer theilhaftig ſein werde," ſo iſt dies eine Denkart, die unmittelbar aus der Natur der Sache fließt und eigenthümlich in ihr begründet iſt; eine Denkart, die mit freudigem Bewußtſein ihn um ſo mehr erfüllen muß, als er in willigem Gehorſam und in treuer Ergebenheit gegen ſeinen Monarchen von Niemandem je übertroffen worden iſt, und als er ſolchen Gehorſam und ſolche Ergebenheit

ſich nie als Verdienſt angerechnet, ſondern nur als Schuldigkeit zu heiliger Pflicht gemacht hat."

Noch in demſelben Jahre 1827 wählte der livländiſche Landtag Samſon zum Landrath.

Haben wir ſoeben gehört, in welcher Weiſe ſich Samſon der Staatsregierung gegenüber vernehmen ließ, ſo ſollte ihm ſein neues Amt — das größte, welches der Landtag zu vergeben hat — bald die Gelegenheit bieten auch dieſem gegenüber auszuſprechen, wie er die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes angeſehen und angefaßt wiſſen wolle. In ſeiner Stellung, nämlich als Landrath, hatte er im Jahre 1833 ausnahmsweiſe Veranlaſſung, den Landtag mit einer Rede zu eröffnen, aus welcher ich folgendes entnehme:

„Wen von Ihnen, geehrteſte Herren, hat nicht die Erſcheinung ergriffen, daß zu einer Zeit, wo das Alte und Herkömmliche angefeindet wurde, wo Verfaſſungen, geheiligt durch langen Gebrauch und Gewohnheit, untergingen, wo Herrſcher und Unterthanen ſich mißverſtanden, ja wo Throne wankten und im Blute der treueſten Bürger verſchwemmten — daß gerade zu dieſer Zeit des äußern und innern Zerwürfniſſes, der Leidenſchaft, des Zweifels, der gegenſeitigen Zerſtörung, der gewiſſenloſen Uebermacht, daß zu dieſer Zeit die Liebe zu unſeren alten Verfaſſungen und hergebrachten Rechten, ich möchte ſagen jugendlich erſtarkte? .... Worauf kann ſich dieſe Thatſache gründen, wenn es nicht die Erkenntniß wäre, daß unſere Verfaſſung, weil ſie trefflich, unſerer Liebe und ganzen Hingebung werth iſt? .... Vertrauen Sie daher der Hand, die unſichtbar und ſichtbar unſere Schickſale lenkt. Sie hat unſer geliebtes Vaterland ſeit älteſter Zeit aus manchem Sturm in ſichern Hafen geſteuert und die redlichen Beſtrebungen reiner Vaterlandsliebe mit ſüßer Frucht geſegnet, wenn auch herbſtliches Unwetter die ſchimmernde Blüthe vorzeitig zu knicken drohte. Mit dieſem Vertrauen ausgerüſtet, von dieſem redlichen Eifer beſeelt ſtanden einſt ein Otto und Guſtav Mengden, ein Johann Reinhold Patkul, ein Karl Friedrich Schoultz und viele getreue Patrioten neuerer Zeit an Ihrer Spitze."

Aehnlicher Anlaß gab ſechs Jahre ſpäter Samſon die Gelegenheit, ſich über die Pflichten eines livländiſchen Landmarſchalls zu äußern, indem er in ſeiner Eigenſchaft als ſtellvertretender älteſter Landrath dem neugewählten Landmarſchall den Stab mit folgenden Worten überreichte: „Außerhalb Landtages ſollen Sie das Auge der Ritterſchaft ſein. Wo alſo ein Miß-

brauch ſich kundgiebt, wo eine Beeinträchtigung der Allerhöchſt beſtätigten Rechte der Ritterſchaft ſich offenbart, wo eine Gefahr ſie bedroht, wo ihrem Intereſſe vorgeſehen, wo es im Einklang der Ehre und der Geſetze gefördert werden kann, da ſollen Sie treu und thätig wie das leibliche Auge nichts überſehen, ſondern auftreten, wirken, wehren, zurechtſtellen, abwenden, fördern, mehren. Und das Alles ſollen Sie thun ohne Furcht, damit Sie ohne Tadel ſein können."

Landmarſchall iſt Samſon nie geweſen, aber er wußte, wie einem echten getreuen livländiſchen Landmarſchall das Herz ſchlagen ſoll, und auch ohne es ſelbſt zu ſein iſt er zumal in ſeiner Stellung als reſidirender Landrath, die ja mit der des Landmarſchalls ſo vieles gemein hat, nie müde geworden, der Mahnung jener Rede ſelbſt aufs eifrigſte nachzuleben. Es würde die Grenzen, die ich mir heute ſtecken muß, überſchreiten heißen, wollte ich, wie ich allerdings könnte, aus dem Vorrath bezüglicher Denkwürdigkeiten darthun, wie er jeden einzelnen jener dem angehenden Landmarſchall zugerufenen Imperative allezeit auch als kategoriſchen Imperativ ſich ſelbſt zurief und durch eigene That zu adeln wußte. Ich begnüge mich zu erwähnen, daß er in ſeiner amtlichen Wachſamkeit auch die Preſſe, ſo weit ſie ſich mit Livland beſchäftigte, nie aus den Augen verlor. Es iſt in ſeinen Papieren nachzuleſen, wie er bald die Tactloſigkeit ungeſchickter Freunde abzuwehren, bald nicht verſchmähte, bis zur Bekämpfung der feindſeligen Inſinuationen eines Thaddäus v. Bulgarin herabzuſteigen.

Vielleicht, m. H., erſcheine ich Ihnen mit dieſen Mittheilungen von dem vorgezeichneten Wege abgewichen. Ich hatte verſprochen, von der einen der beiden ſelbſtergriffenen Lebensaufgaben Samſon's: Feſtſtellung der ſchwankenden Geſetzgebung dieſer Provinz, zu reden und gebe Ihnen nun Bilder von dem Wirken Samſon's, des ſtändiſchen Repräſentanten. Aber wie ihn weder das Schloß zu Riga noch die Allerhöchſt eigene Kanzellei des Kaiſers zu St. Petersburg zu einem Anderen machte, als der er im livländiſchen Ritterhauſe war, wie er ſelbſt als kaiſerlich beſtallter Codificator der Provinzialrechte nie den ſtändiſchen Repräſentanten noch auch als ſtändiſcher Repräſentant je den Feſtſteller alles deſſen verleugnen mochte, was etwa in der Geſetzgebung dieſer Provinz ſchwankte; ſo darf auch ich glauben, bei der Sache geblieben zu ſein, wenn ich, ausgehend von ſeinen 1818 in der Provinzialgeſetz-Commiſſion beginnenden und 1840 in der kaiſerlichen Kanzellei endigenden codificatoriſchen Arbeiten ohne Zwang den Uebergang fand zu den Leiſtungen des ſtändiſchen Repräſentanten.

Und ſo mögen denn dieſen Abſchnitt ſinnverwandte Worte beſchließen, welche Samſon — vorgeſtern wurden es 13 Jahre — wenn auch nicht an dieſer Stätte, ſo doch in dieſer unſerer Geſellſchaft als deren erwählter Präſident redete. Damals ſprach er:

„Wenn ich . . . . einige Worte des Willkommens an Sie zu richten habe, ſo gebührt das erſte Wort der Erinnerung an das heutige Namensfeſt Seiner Kaiſerlichen Majeſtät unſeres Allergnädigſten Kaiſers und Herrn, unter deſſen Schutze wir uns hier verſammelt finden. Indeſſen haben wir uns dankbar noch eines andern Tages zu erinnern, der ſtill und vielleicht unbemerkt vor kurzem an uns vorüber gegangen iſt. Es iſt der 28. November d. J. — der Tag, welcher das halbe Jahrhundert beſchloß, ſeit die Huld des in Gott ruhenden Kaiſers Paul des Erſten unſerer vaterländiſchen Provinz die alten Rechte und Verfaſſungen wiedergab — Rechte und Verfaſſungen, die wir dem Patriotismus und dem redlichen Sinne unſerer Vorfahren verdanken und von welchen wir uns, wenn auch nur vorübergehend, mit dem ſchmerzlichen Bewußtſein deſſen trennten, was wir ihnen verdanken — Rechte und Verfaſſungen, die uns als heilige Ueberlieferung der Vorzeit ewig theuer ſein müſſen und gewiß auch theuer bleiben werden! Wer ſollte ſich nicht nach verfloſſenem halben Jahrhundert dieſes Gedenktages mit treueſtem Danke erinnern, wer nicht im Bewußtſein deſſen, was dieſes Tages ſchöne Gabe war, ſich der nie zu entmuthigenden Hoffnung hingeben, daß der Tag, der jenen Schmerz erneuern könnte, uns nimmer leuchten werde.“

2.

Wie nun Samſon an jener zweiten Hauptaufgabe ſeines öffentlichen Lebens: der Verbeſſerung und Veredelung des Bauernſtandes gearbeitet hat, iſt in den Hauptzügen männiglich bekannt. Seit dem erſten Jahre ſeines öffentlichen Dienſtes, ſeit 1802 als Ritterſchafts-Notair an dieſem großen Werke thätigen Antheil nehmend, welches in der Bauer-Verordnung von 1804 einen erſten vorläufigen Abſchluß fand, war er es, der auf dem Landtage von 1818 zuerſt und zwar am 1. Juni ohne Rückhalt die Freilaſſung der livländiſchen Bauern öffentlich beantragte, ein Antrag, welchen der Landtag ſchon am 27. Juni 1818 einmüthig zum Beſchluß erhob.

Sofort war es wiederum Samſon, welcher, dieſen einmüthigen Beſchluß nach allen Seiten hin ausgeſtaltend, ihn in diejenige Form goß, die uns

als Bauerverordnung von 1819 überliefert iſt und während eines vollen Menſchenalters den wohlgegründeten Rechtsboden bildete, auf welchem ſich die junge Freiheit unſeres vierten Standes bethätigen mochte.

Auch den Arbeiten, welche dieſe Bethätigung bedingte, entzog ſich Samſon nicht, indem er 1821—24 dem Kirchſpielsrichter-Amte das geſetzliche Triennium widmete, ſpäter als reſidirender Landrath im Hofgerichts-Departement für Bauer-Rechtsſachen, wie auch in der Einführungs-Commiſſion ſaß, endlich erſterer Behörde, in ſeiner Eigenſchaft als Präſes des livländiſchen Hofgerichts, bis ans Ende ſeiner öffentlichen Laufbahn (1855) vorſtand.

Aber ſelbſt dem dritten Entwicklungsſtadium unſerer bäuerlichen Verfaſſungsſache, deſſen Anfang in die Jahre 1841—46 fällt und deſſen allendlichem Abſchluß wir noch heute nicht ohne Spannung entgegenſehen, blieb Samſon nicht nur nicht fremd, ſondern nahm vielmehr an deſſen Arbeiten und Kämpfen den lebhafteſten inneren und gewichtigſten äußeren Antheil. Dieſer Antheil, ſo weit er ſich in Schriften niedergeſchlagen, wird der Nachwelt unverloren bleiben, wenn wir auch von ſeinem Gegenſtande noch nicht mit hinlänglicher hiſtoriſcher Objectivität abſtehen dürften, um Alles und Jedes der Oeffentlichkeit Preis zu geben. Einſtweilen genüge die Andeutung, daß ſeine letzten Anſchauungen von dem, was dem livländiſchen Bauernſtande Noth thue, im Weſentlichen auf der Erkenntniß beruhten, daß nur eine glückliche Verſchmelzung der Grundgedanken von 1804 und 1819 das Erſprießliche ſein könnte.

Der landläufigen Vorſtellung, als wäre er ſeiner erſten Liebe zum Landvolke in dieſem dritten Stadium untreu geworden, eine Vorſtellung, die lediglich der Unkunde und der Befangenheit in Parteiſtandpunkten ihren Urſprung verdankt, werden dereinſt ſeine Denkwürdigkeiten begegnen und begegne ihr für jetzt folgende Stelle aus einem Tagebuche, das Samſon in der erſten Hälfte des Jahres 1846 geführt hat:

„Ich bin" ſo ſchreibt er „in meinem Eifer für die Verbeſſerung der bäuerlichen Zuſtände in Livland keineswegs erkaltet. Gleichwohl geſtehe ich, daß dieſe Angelegenheit bei mir mehr Sache des Verſtandes geworden und nicht mehr die auch des Gemüths geblieben iſt! Warum?...."

Dieſe ſchmerzliche Frage Samſon's mag ſich Jeder beantworten, der mit ihm und wie er das Jahr 1846 erlebt und in ſeiner ganzen Tragweite erwogen hat.

Daß er aber, indem die ſogenannte bäuerliche Angelegenheit ihm zur Sache nur noch des ſtaatsmänniſchen Verſtandes wurde, dem Bauern ſelbſt ſeine Liebe im edelſten Wortverſtande bewahrte, das ſagen folgende Worte des angeführten Tagebuches: „Möchte nur das Landvolk in Livland, wenn für ſeine irdiſche Wohlfahrt geſorgt wird, auch ſelbſt ſein himmliſches Heil berathen. Von ihm ſelber nur kann die Entwirrung deſſen hervorgehen, was ihn "(den Bauer)„ dermalen mit ſeinem Inneren in heilloſe Zwietracht gebracht hat"....

3.

Mit der kirchlichen Rechtspflege und Adminiſtration Livlands ſchon von den Jahren 1803—1807 her vertraut, da er Aſſeſſor des livländiſchen Oberconſiſtoriums war, ſollte ihm im höheren Alter eine noch viel bedeutendere Betheiligung an dieſer Seite unſeres provinziellen öffentlichen Lebens vorbehalten bleiben, als er 1843 Präſident des mittlerweile errichteten livländiſchen evangeliſch-lutheriſchen Provinzial-Conſiſtorii wurde, um dieſem anſehnlichen Amte bis zum Jahre 1851 vorzuſtehen.

Bei einem Manne wie Samſon, der, zumal in den Jahren ſeiner Kraft, jeden Stuhl, auf dem er ſaß, zum Präſidentenſtuhl zu machen gewohnt war, lag das Bedeutende ſeiner neuen Stellung in der oberſten Kirchenbehörde unſeres Landes nicht ſowohl in dem officiell bevorzugten Platze, den er darin einnahm, als in der kirchlichen Epoche während welcher er ihn einnahm. Ungefähr die Hälfte der Zeit ſeines Vorſitzes im Provinzial-Conſiſtorium fiel mit der Zeit zuſammen, da der General Golowin General-Gouverneur in den Oſtſee-Provinzen war.

Um jedoch von der kirchlich-patriotiſchen Rührigkeit unſeres damals ſchon greiſen Landraths und Conſiſtorial-Präſidenten nur andeutungsweiſe eine annähernde Vorſtellung zu geben, will ich hervorheben, daß allein aus den 3 Monaten September, October und November 1845 nicht weniger als 5 ausführliche, getreue und kühne Denkſchriften aus ſeiner Feder die brennende Frage des Tages gehörigen Orts in das gehörige Licht ſtellen. Auf den Geiſt, welchen ſie athmen, mögen Sie aus folgender Stelle ſchließen, die ich einer derſelben entlehne. Sie lautet:

„Es liegt nicht nur im Geiſte des Proteſtantismus, ſondern es macht auch ſeinen weſentlichen Charakter aus, daß aller Gewiſſenszwang entfernt und Niemandes religiöſer Ueberzeugung irgend zu nahe getreten werde. Auch legt die proteſtantiſche Kirche keinen Werth auf die Anzahl ihrer Bekenner; ſie erachtet ſich nur feſt gegründet und ſtark in

dem religiöſen Eifer derſelben, und vermißt in ihrem Schooße nicht den, der, gleichgültig und lau für jedes Glaubensbekenntniß, zu dem einen eben ſo unbedachtſam greift, als er leichtfertig das andere verläßt."

So laſſen Sie uns nun auch dieſen Abſchnitt mit einigen Worten endigen, die Samſon, innerlich erfüllt von den eben angedeuteten Dingen, wiederum am 6. December des Jahres 1845, alſo geſtern vor 14 Jahren, zu unſerer Geſellſchaft geſprochen hat. Sie enthalten zugleich eine Mahnung an uns Alle, die wir ja nicht in den Wind ſchlagen ſollen. Es iſt von den geſchichtlichen Beſtrebungen unſerer Geſellſchaft die Rede:

„Dieſe Beſtrebungen", ſagte er, „zeugen von der Liebe zu unſerem gemeinſamen Vaterlande und dieſe Liebe ſcheint in den Gemüthern Aller von Neuem erwacht — zu einer Zeit, wo einerſeits die baltiſchen Rechte, Privilegien und Verfaſſungen zuſammengeſtellt, ſich abermaliger Anerkennung und — wir hoffen — dauernder Befeſtigung aus der Huld unſeres Monarchen erfreuen, und wo andererſeits das Drangſal der Gegenwart uns ungewiß darüber läßt, wie ſich unſere Zukunft geſtalten werde und wie aus ſeiner Aſche der Phönix unſerer Provinz von neuem erſtehen mag..... Ergebung und willige Fügung in Unabwendbares lehrt uns die Geſchichte unſeres eigenſten Vaterlandes, das mehr als ein Mal im Inneren neu gekräftigt aus ſeinen Trümmern hervorging und — wir ſagen es mit ſtolzem Bewußtſein — an politiſchen Kräften klein und unſcheinbar, immer ſo viel moraliſche Kraft ſich erhielt, daß es, bedeutſam in ſich ſelbſt, Anderen als Vorbild der Treue, des Gehorſams und der Geſittung diente.... Erhalten wir uns dieſes Bewußtſein. Es zu nähren und zu befeſtigen, ſei die eigentliche Ausbeute der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auch unſeres Vereins! — Hier, wo uns zunächſt die Vergangenheit und das Alterthum beſchäftigen ſollen, habe ich der Gegenwart erwähnt, weil ſie — bedeutſam für die Geſchichte unſerer Tage — ſchon jetzt eine ſorgfältige Sammlung alles Deſſen zu erheiſchen ſcheint, was täglich vor unſeren Augen vorgeht und an uns vorübergeht. Eine parteiloſe Darſtellung aus dieſem reichen Material möge dereinſt der Nachwelt bekunden: „daß wir als dankbare Söhne der Vergangenheit auch den Enkeln derſelben ein Denkmal würdiger Geſinnung hinterließen und nicht mit ſchnödem Undank uns des Ueberlieferten als morſch und in ſich zerfallen entäußerten."

4.

Und nun zum letzten Bilde aus Samſon's öffentlichen Leben! dem letzten zwar nicht der Zeit nach, wohl aber von mir dazu auserſehen, weil

es, wie kein anderes, nicht nur dramatiſch bewegt, ſondern auch dramatiſch abgerundet und abgeſchloſſen, zugleich den ſowol moraliſch als äſthetiſch befriedigendſten Eindruck hinterläßt.

Nicht nur die kirchliche Rechtspflege war es, die Samſon neben ſeiner ſtetigen Verfolgung jener zwei großen Hauptthemata in Anſpruch nahm. Das Oberconſiſtorium verließ er 1807, nur um noch in demſelben Jahre Landrichter in Dorpat zu werden und dieſem Amte mit gewohnter Auszeichnung bis zum Jahre 1818 vorzuſtehen, ſeit 1812 zugleich den Dörptſchen Kreis als Deputirter vertretend. Im Jahre 1818 die Vertretung des pernauſchen Kreiſes in gleicher Eigenſchaft übernehmend und bis zu ſeiner Erwählung zum Landrath fortführend, war er, wie wir bereits ſahen, gleichzeitig in die Provinzial-Geſetzes-Commiſſion und ſomit nach Riga berufen worden. Sechs Jahre ſpäter, 1824 war es, daß ihn, nach der damaligen Verfaſſung des livländiſchen Hofgerichts, Se. Majeſtät der Kaiſer zum Vice-Präſidenten dieſer oberſten Juſtizbehörde unſeres Landes ernannte.

Welchen Geiſt er zum Richteramte mitbrachte, ſpricht er ſelbſt bei Gelegenheit des ihm ſpäter gemachten Vorwurfes aus, als lege er nicht genug Gewicht auf die nöthige Förmlichkeit des gerichtlichen Verfahrens: „Ich ehre die Form und weiß, daß ſie weder entbehrt werden kann noch entbehrt werden darf. Aber ich haſſe ſie, wenn ſie nur zu leerem Behelf und zu nichtigem Verdruß des ſchon ermüdeten Parten gereicht. Ich frage: welcher Förmlichkeit bedurfte es noch, um längſt geſchloſſene Acten abzurtheilen — um längſt fällige Contos abzuſchließen — um längſt zahlbare Poſten empfangen zu laſſen?“ Und an einem anderen Orte fühlt er ſich zu der Frage getrieben: „Oder iſt das Publikum wirklich des “Beamten„ wegen, alſo etwa der Schüler wegen des Profeſſors da?“

Hier war es nun, wo ſein ſcharfer Blick ſofort den Sitz des Uebels entdeckte, an welchem damals unſere Juſtiz, zumal auf dem Gebiete des Concursverfahrens litt. Doch der Mann der That konnte ſich bei der bloßen Erkenntniß nicht zufrieden geben. Schon wenige Wochen nach ſeinem Amtsantritt bot er das Heilmittel und zugleich ſich ſelbſt als den Arzt dar, indem er am 14. November 1824 die Aufſtellung einer neuen Concursordnung vorſchlug, welche, verbunden mit ſtrengerer Handhabung der Adminiſtration, das Uebel mit der Wurzel ausreißen und ſeine Wiederkehr unmöglich machen ſollte, ohne daß vorerſt irgend Jemand compromittirt werden konnte noch ſollte.

Von ſeinen Collegen ward dieſer Vorſchlag um ſo bereitwilliger an-

genommen, als einerſeits auch ſie die obwaltenden Uebelſtände mehr oder weniger deutlich erkannten und peinlich empfanden, andererſeits Samſon ſich erbot, die neue Concursordnung zu entwerfen. Genug, Samſon machte ſich in dem guten Glauben, dem ſchwer gedrückten Publikum, als deſſen eigentlichen Diener er ſich in ſeiner richterlichen Stellung anſah, eine weſentliche und dauernde Abhülfe zu ſchaffen, an die Arbeit. Gleichzeitig verfolgte er jenes andere Ziel: Herſtellung ſtrengſter Ordnung und Controle in demjenigen Theile der hofgerichtlichen Adminiſtration, welcher die materielle Seite des Concursweſens ausmacht. Mit größter Sachkenntniß und Beharrlichkeit, doch aber möglichſter Schonung der Perſonen, ging er mit immer neuen, immer einſchneidenderen Anträgen zur Abſtellung deſſen, was nicht ſein durfte, vor, wurde aber bei dieſem Vorgehen nur zu bald gewahr, daß weder die beabſichtigte neue Concursordnung, noch auch eine ſtreng geregelte Adminiſtration den beabſichtigten Erfolg haben konnte, ſo lange er, der ſich aus innerem und äußerem Beruf an die Spitze der Bewegung zum Beſſern geſtellt hatte, nicht eine umfaſſende und völlig unabhängige Einſicht in alle diejenigen Concurs- und Nachlaßſachen genommen hätte, als deren auslaufende Enden nur eben die gerade laufenden Sachen jener Benennung angeſehen werden durften.

Mancher Andere nicht minder Wohldenkende würde, zurückgeſchreckt von der Maſſe des zu bewältigenden Stoffes, die Arme haben ſinken laſſen. Samſon nicht alſo! Schon zu Ende des Jahres 1825 faßte er den heldenmüthigen Entſchluß, mehr als 150 großentheils mehrbändige Concurs- und Nachlaßacten der letztverfloſſenen Decennien Stück für Stück zu ſtudiren und zu excerpiren. Er faßte ihn aber nicht nur, ſondern führte ihn auch ſofort mit beiſpielloſer Ausdauer und nicht nachlaſſendem Feuereifer aus. Schon im Jahr 1828 war die Rieſenarbeit gethan und er konnte mit eigenen Augen den Sachen auf den Grund ſehen.

Der Entwurf einer neuen Concurs-Ordnung war mittlerweile ebenfalls fertig geworden und zwar ſchon im December 1827.

Wem hier etwa der Gedanke ſich regen ſollte, wie es einem Manne, einem Neuling noch dazu, möglich war, zwei ſo umfaſſende und ſchwierige Arbeiten gleichzeitig zu vollenden, ohne ſeine laufenden Amtsgeſchäfte zu vernachläſſigen, der erinnere ſich, daß gleichzeitig mit dieſen beiden Werken ja auch jene früher erwähnten Erläuterungen der Privilegien, welche mit der gleichfalls früher erwähnten Skizze einen anſehnlichen Foliobanb ausmachen, entſtanden waren; der erfahre, daß Samſon in dieſer ganzen

Zeit nicht nur ſeine laufenden Geſchäfte nicht vernachläſſigte, ſondern um des Geſchäftsganges noch mehr, als ohnehin der Fall war, Herr zu werden, einen Theil der Kanzelleiverrichtung d. h. Abfaſſung kleinerer Erlaſſe, Monitorien u. dergl. auf ſich nahm; daß er ferner, obgleich als Vice-Präſident von der Actenrelation und Urtheilsabfaſſung befreit, von 1824—1827 nicht weniger als 29 auf vorgängige eigene Actenrelation gegründete Civilurtheile ſchrieb, welche, von ihm ſelbſt in enger, aber ſauberer Schrift mundirt, in einem Folianten von 149 Seiten mir vorgelegen haben. Und wer dann glauben wollte, damit ſei es genug und ſchon zu viel, der erfahre, daß Samſon's bekanntes 1828 erſchienenes Erbrecht ebenfalls dieſen Jahren des männlich edelſten Sturmes und Dranges ſeinen Urſprung verdankt.

Die neue Concursordnung, im Weſentlichen ſo wie ſie Samſon entworfen hatte, ward ohne Säumen vom Hofgericht angenommen und auf hofgerichtliche Requiſition von der livländiſchen Gouvernements-Regierung unter dem 10. April 1828 im Druck publicirt, als eine jener ſogenannten hofgerichtlichen „Conſtitutionen" d. h. nicht Geſetze für Jedermann, ſondern organiſche Statute für das Hofgericht und ſeine Unterbehörden, wie ſie von jeher nach Maßgabe des Bedürfniſſes waren erlaſſen und anerkannt worden.

Dem nur zu menſchenfreundlichem Gemüthe Samſon's mochte die Vorſtellung wohlthun, mit ſeines Kopfes und ſeiner Hände ſaurer Arbeit ein ſachliches Uebel für immer niedergeworfen zu haben, ohne einem Menſchen öffentlich wehe zu thun. Vielleicht ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, wohlverdienten Dank für gewährten ehrenvollen Rückzug zu ernten. War es ſo, dann ſollte er bald inne werden, wie bitter er ſich getäuſcht. Denn nach einigem zu keiner Verſtändigung führenden Federkriege und nach einigen ebenſo unglücklichen Verſuchen, Samſon durch ſüße Gewalt zum status quo ante zu bekehren, ward dem ehrenvollen Rückzuge eine förmliche Verſchwörung gegen die verhaßte Concurs-Ordnung vorgezogen, deren objectives Reſultat zunächſt ihre Inhibirung, dann Vertagung jeder neuen Concursordnung ad calendas Graecas war.

Unter anderen Umſtänden und bei anderen Perſönlichkeiten würde die Sache hiermit todt und begraben und der alte Zuſtand wieder hergeſtellt geweſen ſein, wie gut oder ſchlecht er ſein mochte. Hier aber entſpann ſich ein Kampf unvereinbarer und unverſöhnlicher Elemente auf Tod und Leben. Samſon ſollte geſtürzt, ſollte nicht nur politiſch und bürgerlich, nein auch moraliſch todt, mit einem Worte unſchädlich gemacht werden.

Auch hier iſt zu ſagen, was ich an einem früheren Orte von einem analogen Gegenſtande aus wenn auch nicht ähnlichen, ſo doch analogen Gründen betont habe: Die Zeit iſt noch nicht reif für rückhaltloſe, ungeſchminkte, geſchichtliche Darlegung aller, zum Theil hochſpannender, oft erſchütternder Phaſen dieſes Kampfes.

Wollte ich die Quellen reden laſſen, ſo würde man den Schauplatz ſich wunderbar erweitern, ganz neue und höchſt unerwartete Schauſpieler auftreten und ein Stück tragiren ſehen, in deſſen Kataſtrophe noch Anderes und Größeres hineingeriſſen werden ſollte, als ſelbſt Samſon war.

Dieweil aber die Stunde noch nicht gekommen iſt, da der Vorhang aufgezogen werden kann, will ich Ihnen, m. H., eine alte Geſchichte erzählen, die ſich vor mehr als zweihundert Jahren mit unſeres Samſon Ahnherrn, dem Superintendenten Herrmann Samſon, begeben hat:*) „Er hatte die ganze Erbitterung ſeiner Gegner aufgeregt. Dieſe merkten bald, was ſie noch von ihm zu fürchten hätten. Mit den literariſchen Federkriegen war es zu Ende. Damit wurde nichts erreicht, das ſahen ſie ein. Jetzt hieß es alſo auf eine andere Art vorgehen. Zwei hieſige Jeſuiten ... Pater Philippus und .... Pater Fabianus machten ſich alſo dran, und zwar vorläufig, ihn mit Schmeicheleien zu bearbeiten .... Aber bei Samſon kam man mit ſolchen Zumuthungen an den Unrechten. Er kannte ſeine Leute. Da war alles umſonſt. Nun entflammte ſich der Haß in Wuth. Jetzt ging's auf praktiſchen Gebiete los. Samſon ward in Warſchau beim königlichen Rathe in Anklageſtand verſetzt. Auf Befehl des Königs ſollte er ſich vor das Rigaſche Burggericht ſtellen, dem königliche Commiſſarien beigegeben wurden. Weil man aber gar nicht weiter zu unterſuchen gedachte, ſondern den Angeklagten ohne Vertheidigung als einen ſelbſtverſtändlich Ueberführten und Verurtheilten einfach nur der Strafe zu überliefern ſich anſchickte, ſo zerfiel dieſer Anſchlag ohne Erfolg. Denn die Stadt ließ ihren treuen Hirten nicht fallen“ ...

In der That, Göthe hatte Recht zu ſagen:

Seltſam iſt Prophetenlied,
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.

Doch dreifach ſeltſam muß es uns gemahnen, wenn das, was geſchieht, ſelber zum Prophetenliede wird.

*) S. M. Hermann Samſon. Eine kirchenhiſtor. Skizze vom Oberpaſtor Dr. C. A. Berkholz. Riga. 1856. S. 75.

Nun, auch der Anſchlag gegen Reinhold Johann Ludwig Samſon blieb ohne Erfolg. Nach manchen Wechſelfällen ward ihm endlich von der Gerechtigkeit ſeines Monarchen der ungeſchmälerte Raum zur Vertheidigung gewährt und als ruhmbedeckter Sieger ging er hervor aus einem Kampfe, der ihm drei Luſtren ſeines rüſtigſten Mannesalters mit Bitterniſſen der herbeſten Art angefüllt hatte.

Doch blieb dieſe Zeit der ſchwerſten Prüfung auch für ihn, wie für ſeinen Ahnherrn nicht ohne aufrichtenden Zuſpruch. Das Land, dem er ſchon damals dreißig Jahre lang ſein Herzblut gewidmet hatte, ließ ihn ſo wenig fallen, als dereinſt die Stadt ſeinen Vorfahr.

Es wird Livland zu ewigem Ruhme gereichen, daß ihn, inmitten der verhängnißvollſten Phaſe des Kampfes, ein volles Jahrzehnt vor dem allendlichen förmlichen Siege, ihn, den ſuspendirten Vice-Präſidenten, der Landtag von 1833 zum Präſidenten des livländiſchen Hofgerichts wählte, wenn er auch damals noch nicht beſtätigt werden konnte.

Nicht minder ehrte ſich die kurländiſche Ritterſchaft, indem ſie unſerem Samſon das kurländiſche Indigenat ſchon 1840 verlieh, bei welcher Gelegenheit ihm der kurländiſche Landbotenmarſchall im Namen des kurländiſchen Adels ſchrieb: „Durch gleiches Glaubensbekenntniß, gleiche Sprache und Sitten Glieder Eines Stammes, mögen Ew. Excellenz in der Aufnahme in unſere politiſche Corporation den Wunſch der kurländiſchen Ritterſchaft erkennen, daß die Wahrung der, jeder der drei verſchwiſterten Provinzen eigenthümlichen Rechtsverhältniſſe und Geſetze ſtets ſo treue Verfechter finden möge, wie Hochdieſelben ſich als ſolcher bewährt haben.“

Doch dies waren, wie erfreulich und ehrenvoll auch immer für beide Theile, für Samſon doch nur Genugthuungen, die von außen kamen. Getreu dem Ausgangspunkt unſerer Charakteriſtik werden wir fragen: wie ſtand er innerlich zur Sache und zu ſich ſelbſt?

Nicht leichtſinnig noch über die Tragweite ſeines Schrittes ſich täuſchend hatte er den Kampf begonnen. Dafür giebt uns Zeugniß eines ſeiner poetiſchen Selbſtbekenntniſſe vom 8. October 1828, überſchrieben „Mir ſelbſt“, worin es unter Anderem heißt:

„Ein Weſen giebt's, das wird einſt dort verſöhnen,
Was zweifelnd hier die Ird'ſchen mißverſtehn,
Dort wird das Bangen dieſer Nacht verſtöhnen,
Dort leuchten Dir ein Morgen hell und ſchön!
Und bis er tagt, ſei Dir, Du muntrer Streiter,
Die Hoffnung ſüß, der Glaube ſtill und heiter!

Und wiederum ſingt er, zu einer Zeit, am 19. October 1836, da ihm noch ſieben Jahre des Kampfes bevorſtanden, ein Lied, betitelt: „Eigene Zuſtände“:

„Und ach! im Lauf der Zeit, der ernſten, ſtrengen,
Wo ſind, an deren Bruſt die deine ſchlug,
Wo ſind ſie hin? . . . . . .
. . . . . .
Warum war Dir's, dem Freunde, denn beſchieden
Zu ſchließen Deines Freundes Augenlied,
Ha, während aufgeſcheucht von Feindes Tücken
Dich Neid und unverdienter Haß erdrücken?
Führt Dich Dein Unſtern in der Bosheit Schlingen,
So retten Dich nicht Großmuth, nicht Geduld;
Was Miſſethäter Sträfliches vollbringen,
Das ſtempeln ſie Dir zu verwirkter Schuld.
. . . . . .
Was bleibt Dir noch vergönnt? die letzte Neige,
Wenn auch die Bitterkeit Dich ſchauern macht,
Sie endet dieſe tiefdurchſeufzte Nacht,
Und dann, o Morgen Du, erlöſend ſteige
Empor, aus frommen Ahnungen erwacht,
Ein Bote neuen Tags, der ſtill erheitert
Zu neuem Daſein den Enttäuſchten läutert.“

Man ſieht: den Bitterniſſen war es nicht gelungen, ihn zu verbittern. Und wie nahm er den endlichen Triumph auf? Auch dafür liegt uns ein unverdächtiges Zeugniß vor. Als er bald nach ſeiner am 10. Juli 1843 mittelſt Senatsukaſes erfolgten vollſtändigen und glänzendſten Rehabilitation vom Kaiſer zum Ritter des Wladimir-Ordens 3. Klaſſe und zugleich zum wirklichen Staatsrath ernannt worden war, und ein Freund ſeine herzlichen Glückwünſche zum erfochtenen Siege wie zur äußerlichen Anerkennung ſeiner Verdienſte in einem Briefe ausgeſprochen hatte, antwortete ihm Samſon am 6. Januar 1844 unter Anderem:

„Freilich, geehrteſter Freund, was ich Gefahrvolles beſonnen und im reinſten Gefühl der Pflicht unternommen, das mußte ich auch mit Ausdauer vollenden und mit vollſter Reſignation. Zwar vorbereitet auf die Mühſeligkeit des Kampfes und das Schwierige des Ausganges, habe ich im Laufe von 14 trübſeligen Jahren mehr erfahren und gelitten als ich

faſt ertragen mochte. Indeß hatte ich Gelegenheit gehabt „mein Inneres aufzuerbauen“ und nun konnte ich .... in dem raſchen Wechſel meiner Schickſale den Finger Gottes dankbar erkennen.

Wie oft habe ich mir im Stillen zugerufen:

„Da ſtehen lautlos Halm und Aeſte,
Da ruht das Vöglein ſtumm im Neſte
Und Ruh' iſt überall und Ruh';
Der Du gelebt, geliebt, geſtritten,
Entbehrt, genoſſen und gelitten,
Ein Weilchen noch, ſo ruhſt auch Du.“

Und nun iſt Alles vorüber!

Gewiß hat die allergnädigſte Anerkennung in ihrem doppelten Ausdruck für mich auch einen doppelten Werth, da ich ohne Ueberhebung meiner ſelbſt mir ſagen darf, daß ich ſie verdiente. Wenn ich mir jetzt vergegenwärtige, daß ich .... dennoch in 3 Inſtanzen zuletzt ehrenvoll gewann, ohne zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln, an welchen meine heimlichen Gegner es nicht fehlen ließen, irgend Zuflucht zu nehmen: ſo iſt mir zu Muthe wie einem Schiffbrüchigen, den aus empörter Brandung die Spiegelfläche des rettenden Hafens geborgen hält.“

Die milde, elegiſche Stimmung, in welche ein Triumph, der manchem Andern zu Kopf geſtiegen wäre, Samſon verſetzte, blieb auch fortan bei jeder Rückerinnerung an das überſtandene Leiden der Grundton ſeiner Seele. So in einem zweiten „Ergebung“ überſchriebenen Gedicht aus dem Jahr 1854:

„Den, der den Himmel geſchaffen, laß den auch über Dir walten,
Beſſer als je Du gedacht, hat er für Alle geſorgt.
Darum, drückt Dich die Noth der Erde, nur ihm in die Arme,
Denn wie der Vater den Sohn, alſo ja liebt er auch Dich.“

Bei ſolcher innern Stellung zu den Freuden und Schmerzen des Lebens dürfen wir annehmen, daß ſein auch noch im Jahr 1843 erfolgter Wiedereintritt in das livländiſche Hofgericht weniger ſein Selbſtgefühl geſchwellt, als ſeiner ſinnig demüthigen Lebensanſchauung neue Nahrung zugeführt haben wird. Präſident konnte er vorerſt nicht werden, denn dieſes Amt hatte in der Zwiſchenzeit einem andern würdigen Manne vergeben werden müſſen. Darum betrat Samſon die altbekannten Räume, den Schauplatz vielleicht ſeiner glänzendſten Kraftentwickelung, jetzt zunächſt als im Hofgericht fungirender Landrath, doch ſchon nach Verlauf von ſechs Jahren wurde

er ſtellvertretender und im Jahre 1851, nun ſchon 73jährig, wirklicher Präſident des livländiſchen Hofgerichts und hat dieſem Amte mit der alten Treue bis in den October 1855 vorgeſtanden d. h. bis ihn die zunehmenden Gebrechen des höchſten Alters nöthigten, dieſem Amte und damit zugleich dem öffentlichen Leben für den Reſt ſeiner Tage zu entſagen.

Indem wir ſo den „alten Samſon", denn dies war ſeit Decennien ſeine übliche Benennung bei Alt und Jung, die Hallen ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit für immer verlaſſen und gleichſam in der Thüre, die Klinke ſchon in der Hand, ihn weilend glauben zurückſchauen zu ſehen, fühlen wir uns unwillkührlich aufgefordert, das Bild ſeiner Züge, ſeiner Haltung, ſeines Ganges, jenes Bild, von deſſen Betrachtung wir ausgingen, uns nochmals einzuprägen, auch wohl noch einen und den andern Zug hinzuzufügen. Derſelbe Freund, dem wir jene erſte Skizze verdanken, ſoll uns auch jetzt den Pinſel führen. Er ſagt über Samſon:

„Im geſelligen Geſpräche mit den verſchiedenſten Alters- und Bildungsclaſſen entwickelte er mit großer Anmuth und Leichtigkeit einen reichen Stoff von Kenntniſſen und Erfahrungen. In der Verhandlung mit Menſchen, in der Handhabung von Geſchäften war er ein ſelten erreichter Meiſter, der leicht zu überzeugen und über Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit hinwegzuhelfen wußte. Er trug nie ſchwer an ſeinem umfaſſenden Wiſſen, drückte nie mit ſeinem überwiegenden Verſtande, wußte Alles, was er ſagte, in eine leichtfaßliche, anmuthige Form zu kleiden, auch einen tölpiſchen Gegner durch die Freundlichkeit und Feinheit ſeines Weſens in Zaum zu halten und mit Recht hat man von ihm geſagt: er habe immer nur ein wenig klüger geſchienen als der, mit dem er ſich unterhielt.... Als Leiter von öffentlichen Verhandlungen entwickelte er ſeine große Meiſterſchaft. Er ließ ruhig die verſchiedenen Anſichten ſich ausſprechen, die Leidenſchaften ſich austoben, und wenn der Faden der Verhandlung recht verwickelt war, ſo trat er freundlich, vermittelnd, leiſe auf, entnahm dem einen und andern Vorredner einen prägnanten Ausdruck, combinirte Alles ſo gefällig und geſchickt, daß jeder ſich ſelbſt zu hören glaubte und ihm beiſtimmte, während er eben nur ſeine durch die Discuſſion geläuterte oder befeſtigte Anſicht zu allgemeiner Zufriedenheit durchführte."

Faſt ſprüchwörtlich war auch ſeine Meiſterſchaft in der Feder. Die erſten Keime derſelben, wie ſeiner eminenten Geiſtesgaben überhaupt, hatte ſein Vater geweckt und entwickelt. Oft, ſo pflegte er ſelbſt zu erzählen, habe ihm der Vater ein Thema zu ſchriftlicher Bearbeitung aufgegeben:

phantaſie- und gedankenreich wie er geweſen, habe er ſich dann gehen laſſen und mit vielem Wortſchwall ſeinen Gegenſtand ausgeſponnen. Der Vater habe ihm dann beifällig die Arbeit zurückgegeben und ihm oft zweimal aufgetragen, dieſelben Gedanken geordneter und kürzer zuſammen zu faſſen. Dieſer Methode des Vaters verdankte er die ſpätere Gewohnheit, ſich kurz, knapp und ſchlagend auszudrücken.

„Sein Tagewerk — ſo erzählt uns einer ſeiner Söhne — mit vier Uhr Morgens beginnend, hatte ſich mein Vater den Tag für ſeine verſchiedenen Studien in Stunden eingetheilt und litt, wenn er Herr ſeiner Zeit war, ungern Störungen. Die erſten Stunden des Morgens wurden zum Leſen eines griechiſchen Autors benutzt, der ſpäter einem lateiniſchen Platz machen mußte. Am Nachmittage beſchäftigten ihn abwechſelnd hiſtoriſche, politiſche oder naturwiſſenſchaftliche Schriften, abwechſelnd engliſche oder franzöſiſche Schriftſteller. Im Sommer einige Stunden des Vormittags und Nachmittags zu Spaziergängen benutzend, gewährte ihm das Gedeihen der eigenen Anpflanzungen, der Beſuch des Gewächshauſes große Freude. Solche Spaziergänge wurden dann auch zur Beſichtigung in Arbeit befindlicher Bauten angewandt, und gern unterhielt er ſich dann mit den Meiſterleuten und Arbeitern, in ihren Ideenkreis eingehend, ſie und häufig auch ſich belehrend.“

Doch, auch abgeſehen von den Stürmen des öffentlichen Lebens: nicht allezeit waren ihm die Tage ſo glatt und idylliſch dahingefloſſen. Manchen heißen Lebensſchmerz hat er durchzukämpfen gehabt. Zu einer Zeit, da er des tröſtenden, erheiternden Zuſpruchs einer vertrauten Lebensgefährtin wol mit am bedürftigſten geweſen ſein mag, im Jahr 1838, entriß ihm eine qualvolle Krankheit ſeine geliebte Gattin, Maria geb. Taube von der Iſſen, die Tochter des Gründers des livländiſchen Creditſyſtems. Er hat ſie um 20 Jahre überlebt; aber drei zu verſchiedenen Zeiten entſtandene poetiſche Nachrufe von zum Theil hoher Schönheit und tiefer Innigkeit — der letzte noch aus ſeinem letzten Lebensjahre — beweiſen, daß die Zeit ihr Andenken in ſeinem Herzen nicht auszulöſchen vermocht.

Faſt 3 Jahre vor ſeinem Tode mußte er ſeinen jüngſten Sohn, einen Mann von trefflich ausgebildeten, ſeltenen Gaben des Geiſtes und Gemüthes, zu Grabe geleiten. Auch dieſer Schlag ging ihm hart an das Leben, und gewiß um ſo härter, als er allezeit ein eben ſo zärtlicher Vater als Sohn, ein eben ſo treuer Leiter der Erziehung aller ſeiner Kinder geweſen, als er ſelbſt von ſeinen Eltern treu erzogen und geleitet worden war.

Er galt, wie ſchon geſagt, bei ferner Stehenden für kalt, wie auch dafür, als habe er, dem öffentlichen Leben ſich ganz hingebend, wenig Sinn und Gefühl für Häuslichkeit gehabt; doch hören wir darüber einen ſeiner überlebenden Söhne, der ſich alſo vernehmen läßt:

„Gewohnt ſeine Gefühle zu beherrſchen, wurde mein Vater ſelten von ihnen übermannt. Wer ihm aber in ſolchen Momenten nahe geweſen, wo die Heftigkeit der Gefühle des angelegten Zaumes ſpottete; wer ſeine Bereitwilligkeit kannte, zur Zeit der Noth den Seinigen mit Rath und That beizuſtehen, der konnte nie Gefühlloſigkeit bei ihm annehmen .... Der vielſeitig ausgebildete Verſtand meines Vaters, ſeine Vorliebe für wiſſenſchaftliche Bildung, für geiſtige Befähigung, ſeine ſich nicht allein in ſeinen Dichtungen, ſondern auch im gewöhnlichen Leben ausſprechende lebhafte Phantaſie gingen Hand in Hand mit unermüdlicher Ausdauer, ungewöhnlichem Fleiß, Einfachheit der Sitten, großer Genügſamkeit in ſeinen Bedürfniſſen und beiſpielloſer Nachſicht und Milde in Beurtheilung und Behandlung aller, mit denen er in Berührung kam."

Gar lieblich ſollte ſich ihm der Lebensabend geſtalten. Auf dem alten väterlichen Gute Urbs, dem Schauplatz eigener glücklicher Kindheit, im neuen, wohnlichen Hauſe, wie in frühern Jahren in Luſtiſer von der Liebe einer Tochter, ſo jetzt von einem zärtlichen Sohne und deſſen Gattin ehrfurchtsvoll auf Händen getragen, von Enkeln und Enkelkindern umſpielt, verbrachte er die anderthalb letzten Jahre ſeines Lebens in ſtill freundlicher Theilnahme an ſeiner Umgebung.

Wie er es früher mit ſeinen Söhnen gehalten, ſo weit der Drang ſeiner Amtsgeſchäfte es ihm hatte geſtatten wollen, ſo ließ er jetzt ſeines Sohnes jüngſten Sohn täglich zu ſich kommen und ſeine Cenſur vorweiſen, wobei der 80jährige Greis den Verſtand ſeines 6jährigen Enkels durch Fragen anzuregen ſich nicht allein nicht verdrießen ließ, ſondern vielmehr ſelbſt dabei Genuß zu haben ſchien.

Auch ſeine Muſe war ihm treu geblieben, faſt bis zuletzt. Noch vom September 1858 datiren einige ſeiner Gedichte.

„Einige Tage vor ſeinem Hinſcheiden" — ſo ſchreibt ſein Sohn Robert von Samſon — „nachdem ſich mein Vater von dem Einfluſſe eines Schlaganfalls theilweiſe erholt, äußerte er: daß er einen ſchweren, ſchweren Traum gehabt habe, Rechenſchaft ablegen müſſen von dem Leben, das er nun hinter ſich habe, manchen Fehler zu bereuen, wie von ſeinem Leben, ſo von mancher Hoffnung nun zu ſcheiden habe, dabei ausrufend: „Alles muß endlich über den

Acheron.“ Am Abend vor ſeinem Tode hatte Herr Dr. Kreuzwald meinem alten Vater Gedichte von Hintze mitgebracht, die ich ihm vorleſen mußte. Körperlich ganz zuſammengeſunken, erglänzte ein jugendliches Feuer in ſeinem Auge beim Vortrage dieſer launigen Dichtungen, und noch ¼ Stunde vor dem, daß er ausgelitten, als mein Bruder Guſtav, nicht ahnend, daß unſerm Vater die Todesſtunde bereits geſchlagen, ſich zur Heimkehr nach Fellin rüſtete, trug mein Vater mir auf, meinem Bruder einige Papiere und Bücher zur Abgabe an Herrn W. von Bock zu behändigen. Mit dem Aufſuchen dieſer Gegenſtände beſchäftigt, traf uns der Ruf, daß wiederum ein Schlaganfall ſich eingeſtellt habe, und bald nachdem wir herbeigeeilt, hatte der Geiſt den Körper verlaſſen.“ —

Halten wir hier inne! —

Eine Biographie konnte und wollte ich weder verſprechen noch geben. Was ich aber verſprach — ein Lebens- und Charakterbild — glaube ich gegeben zu haben, wie dürftig und flüchtig hingeworfen auch immer, ſo doch vielleicht hinreichend, uns Allen zu vergegenwärtigen, Wer und Welcher Reinhold Johann Ludwig Samſon von Himmelſtiern uns, ſeiner Zeit, ſeinem Lande geweſen; hinreichend wol auch zu der Ueberzeugung, daß wir zur Feier des heutigen Tages keinen Würdigeren jener 700jährigen ehrwürdigen Reihe der Stifter, Mehrer und Wächter deutſchen Weſens in unſeren Oſtſeeprovinzen zuzählen konnten, als Ihn, der uns und unſeren ſpäteſten Nachkommen wie kaum Einer zuvor ein Beiſpiel gegeben, mit welcherlei Waffen gekämpft ſein will, auf daß wir nicht heute die letzte Säcularfeier der Herrſchaft jenes deutſchen Weſens und Lebens in dieſen Landen begangen haben möchten.

Dieſer Gefahr, dieſem Schmerze, dieſer Schmach, daß hier je der Same ausgehen ſollte, den unſere Altvordern dieſem Boden anvertraut, werden wir, ſo viel an uns iſt, in dem Maße ſicherer entgehen, als wir, aller Willkühr, allem unzeitigen Schielen nach Neuem mannhaft und unwiderruflich entſagend, uns getragen wiſſen von dem hohen und heiligen Berufe, das, was uns die Väter überlieferten, unſeren Kindern wiederum getreu zu hinterlaſſen, als unvergeudetes, weil unveräußerliches Erbe.

W. von Bock.

Der Einfluß des Küttisbrennens auf die Witterung*).

Wie großartig, gewaltig und weitumfaſſend auch immerhin die Phänomene, welche wir unter den Bezeichnungen Klima und Witterung zuſammenfaſſen, ſich uns darſtellen mögen; wie klein und ohnmächtig auch, mit ihnen verglichen, die Wirkſamkeit unſeres Geſchlechts erſcheint; es kann dennoch nicht verkannt werden, daß letzteres in mannichfaltigſter Weiſe in das Walten der Natur modificirend einzugreifen vermag. Ob abſichtlich oder unabſichtlich, ob wohlthätig oder verderblich, ob dauernd oder momentan — genug, die Thatſache ſteht feſt, daß das Klima einer Gegend *mit* beſtimmt wird durch den Einfluß, welchen die Thätigkeit ſeiner Bewohner ausübt.

Als noch Wald und Sumpf den bei weiten größten Theil der Oberfläche Deutſchlands einnahmen, wie verſchieden war damals das Klima von dem heutigen! wie fremdartig treten uns die Schilderungen eines Tacitus entgegen! Wo erhält ſich in ſeinen Ebenen jetzt noch der Schnee einen Sommer hindurch? wo werden in ihm, wie noch vor einem halben Jahrtauſend, unter 100 Jahren 95 unfruchtbare gezählt?

*) Unter „Küttis" verſteht man das Abbrennen trockenen Strauchwerkes auf den Feldern, um die Aſche als Düngungsmittel zu benutzen; unter „Rödung" das Abbrennen des nach dem Niederhauen eines Waldes übrig gebliebenen Holz- und Strauchvorraths zur Verwandlung des Landes in Ackerboden. — Auf Kronsgütern iſt nach der Domainen-Verordnung der Küttisbrand ganz verboten. D. Red.

Eben ſo Holland. Allen übrigen Nationen hat Gott den Erdboden verliehen, den ſie bewohnen ſollten: den Holländern nicht. Er gab ihnen nur ein offnes Auge, einen erfinderiſchen Kopf und fleißige Hände. So haben ſie ihr Land den Waſſern abgerungen und ihre Eroberung mit größter Energie vertheidigt und ſichergeſtellt. Wie oft auch im lauten Sturmesgeheul das Meer ſeinen alten Beſitz zurückfordern mochte, der Menſch hat ihn nicht nur zu behaupten, ſondern auch, und noch in jüngſter Zeit, anſehnlich zu vermehren gewußt, damit aber auch das Klima ſeines Vaterlandes in das grade Gegentheil deſſen verwandelt, was es einſt geweſen. Mag immerhin Salmaſius ſeine Heimath als das Land bezeichnen, wo alle vier Elemente nichts taugen — wer ſich heut darin umſchaut, wird nicht geneigt ſein in dieſes Verdammungsurtheil einzuſtimmen.

Doch nicht immer hat des Menſchen Hand in der bezeichneten Richtung wohlthuend gewirkt: faſt noch häufiger treffen wir auf Beiſpiele, wo er, wenn auch unbewußt, ſein eignes und ſeiner ſpäteſten Nachkommen Verderben geſchaffen hat und fortwährend ſchafft. In der erſten Zeit nach ihrer Entdeckung ſtiegen die Inſeln des grünen Vorgebirgs zu raſcher Blüthe empor; ein mildes fruchtbares Klima und ein günſtiger Boden ſchienen ſie auf immer zu verbürgen. Da faßte man den unglücklichen Entſchluß, die Wälder auszurotten, um mehr Land zum Anbau zu gewinnen. Sofort blieben die Regen aus, ſtürmiſche Winde entführten die vom Hochwalde nicht mehr zurückgehaltenen wolkenbildenden Dünſte — und das Land verödete rettungslos. Das einſt von 30,000 Einwohnern bevölkerte Porto Praya ward zu einer Nekropole und Afrika ſieht ſeine Continentalwüſten um eine Inſelwüſte vermehrt.

Gewarnt durch den Anblick dieſes traurigen Schickſals haben die Bewohner der Canariſchen Inſeln der auch bei ihnen ſchon weit vorgeſchrittenen Entwaldung energiſch Einhalt gethan, und wer auf Lancerota ohne ſpecielle obrigkeitliche Erlaubniß einen Baum fällt, unterliegt der Strafe eines Mörders. Und doch iſt auch hier des Unheils genug ſchon geſchehen. „Welches Hesperidenland,“ ruft Leopold v. Buch aus, „wäre Gran Canaria geblieben, hätte man ihm die Waldungen gelaſſen die einſt ſeine Höhen bedeckten!“

Das Karſtgebirg im Norden von Trieſt wurde ſchon in der Zeit der alten Römer, und ſpäter noch viel gründlicher, ſeines Waldſchmuckes beraubt, „um den Räubern ihre Schlupfwinkel zu nehmen.“ Nun ja, die Räuber

ſind verſchwunden, unter anderm auch deshalb, weil jetzt nichts Raubenswerthes mehr dort zu finden iſt. Weit und breit nur kahle dürre Flächen, die Quellen verſiegt, die Regenbäche trocken gelegt — das iſt das troſtloſe Bild der Gegenwart, und wie ganz anders ſah es hier vor 2000 Jahren aus!

Daß übrigens eine umſichtige und die Localumſtände berückſichtigende Lichtung und Einſchränkung der Wälder auch verbeſſernd auf Klima und Boden wirken kann — wer mag es leugnen? Nur ſind leider die Beiſpiele eines ſolchen Verfahrens nicht eben beſonders zahlreich.

Genug der Belege für einen Satz, den kein Kundiger im Ernſte bezweifeln wird. Das Klima eines Landes wird nicht minder durch das Thun und Treiben der Menſchen, wie durch Naturgewalten verändert.

Dann aber wird die Beförderung wohlthätiger, wie die Verhinderung oder möglichſte Beſchränkung nachtheiliger Wirkungen, ſo weit beides in der Macht des Menſchen ſteht, zur öffentlichen Angelegenheit.

Im Folgenden ſoll von einer ſolchen, bisher viel zu wenig beachteten Einwirkung, der *des Küttisbrennens auf Verhinderung des Regens*, die Rede ſein, und ich werde verſuchen dieſen Einfluß nachzuweiſen.

Es iſt bekannt, wie namentlich in den beiden letzten Jahrzehnden bei uns über nachtheilige Dürre geklagt worden, wie einzelne Gegenden 6—7 Wochen lang alles und jedes Regens entbehrten. Eben ſo hat wohl Jeder die oft den ganzen Horizont umziehenden Rauchmaſſen bemerkt, die von der Stelle, wo ein Küttisbrand unterhalten ward, emporſtiegen und mehrere Werſte weit einen üblen Geruch verbreiteten. Nicht ſelten gaben auch dieſe ſchlecht oder gar nicht beaufſichtigten Küttisbrände Veranlaſſung zu Waldbränden, wie namentlich im Jahre 1858 an vielen Orten Livlands der Fall geweſen. Auch der übrige Himmel iſt dann ſelten recht heiter, es bilden ſich in der obern Atmoſphäre dicke ſchwere Wolken, die Tage lang ſtehen, aber keinen Regen ſpenden, ſelbſt Gewitter *ohne* Regen. Oder es zeigen ſich einzelne Tropfen, die aber der trockne Rauch ſchon verzehrt, faſt noch ehe ſie den Boden erreichen, dem ſie übrigens auch nichts helfen könnten. Es wird nicht nöthig ſein, das nur gar zu bekannte Bild weiter auszumalen.

Im Folgenden mögen die auffallendſten dieſer regenloſen Zeiten der letzten 8 Jahre aufgeführt werden. Doch beſchränke ich mich auf den

Zeitraum vom 1. Mai bis 20. Juli, ſo wie auf die in Dorpat auf der Sternwarte gemachten Beobachtungen.

1852. Vom 4—16. Mai nur ein ganz kurzer Gewitterregen; Dauer der Dürre 13 Tage.

1853. Vom 5—17. Mai gar kein Regen; Dauer der Dürre 13 Tage. Vom 24. Juni bis zum 7. Juli gar kein Regen; Dauer der Dürre 14 Tage.

1854. Vom 15—26. Juni ganz trocken; Dauer der Dürre 12 Tage.

1855. Vom 28. Juni bis zum 15. Juli ganz trocken (bis auf wenige Tropfen am 10. und 12.); Dauer der Dürre 18 Tage.

1856. Keine entſchiedene Dürre. Doch fielen vom 15. Juni bis zum 2. Juli nur 2 Regen; Dauer der Dürre (18) Tage.

1857. blieb der Regen nie länger als 8 Tage aus.

1858. Vom 21. Mai bis zum 15. Juni ganz trocken; Dauer der Dürre 26 Tage.

1859. In den Tagen vom 10. Mai bis zum 1. Juni nur 3 nicht bedeutende Regen; Dauer der Dürre (22) Tage.

In jedem dieſer Jahre ſtellt eine Periode ſich ſehr charakteriſtiſch heraus, die mit dem Pfingſtfeſte beginnt.

Vom erſten Pfingſttage an gezählt, ergeben ſich folgende Reſultate:

	Pfingſttag		Dauer der Regenperiode		
1852	18. Mai	in 15 Tagen	7	Regen,	meiſtens ſehr ſtark
1853	7. Juni	in 14 „	6	„	
1854	30. Mai	in 14 „	5	„	
1855	15. Mai	in 8 „	4	„	
1856	4. Juni	in 12 „	6	„	, ſehr ſtark
1857	26. Mai	in 7 „	4	„	
1858	11. Mai	in 11 „	6	„	, alle ſehr ſtark.
1859	31. Mai	in 10 „	6	„	

zuſammen alſo unter 91 Tagen 44 mit Regen.

Einigemale, wie 1852, folgten auf dieſe Pfingſtperiode eine längere Zeit hindurch reichliche, wenigſtens genügende Regen; häufiger jedoch trat auch ſpäter wieder Dürre ein. — Der Pfingſtſonntag ſelbſt brachte in dieſen 8 Jahren den Regen nur 3 mal; jedesmal aber kam er ſehr bald nachher.

Zu noch beſſerer Vergleichung möge hier die Zahl der Tage mit Regen ſtehen, welche außer der obigen Pfingſtperiode in den Jahren 1852—58 vom 1. Mai bis 20. Juli ſich zeigten:

1852	in 66	Tagen	21	mit Regen
1853	in 67	„	10	„ „
1854	in 67	„	24	„ „
1855	in 73	„	14	„ „
1856	in 69	„	24	„ „
1857	in 74	„	19	„ „
1858	in 70	„	11	„ „
	486		123	

ſo daß hier durchſchnittlich jeder vierte Tag einen Regen brachte; in der Pfingſtperiode dagegen jeder zweite Tag.

Hier zeigt ſich deutlich, wie die mindeſtens dreitägige allgemeine Unterbrechung des Küttisbrennens in Veranlaſſung des Pfingſtfeſtes den Regen frei macht, ſo daß er ſich nicht allein durch eine verdoppelte Frequenz, ſondern auch meiſtens noch durch größere Fülle auszeichnet. Ein ähnlicher Einfluß einzelner Sonntage ſtellt ſich nicht deutlich heraus; die Unterbrechung des Brennens iſt von zu kurzer Dauer oder fällt auch ganz aus.

Vielleicht erſcheint Manchem die hier gegebene Zuſammenſtellung noch nicht genügend, der daraus geführte Beweis noch nicht ſtringent genug. Gewiß aber wird ſie genügen auf einen Gegenſtand aufmerkſam zu machen, der für die geſammte Oekonomie unſrer Provinzen von ſo entſchiedener Wichtigkeit iſt. Findet man es vielleicht zu früh, ſofort adminiſtrative Maßregeln zur Regelung des Küttisbrennens definitiv zu treffen, ſo iſt es doch ganz gewiß nicht zu früh zu Beobachtungen und Verſuchen. Die meinigen ſind in Dorpat angeſtellt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auf dem Lande ſelbſt und namentlich auf den Gütern, wo dieſes Brennen in größerer Ausdehnung Statt findet, die Thatſachen noch deutlicher ſprechen. In allen obigen Zuſammenſtellungen ſind die Tage, wo nur wenige und kaum bemerkbare Tropfen fielen, nicht mitgenommen; nicht allein werden ſo ſchwache Regen häufig und namentlich in der Nacht ganz unbemerkt bleiben, ſondern es iſt auch am richtigſten, ein ſolches Tröpfeln, das augenſcheinlich der Vegetation nicht im mindeſten zu Statten kommt, hier gar nicht in Anſchlag zu bringen.

Ich bemerke, daß auch ſchon in andern Gegenden dieſer Einfluß

erkannt und legislative Maßregeln zur Verhinderung des Uebels getroffen worden ſind. Die ausgedehnten Moorflächen des nordweſtlichen Deutſchlands geben fortwährend Veranlaſſung zu dem im Weſentlichen unſerm Küttisbrennen gleichen Moorbrennen. Es war in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts, wo die dortigen Localbehörden ſich veranlaßt fanden einzuſchreiten, um der Willkührlichkeit und Regelloſigkeit dieſes Moorbrennens Schranken zu ſetzen; wiewol 1828 ſchwere Klagen über Nichtbeachtung der geſetzlichen Vorſchriften wiederholt laut wurden. Es handelt ſich nicht darum, einen durch die Natur der Gegend bedingten Theil der Landescultur zu unterſagen, ſondern nur, diejenigen Zeiten des Jahres dafür zu beſtimmen, wo der Regen ohne erheblichen Nachtheil längere Zeit hindurch entbehrt werden kann, namentlich aber dieſes Brennen in derjenigen Periode des Jahres, wo eine längere Dürre am verderblichſten einwirkt, ja alle Hoffnungen des Landmanns vernichten kann, ſtreng zu unterſagen.

Kaum bedarf es der Bemerkung, daß hier an ein allgemeines Naturverhältniß, was vom Küttisbrennen unabhängig der einen Zeit Trockenheit und einer andern Regen zutheilt, nicht gedacht werden kann. Gehörte Pfingſten wie Weihnachten einer ſich ſtets gleichbleibenden Jahreszeit an, ſo könnte man glauben, es verhalte ſich mit den erwähnten Perioden wie mit den Pankratiustagen und ähnlichen wirklichen oder doch vermutheten Eigenthümlichkeiten einzelner Zeiten. Pfingſten aber iſt eine von Menſchen willkührlich geordnete wandelbare Zeit, deren Spielraum 5 Wochen beträgt und die eben deshalb in keinem naturnothwendigen directen Zuſammenhange mit der Witterung ſtehen kann.

Im Intereſſe des allgemeinen Beſten bitte ich alle, welche durch Mittheilung von dahin gehörenden Thatſachen oder auf irgend eine andre Weiſe zur Aufhellung des Gegenſtandes beitragen können, dieſe ſo wichtige Angelegenheit nicht unbeachtet zu laſſen. Sollten dem Verfaſſer darauf bezügliche Beobachtungen mitgetheilt werden, ſo verſpricht er ſie eben ſo ſorgfältig wie ſeine eignen zu bearbeiten und ihr Reſultat der Oeffentlichkeit zu übergeben, und zwar ohne Ausſchluß oder Weglaſſung ſolcher Thatſachen, welche der Anſicht des Verfaſſers ungünſtig ſind oder zu ſein ſcheinen. Nur möge ſich Niemand an vereinzelte Wahrnehmungen halten, die hier weder für noch gegen entſcheiden können. Dem Verfaſſer kann es nicht in den Sinn kommen zu behaupten, daß es ohne Küttisbrennen niemals eine Dürre geben werde, und eben ſo wenig, daß es nicht auch während

deſſelben doch zuweilen regnen könne: Zahlen entſcheiden, aber nur dann, wenn man ſie richtig anzuwenden verſteht, und Gewißheit kann in ſolchen Fällen nur erlangt werden durch zuverläſſige, keiner anderweitigen Deutung mehr unterworfene Zahlenwerthe.

Möge denn alſo der Inhalt dieſes Aufſatzes beherzigt werden von allen, denen das Wohl des Landes am Herzen liegt. Dem Verfaſſer aber war es Bedürfniß, ſeine Ueberzeugung nicht zurückzuhalten, und er glaubt, daß dieſe Monatsſchrift, nach dem Wortlaut ihres Programmes, das geeignetſte Organ für eine ſolche Veröffentlichung darbietet.

Dixi et salvavi animam meam.

Mädler.

Der Verkauf der Reichs-Domainen als Finanzmaßregel.

(Nach einer Monographie des Prof. Julius Mikszewicz in Kaſan. Moskau 1859).

III.

In früheren Zeiten, als die Landwirthſchaft noch die vorwiegende Beſchäftigung der Völker bildete, galt der Beſitz unbeweglichen Eigenthums faſt für die ausſchließliche Quelle des Reichthums und begründete durch die mannigfachen mit ihm verbundenen Rechte und Privilegien in politiſcher wie in ſocialer Hinſicht Macht und Bedeutung. Die Fürſten waren erbliche Eigenthümer umfangreicher Güter und bezogen aus denſelben faſt alle ihre Einnahmen. Dieſe Verhältniſſe blieben auch noch beſtehen, nachdem der Staat ſeinen eigenthümlichen Charakter als Erbbeſitz ſeiner Fürſten ſchon aufgegeben hatte. So lange die noch nicht ſehr beträchtlichen Bedürfniſſe des Hofes und der Regierung vorzugsweiſe durch die Einkünfte der Domainen- und Apanage-Güter, die gewöhnlich einer und derſelben Adminiſtrativbehörde untergeben waren, gedeckt wurden, beſtrebte ſich die ſouveraine Gewalt, den Umfang der Domainen nicht allein zu erhalten, ſondern auch ihn als die Hauptſtütze ihrer Macht zu erweitern. In ſolchem Geiſte handelten Philipp der Schöne und Carl IX. in Frankreich, Ferdinand und Iſabella in Spanien und die deutſchen Fürſten zur Zeit

der Reformation. Mit der Vermehrung der Staatsbedürfnisse vergrößerten sich indessen die Staatsausgaben in dem Maße, daß die aus den Domainen fließenden Einkünfte zu ihrer Deckung nicht mehr ausreichten. Dies hatte zur Folge, daß die Domainen, welche ursprünglich größtentheils im Privateigenthum der regierenden Dynastien standen, nunmehr aber mit Staatsausgaben belastet wurden, den Charakter von Staatsbesitzlichkeiten annahmen. In diese Zeit fallen meist jene mannigfachen legislativen Acte über die Unveräußerlichkeit der Domainen, die noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert überall in Europa bestanden. In England kam dieser Grundsatz in der Praxis nie zur strengen Anwendung, obschon ein Gesetz unter der Regierung der Königin Anna, in Grundlage einer in jenem Geiste abgefaßten Parlamentsacte, die Unveräußerlichkeit der Kronbesitzlichkeiten angeordnet hatte. Dagegen gelangte dies Princip in Frankreich, wo die Domainen schon früh den Charakter von Staatsbesitzlichkeiten angenommen hatten, zur vollen Entwickelung. Schon Philipp der Lange suchte die Unveräußerlichkeit der Domainen festzustellen, mehr noch Carl der Schöne und Carl IX., letzterer besonders durch das Decret von Moulins vom Jahre 1506. Dank dieser Politik repräsentirten die Domainen Frankreichs trotz der Verschwendungen der Bourbonen noch einen bedeutenden Grundbesitz, als die Gesetze über die Unveräußerlichkeit derselben durch das Decret vom 23. Nov. 1790 aufgehoben wurden. Der Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Staatsbesitzlichkeiten setzte sich allmählig, zumal während des XVII. Jahrhunderts auch in Deutschland fest, wo die Frage, wem eigentlich das Eigenthum an denselben zustehe, vielfache Streitigkeiten hervorrief. Zunächst erfolgten verschiedene Localbestimmungen, gemäß denen die fürstlichen Besitzungen sich in untheilbare Majorate verwandelten, bis endlich im XVIII. Jahrhundert die Unveräußerlichkeit der Domainen fast in allen deutschen Territorien durch Gesetze festgestellt war. Das sogenannte fürstliche Schatullen-Vermögen wurde indessen in Deutschland meist nicht als dem Staate gehörend angesehen, und erst in der neuesten Zeit mit Einführung von Civillisten fing dieser Unterschied an zu verschwinden. Seitdem der größte Theil der regulairen Staatsbedürfnisse durch directe und indirecte Steuern gedeckt wird, die außerordentlichen Staatsausgaben aber unter dem Einflusse der Entwickelung des Finanz- und Creditwesens vorzugsweise durch Staatsanleihen bestritten werden, hat der Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Staatsdomainen seine Bedeutung verloren. Nicht minder hat die Staats- und Volkswirthschaftslehre auf die großen Uebelstände hinzuweisen begon-

nen, die mit der Verwaltung von Grundvermögen durch den Staat selbst verbunden sind. „In jedem großen Staate Europas," sagt Adam Smith, „würde der Verkauf der Staatsländereien eine außerordentlich große Summe Geldes einbringen, die bei einer guten Verwendung eine unvergleichlich höhere Einnahme gewähren müßte, als aus den Domainen erzielt wurde." Er ist der Ansicht, daß die schlecht cultivirten und für einen Spottpreis verpachteten Staatsländereien beim Verkaufe ein Capital eintragen könnten, das auf das 40-, 50- ja unter Umständen das 60fache des Capitalwerthes der aus ihnen fließenden Einkünfte zu schätzen wäre. „Obgleich — sagt er ferner — die Domainen-Einnahmen den Privaten scheinbar nichts kosten, so lehrt doch die Erfahrung, daß gerade diese Staatseinnahme den Unterthanen bei weitem theurer zu stehen kommt, als jede andere dem Betrage nach ihr gleiche" — eine Ansicht, die jetzt von den größten Staatsökonomen und vielen Staatsmännern getheilt wird.

In England wurde zuerst mit der Veräußerung der Staatsdomainen praktisch vorgegangen. Schon unter Elisabeth und Jacob I. wurde eine große Menge von Staatsländereien verkauft. In späteren Zeiten wurden solche Veräußerungen so oft wiederholt, daß im Jahr 1855 die Einkünfte aus den Domainen nur 281,561 Pfd. St. betrugen, d. h. $0_{,4}$ Procent der gesammten Staatseinnahme. In Frankreich trug die Veräußerung der Domainen, nachdem sie im Jahre 1790 von der gesetzgebenden Gewalt angeordnet worden, bis zum Jahre 1793 die Summe von 600 Millionen Livr. ein. Obschon diese Maßregel nicht in der geeignetsten Weise und zudem unter äußerst schwierigen Verhältnissen zur Anwendung kam, so erzielte die Regierung dennoch aus dem Verkauf der Domainen von 1790 bis 1830 mehr als 4631 Millionen Fr. Gegenwärtig sind in Frankreich so wenige Domainen vorhanden, daß ihr Ertrag im Jahre 1856 nur $2_{,5}$ Procent der gesammten Staatseinnahme ausmachte.

In Preußen wurde die Verordnung von 1713, die den Verkauf der Domainen verbot, durch das Gesetz vom 5. November 1809 abgeändert, nach welchem in vielen Fällen eine Veräußerung der Staatsbesitzlichkeiten gestattet sein sollte.

Es sei uns vergönnt, hier die eigenen Worte des Ministers Stein aus jener denkwürdigen Epoche der Wiedergeburt seines Vaterlandes anzuführen. In der von ihm verfaßten Cabinetsordre an den Geheimerath Sack vom 20. Januar 1808 heißt es:

„Daß die Veräußerung der Domainen in Rücksicht auf den Natio-

nalwohlstand eine wohlthätige Operation sei, hat eine verständige Staatswirthschaft längst entschieden. Die Resultate der Erfahrung haben die Behauptungen der Theorie überall bestätigt, und die Gütercultur ist in den Ländern am blühendsten, in denen es keine Domainen giebt"..... „Was den Einwand der Unveräußerlichkeit betrifft, so beruht solcher auf irrigen Rechtsbegriffen."..... „Wenn man indeß das Princip der Unveräußerlichkeit geltend machen will, so muß man andere Hülfsmittel für die jetzige Lage des Staates substituiren und muß beweisen, daß diese Hülfsmittel der Verlegenheit eben so sicher und eben so wohlfeil abhelfen als der Domainenverkauf."..... „Die Erbverpachtung findet nach der Natur der Sache immer weniger Concurrenz als der Verkauf des freien Eigenthums."....

„Hinsichtlich der Beibehaltung der Forsten können Wir eurem.... Sentiment nicht beipflichten. Erfahrung und Theorie stehen ihm entgegen, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Klage über Holzmangel, die in Unsern Staaten so laut gehört wird, sich verlieren werde, sobald die große mit Holz nicht bewachsene Holzfläche ein Privateigenthum wird." „Die Forsten können daher vom Verkauf nicht ausgenommen werden und habt ihr auch mit der Ausmittelung ihres Ertrages vorzugehn."

Die Summe, welche der Verkauf der Domainen in Preußen eintrug, belief sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf $55^2/_3$ Mill. Thlr. und ist seitdem noch bedeutend gestiegen.

In Oesterreich wurden schon im Jahre 1817 viele Domainen verkauft, und wenn auch die von 1818 bis 1843 dafür erzielte Summe nicht mehr als $35^1/_2$ Millionen Gulden betrug, so wurden doch allein im Jahre 1855 in Oesterreich Domainen im Werthe von 80 Millionen Gulden verkauft. Durch den so häufig wiederholten Verkauf der Domainen hat sich ihr einst sehr bedeutender Umfang in diesem Staate so sehr verringert, daß gegenwärtig die aus denselben bezogene Einnahme kaum 1 Procent der gesammten Staatseinkünfte ausmacht. Daß der Verkauf der Domainen gegenwärtig in den Staaten Europas in allgemeiner Anwendung ist, geht daraus hervor, daß die Domaineneinkünfte überall eine geringfügige Quote des gesammten Staatseinkommens ausmachen. So betrugen sie im Jahre 1856 in Sachsen $9,_5$ Proc.; in Belgien weniger als 4 Proc.; in den Niederlanden $1,_8$ Proc.; in Norwegen ungefähr 1 Proc.

Die Maßregel einer Veräußerung der Domainen wurde theilweise auch in Rußland versucht. Das Manifest vom 27. Mai 1810, welches

in den Jahren 1812 bis 1817 mehrfache Ergänzungen erhielt, ſpäterhin aber vollſtändig aufgehoben wurde, ordnete den Verkauf der Krons-Obrokſtücke und Forſten, ſowie der in zeitweiligem Privatbeſitz ſtehenden Ländereien an.*)

Es wird genügen, aus der Reihe von Thatſachen, die den Nutzen einer Veräußerung der Domainen beweiſen, nur folgende hervorzuheben. In Dänemark wurden gegen das Ende der vierziger Jahre die Staatsbeſitzlichkeiten ſo vortheilhaft verkauft, daß die reine Einnahme, welche der Staat vor dem Verkauf aus ihnen bezog, nur $^1/_2$ bis 1 Proc. der Kaufſumme ausmachte. In Spanien waren die im Jahr 1841 verkauften Domainen nur auf 33 Millionen Realen abgeſchätzt worden, während ihr Verkauf 926 Millionen eintrug. In Baiern wurden im Laufe zweier Jahre für 2,350,557 Gulden Staatsdomainen verkauft; ſie hatten bis dahin 51,151 Gulden oder $2^5/_{10}$ Proc. eingetragen, ſo daß die aus dem Verkauf gelöſte Summe 45mal größer als die früher bezogene reine Einnahme iſt und ſtatt $2_{,5}$ Proc. gegenwärtig $4_{,2}$ Proc. bringt. Der Verkauf der Waldungen bot in Frankreich bis zum Jahre 1835 folgendes Reſultat: 116,780 Hectaren waren für 114,297,000 Fr. verkauft worden; geſchätzt waren ſie auf 107,032,000 Fr., mithin überſtieg der Erlös den Schätzungswerth um 7,265,000 Fr. Sie hatten eine reine Einnahme von 3,996,400 Fr. eingetragen, alſo $3^1/_2$ Proc. der Verkaufsſumme; außerdem brachten ſie, da ſie nach ihrer Veräußerung der Grundſteuer unterlagen, der Krone noch 7,470,000 Fr. ein. Fügen wir dieſe Summe zu jener von 114,297,000 Fr., ſo ergiebt ſich, daß die aus dem Verkauf der Forſten erzielte Staatseinnahme 121,767,000 Fr. betrug und folglich den Schätzungswerth um 14,735,000 Fr. überſtieg. Selbſt die damals geäußerte Befürchtung, als würde der Beſtand der Waldungen durch ihren Uebergang in das Privateigenthum gefährdet werden, erwies ſich in der Folge als ungegründet, da ſich der Zuſtand der Forſtwirthſchaft im Gegentheil weſentlich verbeſſert hat. Er-

*) Was die dem Staate ausſchließlich gehörenden Nutzungsrechte oder die ſog. Regalien anlangt, welche in vielen Beziehungen den Staatsbeſitzlichkeiten im engeren Sinne ähnlich ſind, ſo hatten auch ſie in einigen Ländern daſſelbe Schickſal, wie die Domainen. So befinden ſich in Frankreich und England alle Bergwerke gegenwärtig im Privateigenthum. Daſſelbe findet in Belgien ſtatt, wo nur noch die Steinkohlengruben der Krone vorbehalten ſind. Auch in Baden und Würtemberg hat die Regierung ſich nur wenige von ihren früheren Nutzungsrechten reſervirt. Im Jahr 1849 brachte in Preußen ein Glied der Finanz-Commiſſion ein Project ein, nach welchem nicht nur alle noch übrig gebliebenen Domainen, ſondern auch ſämmtliche Berg- und Salzwerke veräußert werden ſollten. Schon früher, im Jahre 1847, ſprachen ſich beide Kammern für die Aufhebung des Salzregals aus.

wähnen wir noch schließlich, daß der Verkauf aller Staatsforsten in England und Frankreich sich als zweckmäßig bewährt hat, und daß die ausgedehnten Staatsländereien der Vereinigten Staaten Nordamerikas weder von dem Staate verwaltet, noch verpachtet, sondern einzig und allein an Private verkauft werden und dem Staate alljährlich eine bedeutende Einnahme gewähren.

Angesichts der oben angeführten Meinungen der bewährtesten Autoritäten und der Thatsachen, welche zu ihrer Bestätigung dienen, bleibt wol kein Zweifel übrig, daß die Veräußerung eines gewissen Theiles der Domainen auch für Rußland unter den gegenwärtigen Verhältnissen von bedeutendem Nutzen sein müßte. Um uns jedoch noch mehr davon zu überzeugen, wollen wir die Einwendungen betrachten, welche gegen eine solche Maßregel erhoben werden können.

Einige deutsche Gelehrte behaupten, daß große Domainen zweckmäßig seien und folglich dort nicht veräußert werden dürfen, wo die Landwirthschaft noch nicht eine solche Stufe der Entwickelung erreicht hat, daß ein höher stehender Wirthschaftsbetrieb und die freie Arbeit des Landbebauers zur Nothwendigkeit wird. Dagegen ist jedoch zu bemerken einerseits, daß es äußerst schwierig ist, bei der Landwirthschaft eines in rascher Entwickelung fortschreitenden Staates den Augenblick zu bestimmen, bis zu welchem jene oben erwähnten Bedingungen als überflüssig erscheinen und wo sie nothwendig werden; andrerseits, daß, wenn die Veräußerung der Domainen bei entwickelteren Staats- und volkswirthschaftlichen Zuständen von größerem Nutzen sein kann, als z. B. auf der Entwickelungsstufe, welche Rußland gegenwärtig einnimmt, sich hieraus nicht folgern lasse, die Veräußerung der Domainen werde Rußland unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar keinen Nutzen bringen; endlich, daß, die Zweckmäßigkeit großer Domainen sogar angenommen, Rußland so ausgedehnte und umfangreiche Reichsbesitzlichkeiten hat, daß selbst nach dem Verkaufe eines bedeutenden Theiles derselben die Domainen noch einen sehr ansehnlichen Umfang einnehmen würden.

Es wird hin und wieder die Ansicht aufgestellt, daß der geringe Ertrag der Reichsbesitzlichkeiten nicht als Motiv zu ihrer Veräußerung dienen dürfe, da sich gegenwärtig gerade der Ertrag des Grundeigenthums und mithin sein Werth immer mehr steigere und sich folglich von einem Verkaufe der Domainen in späteren Zeiten ein bedeutend größerer Erlös erwarten lasse. Dagegen ist zu erinnern, daß diejenigen, welche aus Specu-

lation den Verkauf der Domainen aufſchieben wollen, um in einer vielleicht ſehr entfernten Zukunft einen höhern Erlös zu erzielen, die Nachtheile in ihre Berechnung zu ziehen vergeſſen, welche die Krone inzwiſchen zu tragen hätte, da ſie aus den Reichsbeſitzlichkeiten eine verhältnißmäßig ungemein niedrige Einnahme bezieht. Nehmen wir an, daß die Veräußerung der Domainen, welche nicht einmal ein volles Procent eintragen, wenn ſie jetzt geſchieht, dem Staate nicht mehr als 3 Proc. jährlicher Einnahme, wenn ſie aber aufgeſchoben wird, 4 Proc. verſchaffen würde. In dieſem Falle würde die Krone, die ſich bisher mit weniger als einem Procent begnügen mußte, wenn ſie bei der gegenwärtig gebotenen Möglichkeit 3 Proc. zu erzielen, die Veräußerung der Domainen auf eine bedeutend ſpätere Zeit hinaus ſchieben würde, Verlüſte erleiden, die durch den allzu ſpät erlangten Vortheil, 4 Proc. ſtatt 3 Proc. zu erzielen, nicht gedeckt würden. Zudem iſt ein höherer Ertrag und größerer Werth der Landgüter nur bei gedeihlicher Entwickelung der Agricultur und der Volkswirthſchaft überhaupt zu erwarten; ernſtliche Fortſchritte derſelben ſind aber ohne eine Veräußerung der Reichsdomainen, da dieſe eine nothwendige Vorbedingung zur Befriedigung dringender Staatsbedürfniſſe bildet, nicht denkbar. Daher würde ein Aufſchub des Verkaufs der Domainen entſchieden nicht mehr Vortheil bringen, als die Maßregel, ſchon gegenwärtig vorgenommen, bietet, ja ſie würde ſogar aller Wahrſcheinlichkeit nach unvortheilhafter ſein. Es mag nicht bezweifelt werden, daß der Werth der Staatsländereien unter günſtigen Verhältniſſen im Laufe der Jahre ſteigen werde; der Werth der Privatgüter wird aber in viel gewaltigerem Maßſtabe ſteigen und die beſſere Cultur, deren ſich die verkauften Domainen von Seiten der Privaten zu erfreuen haben würden, möchte der Volkswirthſchaft und mit ihr der Krone, da beider Intereſſen nie getrennt werden dürfen, noch viel bedeutendere Vortheile gewähren.

Ebenſo dürfte es noch einigem Zweifel unterliegen, ob der Grundſatz der Unveräußerlichkeit der Staatswaldungen berechtigt ſei, ſowie ob eine richtige Benutzung der Wälder und eine rationelle Forſtwirthſchaft durchaus eine Verwaltung durch die Krone erfordere.

Obgleich gewiſſe Rückſichten, aus denen die Forſten auch bei einer entwickeltern Landwirthſchaft in der Verwaltung des Staates zu behalten ſind, anerkannt werden müſſen, ſo ſtehen ſie doch durchaus nicht der Veräußerung eines bedeutenden Theiles der Waldungen in einem Lande, welches Ueberfluß an ihnen hat, entgegen. Zudem findet das Hauptmotiv für

die Belassung der Forsten in ihrer gegenwärtigen Stellung, nämlich der Vorzug, welcher dem Staate in Bezug auf rationelle Benutzung und Verwaltung der Waldungen zugeschrieben wird, auf Rußland keine Anwendung. Wo die Verwaltung der Staatsforsten den strengen Grundsätzen einer rationellen Forstwirthschaft gemäß gehandhabt wird oder gehandhabt werden kann, darf man zu einer Veräußerung derselben freilich nur im äußersten Nothfalle schreiten. Läßt sich dies aber von unserer Forstwirthschaft sagen oder können wir auch nur für die Zukunft, trotz aller Anstrengungen der Regierung, die gerechte Erwartung hegen, zu einer solchen rationellen Verwaltung unserer ungeheuren Forsten zu gelangen, wie sie in den Waldungen der kleineren Staaten Deutschlands und einiger anderer Länder, die im Vergleich zu den unsrigen nur Forsten en miniature genannt werden können, zu finden ist? Wir glauben diese Fragen verneinen zu müssen; denn schon die Kosten einer solchen Verwaltung würden, wenn sie auch in Rußland möglich wäre, bei dem ungeheuren Umfang und der großen Anzahl unserer Forsten deren Ertrag bedeutend übersteigen. Ueberhaupt können wir nicht eher im Ernst an die Einführung einer wahrhaft rationellen Forstwirthschaft bei uns denken, als bis die Waldungen wenigstens auf solche Dimensionen zurückgeführt sind, welche die Anwendung rationeller Grundsätze bei ihrer Verwaltung gestatten. Gegenwärtig ist aber bei uns nicht nur eine rationelle Forstwirthschaft, sondern selbst eine genügende Conservirung der Kronsforsten unmöglich. Das Interesse der Privaten ist den Kronswaldungen durchaus feindlich; jeder bestrebt sich, für sich den größtmöglichen Vortheil aus dem Kronseigenthum zu ziehen und ist zugleich überzeugt, daß dasselbe, da es fast allen Schutzes entbehrt, auf irgend einem Wege doch der Vernichtung anheimfallen müsse. Dagegen würde, falls die Krone einen größeren Theil ihrer Forsten veräußerte, dieser in dem persönlichen Interesse der kaufenden Privaten einen besseren Schutz finden, der unter der Verwaltung der Krone verbleibende aber die Einführung und Anwendung einer rationellen Forstwirthschaft ermöglichen.

Bei der Veräußerung eines bestimmten Theiles der Reichswaldungen müßten nun alle diejenigen Forsten im Eigenthum der Krone verbleiben, welche zum Schutz der Gebirgsländer gegen die Macht zerstörender Elemente, zur Befestigung von Flußufern und fliegenden Sandes, endlich zur Einrichtung von Musterfermen und landwirthschaftlichen Anstalten nothwendig sind. Diesen Anforderungen, sowie auch anderen, auf die zur Her-

ſtellung einer Muſterlandwirthſchaft nothwendigen Ländereien bezüglichen zu genügen, dürfte um ſo weniger ſchwer fallen, als nach unſerem Veräußerungsproject alle Ländereien, welche gegenwärtig im Reſſort des landwirthſchaftlichen und des Forſt-Departements ſtehen und viele andere überhaupt nicht zu den Reichsbeſitzlichkeiten mitgerechnet wurden, als wir ihren Werth auf 4 Milliarden ſchätzten.

Was endlich die Anſicht betrifft, daß die Reichsdomainen eine weſentliche Stütze des Staatscredits bilden, ſo iſt es wol augenſcheinlich, daß der Staatscredit einer ſolchen Stütze leicht entbehren kann. Die Reichsbeſitzlichkeiten waren niemals im Stande, den Cours, nicht allein des einfachen Papiergeldes, ſondern ſelbſt des durch Verpfändung der Domainen geſicherten aufrecht zu erhalten. Der Staatscredit eines Landes hängt von ſeiner politiſchen Organiſation und ſeinen finanziellen Verhältniſſen ab. Bei guter Organiſation der Finanzen kann ein Staat, der faſt gar keine Domainen beſitzt, ſich eines ſo ausgedehnten Credits erfreuen, wie ihn ein anderer, obgleich er ſich im Beſitze der umfangreichſten Domainen befindet, nicht hat.*)

Andere laſſen auch die Anſicht verlauten, es dürften die Domainen nicht veräußert werden, weil ſie das beſte Mittel zur Belohnung für dem Staate erwieſene ausgezeichnete Dienſte gewähren. Indeſſen kann es wol der Regierung bei gut organiſirten Finanzen nicht ſchwer fallen andere Mittel zu dieſem Zwecke aufzufinden, zumal eine vortheilhafte Veräußerung der Domainen, da ſie überhaupt die Einnahme des Staats beträchtlich vergrößern würde, die Regierung auch in dieſer Hinſicht vor jeder pecuniären Verlegenheit bewahren möchte.

Endlich wird auch noch der Einwand gegen die Veräußerung der Reichs-Domainen erhoben, daß die durch ihren Verkauf erzielte Summe allzuleicht wieder verausgabt werden könnte. Eine ſolche Vorausſetzung

*) Es wird behauptet, daß die Kronsbergwerke, falls man ſie an Private veräußern würde, raſcher erſchöpft werden könnten und daß den Privaten in der Regel hinreichende Mittel und Kenntniſſe abgehen, um einen rationellen Bergwerksbetrieb herzuſtellen und zu erhalten. Wenn ſich aber in der That erweiſen ſollte, daß die Privatbeſitzer ihre Bergwerke zuwider den Elementen des Bergbaues ausbeuten, ſo könnte dieſer Uebelſtand leicht durch eine Oberaufſicht der Regierung, wie in vielen Ländern Europas, beſeitigt werden. Uebrigens läßt ſich, wo die Privatbeſitzer nur einigermaßen ihre eigenen Intereſſen verſtehen, keineswegs eine allzufrühe Vergeudung der productiven Kräfte ihrer Bergwerke befürchten. Große Capitalien aber und die nöthigen Fachkenntniſſe würden jedenfalls, wenn nicht Privatperſonen, ſo doch Actiengeſellſchaften zu Gebote ſtehen.

wäre jedoch nur alsdann begründet, wenn die Regierung zu dieſer Maßregel ohne dringendes Bedürfniß ſchreiten würde. Wo die Domainen aber zu dem ausgeſprochenen Zwecke veräußert werden, die Mittel zur Befriedigung dringender Staatsbedürfniſſe zu gewähren, wo die Regierung das Ziel vor Augen hat, das gewonnene Capital in großem Maßſtabe productiv zu verwerthen, da iſt man wol kaum mehr berechtigt, eine Verſchwendung der aus dem Verkauf gelöſten Summen zu befürchten, als der zur Deckung der Staatsſchulden erhobenen Steuern, oder der für die Staatsverwaltungsausgaben und die Vertheidigung des Vaterlandes in Kriegszeiten beſtimmten Fonds.

Aus dieſer kurzen Ueberſicht der wichtigſten Bedenken, wie ſie namentlich in Deutſchland gegen eine Veräußerung der Staatsbeſitzlichkeiten erhoben worden, ergiebt ſich, daß keine derſelben, zumal in Beziehung auf Rußland, von weſentlicher Bedeutung iſt. Der Vollſtändigkeit wegen ſei hier noch der Einwurf erwähnt, daß ſich bei einem Verkaufe der Domainen vielfache Mißbräuche von Seiten der Beamten befürchten laſſen. Dieſer Einwand ſcheint wenn auch nicht für Deutſchland, ſo doch für Rußland von großem Gewicht zu ſein. Sollte es aber nicht leichter ſein, bei einem Verkaufe der Reichs-Domainen die gehörigen Vorſichtsmaßregeln gegen Unterſchleiſe zu ergreifen, als wenn die Domainen in unverändertem Beſtande im Beſitz der Krone und unter der Verwaltung derſelben Beamten verbleiben?

Uebrigens würde es ſelbſt zur vollſtändigſten Befriedigung der wichtigen Staatsbedürfniſſe Rußlands, auf welche früher hingewieſen worden, durchaus nicht nothwendig ſein, alle Reichs-Domainen zu veräußern. Wir gedenken den Zahlenbeweis dafür zu liefern, obgleich es ſchwierig ſein dürfte im voraus zu beſtimmen, auf welche Summe ſich der Erlös belaufen würde und ein wie großer Theil der Domainen zum Verkauf geſtellt werden ſolle. Denn der Verkaufswerth, der ſich erſt zur Zeit des Verkaufes geſtaltet, entſpricht meiſt nicht dem durch vorläufige Schätzung feſtgeſtellten Werthe, ſondern pflegt ihn um ein Bedeutendes zu überſteigen. Die Größe des Erlöſes wie des Nutzens, welcher von einer Veräußerung der Reichs-Domainen zu erwarten ſteht, wird von der Art, in welcher dieſe Veräußerung vorgenommen wird, und, was damit eng zuſammenhängt, von der Art der Benutzung der dadurch erzielten Capitalien abhängen. Dies iſt der Gegenſtand unſerer Beantwortung der dritten Frage, welche wir aufgeworfen haben.

IV.

In welcher Weiſe iſt die Maßregel einer Veräußerung der Reichs-Domainen in Ausführung zu bringen und in welcher Art ſind die dadurch erzielten Staatseinkünfte zu verwenden, damit ſie, den wichtigen Anforderungen der Gegenwart genugthuend, gleichzeitig dem Staate ſich möglichſt hoch verzinſen und außerdem noch zur Erhöhung des Volksreichthums und anderer Staatseinnahmen dienen können?

Rußland befindet ſich in dieſer Beziehung gegenwärtig in einer ſehr günſtigen Lage. Unſere Regierung kann, nachdem ſie die verſchiedenen Verkaufswege, die in anderen Staaten zur Anwendung gekommen ſind, in Erwägung gezogen, ſich den geeignetſten auswählen und dadurch die Fehler vermeiden, welche bei dieſer Operation begangen worden ſind. Es würde die Grenzen dieſes Artikels überſchreiten und kann daher hier nicht die Abſicht ſein, alle Principien einer rationellen Veräußerung zu betrachten; wir begnügen uns auf drei Bedingungen hinzudeuten, die uns bei einer Veräußerung der Domainen beſonderer Berückſichtigung werth zu ſein ſcheinen.

Erſtens muß dieſelbe allmählig erfolgen, d. h. es darf keine zu große Zahl von Domainen gleichzeitig zum Verkauf kommen, da ſolchen Falles das Angebot die Nachfrage überſteigen und dadurch der Preis gedrückt werden würde.

Zweitens können, wie auch der Markt zuweilen mit Waaren überfüllt iſt, die nicht nur der Quantität, ſondern auch der Qualität nach der Nachfrage nicht entſprechen, auch die zur Veräußerung kommenden Domainen ihrer Qualität, d. h. ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Umfange nach, vielleicht nicht den localen Anforderungen der Käufer, mithin der Nachfrage entſprechen. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Verkauf der Domainen in kleinen Parcellen vortheilhafter ſei. Obgleich Manches dafür ſpricht, ſo läßt ſich doch nicht behaupten, daß dieſer Modus überall anwendbar und ſtets vortheilhaft ſei. Was z. B. die Waldungen und namentlich die mit Bauholz beſtandenen betrifft, ſo kann ein Verkauf derſelben in kleinen Parcellen durchaus nicht als vortheilhaft erachtet werden, da eine gute Forſtwirthſchaft ausgedehntere Räume erheiſcht, als der Ackerbau. Daraus folgt freilich nicht, daß die Forſten nicht anders als in großen Complexen verkauft werden ſollen, ſondern nur, daß ſie nicht

ohne die äußerste Nothwendigkeit zersplittert werden dürfen, namentlich wenn sich auch Käufer für größere Waldantheile finden, mag auch der Verkauf im Großen vielleicht einen geringeren Gewinn abwerfen, als in Parcellen. Eine Veräußerung der letzteren Art kann bei den Obrokstücken zur Anwendung kommen, welche in der Regel von geringen Dimensionen sind, sowie bei den urbaren, aber noch unbebauten Ländereien. Uebrigens würde, selbst wenn der Staat reicher an urbaren, noch unbebauten Ländereien wäre, eine Veräußerung derselben in kleinen Parcellen trotz aller finanziellen Vortheile wegen der Gefahren, die sie der Volkswirthschaft durch eine übermäßige Zersplitterung des Grundeigenthums bringen könnte, als ausschließlicher Verkaufsmodus unstatthaft sein. Da aber die Quantität der zur Veräußerung geeigneten urbaren, unbebauten Kronsländereien an Rußland verhältnißmäßig nicht groß ist, so bezieht sich die letztere Bemerkung nicht speciell auf die vorliegenden Verhältnisse.

Eine Veräußerung in kleinen Parcellen kann der Krone auch dadurch unvortheilhaft werden, daß die zersplitterten Ländereien für den Landwirth zuweilen den Werth verlieren, welchen sie vordem hatten, wodurch denn auch der Verkaufswerth herabgedrückt wird. Der entgegengesetzte Veräußerungsmodus ist im allgemeinen überall dort anwendbar, wo eine Nachfrage nicht nach kleinen Landstücken, sondern nach ausgedehnten Ländereien vorhanden ist, also namentlich in Gegenden, wo sich viele reiche Gutsbesitzer und überhaupt bedeutende Capitalisten befinden, die große Masse aber arm ist, wo mithin die Nachfrage nach ausgedehnten Landgütern beträchtlich, die nach kleinen Landstücken aber fast gar nicht vorhanden sein wird. Dagegen würde eine Veräußerung in kleinen Parcellen dort vortheilhafter sein, wo zwar Wohlhabenheit herrscht, es aber nur viele kleine Capitalisten giebt. Ueberhaupt muß bei der Veräußerung als Grundsatz gelten, daß der Verkaufsmodus nicht nach abstracten Principien einseitiger Theorien hingestellt werden dürfe, sondern daß das Angebot sich in Bezug auf den Umfang und die Natur der Ländereien nach Möglichkeit stets der durch locale Verhältnisse bedingten Nachfrage anzupassen habe. Allerdings gelangt der Umfang und die Art der Nachfrage erst auf den öffentlichen Ausbotsterminen zum Ausdruck, und zwar in dem Preise, welchen die Käufer für die Domainen gezahlt haben; es giebt indessen mannigfache Mittel, um schon vorher mehr oder minder den Charakter und die locale Färbung der Nachfrage zu erkennen und darnach die entsprechenden Maßregeln in Betreff des Verkaufsmodus zu ergreifen. Eine Veröffentlichung detaillirter

Angaben über Anzahl und Größe der im Laufe der letzten Jahre in den verschiedenen Gouvernements verkauften privaten Landgüter könnte zu diesem Zwecke ein reiches statistisches Material bieten.

Die dritte, nicht minder wichtige Bedingung eines günstigen Resultates der Veräußerung besteht in der Art, wie die Einzahlungen für die verkauften Domainen geschehen sollen. Zu vortheilhafte Verkaufsbedingungen würden Viele verleiten, Güter für Summen zu erstehen, die ihre Kräfte übersteigen, und nicht nur für sie, sondern auch für den Staat verderbliche Folgen nach sich ziehen, da die Interessen des letzteren durch die Nichteinhaltung der Zahlungstermine unzweifelhaft gefährdet werden würden.*) Ebenso können aber auch zu strenge Bedingungen in dieser Beziehung nachtheilige Folgen herbeiführen; namentlich würde alsdann die Concurrenz der Käufer bedeutend geringer sein. Beispiele solcher strengen und daher für den Verkauf ungünstigen Bedingungen haben wir 1811, besonders aber 1836 in Preußen gesehen. Im letzteren Jahre verlangte die preußische Regierung bei Veräußerung von Domainen, deren Werth 400 Thaler überstieg, ein Drittheil des Kaufpreises sofort bei Uebergabe der Ländereien, das zweite Drittheil nach einem Jahr und das letzte nach Verlauf von zwei Jahren, bei Veräußerung von Domainen im Werthe von weniger als 400 Thalern mußte die eine Hälfte der Summe bei Tradition des Landstückes, die andere nach Verlauf eines Jahres bezahlt werden. Die Folge dessen war, daß sich Käufer nur für äußerst billig veranschlagte Domainen fanden. In Rußland wurde in Grundlage des Manifestes vom 27. Mai 1810 der Verkauf von Krons-Obrokstücken, Waldungen und in zeitweiligem Privatbesitz befindlichen Ländereien in der Art bewerkstelligt, daß die Kaufsummen im Laufe von fünf Jahren eingezahlt und bis zur Bezahlung verzinst werden mußten.

Die Krone kann die Concurrenz mit den Privatpersonen, welche ihre Güter gleichzeitig verkaufen, nur dann aushalten, wenn sie sich den Zahlungsbedingungen, wie sie nach den localen Gewohnheiten unter Privaten beim Verkaufe von Landgütern üblich sind, fügt; dagegen wird sie stets im Nachtheil sein, wenn sie die Bedingungen, an welche sich das Publicum gewöhnt hat, keiner Beachtung würdigt. Unter den geschilderten Verhältnissen pflegt sich eine Classe von Speculanten hervorzuthun, welche, bei

*) Dieser allgemeine Satz hat in Rußland übrigens eine wichtige Ausnahme, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden.

geringer Nachfrage nach Kronsländereien, aus den von der Regierung gestellten, unpraktischen Bedingungen Nutzen ziehen; sie kaufen die Domainen auf den öffentlichen Ausbotterminen zu billigen Preisen, um sie dann später, in die von anderen Kaufliebhabern in Betreff der Zahlungstermine verlangten Erleichterungen willigend, mit Gewinn weiter zu verkaufen. Uebrigens ist, wie die Geschichte der Domainen-Veräußerungen lehrt, die Aufstellung richtiger Principien für den Modus der Einzahlung des Kaufpreises für die Domainen eine äußerst schwierige Aufgabe.

Der Erfolg einer Veräußerung der Domainen hängt auch davon ab, an wen dieselben verkauft werden. Diese Frage steht aber wieder mit einer anderen und zwar der wichtigsten in engem Zusammenhange: welche Verwendung der Kaufsumme die Staatseinkünfte am meisten zu vermehren geeignet sei? Wenn die Domainen im öffentlichen Ausbot verkauft werden, so müßten im Interesse der Herbeiführung einer möglichst großen Concurrenz von Käufern Personen aller Stände zur Theilnahme zugelassen werden. So begründet diese Rücksicht auch ist, so sind wir doch der Ansicht, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Betheiligung der Gutsbesitzer beim Ankaufe der Domainen dem Staate aus nachfolgenden Erwägungen besonders vortheilhaft wäre.

Eine erfolgreiche Veräußerung umfangreicher Immobilien setzt die Existenz bedeutender freier Capitalien bei der Nation voraus; mangelt diese Bedingung, so verlangen die Käufer Zahlungsaufschub und andere Erleichterungen, die den Gang der ganzen Operation verzögern. Die Zahl freier Capitalien ist zwar wie bekannt in Rußland sehr gering; dagegen werden die Gutsbesitzer, falls der Auskauf der Bauerländereien zur Ausführung kommt, als Eigenthümer des Capitales, welches die den Bauern abzutretenden Ländereien repräsentiren, ein Forderungsrecht auf eine ungeheure Auskaufssumme und dadurch bedeutende und zugleich die sichersten Zahlungsmittel in Händen haben. Sobald die Regierung den Auskauf des Bauerlandes übernimmt, wird sie Schuldnerin der Gutsherrn. Daher würde es beim Verkaufe der Domainen den Gutsbesitzern gegenüber keiner Zahlungserleichterungen bedürfen, indem die Krone das schon vorher durch die an die Bauern abgetretenen Ländereien empfangene Capital als Kaufpreis für die Domainen ansehen kann, so daß der Verkauf derselben für die Gutsbesitzer keine andere Bedeutung haben würde, als die der Tilgung eines Theiles der Schuld des Staates an sie vermittelst eines Umtausches der Bauerländereien gegen Kronsländereien oder, was dasselbe ist, vermit-

telſt einer Einlöſung der den Gutsbeſitzern von der Regierung ausgeſtellten Obligationen durch Reichsdomainen.

Betrachten wir jetzt dieſe Verhältniſſe von einem anderen Geſichtspuncte. Die Krone würde einerſeits Schuldnerin der Gutsbeſitzer werden, andrerſeits aber von den ehemaligen Privatbauern eine Auskaufsſteuer zur Zinſenzahlung und Tilgung der Schuld erheben, deren Betrag, 4 Rub. S. auf den Kopf gerechnet, 43,318,048 Rub. S. ausmachen würde. Bei dem gewaltigen, eine Milliarde Silberrubel überſteigenden Betrage der Auskaufsſumme würde die Krone augenſcheinlich durch eine ſolche Steuer nicht die geringſte Vermehrung ihrer Einkünfte herbeigeführt ſehen, vielmehr genöthigt ſein anderweitige Mittel zur Beſtreitung der ungeheuren, durch den Auskauf veranlaßten Ausgaben, ausfindig zu machen. Ganz anders wird ſich das Verhältniß aber geſtalten, wenn die Gutsbeſitzer die an ihre Güter gränzenden Kronsländereien, Obrokſtücke und Forſten ankaufen; denn je mehr ſich dadurch die Auskaufsſumme wie der Betrag der Zinſen derſelben verringert, deſto bedeutender wird die durch den frei werdenden Theil der Auskaufsſteuer erzielte Einnahme der Krone werden. Eine Steuer, die ſonſt kaum für die Zahlung der Zinſen der Auskaufsſumme hingereicht haben würde, wird durch Verringerung der letzteren und entſprechende Erſparung an Renten eine verſtärkte Tilgung der Capitalſchuld ermöglichen oder auch zur Befriedigung anderweitiger Staatsbedürfniſſe verwandt werden können. Je raſcher ſich die aus dem Auskauf der Bauerländereien originirende Schuld verringert, deſto eher wird die Krone im Stande ſein, über den ganzen Betrag der Auskaufsſteuer als einen reinen Zuwachs der Staatseinkünfte frei zu verfügen und deſto eher wird es auch möglich ſein, den Betrag dieſer Steuer herabzuſetzen und die ehemaligen leibeigenen Bauern hinſichtlich der Beſteuerung den übrigen Ständen gleichzuſtellen.

Die Veräußerung der Domainen wird zwar in jedem Falle große Vortheile gewähren, mögen ſie nun von Gutsbeſitzern oder von ſonſtigen Käufern erworben werden. Indeſſen würde die Betheiligung der Gutsbeſitzer, als der Gläubiger der Krone, unmittelbar zu einer raſchen Verringerung der Auskaufsſumme und zur Verminderung der Zahl der zu emittirenden Obligationen führen, welches letztere Moment namentlich für die Solidität des Marktes und die Aufrechterhaltung des Courſes der Staatspapiere von großer Wichtigkeit wäre. Endlich würde die Veräußerung der Domainen an die Gutsbeſitzer, da ſie mit dem Auskaufe der Bauer-

ländereien mehr oder weniger zusammenfällt, einigen Einfluß auf die Ermäßigung der Preise für die den Bauern abzutretenden Ländereien üben; denn die Gutsbesitzer, in deren Interesse es liegt, die an ihre Güter grenzenden Kronsländereien wohlfeil an sich zu bringen, werden genöthigt sein, dem entsprechend auch die Bauerländereien abzuschätzen, falls dieselben von gleicher Qualität mit den Kronsbesitzlichkeiten sind und mit ihnen dieselben localen Verhältnisse theilen.

Das sind die Gründe, welche eine Theilnahme der Gutsbesitzer beim Ankaufe der Domainen besonders wünschenswerth machen. Es fragt sich nun, ob auf eine beträchtliche Betheiligung derselben dabei gerechnet werden könne? In den Gegenden des Reichs, wo die Güter nur von kleinem Umfange sind, würden die Gutsbesitzer, nachdem sie einen beträchtlichen Theil ihrer Ländereien an die Bauern abgetreten, den Mangel an Land schwer empfinden, daher denn ihre Besitzungen durch Erwerbung der angrenzenden Kronsländereien, Forsten und Obrokstücke gern erweitern. Dies würde den Gutsherrn die Möglichkeit gewähren, einen Theil der Bauerhöfe (krestjanskija ussad'by), selbstverständlich mit Einwilligung der betheiligten Bauern, auf die neuerworbenen Ländereien überzuführen; auch würden die Gutsbesitzer sich alsdann mit solchen Zweigen der Landwirthschaft beschäftigen können, welche keine bedeutenden Arbeitskräfte erfordern, wie Forstwirthschaft, Viehzucht u. s. w. Allerdings würden die weniger wohlhabenden Gutsbesitzer in Folge der Reform der Bauerverhältnisse und der dabei unvermeidlichen Umwälzungen in der Organisation der Gutswirthschaft wegen baarer Capitalien in Noth sein und dreiprocentige Obligationen auf kleinere Summen mehr Werth für sie haben als neuer Landerwerb. Die wohlhabenderen Gutsbesitzer ferner und die Inhaber von großen Obligationen (welche im Vergleich zu den auf kleinere Summen ausgestellten einen weniger beweglichen Charakter haben und auf deren baldige Ziehung bei einer verhältnißmäßig langsamen Tilgung nicht gerechnet werden kann) werden ferner gewiß sehr gern die Kronsbesitzlichkeiten an sich bringen, da der Ertrag der letzteren selbst bei der einfachsten Wirthschaft sich auf mehr als drei Procent belaufen wird. Zieht man dies alles in Erwägung, so scheint auf eine starke Betheiligung der Gutsbesitzer beim Ankauf der Domainen gerechnet werden zu dürfen. Dieselbe würde in noch weit größerem Maßstabe zu Tage treten, wenn mit der Veräußerung der Domainen einige Jahre vor dem Auskauf der Bauerländereien begonnen würde. In diesem Falle würde der Staat — selbst wenn er seine Lände-

reien den Gutsbeſitzern unter den vortheilhafteſten Bedingungen für dieſe abträte, z. B. auf Schuld unter Verpfändung der ſpäterhin den Bauern abzutretenden Ländereien oder, genauer geſagt, auf Abſchlag des dereinſtigen Loskaufs der Bauern im Tauſch gegen die Ländereien, welche den Bauern abzutreten ſind, wobei der Staat ſich bis zum Zahlungstermin mit einer mäßigen Rente von dem Kaufſchilling für die den Gutsbeſitzern abgetretenen Ländereien begnügen müßte — nicht nur nichts verlieren, ſondern ſogar noch einen bedeutenden Gewinn haben, indem die Gutsbeſitzer, durch die vortheilhaften Kaufbedingungen angezogen, maſſenhaft in ein wohlgeordnetes Schuldverhältniß zur Krone treten würden, da dieſe im entſcheidenden Momente des Auskaufs der Bauerländereien für ihre Forderung durch die an die Bauern abgetretenen Ländereien befriedigt wird und in Folge deſſen einen beträchtlichen Theil der von den Bauern zu leiſtenden Auskaufsſteuer als eine reine Vermehrung ihrer Einkünfte betrachten kann.

Wenn den Gutsbeſitzern aus ſolchen Erwägungen einiger Vorzug vor den übrigen Käufern gewährt werden muß, ſo darf ihnen doch dieſer Vorzug nicht unbedingt zugeſtanden werden, ſondern nur inſoweit, als der Werthbetrag der von ihnen gekauften Domainen den Betrag der den Bauern abgetretenen Ländereien nicht überſteigt und inſoweit folglich dieſe Operation ſich nicht ſowohl als ein Kauf, wie als ein Tauſch von Kronsländereien gegen Bauerländereien darſtellt. Zur Bewerkſtelligung eines ſolchen Tauſches muß eine beſtimmte Friſt angeſetzt werden, zur Herbeiführung der Concurrenz zwiſchen den Gutsbeſitzern ſind aber öffentliche Ausbottermine anzuberaumen. Wenn Gutsbeſitzer auf dieſen ausſchließlich für ſie anberaumten Ausbotterminen nicht erſcheinen oder Kronsländereien über den Werth des von ihnen den Bauern abgetretenen Landes hinaus zu erſtehen wünſchen, ſo ſind ſie auf die öffentlichen Ausbottermine zu verweiſen, die für Käufer jeden Standes, namentlich auch für die Reichs-Apanage-Bauern anzuberaumen ſein werden*).

In Betreff der ſonſtigen Concurrenten wäre nur zu bemerken, daß dem Käufer, welcher einen höheren Preis bietet oder von dem vorzugsweiſe eine gute Bewirthſchaftung der erſtandenen Ländereien erwartet werden kann, bei der Verſteigerung der Vorzug gegeben werden müßte. Von der

*) Auf ſolche Weiſe würde der Verkauf urbarer, jedoch unbebauter Ländereien an dieſe Bauern ihnen diejenigen Vortheile gewähren, deren ſie ſonſt durch das Aufhören der Vertheilung dieſer Ländereien, wie ſie vor der Veräußerung gebräuchlich war, verluſtig gehen würden.

Veräußerung gewiſſer Immobilien, namentlich der Forſten, beſonders der mit Bauholz beſtandenen in den Gouvernements, die daran Ueberfluß haben, wäre es wünſchenswerth, daß ſie nicht an einzelne Private, ſondern an Geſellſchaften erfolgte*). Da eine zweckmäßige Benutzung ſolcher Liegenſchaften meiſt keine willkührliche Zerſplitterung zuläßt, mithin einen Verkauf in großen Complexen erfordert, ſo ſetzt ihr Ankauf bedeutende Capitalien voraus, die ſich ſelten in den Händen eines Einzelnen finden, durch Aſſociation aber mit Leichtigkeit zuſammengebracht werden können. Die Veräußerung ſolcher unbeweglichen Güter an Geſellſchaften würde auch noch den Vortheil gewähren, daß in den Statuten ſolcher Compagnien Bedingungen feſtgeſetzt werden können, welche einzelnen Perſonen nicht füglich auferlegt werden mögen, deren Erfüllung zu controliren aber noch ſchwieriger wäre. Die Bildung derartiger Geſellſchaften mit wohldurchdachten Statuten würde nicht nur den Actionären, ſondern auch dem ganzen Lande von großem Nutzen ſein; namentlich ließe ſich erwarten, daß ſie die Waldungen conſerviren und ſie durch Einführung einer geregelten Forſtwirthſchaft, durch Belebung des Holzhandels und anderer Forſtinduſtriezweige verwerthen, daß ſie ganze Landſtriche durch eine rationelle Behandlung der Forſten, welche bisher wegen ihrer Unzugänglichkeit unbenutzt daſtanden, heben, die Verbindungswege durch Flußcorrectionen und Anlegung von Canälen und neuen Wegen, wo es ihr Intereſſe erfordert, verbeſſern werden. Ferner laſſen ſich von dieſen Compagnien Vervollkommnungen im Bau der See- und Flußfahrzeuge, ſowie die Errichtung techniſcher Anſtalten in waldreichen Gegenden hoffen, z. B. von Holzſägemühlen, von Pottaſche-, Terpentin- und ähnlichen Fabriken; endlich aber könnten dieſe Actien-Geſellſchaften der Entwickelung des Holzhandels, der Verbreitung von Kenntniſſen über die Forſtwirthſchaft, den Holzhandel, die Holzinduſtrie u. ſ. w. förderlich ſein. Abgeſehen von dem beträchtlichen Erlöſe beim Verkauf der Forſten würde der Staat auch an den Zolleinkünften gewinnen, da dieſe durch den geſteigerten Holzexport und die in Folge deſſen eintretende Erhöhung des Imports ausländiſcher Producte zunehmen würden; auch würde die Krone fortan ihren eigenen Holzbedarf billiger befriedigen können. Die Errichtung ſolcher Compagnien iſt vorzugsweiſe für waldreiche Landſtriche von der größten Wichtigkeit, wo es aber wenig Forſten, namentlich wenig Bauholz giebt, mögen ſie auch an einzelne Gutsbeſitzer in Grundlage be-

*) Daſſelbe gilt auch von den Bergwerksbetrieben, falls ſich die Regierung zu einer Veräußerung derſelben entſchließen ſollte.

ſtimmter Bedingungen mit Vortheil verkauft werden. Uebrigens läßt ſich, je weniger drückende Bedingungen die Statuten dieſer Compagnien enthalten, deſto raſcher auf einen Zufluß ausländiſcher Capitalien hoffen, der ebenſowol für einen günſtigen Erfolg der Veräußerung der Domainen, als im Intereſſe der Volkswirthſchaft überhaupt wünſchenswerth iſt.

Endlich müſſen auf allen dieſen Ausbotterminen die von uns vorgeſchlagenen, den Gutsbeſitzern für die abzutretenden Bauerländereien auszureichenden dreiprocentigen Obligationen ſtatt baaren Geldes entgegengenommen werden. Auf ſolche Weiſe würden dieſe Obligationen nicht durch die Auskaufsſteuer allein getilgt werden und ihr Cours würde ſich demgemäß hoch halten können. Daß ein ſolches Zugeſtändniß allein, ohne Veranſtaltung von Ziehungen, nicht ausreicht, um den Cours aufrecht zu erhalten, unterliegt keinem Zweifel; eine Menge von Beiſpielen aus der Finanzgeſchichte verſchiedener Staaten liefert hiervon den Beweis. Mit Ziehungen verbunden kann eine derartige Beſtimmung aber von mächtiger Wirkung ſein.

Was die productive Verwendung der durch den Verkauf der Domainen einfließenden Geldſummen betrifft, ſo dürfte die Beſtimmung derſelben zur Befriedigung der gegenwärtigen Bedürfniſſe Rußlands und namentlich zum Auskauf der Bauerländereien dem Staate unberechenbare Vortheile bringen. Selbſtverſtändlich würden dieſe Vortheile um ſo raſcher an den Tag treten, je erfolgreicher die Veräußerung ſelbſt zu Stande kommt und ein je größerer Theil des erzielten Erlöſes zur Befriedigung jener Bedürfniſſe der Gegenwart verwendet wird.

Die allmählige Veräußerung der Domainen und die Befriedigung der erwähnten Bedürfniſſe darf nicht von einander getrennt werden; in dieſer Verbindung kann ſich der Verkauf der Domainen gerade als eine zu großartiger Erweiterung der Staatseinkünfte und des Volksreichthums führende Maßregel erweiſen. Die weitgreifenden wohlthätigen Folgen der vorgeſchlagenen Maßregel laſſen ſich theils als directe, theils als indirecte bezeichnen.

Die erſteren beſtehen vor allem darin, daß wenig einträgliche Ländereien des Staates durch ihren Uebergang in das Privateigenthum bedeutend ergiebiger werden*), mithin den Volksreichthum, die Hauptquelle der

*) Die im Privatbeſitz ſtehenden Ländereien tragen in Rußland bei der einfachſten Wirthſchaft oft 8 Procent ein, während die Reichsdomainen der Krone nicht einmal 1 Procent bringen.

Staats-Einkünfte vermehren; andrerſeits wird der im Beſitze der Krone verbleibende und auf geringere Dimenſionen zurückgeführte Theil der Domainen eine größere Einnahme, als bisher abwerfen, indem durch die Verminderung der gegenwärtig allzu umfangreichen Domainen die Verwaltung derſelben leichter, beſſer und billiger werden wird; endlich wird die Veräußerung der Domainen der Krone finanzielle Mittel gegen eine Zerrüttung der Finanzen und das Sinken des Staatscredits gewähren. Alle dieſe Vortheile werden ohne das geringſte Opfer von Seiten des Staates gewonnen; denn die Krone erhält nicht nur durch den Verkaufserlös den ganzen Capitalwerth der Ländereien bezahlt, ſondern ſie geht auch nach geſchehener Veräußerung des Rechtes nicht verluſtig, dieſe Ländereien mit denjenigen Abgaben und Steuern zu belaſten, welche vom privaten Grundbeſitz erhoben zu werden pflegen. Allerdings wird die Einnahme, welche die Krone aus den Reichsbeſitzlichkeiten vor deren Veräußerung bezog, nach dem Maßſtabe, in welchem der Verkauf zur Ausführung kommt, geringer werden; dieſe Einbuße wird aber durch die mit dem Verkauf verbundenen directen Vortheile, der indirecten nicht zu erwähnen, reichlich aufgewogen werden.

Wenn die directen Folgen einer Veräußerung der Reichsdomainen ſchon ſo beträchtliche Vortheile gewähren, ſo dürften diejenigen noch höher anzuſchlagen ſein, welche ſich mittelbar, d. h. durch angemeſſene Verwendung des Verkaufserlöſes ergeben würden. Wir haben bereits früher bemerkt, daß, falls die zum Auskauf der Bauerländereien nöthige Summe beträchtlich wäre, d. h. 1,082,951,200 Rubel bis 1,299,541,440 Rubel, oder im Durchſchnitt 1,191,046,320 Rubel, die Emiſſion dreiprocentiger Obligationen und die Anwendung anderer Credit-Operationen, die bei einem geringeren Betrage der Auskaufsſumme ganz an ihrer Stelle wären, ſchwer auszuführen ſein würden und daß die von den Bauern zu erhebende Auskaufsſteuer kaum zur Bezahlung der Zinſen und zur Tilgung der behufs des Auskaufes contrahirten Staatsſchuld hinreichen, geſchweige denn die Staatseinnahme vergrößern würde. Mit dem Verkauf der Domainen, theils in Form eines Tauſches gegen die Bauerländereien, theils im öffentlichen Ausbot und mit der Verwendung des Erlöſes zum Auskauf verändert ſich aber alles und das früher Unausführbare wird möglich.

Ungeachtet ihrer urſprünglichen coloſſalen Größe kann die auf den Auskauf der Bauerländereien zu verwendende Summe durch den Verkauf der Domainen in kurzer Zeit auf ein ſolches Maß zurückgeführt werden,

daß die Emiſſion von Obligationen und deren baldige Einlöſung vermittelſt einer den Bauern auferlegten Abgabe und des durch den Verkauf der Domainen erzielten Erlöſes auf keine Hinderniſſe ſtoßen und die Anwendung verſchiedener finanzieller Operationen zuläſſig werden wird, ſo daß der Auskauf bedeutend raſcher vollendet ſein und billiger zu ſtehen kommen wird, als wenn er nur durch die Auskaufsſteuer und den Verkauf der Domainen beſtritten werden müßte.

Die für den Auskauf der Bauerländereien oben angenommene Durchſchnittsſumme von 1,191,046,320 Rubel würde bei einem jährlichen Betrage der von den Bauern zu zahlenden Auskaufsſteuer von 43,318,048 Rubeln Silber zu ihrer Tilgung vermittelſt dreier Ziehungen in jedem Jahre $177_{,11}$ Ziehungen, alſo 59 Jahre erfordern. Zur Bezahlung der Zinſen und zur Tilgung der Schuld würde im Laufe dieſer Zeit eine Ausgabe von 2,555,764,832 Rubeln nöthig ſein. Nehmen wir nun an, daß die Gutsbeſitzer, durch vortheilhafte Kaufbedingungen bewogen, noch vor Emiſſion der Obligationen Domainen für den Werth von 391,046,320 Rubeln erſtehen, ſo würde der übrig bleibende Theil der Auskaufsſumme nur 800 Millionen Rubel betragen. Dies würde von entſcheidender Wichtigkeit ſein, da die Emiſſion dreiprocentiger Obligationen für dieſe Summe weit eher ermöglicht werden kann, als im andern Falle, und die Tilgung aller Obligationen auf dem von uns angenommenen Wege einer Auskaufsſteuer Seitens der Bauern nun nicht mehr 59, ſondern nur 27 Jahre erfordern würde, d. h. $81_{,16}$ Ziehungen. Zur Deckung der ganzen Auskaufsſumme nebſt den Zinſen wären alsdann 1,170,453,657 Rubel Silber nöthig, mithin 1,385,311,175 Rubel weniger, als nach der erſten Berechnung.

Wenn ferner, nachdem die Auskaufsſumme auf 800 Millionen reducirt worden, alljährlich Reichs-Domainen für die Summe von circa 27 Millionen R. S. an Perſonen jeden Standes verkauft werden, ſo würde dieſer Erlös nebſt den 43 Millionen, welche die Auskaufsſteuer einträgt, die Geſammtſumme von 70 Millionen Rubeln ergeben. Von dieſer Summe können 10 Millionen zur Befriedigung anderer Bedürfniſſe unſerer Zeit verwendet werden; und wenn alsdann die übrigen 60 Millionen zur Einlöſung der dreiprocentigen Obligationen verwendet werden, ſo wird die gänzliche Tilgung der 800 Millionen ſchon in $51_{,34}$ Ziehungen, alſo in 17 Jahren und einem Monat erfolgen; an Domainen würde in dieſer Zeit für den Betrag von 455,823,246 Rubeln Silber verkauft und zur

Bezahlung der Schuld im Ganzen 1,026,600,000 Rubel verwendet werden, alſo um 143,853,657 Rubel weniger, als im erſtangenommenen Falle. Wenn aber der ganze Betrag des jährlichen Erlöſes aus dem Domainenverkauf und der Auskaufsſteuer auf die Tilgung der Schuld von 800 Millionen verwendet wird, ſo würde die Einlöſung aller Obligationen nur $42_{/20}$ Ziehungen oder 14 Jahre und einen Monat erfordern und zur Bezahlung wären nur 984,000,000 Rubel zu verausgaben, eine weitere Erſparniß alſo von 42,600,000 Rubeln. Im Laufe dieſer Zeit würden Domainen im Betrage von 373,547,328 Rubeln verkauft werden, und rechnet man den Werthbetrag derjenigen Domainen hinzu, welche nach unſerer Annahme gleich anfangs von den Gutsbeſitzern erſtanden werden würden, ſo erhalten wir einen Geſammtbetrag von 764,893,648 Rubeln, was nicht viel mehr als $^3/_{16}$ des von uns auf 4 Milliarden angeſchlagenen Capitalwerthes der Reichs-Domainen ausmacht.

Wenn der Staat die Schuld der Gutsbeſitzer an die Creditanſtalten im Betrage von 430 Millionen übernimmt und für den Reſt jener 800 Millionen, alſo für 370 Millionen dreiprocentige Obligationen emittirt, ſo würden dieſe letzteren mit alleiniger Hilfe der Auskaufsſteuer und nach Abrechnung der den Creditanſtalten gebührenden $1^1/_2$ Procent, in 36 Ziehungen d. h. in 12 Jahren eingelöſt ſein. Nach Einlöſung der Obligationen wird die Schuld an die Creditanſtalten bei alljährlicher Erhebung derſelben Steuer von den Bauern in $32_{/32}$ Ziehungen oder in 10 Jahren und 9 Monaten getilgt und zur Bezahlung dieſer Schuld 466,535,377 Rbl. zu verwenden ſein.

Wenn auch im Fall der Uebernahme der Schuld der Gutsbeſitzer an die Creditanſtalten durch den Staat noch alljährlich Domainen für den Betrag von circa 27 Millionen verkauft und von dem Ertrage der Auskaufsſteuer auf die Befriedigung anderer Bedürfniſſe 10 Millionen verwendet werden, der Reſt aber nebſt dem aus dem Verkaufe erzielten Erlöſe, im Ganzen alſo 60 Millionen, zur Bezahlung der Obligationsſchuld von 370 Millionen angewandt wird, ſo iſt die Tilgung derſelben, nach Abzug der den Creditanſtalten gebührenden $1^1/_2$ Procent, in $23_{/34}$ Ziehungen oder 7 Jahren und 9 Monaten vollendet; wird aber der ganze jährliche Erlös aus dem Verkauf der Domainen nebſt der geſammten Auskaufsſteuer (alſo 70 Millionen jährlich) auf die Einlöſung der Obligationen verwendet, ſo iſt dieſelbe in $19_{/29}$ Ziehungen d. h. in 6 Jahren und 5 Monaten beendet. Die Schuld an die Creditanſtalten iſt, wenn 60

Millionen zu dieſem Behufe jährlich beſtimmt werden, in 6 Jahren und 7 Monaten getilgt und zur Bezahlung derſelben ſind 456 Millionen erforderlich; wenn aber alle 70 Millionen darauf verwendet werden und die Einzahlungen dreimal im Jahre erfolgen, ſo iſt die Schuld in 6 Jahren und 6 Monaten getilgt, während die Geſammtausgabe alsdann 452,200,000 Rubel beträgt.

So zeigt ſich uns denn, daß die Veräußerung der Domainen der mächtige Hebel iſt, der uns mit verhältnißmäßig geringer Kraftanſtrengung eine Laſt in Bewegung zu ſetzen hilft, die ſonſt der äußerſten Anſtrengung des Staates nicht weichen würde.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Andeutungen in Bezug auf die Befriedigung der ſonſtigen Zeitbedürfniſſe, außer dem Auskauf der Bauerländereien, zu geben. Wir ſahen vorhin, daß mit Rückſicht auf den Erlös der Domainen 10 Millionen von dem Ertrage der Auskaufsſteuer zur Befriedigung dieſer anderweitigen Bedürfniſſe beſtimmt werden können. Wird die ganze Auskaufsſteuer, die nach unſerer Berechnung mit dem Erlöſe aus dem Verkauf der Domainen zuſammen einen Einlöſungsfonds von 70 Millionen jährlich ergeben würde, zu dieſem ſpeciellen Zwecke verwendet, ſo würde freilich zur Befriedigung der erwähnten Bedürfniſſe nichts übrig bleiben; da aber dieſen Falles die Einlöſung der Obligationen ungemein raſch beendet wäre, ſo könnte ſpäterhin der volle jährliche Erlös aus dem Verkauf der Domainen jenen anderweitigen Zwecken zugewendet werden. Nach dem Abſchluß der ganzen Einlöſungs-Operation, d. h. nach Bezahlung der Schuld bei den Creditanſtalten, würde wiederum die ganze Auskaufsſteuer der ehemaligen Leibeigenen eine reine Einnahme des Staates bilden, dieſelbe mithin, wenn alsdann auch mit dem Verkaufe der Domainen innegehalten werden ſollte, der Krone ausreichende Mittel zur Hebung des Volksunterrichts, zur Verbeſſerung der Wegecommunication und zur Erhöhung der Beamtengagen gewähren. Von nicht geringerer Wichtigkeit iſt es endlich, daß nach günſtiger Beendigung der Einlöſungs-Operation und nach erfolgter Tilgung der bei den Creditanſtalten contrahirten Schuld die Auskaufsſteuer gänzlich abgeſchafft und ſtatt derſelben eine allgemeine, gleichmäßige Grundſteuer eingeführt werden kann. Dieſe dürfte, ohne Belaſtung der Zahlungspflichtigen, eine Summe ergeben, welche die Auskaufsſteuer bei weitem überſteigt.

Ohne die Veräußerung von Domainen kann ſo wichtigen Anforderungen der Zeit, wie der Auskauf der Bauerländereien und die übrigen

von uns erwähnten, nicht Genüge geleiſtet werden. Bedarf es aber bei der gegenwärtigen Lage Rußlands noch der Hervorhebung der Dringlichkeit jener Anforderungen? der Hinweiſung auf die unzähligen wohlthätigen Folgen für Rußlands geiſtige, ſittliche, ſociale und politiſche Zukunft, die davon abhängen? Wir wollen nur an einige der wichtigſten Ergebniſſe erinnern, die für Volk und Staat aus dem Verkauf der Domainen hervorgehen werden: Millionen von Menſchen, die jetzt ihrer Befreiung aus der Leibeigenſchaft entgegenſehen, werden, ohne daß der Staat etwas opferte noch die Gutsbeſitzer eine Einbuße erlitten, zum Grundbeſitz gelangen; der freien Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiſt der Privaten wird durch die Veräußerung mehrerer Millionen Deſſätinen von Domainenländereien ein neuer Spielraum eröffnet, die Volksbildung gehoben, die Communicationsmittel vermehrt und vervollkommnet, endlich die Lage der Beamten verbeſſert und dadurch vorausſichtlich auch dem Beſtechungsweſen geſteuert werden; Adminiſtration und Juſtiz wird beſſer gehandhabt werden und die Rechtsſicherheit des Einzelnen Garantien erlangen. Alles dies wird mächtig zur Vermehrung des Volksreichthums in allen Beziehungen beitragen, folglich nicht nur die Production des Volkes, ſondern auch die Verwerthung, Vertheilung und Conſumtion der Producte ſich günſtiger geſtalten. Durch eine ſolche Hebung des Volksreichthums würden alle dieſer Quelle entſtammenden Staatseinnahmen ſich ohne Belaſtung der Unterthanen weſentlich ſteigern, und würde dann eine vollſtändige Reform unſeres Finanzſyſtems im Geiſte der jetzigen Wiſſenſchaft möglich werden. Mit den Anforderungen der Wiſſenſchaft unvereinbare Abgaben und Steuern könnten alsdann leicht durch andere erſetzt werden, die dem Staate einträglicher und den Unterthanen minder drückend wären. Das alles ſind die mittelbaren Folgen einer Veräußerung der Reichsbeſitzlichkeiten.

Nach Erreichung ſo bedeutungsvoller Reſultate durch den Verkauf eines Theiles der Reichs-Domainen würde der größere Theil immer noch im Beſitze der Krone verbleiben. Der Ertrag dieſes letzteren würde nun vorausſichtlich, bei dem geringer gewordenen Umfange der Domainen, ſich, vielleicht bis auf zwei Procent, heben; es fragt ſich indeſſen, ob es nicht Mittel gebe, die Ertragsfähigkeit wenigſtens eines Theiles dieſer Beſitzlichkeiten weiter zu ſteigern? Nach unſerer Anſicht würde das geeignetſte Mittel zur Erreichung dieſes Zieles die allmählige Veräußerung noch eines Theiles der Domainen ſein. Eine einträgliche Verwendung des Erlöſes derſelben iſt gefunden, wenn er zur Tilgung der 4, 5 und 6 procentigen Staats-

ſchulden beſtimmt wird, welche, wie oben bemerkt, eine ſehr bedeutende Summe ausmachen. Dieſe Schulden könnten ſich in Folge unvorhergeſehener Ereigniſſe und außerordentlicher Bedürfniſſe noch vermehren, ſo daß es bald dahin kommen könnte, daß die Nation gegen 45 Millionen Rubel jährlich allein für Bezahlung der Zinſen von Staatsſchulden verlieren muß. Bei einer Zunahme des Volksreichthums und der Staatseinnahmen, wie wir ſie oben beſprochen, würde die Staatsſchuld zwar nicht drückend ſein, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß deſſen ungeachtet die Tilgung der Schulden und die alljährliche Erſparung der von ihnen verſchlungenen Millionen dem Staate äußerſt vortheilhaft wäre, zumal wenn die 4, 5 und 6procentige Schuld durch den Verkauf von Domainen, die nur 1 bis 2 Procent eintragen, getilgt werden kann. Bei der gegenwärtigen Lage des Ruſſiſchen Staatscredits (wo die Fonds zu 4½ Procent ſtehen) könnte die Verpflichtung, jährlich 45 Millionen Silberrubel Zinſen zu zahlen, ohne eine ſogenannte Converſion mit der Summe von einer Milliarde Rubel abgelöſt werden d. h. mit dem Capitalwerthe von Domainen, die nicht mehr als 10 Millionen jährlicher Einkünfte tragen. Der Erlös aus einem weiteren Verkaufe von Reichsbeſitzlichkeiten könnte mithin eine ungemein productive Beſtimmung erhalten; denn in ſeiner Verwendung zur Tilgung der Staatsſchulden würde er der Krone mehr als 4 Procent einbringen, nach erfolgter Tilgung aller verzinslichen Schulden aber zur Verminderung der Auflagen auf die von uns angenommene Etatſumme der Schulden-Tilgungs-Commiſſion d. h. um 45 Millionen Rubel jährlich dienen.

Die Veräußerung eines Theiles der Domainen zum Zweck der Tilgung der Staatsſchulden, die mit Erfolg im weſtlichen Europa zur Ausführung gekommen iſt, würde nicht verfehlen, zu einer neuen Vermehrung des Volksreichthums und der Staatseinnahmen zu führen. Der Staatscredit Rußlands aber würde nach Beendigung dieſer Operation eine ſo ſolide Grundlage für die Zukunft erhalten, wie in keinem andern Staate Europa's, weil eben kein anderer Staat im Beſitz der Mittel iſt, um ſich mit ſeinen Gläubigern völlig auseinanderzuſetzen. Zudem brauchen wir uns nur die Größe der oben erwähnten Ausgaben und den Betrag der verzinslichen Staatsſchuld zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß die Erreichung ſo wichtiger Reſultate keineswegs den Verkauf ſämmtlicher Reichs-Domainen, deren Werth wir auf 4 Milliarden ſchätzten, erfordert, ſondern ſchon mit weit weniger als der Hälfte dieſer Summe möglich iſt. Schließlich wird

Rußland, nach Vollendung der ganzen Operation, noch immer mehr Domainen haben als irgend ein anderer, auch der domainenreichste Staat Europa's.

So weit unser Versuch, in flüchtigen Umrissen die Vortheile, welche eine Veräußerung der Domainen Rußland gewähren kann, anzudeuten. Sie sind so bedeutend, daß es zweifelhaft ist, ob zu irgend einer Zeit die Eroberung eines großen und reichen Landstriches und dessen Verbindung mit Rußland so viel Nutzen gebracht habe, als sich von einer glücklichen Ausführung der vorgeschlagenen Maßregel erwarten läßt, und diese Eroberung im Innern erfordert weder Blutvergießen noch Menschenleben, weder unfruchtbare Geldverschwendung noch die Unterdrückung fremder Unabhängigkeit und Freiheit, mit einem Worte keines jener Schreckniſſe, welche die steten Begleiter auswärtiger Eroberungen sind. Der ganze Kampf in dieser Angelegenheit würde sich auf eine Debatte im Minister-Comité und im Reichsrath beschränken und durch einen Federstrich jener machtvollen und wohlthätigen Hand geschlossen werden, die bereits den Grund zur Aufhebung der Leibeigenschaft gelegt hat und welcher es augenscheinlich von der Vorsehung bestimmt ist, eine der schönsten Seiten in der Geschichte Rußlands auszufüllen.

Die ruſſiſche Belletriſtik des Jahres 1858.

(Nach B. N. Almaſow im Almanach „Utro" — der Morgen).

Zu der Zeit, als in Rußland Almanache in der Mode waren, bildeten Ueberſichten über die Literatur des verfloſſenen Jahres einen ſtehenden Artikel. Aus ihnen ſchöpfen noch jetzt alle Literatur-Hiſtoriker und manche verdienen noch immer geleſen zu werden, wie z. B. der vortreffliche Aufſatz von Kirejewski in der „Denniza" (Morgenröthe).

Als ſpäter die Almanache durch die belletriſtiſchen Zeitſchriften verdrängt wurden, brachte noch eine zeitlang jedes Januarheft eine ſolche Ueberſicht. Mit welcher Ungeduld wurde dies Heft von der damaligen Jugend erwartet, mit welcher Gier geleſen! Und wirklich waren dieſe kritiſchen Artikel damals etwas durchaus Nothwendiges. Die junge Generation dürſtete nach neuen Anſichten über die Wiſſenſchaft, nach neuen Ideen, und in den todten Lehrbüchern, in dem abgelebten Schulunterrichte fanden ſie nichts der Art. Die Jünglinge ſchwärmten ſchon für Puſchkin und Lermontow und wußten jeden Vers von ihnen auswendig, während man für irgend eine langweilige Ode in ſchwerfälliger, veralteter Sprache ihre Bewunderung erzwingen wollte. In den Kritiken der vierziger Jahre dagegen fanden ſie die Löſung der Zeitfragen und die Bewunderung ihrer neuen Dichter.

Mit dem Anfange der fünfziger Jahre hörten dieſe Artikel wieder allmählig auf; die neue Dichtung hatte einen vollkommnen Sieg davon-

getragen, die alten Idole der ruſſiſchen Literatur waren feierlich ihrer Kränze beraubt und unter allgemeinem Beifallklatſchen von ihren Piedeſtalen geſtürzt. Jeder Schulknabe wußte die Lehren der neuen Schule auswendig, wer ſollte noch die kritiſchen Aufſätze leſen! Belinski, der Held der neuen Kritik, war geſtorben und ſeine Nachfolger hatten ſein Talent nicht geerbt.....

Unſere Ueberſicht macht es ſich zur Aufgabe die neueſte Richtung in der ruſſiſchen Literatur zu charakteriſiren, nämlich die Begeiſterung für politiſch-ſociale Fragen und die Gleichgültigkeit gegen alle rein-literäriſchen und gelehrten Gegenſtände.

Dieſe Richtung, die nun ſchon 3 Jahre herrſcht, war ſchon lange vorbereitet. Im Anfange der fünfziger Jahre äußerte ſie ſich freilich nur negativ: die meiſten Schriftſteller beobachteten ein hartnäckiges Schweigen! Bei einer alten Civiliſation hätte man dies für den anbrechenden Verfall halten müſſen, für die junge ruſſiſche Literatur war es nur eine Krankheit des Wachsthums.

Unter der neuen Regierung kam ein neues Leben in die Literatur, welche ſich mit unglaublichem Feuereifer auf alle ſocialen Fragen warf. Ihren Gipfel aber erreichte dieſe praktiſche Tendenz, als die Regierung ſelbſt die Verbeſſerung der bäuerlichen Verhältniſſe anregte. Schon lange hatten die edelſten Geiſter davon geträumt, aus dem Traume wurde plötzlich Wirklichkeit. Wie viele Hoffnungen erweckte der Gedanke an das neue Leben, das unſre jüngeren Brüder erwartet! Welche Thätigkeit kochte in einigen tauſend Geiſtern, die bisher unthätig geſchlummert hatten! Dieſe große Frage ſtand in enger Verbindung mit vielen anderen, und ſchon ſprechen die Journale von Nichts als Beſtechlichkeit, Oeffentlichkeit, Branntweinspacht, Actiengeſellſchaften, Bauergütern, Eiſenbahnen u. ſ. w.

Aber wie berechtigt auch dieſe neue Thätigkeit ſei, die eigentliche Poeſie nimmt jetzt nur noch die zweite Stelle ein. Wo jetzt noch ein Lied geſungen wird, iſt es dem Geſange der Arbeiter beim Baue eines neuen Hauſes vergleichbar; die Arbeit iſt die Hauptſache, der Geſang ſoll ſie nur erleichtern und erheitern. Darum ſind jetzt faſt alle Werke der Literatur vom Geiſte des Utilitarismus durchdrungen und beſchäftigen ſich mit den Angelegenheiten der bürgerlichen Geſellſchaft. Darum ſingen unſre Dichter nicht bloß um zu ſingen, wie vor Alters, ſondern ſie ſingen nach der Art des Tyrtäus. Aber wenn auch die reine Kunſt darunter leidet, ſo müſſen ihre Verehrer doch im jetzigen Augenblicke alles ohne Murren

ertragen, ja ſogar der jetzigen Richtung ihre ganze Sympathie ſchenken. Wer das Vaterland liebt, muß an dieſem edlen Streben Antheil nehmen.

So wollen auch wir nachſichtig ſein mit den Mängeln der Literatur des Jahres 1858. Freilich erſchienen auch viele Werke mit rein künſtleriſcher Richtung, ohne die geringſte Beimiſchung unpoetiſcher Elemente, aber ihrer ſind nicht viele. Die meiſten und beſten zeigten ſich treu dem Geiſte unſerer Zeit! Von den Werken dagegen, welche ganz ohne Rückſicht auf die Kunſt nur den praktiſchen Fragen dienen, werden wir nicht ſprechen, obgleich ſie zahllos ſind wie der Sand am Meere. Wie in früherer Zeit, als die Poeſie Modeſache war, Alles dichtete, was Talent hatte oder keines; wie zur Zeit der „naturaliſtiſchen Schule" ſich ein Jeder in poetiſchen Daguerreotypen übte; wie endlich zur Zeit der hiſtoriſchen Forſchungen ganz untaugliche Menſchen, die kein anderes Verdienſt hatten, als ihren Fleiß, die Journale anfüllten mit Unterſuchungen über die Mäuſe und Tarakanen der ſlaviſchen Mythologie — ſo arbeitet jetzt Alles mit Aufwendung aller Kräfte an der Aufdeckung und Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Mängel.

Das Jahr 1858 war ziemlich reich an Gedichten. Außer einer großen Anzahl, welche in Zeitſchriften gedruckt wurden, erſchienen die geſammelten Gedichte von Maikow, Pleſchtſchejew, Panjutin, Prokopowitſch und Gerbel und die poetiſchen Ueberſetzungen Bérangers von Kurotſchkin und Heines von Michailow. In unſre Ueberſicht nehmen wir auch die Gedichtſammlung von Mey auf, ſowohl weil wir ſie erſt im Jahre 1858 in Moskau erhielten, als auch, weil wir uns eines großen Vergnügens berauben würden, wenn wir nicht wenigſtens ein Paar Worte von ihr ſagten.

Die Sammlung von Maikow's Gedichten zeichnet ſich durch äußere Pracht und ſtrenge Auswahl aus. Maikow ſchreibt ſchon über zwanzig Jahre, und noch immer glüht in ihm dieſelbe Liebe zur Dichtkunſt. Zwanzig Jahre! Welche Veränderungen hat die ruſſiſche Literatur in dieſem Zeitraume erlebt! Als in der Poeſie die trübe Richtung herrſchte, als die Dichter ihre Unzufriedenheit mit dem Leben, ihre Enttäuſchungen und ihren Zweifel ſangen, ſchilderte Maikow wie immer ſeine klare ruhige Weltanſchauung, ſeinen vollen Glauben an alles Schöne. Als darauf die naturaliſtiſche Schule graſſirte, erſchienen ſeine idealen Skizzen von Rom. Als die Poeſie geächtet war, fuhr Maikow fort zu dichten; mit einem Worte, er hielt Stand in allen Stürmen der Literatur. Dieſe ausdauernde Liebe

zur Kunſt hatte zur Folge, daß der Dichter ſich mit jedem Jahre vervollkommnete und der Inhalt ſeiner Dichtungen immer reicher wurde.

Maikows Laufbahn begann mit den ſ. g. anthologiſchen Gedichten. Wohlklang und Regelmäßigkeit des Verſes, Lebhaftigkeit der Schilderungen, völlige Hingabe an den Geiſt des Alterthums, Plaſticität und Pracht des Ausdruckes, bildeten den Charakter ſeiner Werke und wieſen dem Dichter ſogleich eine der erſten Stellen an. Aber auf dieſem Standpunkte blieb er nicht ſtehen, jedes neue Werk deckte in ihm neue Verdienſte auf. Zu der Schönheit der Farben und der Regelmäßigkeit der Zeichnung kam die Fülle der Gedanken, nach den Schönheiten der Natur ſchilderte er das Leben und das menſchliche Herz.

Der unterſcheidende Zug ſeines Talentes liegt in der lebhaften Darſtellung der antiken Welt. Der Dichter hatte ſich in Griechenland und Rom ſo eingelebt, er war mit ihren Mythen und Heroen ſo vertraut, daß er uns die Perſonen und die Scenen des claſſiſchen Alterthums mit derſelben Naturtreue vorführt, mit der wir unſre Zeit, unſre nächſte Umgebung vor Augen ſehen. Als Beiſpiel diene ſeine „Kindheit des Bachus."

„In jener mit Weinreben verhängten Grotte brachte der Sohn des Zeus ſeine Kindheit zu, unter den Oreaden von Elis. Verborgen vor den Göttern, verborgen vor den Menſchen, erwuchs er beim Geplauder der Quelle und dem Flüſtern des Schilfes. Nur der friedliche Gott des Waldes ſpielte an der ſtillen Wiege des Knäbleins ſeine zauberiſche Flöte. Welche Freude, welche ſüße Sorge gewährte er den Nymphen! die ſtumme Grotte war voller Leben. Mit einem Pantherfelle ſtatt des Purpurmantels bedeckt, mit den Cymbeln, mit dem Thyrſus, erſchien er als Gott. Bald bekränzte er ſpielend, unter dem Gelächter der Nymphen, die Hörner eines Satyrs mit Hopfen und Epheu, bald riß er Traubenbüſchel von einem herabgebogenen Zweige und verband ſie zu einem Kranze für ſein lockiges Haupt, bald drückte er mit ſeinen Händchen ihren Nektar in eine ſilberne Schale, und freute ſich, wenn ihr Saft, gleich durchſichtigen Thränen, ſein Antlitz beſpritzte."

Dies Gedicht gehört zu den frühſten Erzeugniſſen Maikows. Im reiferen Alter, als dieſe Schilderungen der Darſtellung der Leidenſchaften und Charaktere wichen, tritt die lebhafte und reiche Phantaſie des Dichters und ſeine Vertrautheit mit den Perſonen des Alterthums noch prägnanter hervor.

Alcibiades.

„Mein Enkel, glaube der Weisheit des Alters, glaube mir, der Sieg über Weiber iſt ſchwerer als über Feinde. Hier iſt Alles Glück, Alles Zufall, das Herz des Weibes iſt ein Räthſel, das der Verſtand nie auflöſt.

Haſt du den Namen der Phryne gehört? Ganz Athen war von den Augen der ſtolzen Schönheit bezwungen; wie eine Göttin blickte ſie uns an von dem Piedeſtale ihrer unbegreiflichen Schönheit.

Zu ihren Feſtgelagen geladen zu werden war eine Ehre, die nur wenigen Auserwählten zu Theil ward. Dort herrſchte die Pracht eines Satrapen, jeder Gaſt erhielt ſilberne Schüſſeln, kryſtallene Schalen, hinter jedem ſtand ein ſchwarzer Sklave.

Auf einem ſolchen Schmauſe, einem Feſte der Grazien, wo witzige Worte, improviſirte Verſe und Reden wie eine Cascade rauſchten, hatte ſie mich ſchon mit einem verheißenden Blicke an ihre Seite geladen — als plötzlich Alcibiades eintrat.

So, ſtrahlend, ſo roſig, ſo blumenbekränzt erſchien er, wie ein trunkener Bacchus! Gerade auf ſie zu, und auf den Mund geküßt! Der ganzen Geſellſchaft entfuhr ein Ausruf der Verwunderung, aber der Schamloſe ließ ſich recht zu ihren Füßen nieder.

Ich war plötzlich in den Schatten geſtellt, des Anſtands halber lächelte ich, mit feinen Reden hoffte ich noch zu ſiegen, aber wenn ich nur den Mund öffne, bringt er mich mit einer Spötterei, mit einem Witzwort zum Schweigen.

Geſandte, Sophiſten, Archonten, Künſtler bildeten die Geſellſchaft — er bemächtigt ſich der Unterhaltung, er ſpottet der Weiſen und blickt mit trunkenen Blicken nur auf ſeine Schöne.

Was thun? voller Ingrimm ſchleichen ſich die Gäſte fort, und er — war eingeſchlummert! Sie ſchweigt und verbietet ihn zu wecken! Nun — er hatte das Glück! Sie liebte den Taugenichts — und wir mußten mit Schanden abziehn.“

Wie lebhaft tritt uns hier die ganze Eigenthümlichkeit dieſer „dämoniſchen Natur“ entgegen! wer gedenkt hier nicht der Erſcheinung des Alcibiades bei dem Feſtmahle der Weltweiſen in Sympoſion Platos!

Das Talent Mey's iſt ein rein objectives. Seine Gedichte enthalten nicht ſeine eignen Gefühle, Gedanken, Eindrücke, er bringt daher wenig rein Lyriſches und dieſes Wenige iſt eben nicht das Beſte. Aber dieſe Abweſenheit alles Lyrismus bildet gerade das Hauptverdienſt ſeiner erzählenden und beſchreibenden Gedichte; die Ruhe der Erzählung, der gehaltene Ton giebt ihnen einen durchaus epiſchen Charakter. Beſondere Beachtung verdienen die Stücke, die im ruſſiſchen Volksgeiſte geſchrieben ſind. Seine Nachahmung der Volkslieder iſt vorzüglich. Keiner der jetzigen ruſſiſchen Dichter iſt ſo tief in den Geiſt der Volksdichtung eingedrungen und beherrſcht die volksthümliche Sangweiſe in dem Maße wie er. Seine Gegenſtände, ſein Ausdruck, ſeine Wendungen, Vergleiche, Beiwörter, ſind bis ins Kleinſte recht ruſſiſch volksthümlich. Zwei kleine Gedichte mögen hier ihre Stelle finden, wenngleich der Mangel des urſprünglichen Versmaßes und des Reimes ihnen noch mehr von ihrem Werthe raubt, als den beiden vorigen.

„O, es iſt Zeit dich frei anzuſtimmen, du ruſſiſches Lied — Du frommes, du ſiegreiches, du herrlich freies — Du in Städten, in Dörfern, auf Feldern geſungenes — Du im Sturm: und Unglücke geborenes — Du mit Blut und Thränen getauftes, gebadetes — O es iſt Zeit dich frei anzuſtimmen, du ruſſiſches Lied. — Nicht von ſelbſt haſt du dich zu Sang und Wort zuſammengefügt — Im Schnee und Regen zwiſchen den Hütten biſt du entſprungen — Im Rauche der Brandſtätten biſt du entſtanden — Auf feuchten Gräbern hat dich Schneeſturm zuſammengeweht. . . . . "

„Putze mich an, o traute Mutter — Zur Hochzeit ſchmücke dein liebes Kind — Ich habe heute gelobt, dir nicht länger zu zürnen — Von dem Freunde meines Herzens hab' ich mich losgeſagt — So flicht mir denn meine ſeidene Flechte — So lege mich denn auf das bretterne Bett — Wirf mir ein Tuch über den weißen Buſen — Und lege darunter die todtkalten Hände in's Kreuz — Mir zu Häupten zünde Kerzen an von Jungfernwachs — Und rufe mir den alten Bräutigam herbei — Laß den Alten hereinkommen und ſchauen und ſich wundern — Und ſich freuen an meiner Mädchenſchönheit. . . . . "

Aber nirgends zeigt ſich das Talent Mey's ſo glänzend im Auffaſſen der Volksdichtung wie in ſeinen Sagen und Legenden, ſie ſind von echt ruſſiſcher Romantik völlig durchdrungen. Alles, was in das Gebiet des

Wunderbaren einſchlägt, erſcheint in der urſprünglichen Reinheit der Volkserfindung, ohne die geringſte Beimiſchung von deutſcher, ſchottiſcher oder ſonſt abendländiſcher Romantik. Uebrigens beſchränkt ſich das Talent Mey's nicht auf die Fähigkeit, Bilder aus dem ruſſiſchen Volksleben darzuſtellen, er ſchildert auch vortrefflich die Züge anderer Nationalitäten. Beſonders bemerkenswerth ſind ſeine Nachbildungen des Orientaliſchen.

Kurotſchkin's Ueberſetzung von Béranger's Chansons wurde mit allſeitigem Beifall aufgenommen und machte ſeinen Namen ſchnell bekannt. Man hatte allgemein die Gedichte des allervolksthümlichſten Franzoſen für unüberſetzbar gehalten und war deßhalb nicht wenig erſtaunt, ſie in vortrefflichen ruſſiſchen Verſen wiederzufinden. Was uns betrifft, ſo halten wir Kurotſchkins Ueberſetzung trotz ihrer Vortrefflichkeit für den beſten Beweis der Unüberſetzbarkeit Béranger's. Béranger zeichnete ſolche Züge des franzöſiſchen Volkes, welche dem ruſſiſchen fremd ſind, und gebrauchte gerade die Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Sprache, welche der ruſſiſchen fehlen. Die Aehnlichkeit des ruſſiſchen und franzöſiſchen Charakters, von der beide Völker ſo gerne ſprechen, iſt eine ganz äußerliche. Sie wurzelt nicht im Volke, ſondern entſpringt aus der nationalen Neigung und Geſchicklichkeit, den Pariſern nachzuäffen. Allerdings findet man bei den niedern Claſſen in Rußland, nur bei den Bauern nicht, Züge, die an die franzöſiſchen Blouſenmänner, Griſetten u. ſ. w. erinnern. Aber was bei den Franzoſen wegen ihres leichten Charakters entſchuldigt werden mag, ja anmuthig und rührend erſcheinen kann, das kommt bei uns ungeſchlacht, plump, zuweilen gar unanſtändig heraus. Roger Bontemps iſt ein lieber, netter Burſche, aber nehmen wir einen ähnlichen Charakter bei uns, ſo haben wir einen unleidlichen Taugenichts.

Auch die ruſſiſche Sprache, welche gleich der deutſchen eine ungewöhnliche Fähigkeit beſitzt, alle Schattirungen fremder Idiome wiederzugeben, iſt ſo wenig wie die deutſche im Stande, Manches aus dem franzöſiſchen Volksleben auszudrücken. Was Schiller von der deutſchen Sprache ſagt, kann man auch auf die ruſſiſche anwenden:

Ringe .... nach römiſcher Kraft, nach griechiſcher Schönheit,
Beides gelang dir, doch nie glückte der galliſche Sprung.

Wie könnte dieſe „ſtolze Sprache" alle Poſſen, alle Naivitäten der franzöſiſchen je wiedergeben, z. B.

Oh! Oh! Oh! Oh! Ah! Ah! Ah! Ah!

Quel bon petit roi c'était là!
La, la.
oder: Zon, zon, zon, zon, zon, zon, zon,
Le fouet, petit polisson!

Wie würde das alles roh herauskommen, wie gemein würde es klingen!

Michailow's Ueberſetzungen Heineſcher Gedichte ſind wie alle ſeine Ueberſetzungen vortrefflich.

Außer dieſen Sammlungen erſchienen noch viele Gedichte in Zeitſchriften; beſonders bemerkenswerth ſind die von Chomjakow, Fett und dem Grafen Tolſtoi.

Chomjakow iſt der Veteran unſerer Dichter, er ſtammt aus der Periode Puſchkin's und ſeine Gedichte tragen den deutlichen Stempel jener Zeit. Es iſt ein Klang in ihnen, der den Gedichten der Gegenwart fehlt. Es iſt ſchwer, dieſe Eigenthümlichkeit zu beſchreiben; vielleicht iſt es die Erhabenheit des Inhaltes, die greifbare Beſtimmtheit des poetiſchen Gedankens, die Höhe und Feierlichkeit des Tones und die ſtrenge Schönheit des Ausdruckes.

„In der Stunde der Mitternacht, am Ufer des Stromes, blicke auf zum Himmel; dort in der Ferne der Himmelswelt erfüllen ſich Wunder. In ewiger Ordnung wandeln unzählbare Schaaren nie verlöſchender Lichter. Aber wenn du ihre Strahlen eingeſogen, dann ſchauſt du, wie weit hinter den nächſten Sternen im Dunkel der Nacht andere Sternenwelten aufglimmmen. Wieder blickſt du hin, und immer neue Welten ermüden dein blödes Auge. Der blaue Abgrund brennt ganz von Sternen, ganz von Feuern."

„In der Stunde des mitternächtigen Schweigens ſchüttele den Schlummer ab und blicke mit der Seele in die Schriften der galiläiſchen Fiſcher. Und im Umfange des kleinen Buches eröffnet ſich vor dir ein unendliches Himmelsgewölbe in lichtſtrahlender Schönheit. Dann ſchauſt du, wie die Sternen-Gedanken ihren geheimnißvollen Reigen um die Erde ziehen. Und blickſt du wieder hin, ſo treten andere hervor und wieder und wieder — in allen Fernen glänzen Sternen — Gedanken, Welten und immer neue Welten kommen, wandeln ohne Zahl und an ihren Feuern entzündet ſich der Traumnebel unſeres Herzens."

Herr Fett iſt der Liebling des ruſſiſchen Publicums. Sein herrliches Gedicht „An den Tod" würde in jeder Literatur eine ehrenvolle Stelle ein-

nehmen. Wir achten ihn als den Ueberſetzer von Göthe, Horaz und Heine und beklagen deshalb, daß er ſich zu ſehr der nebelhaften, unklaren Dichtung ergeben hat. Niemand darf zu ſeiner Entſchuldigung anführen, daß dieſe Richtung von Göthe ſtamme, denn bei dieſem hindert der Nebel nie die Gegenſtände zu unterſcheiden, er giebt ihnen nur eine gewiſſe geheimnißvolle Färbung. Heine übertrieb die Nebelhaftigkeit und ſeine ruſſiſchen Nachahmer wurden ganz unverſtändlich. Fett's Gedichte erinnern oft an die bekannte Stelle Byron's: „Welch' finſtres Phantom leuchtet in den blutigen Wellen des Sturmes." Aber Byron mußte dafür auch bitter die Geißel der Edinburgh Review empfinden. Freilich nahm er ſchwere Rache an ſeinen Kritikern, aber er wurde doch fortan vorſichtiger und erzwang endlich auch bei den Schotten Bewunderung ſeines Genius.

Graf Tolſtoi iſt ein Meiſter im Volksliede. Er verſteht es mit großer Kunſt die Gedanken und Gefühle des Gebildeten in volksthümliche Formen zu kleiden und alle Schattirungen der Ironie, der Trauer, der Tollkühnheit des gemeinen Ruſſen darzuſtellen.

In den Zeitſchriften erſchienen auch, wie man wol erwarten konnte, viele reine Zeitgedichte. Ihren Inhalt bildet bald die Beſtechlichkeit der Beamten, die Rohheit der Geſellſchaft und alle übrigen ſocialen Schäden, bald die Verbeſſerung des Zuſtandes der Bauern, die Vertheilung der Ländereien, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, mit einem Worte Vieles, was ſich weit beſſer in Proſa ausgenommen hätte. Was würde wohl Puſchkin geſagt haben, wenn er die Herrſchaft dieſer Richtung in der Poeſie erlebt hätte, Puſchkin, der ſogar Béranger nicht als wahren Dichter anerkennen wollte, weil er in ſeinen Liedern die ſocialen Fragen berührte!

Wenn wir von den Gedichten zur belletriſtiſchen Proſa übergehen, ſo müſſen wir vor Allen einen Autor nennen, der, wenn er auch keine Novellen und Romane ſchreibt, doch einen der erſten Plätze unter den Schriftſtellern Rußlands einnimmt. Wir meinen den Verfaſſer der „Familien-Chronik."

Die Stellung Akſakows in unſerer Literatur und ſeine Beziehungen zum Publicum ſind ganz eigenthümlich. Obgleich er in ſeinen Schriften die ſocialen Zeitfragen nie berührt, auf welche unſre jetzigen Leſer ſo verſeſſen ſind, ſo iſt doch die „Familienchronik" nebſt den „Erinnerungen" jetzt wohl das vielgeleſenſte Buch — ein Widerſpruch, der nur durch die allgemein menſchliche Grundlage der Charaktere Akſakow's und das Typiſche derſelben zu erklären iſt.

Von Oſtrowski erſchienen komiſche Scenen in drei Bildern, unter dem Titel: „Wenn die Charaktere nicht zuſammenpaſſen.“ Oſtrowski iſt jetzt ohne Zweifel der erſte dramatiſche Schriftſteller Rußlands. Es ſind noch nicht zehn Jahre, daß ſeine erſte Komödie erſchien, und ſchon iſt ſeine Stelle in der ruſſiſchen Literatur beſtimmt. Er zeigte ein eigenthümliches Talent in der Schöpfung ſeiner Geſtalten und der Natürlichkeit ihrer Sprache. Seine Komödie: „Unſre guten Freunde“ verbreitete ſich in kurzer Zeit über ganz Rußland und rief viele Nachahmungen hervor; ihr Verfaſſer war mit einem Schlage ein populärer Schriftſteller geworden. Wer nur leſen konnte, las Oſtrowski, vom Profeſſor bis zum letzten Krämer des Goſtinoi-Dwor. Auf der Bühne finden ſeine Werke unendlichen Beifall und ſind das Lieblings-Repertoir des „Kleinen Theaters“ in Moskau. Der Grund dieſes Beifalls liegt zunächſt in der ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Raſchheit der Handlung, dann in der Naturtreue der Charaktere und des Dialogs, endlich in der Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die der Zuſchauer empfängt: das Lächerliche und das Rührende iſt in ſeinen Stücken ebenſo vereinigt wie im wirklichen Leben.

Am merkwürdigſten unter allen literäriſchen Erſcheinungen des Jahres 1858 iſt vielleicht der Roman von Piſemski: „Tauſend Seelen.“ Dies Werk beſitzt ſo bedeutende Schönheiten, daß zu ſeiner Würdigung ein größerer kritiſcher Artikel nöthig wäre; wir müſſen uns hier mit einer kurzen Anzeige begnügen.

Man nennt die Richtung der jetzigen Geſellſchaft gewöhnlich eine poſitive, praktiſche, und unſere Zeit ſchreibt ſich gern dieſe Eigenſchaften zu. Heutzutage iſt kein Beiname anſtößiger als der eines Romantikers, eines Idealiſten; ſie gelten für gleichbedeutend mit: ein untauglicher Menſch, ein Narr — und doch ſoll nach Gogol der Titel eines Narren noch ſchrecklicher ſein als der eines Spitzbuben. Dieſe allgemeine praktiſche und poſitive Richtung iſt nach der Meinung Vieler die Folge der Herſtellung des Gleichgewichts zwiſchen den geiſtigen und materiellen Beſtrebungen der Menſchen, welches die jetzige Zeit herbeizuführen ſtrebt. Wenn dieſe Harmonie der Materie und des Geiſtes wirklich beſteht, ſo iſt ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach die Quelle der unmäßigen Habſucht, von der unſere Zeit befallen iſt; alle Gedanken ſind auf Geldgewinn gerichtet, als auf das Mittel zur Erlangung aller Lebensgenüſſe. Aber wiſſen denn auch dieſe Helden unſerer Zeit, die ſich rühmen, ſo praktiſche Leute zu ſein, daß ſie ebenſo thörichte Träumer ſind, wie die Alchymiſten und die Erfinder des

perpetuum mobile? Der Träumer des Mittelalters verlor ſein Geld und ſeine Geſundheit, erduldete alle möglichen Entbehrungen, um das Mittel zum Goldmachen zu finden. Der Träumer unſerer Zeit opfert Daſſelbe ſeiner Hoffnung, Millionär zu werden. Freilich, das letztere gelingt Manchem. Aber um welchen Preis!

Die Symptome dieſer epidemiſchen Krankheit unſeres Jahrhunderts ſind von Piſemski vortrefflich in dem Helden ſeines Romans gezeichnet. Kalinowitſch — ſo heißt er — iſt ein Candidat der Moskauer Univerſität — er iſt ſogar mit Glück als Schriftſteller aufgetreten — ein gebildeter Mann und edeldenkend, ſoweit dies Jemand ſein kann, der ſein eigenes Intereſſe höher hält als das Wohl Anderer. Denn Kalinowitſch gehört eben zu den „praktiſchen" Menſchen. Er wird in eine kleine Stadt als Schulinſpector verſetzt. Raſch entwickelt ſich ein Liebesverhältniß mit der Tochter ſeines Vorgängers, einem durch etwas bunte Lecture romanhaft geſtimmten jungen Mädchen. Aber Naſtenka iſt arm; und Kalinowitſch bricht mit ihr aus einem leichtfertigen Grunde, um eine „Beſitzerin von tauſend Seelen" zu heirathen. Der Reichthum öffnet ihm den Weg zu Rang und Würden. Aber iſt nun das Ziel des Strebens erreicht? Die reiche Erbin macht ihm ſein Haus zur Hölle und ſeine dienſtliche Carriere nimmt ein ebenſo trübſeliges Ende, indem er dem Gericht übergeben wird.

Wie man ſieht, eine ſehr einfache Geſchichte, die eben nicht neu iſt; ihr Verdienſt beſteht aber in der ungemeinen Treue und Wahrheit, mit der die Zuſtände der modernen Geſellſchaft geſchildert werden. Die handelnden Perſonen ſind ſämmtlich aus dem Leben gegriffen. Ein ernſterer Hintergrund macht ſich überall geltend, häufig im Dialog, den Piſemski mit Meiſterſchaft behandelt. So iſt namentlich das Geſpräch über Belinski und die literäriſche Kritik, das den erſten Anknüpfungspunkt zwiſchen den Liebenden abgiebt, als muſtergültig zu bezeichnen.

Von Turgeniew's Novelle „Aſſja" kann man ſagen, was von ſeinem weltbekannten „Tagebuch eines Jägers", ſie iſt ganz Poeſie. Sehr bezeichnend iſt das Wort eines Kritikers, daß er in ſeinen Romanen, Novellen und Erzählungen vor allem Lyriker iſt. Indem er dem Leſer die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft vorführt, ſchildert er weniger ihre Charaktere als den Eindruck, den ſie auf ihn ſelbſt hervorbringen.

Der Graf Tolſtoi wird mit Recht für einen der begabteſten ruſſiſchen Schriftſteller gehalten; er gehört zu der kleinen Zahl derer, welche

aus rein künſtleriſchen Intereſſen ſchaffen. Die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers der „Vier Entwickelungsepochen“ und der „Erzählungen eines Soldaten“ beſteht in der Feinheit, Wahrheit und pſychologiſchen Treue ſeiner Charaktere, in dem Adel und der Reinheit der Gefühle, die ſeine Werke durchwärmen. Seine neue Novelle: „Albert“ ſcheint uns indeſſen die ſchwächſte ſeiner Productionen zu ſein, weil eine pſychiſche Krankheit nicht wohl der Gegenſtand eines Kunſtwerkes ſein kann.

Potechin's Novelle: „Der Dorfſchulze“ iſt das beſte unter allen ſeinen Werken. Ihr Inhalt iſt dem Volksleben entnommen und ſtellt daſſelbe mit aufrichtiger Liebe dar. Ja, aufrichtig liebt der Verfaſſer das ruſſiſche Volk, nicht um der Mode oder einer Theorie willen, ſondern weil er ſich mit ganzer Seele in daſſelbe hineingelebt hat. Von dieſem Geſichtspunkte glauben wir, daß man dem Verfaſſer mit Unrecht den Vorwurf gemacht hat, daß er ſich zu ſehr bei den Details des Bauernlebens aufhalte. Dieſe Einzelnheiten zeigen gerade, daß er das Weſen des Volkes begreift und achtet.

Panajew's Novelle: „Der Enkel eines ruſſiſchen Millionärs“ iſt eine Reihe von Skizzen aus dem Petersburger Leben und legt von ſeiner Beobachtungsgabe und ſeinem Witze ein glänzendes Zeugniß ab. Die Rede fließt lebhaft, zeugt an manchen Stellen von tiefem Gefühl und das Ganze lieſt ſich leicht und angenehm.

Endlich tauchte im Jahre 1858 ein neues, ungewöhnliches Talent auf, das alle Kenner des Schönen und alle Freunde des Volksthümlichen in Entzücken verſetzte. Wir ſprechen von Mad. Kochanowski und ihrer Novelle: „Nach dem Eſſen.“. Aus der feinen Analyſe des weiblichen Herzens glaubt man zu erkennen, daß das Buch von einer Dame geſchrieben iſt; aber die vorzüglich treue Darſtellung des Volkslebens, die Wahrheit der Sprache, das Typiſche der Charaktere, die echt künſtleriſche Ruhe der Erzählung möchten wieder daran zweifeln laſſen. Ihre erſte Novelle: „Ich habe geliebt“ war den gewöhnlichen Erzeugniſſen unſerer Damen viel ähnlicher und enthielt viel Excentriſches und Unwahres. Nichts der Art würde der ſtrengſte Kritiker in ihrem neueſten Werke finden.

Ueber Liberalität in der Jugenderziehung.

Die Klagen, welche von dem Alter über die Jugend erhoben werden, ſind zwar uralt, vielleicht ſo alt, als überhaupt der Unterſchied zwiſchen Alter und Jugend beſteht, und finden ihre pſychologiſche Erklärung eben in dieſem Unterſchiede oder vielmehr Gegenſatze. Beſonders häufig aber begegnen wir denſelben in den Phaſen der Entwickelungsgeſchichte eines Volkes, in denen durch erhöhte geiſtige Ausbildung, durch ausgebreiteten Handel und Wandel, durch ſchwungvolle induſtrielle und gewerbliche Betriebſamkeit die Cultur und in ihrem Gefolge der Reichthum deſſelben eine hohe Stufe und weite Verbreitung erreicht und eine große, ſtets wachſende Menge von überflüſſigen Bedürfniſſen herbeigeführt hat, welche der Einzelne ſich ſowol wegen ihrer Allgemeinheit, als auch wegen der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, die ſie momentan gewähren, füglich nicht verſagen mag, während er gleichzeitig fühlt, daß er mit der ganzen Geſellſchaft immer tiefer in unnatürliche, weil die wahre Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes behindernde Zuſtände und Verhältniſſe geräth. Da geſchieht es denn, daß gewiſſe ewig wahre Principien, von denen jedes Glied der Geſellſchaft bei all ſeinem Entſchließen und Handeln, ſoll nicht anders das Geſammtwohl derſelben gefährdet werden, ſich leiten laſſen ſoll und von deren innerer Nothwendigkeit es auch mehr oder weniger durchdrungen iſt, dennoch in Vergeſſenheit gerathen oder wenigſtens zeitweilig außer Acht gelaſſen werden. Dadurch entſteht eine Disharmonie

in der Theorie und der Praxis, die jeder Einzelne schwer empfindet, aber auch selbst mit verschuldet; nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur jedoch strebt er die Schuld von sich auf Andere abzuwälzen. Werden nun aber von jener Unnatur mehr oder weniger alle Verhältnisse durchdrungen, so fühlt man sie besonders schwer lastend in ihrem Wirken auf die Grundlage aller bürgerlichen Verhältnisse, auf die Familie und die mit ihr verbundene Jugenderziehung, sucht aber auch hier die eigene Schuld von sich auf Andere zu schieben. Daher jene Klagen über die Jugend, während doch diese sich nicht selbst erzieht, sondern von dem Alter erzogen wird, dieses also selbst daran Schuld ist und sich selbst anzuklagen hat, wenn die Jugend nicht so ist, wie sie dem natürlichen Verhältnisse nach sein sollte.

Solch eine Epoche in der Völkergeschichte bietet uns die Zeit des sinkenden Griechen- und Römerthums dar, und die derzeitigen Schriftsteller, namentlich die Satiriker und Comödienschreiber, sind voll von Klagen über die Verderbniß der Jugend. Kaum ernstlich zu bestreiten scheint es nun, daß auch unsre Zeit an einer ähnlichen Phase der Entwickelung angelangt ist und daher die Klagen über die Jugend jetzt häufiger als in früheren Zeiten hervortreten, aber ebenso auf die wahre Quelle zurückzuführen sind, wie wir das oben im Allgemeinen angedeutet haben. Wenn aber das Endziel aller Erziehung darauf gerichtet sein muß, den Samen des Göttlichen, welcher in die Brust eines jeden Menschen gelegt worden ist, mehr und mehr zu entwickeln und emporwachsen zu lassen, damit dasselbe dereinst wie ein läuterndes Feuer das ganze Wesen des Menschen durchdringe und beherrsche, und er so seiner Bestimmung, der Kindschaft Gottes, zugeführt werde: so möchte wol bei dem herrschenden Ringen und Jagen nach der Befriedigung zeitlicher Bedürfnisse und dem daraus entspringenden, mehr und mehr wachsenden Egoismus die mögliche Erreichung jenes Zieles ernstlichst in Frage gestellt sein. Es sei daher gestattet, im Nachfolgenden eine besondere Frage der Erziehung, die vorzugsweise in bedeutsamer Beziehung zu den Bestrebungen und Richtungen der Gegenwart steht, mit Rücksicht auf jenes oben angedeutete Endziel aller Erziehung zu erörtern; wir meinen die Frage der Liberalität in der Jugenderziehung.

Das Wort „Liberalität," welches bekanntlich dem römischen Alterthume entnommen ist, bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung „die Gesinnung, „welche eines freigeborenen Mannes im Gegensatze zu dem Sclaven würdig „sei, den Edelsinn, der nicht in Allem und vor Allem an sich und seinen

„Vortheil denkt und dieſes durch Güte, Freigebigkeit und Aufopferung an „den Tag legt.“ (Döderlein). Wenn man nun Liberalität nicht mit Liberalismus verwechſeln will, welcher letztere nur auf politiſche Verhältniſſe Anwendung findet, ſo hat das Wort im allgemeinen dieſe ſeine alte edle Bedeutung auch heute nicht verloren; es iſt aber auch in den alltäglichen Gebrauch der Menge übergegangen und bezeichnet da leider oft nichts Anderes, als die Neigung, es mit den alten herkömmlichen, man könnte faſt ſagen geheiligten Begriffen von Ordnung und Sitte, von Pflicht und Recht nicht immer ſo genau zu nehmen, dieſe eben vielmehr dann und wann, wenn es gerade paßt, wol aus den Augen zu ſetzen und den jeweiligen Intereſſen und Bedürfniſſen zu accommodiren. Es iſt dieſem ſchönen Worte da ebenſo ſchlimm ergangen wie allem Edlen und Großen, wenn es in den Mund der oft urtheilsloſen, ohne feſte Principien handelnden, nur von ihren zeitigen Intereſſen geleiteten Menge geräth, daß ſein wahrer Begriff vielfach verdunkelt und entſtellt worden iſt. Wir können ſomit eine falſche und eine wahre Liberalität unterſcheiden.

Auch an die Erziehung in Haus und Schule ſtellt man gegenwärtig die Forderung der Liberalität, und gewiß mit vollem Rechte; aber auch hier iſt jene falſche und irrthümliche Auffaſſung derſelben hineingedrungen. Wir wollen daher jetzt zunächſt verſuchen, das Weſen dieſer falſchen Liberalität in der Erziehung durch ein paar Beiſpiele etwas näher zu bezeichnen, um dann ihr gegenüber die wahre deſto überzeugender zur Geltung bringen zu können.

Es wird in der Erziehung häufig als Illiberalität bezeichnet, wenn die Jugend frühzeitig und mit aller Strenge zur Ordnung und Pünktlichkeit angehalten wird; namentlich muß die Schule es ſich gefallen laſſen, dieſe Richtung ihrer pädagogiſchen Thätigkeit als Pedanterie bezeichnet zu ſehen, als etwas, wodurch oft mehr Edles unterdrückt, als Schädliches vermieden werde. Nun wird aber doch ein Jeder, der das Glück gehabt hat, in ſeiner Jugend ſchon im elterlichen Hauſe ſtreng an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt worden zu ſein, den Segen dieſer Gewöhnung gewiß vielfach in ſeinem ſpätern Leben erfahren haben. Denn welche Richtung bürgerlicher Thätigkeit erheiſcht nicht die ſtrengſte Ordnung und Pünktlichkeit? Und kann etwa die Schule derſelben entbehren? Wie will man eine Menge der verſchiedenſten jugendlichen Gemüther gedeihlich lenken und regieren, wenn nicht die ſtrengſte Regelmäßigkeit im Kommen und Gehen, in Arbeit und Erholung beobachtet, wenn nicht jedem Tage, ja jeder Stunde eine

bestimmte Beschäftigung angewiesen wird? Und ist die Schule dem Knaben nicht schon ein Vorspiel des spätern öffentlichen Lebens? Erwacht in ihm hier nicht zuerst das Gefühl, daß er zu etwas Anderem bestimmt ist, als ein Kind zu bleiben; tritt ihm hier nicht zuerst statt der elterlichen, auf angeborner Liebe und unmittelbarem Vertrauen beruhenden Gewalt eine andere gegenüber, „welche in ihm vorerst nur das minder bekannte Gefühl „der bloßen Achtung und Ehrerbietung anregt; geräth er nicht unter Mit„schüler, von welchen er sich nicht mehr, wie sonst von seinen Gespielen, „im ersten Unmuthe trennen kann; fühlt er somit nicht die Nothwendigkeit, „den eigenen Willen und das Gelüsten des Augenblicks" unter eine allgemein herrschende Ordnung zu beugen? Und in der That, nur der weichliche, verzogene Knabe fühlt die Fesseln dieser neuen Lage schwer auf sich lasten, dem kräftigen erscheint sie als ein würdiger Ringplatz zu edler Entwickelung seiner Anlagen und Kräfte, als eine Stätte der Uebung in der Selbstüberwindung und in mannhafter, selbstbewußter Unterordnung unter das für Alle gültige Recht und Gesetz. Jener Vorwurf ließe sich noch anhören, wenn die Schule es mit lauter Genies zu thun hätte, mit „jenen seltenen Erscheinungen im Reiche des Geistes, wo bereits der Knabe „den Drang in sich fühlt, neuzubilden und umzugestalten." Für solche Ausnahmen bedürfte es besonderer Anstalten; die meisten Zöglinge stehen aber auf der Stufe der mittlern Begabung und sind somit zu einer besonnenen, selbstbewußten und selbstthätigen Erhaltung, Fortbildung und Vervollkommnung des bestehenden Lebens geschaffen und dafür also auch heranzubilden und heranzuerziehen. Das kann aber ohne die Gewöhnung an strenge Ordnung und Pünktlichkeit nimmer geschehen. Fort also mit jenem Vorwurfe, der seinen Ursprung eher einer weichlichen Schwäche und moralischen Unmündigkeit verdankt, als einer freien und würdigen Anschauung des Lebens!

Ferner legt man es oft als Illiberalität aus, wenn der Jugend, namentlich von Seiten der Schule, eine Reihe von Genüssen versagt oder nur bedingt gestattet wird, die an sich zwar nicht unsittlicher Natur sind, aber auf die gedeihliche Entwickelung der Jugend einen entschieden nachtheiligen Einfluß ausüben. Wir denken dabei vorzüglich an den Besuch öffentlicher Orte, an Bälle, Theater und mancherlei dem spätern Alter erst anstehende Genüsse und Gewohnheiten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es äußerst schwierig ist, hierbei im Versagen und Gestatten das richtige Maß einzuhalten, da einerseits der Erwachsenen eigene Genußsucht und

Bequemlichkeit am leichteſten ihre Rechnung dabei findet, nicht allzuſtreng der Jugend jene Genüſſe zu verweigern, andrerſeits gerade die heitere Seite des menſchlichen Lebens auf die Jugend eine ſo mächtige Anziehungskraft ausübt. Aber iſt es gerade darum nicht um ſo wichtiger und nothwendiger, hierin das gehörige Maß und Ziel ihr zu ſetzen? Sieht das Auge des heranwachſenden Knaben an öffentlichen Orten nicht vieles, was es noch nicht ſehen darf, wenn nicht anders ſein ſittliches Wohl in die ernſteſte Gefahr gerathen ſoll? Hört er nicht auf Bällen, Maskeraden und bei Theatervorſtellungen manches, was ihm füglicher verborgen bliebe; wird ihm namentlich bei letzteren durch die ſeichten, faden, oft einer zweifelhaften Moral das Wort redenden Stücke, die heutzutage das Repertoir beherrſchen, der Kopf und die Phantaſie nicht mit allerlei Gedanken und Bildern angefüllt, die bei ihrer reizenden Auſſenſeite unwiderſtehlich feſſeln und einnehmen, aber nur verwirrend und blendend einwirken, da der Jugend noch das rechte Verſtändniß für dieſelben fehlt und ihr die Beſonnenheit gebricht, den Kern von der Schale zu ſondern? Es wird wahrlich durch alles dieſes viel an der Jugend geſündigt. Man glaubt ihr durch Einführung in ſolche Genüſſe frühzeitig anſprechende Manieren, geſelligen Takt, eine freiere Anſchauung des Lebens anzueignen und erreicht es vielleicht auch, aber auf Koſten einer gediegenen innern Bildung des Geiſtes, Gemüthes und Herzens. Man raubt ihr die ruhige Beſonnenheit und den Sinn für ernſte Vertiefung in das, was ihr Noth thut, erzeugt Zerfahrenheit und Genußſucht, verleitet ſie zu einem frühzeitigen Verbrauche ihrer phyſiſchen und moraliſchen Kraft und legt ſo den Keim zu jener Frühreife, Altklugheit und Blaſirtheit, der wir bei der reiferen Jugend, namentlich aus den höheren Schichten der Geſellſchaft, in unſern Tagen ſo häufig begegnen. Wir verkennen gewiß nicht den Werth äußerer Bildung; aber ſie darf nicht der oberſte Zweck, das einzige Ziel der Erziehung ſein; ſie darf nicht auf Koſten höherer ſittlicher Güter allein bevorzugt werden. Dadurch mag man die Jugend für den Salon und das Parquet erziehen, aber nicht für das Leben; denn dieſes erfordert Männer in der wahrhaften Bedeutung des Wortes; ſolche aber werden nimmer aus jener früh ſchon genießenden, früh ſchon ſich verbrauchenden Jugend hervorgehen.

Beſonders ſchlimm hat es die Schule ſolchen Anſichten von Erziehung gegenüber; für ſie, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung bis zur Entlaſſung der Schüler zur Univerſität, iſt dieſes Vorausgewähren aller oben genannten Genüſſe ein wahres Unglück. Ihrer hohen Aufgabe der geiſtigen

und ſittlichen Ausbildung ihrer Zöglinge ſich bewußt und überzeugt, daß dieſelbe nur gelöſt werden kann, wenn die Jugend in möglichſter Einfachheit, Bedürfnißloſigkeit und Zurückgezogenheit erzogen wird, hat ſie nur allzu häufig Gelegenheit, trauernd wahrzunehmen, wie ſo viel edle Kraft und oft reiche geiſtige und gemüthliche Begabung frühzeitig verloren geht oder vergiftet wird, die, gehörig geleitet, dereinſt zu allerlei nützlichem und heilbringendem Dienſte der Menſchheit verwendet werden könnte. Man glaube eben nur nicht, daß die wenigen Abendſtunden, in denen man der Jugend die Freude macht, allein daraufgehen. Der junge Menſch iſt nicht nur an demſelben Tage ein ganz Anderer, als er in der Schule ſein ſoll, ſondern die Ausſicht auf denſelben beherrſcht ihn ſchon lange vorher, und die Sorge um ſeine äußere Ausſtattung, die Achtſamkeit auf ſein Benehmen und die zu führenden Reden und beſonders die Erinnerung an die genoſſenen Freuden nehmen ihr dermaßen in Anſpruch, daß kaum noch Raum und Sinn für ernſte wiſſenſchaftliche Beſtrebungen übrig bleibt. Es möchte darum ſchwerlich ernſtlich in Frage geſtellt werden können, auf welcher Seite das Recht und das Heil zu finden ſei, ob es zuträglicher wäre, wenn die Schule oder wenn die ſchlaffe Genußſucht der Zeit von ihrer Forderung abſtände. Wahrlich, wenn irgend etwas im Stande iſt, im ſpätern Leben eine freie, edle, ſich ſelbſt vergeſſende Lebensanſchauung zu verhindern und dagegen jenes unfreie, egoiſtiſche, altkluge Philiſterthum zu erzeugen, ſo iſt es dieſes frühzeitige Einführen der Jugend in die Genüſſe des reiferen Alters; und nichts kann darum weniger auf den Ruhm der Liberalität Anſpruch machen, als eine ſolche Art und Weiſe der Erziehung. Fern ſei es von uns zu fordern, daß die Jugend in klöſterlicher, mönchiſcher Abgeſchloſſenheit und Entſagung auferzogen werde, durch welche die Begierde und der Hang zur Lebensfreude zwar zeitweilig unterdrückt, aber nicht veredelt und in die richtige Bahn geleitet wird. Das paßt nun einmal auch nicht mehr zu dem gegenwärtigen Zuſchnitt unſeres ganzen ſocialen Lebens. Aber man handle dabei nur nach feſten Principien. Das elterliche Haus und die Schule müſſen allezeit die eigentliche Welt des Kindes und angehenden Jünglings bleiben; man raube ihm daher nicht den Geſchmack und die Luſt an denſelben durch frühzeitige Gewöhnung an ihm fremdartige und ſein Gedeihen behindernde Genüſſe und Bedürfniſſe!

Doch laſſen wir es genug ſein an dieſen Beiſpielen falſcher Liberalität und verſuchen wir es nun, das Weſen der *wahren* Liberalität in der Jugenderziehung durch einige Andeutungen näher zu beleuchten. Wir

werden aber freilich gleich bekennen müſſen, daß wir dieſen Verſuch auf die Gefahr hin thun, uns vielleicht den Vorwurf eines gewiſſen altmodiſchen, nach der Meinung Mancher längſt überwundenen, dem neunzehnten Jahrhundert kaum mehr angemeſſenen Standpunktes zuzuziehen; aber unſrer Anſicht nach muß in der Erziehung und namentlich in der durch die Schule, eine gewiſſer Conſervatismus, eine Stabilität vorherrſchen. Denn ſie hat es nicht mit Dingen zu thun, die in ihrer Geltung wie die Mode wechſeln, ſondern mit dauernden, unvergänglichen; ihre Ziele gehen nicht auf Befriedigung einſeitiger, wechſelnder Privatintereſſen, ſondern auf Begründung einer ſichern ſittlichen Lebensbaſis; ihre Aufgabe iſt es, „im Sturme gährender, wild wider einander wogender Meinungen nur an das ſich zu halten „und nur für das die Jugend zu erziehen und zu bilden, was bei allem „ſonſtigen Wechſel der Zeiten und der Anſichten in unantaſtbarer Gültigkeit „beharrt.“

An dieſen Conſervatismus uns lehnend wollen wir denn zunächſt auch auf den alten urſprünglichen Begriff der Liberalität zurückgehen und der Jugend gegenüber das Weſen derſelben *erſtens* darin finden, daß derjenige die Jugend *wahrhaft liberal erzieht*, *der ſie zur ſittlichen Freiheit erzieht*, welche ſich zeigen wird in dem freiwilligen Aufgeben ſelbſtſüchtigen Eigenwillens, in der freiwilligen Unterordnung unter das, was als Recht und Geſetz vor Gott und Menſchen anerkannt iſt. Der Drang nach Freiheit waltet mächtig in jedes Menſchen Bruſt, aber nur derjenige darf auf ihren Beſitz Anſpruch machen, der ſich ſelbſt freigemacht hat von der Herrſchaft ſeiner Leidenſchaften, Lüſte und Begierden, der ſich freigemacht hat von den Feſſeln der Selbſtüberhebung und der Lüge, in deſſen Bruſt es mit Flammenſchrift geſchrieben ſteht, daß er ein dienendes Glied in der Kette der menſchlichen Geſellſchaft iſt, das mitwirken ſoll, die hohe Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, die Herrſchaft der Erde und die Ererbung des Himmels, in dem Geiſte ſeines Schöpfers zu verwirklichen. Wenn aber irgend wo, ſo lebt dieſer Drang nach Freiheit in der Jugend, wenn ſie anders nicht frühzeitig verkümmert iſt, und naturgemäß wird ſie theils durch ihre Unerfahrenheit, theils durch das ihr innewohnende Bewußtſein der Kraft verſucht, ſich fort und fort aller beengenden Feſſeln zu entledigen, geräth aber dabei, ſich ſelbſt überlaſſen, leicht auf Abwege und fällt dem Irrthum und dem Scheine anheim. Der Erziehung Aufgabe iſt es nun, jenen Drang in die rechte Bahn zu leiten, welches diejenige iſt, die zur Ueberwindung des eigenen Ich und zur Un-

terordnung unter die ſittliche Nothwendigkeit führt. Dieſes kann ſie aber nur erreichen durch frühzeitige Gewöhnung an Ordnung und Gehorſam: an Ordnung, denn ohne ſie iſt keine wahre Freiheit denkbar, ſie iſt der Boden, auf dem dieſelbe wächſt und gedeiht, das Element, das ihr ebenſo wenig genommen werden darf, als der Pflanze das Erdreich oder dem Fiſche das Waſſer; an Gehorſam, denn dieſer in ſeiner wahrhaften Aeußerung macht den Geiſt erſt frei, indem der Menſch den eignen Willen unter ein höheres Geſetz ſtellt, dieſes alſo in ſich aufnimmt, daß es den oberſten Rang unter ſeinen Beweggründen einnimmt; daher das Kind frei wird, wenn es ſeinen ihm von Gott verordneten Leitern, den Eltern und Lehrern, gehorcht, und der Mann, wenn ihm der Gehorſam gegen ſeine Pflicht zur andern Natur geworden iſt. Aber dieſer Gehorſam iſt nicht leicht zu erzeugen, denn er iſt in der dermaligen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur nicht begründet; „die Betrachtung des eigenen und fremden Lebens lehrt „uns vielmehr, daß der Wille des natürlichen Menſchen und alſo auch des „noch unerzogenen, in Selbſtſucht und ſinnliche Triebe verſunken, durch „dieſe ſich leiten läßt und die Stimme Gottes in ſeinem Innern überhört. „Daher hat der Erzieher die doppelte ſchwierige Aufgabe: 1) die Selbſt„ſucht und Sinnlichkeit der Willenskraft zu unterdrücken und 2) ſie dahin zu „führen, daß ſie die Stimme Gottes wieder vernimmt und willig und freudig „derſelben folgt. Die erſte Aufgabe muß durch Strenge, die zweite „durch Liebe gelöſt werden, die beiden Mittel, welche Gott ſelbſt den „Eltern gegen ihre Kinder angewieſen hat, indem er den Vätern vorzugs„weiſe den Ernſt und die Strenge, den Müttern die Liebe einpflanzte," die beiden Mittel, durch welche auch die Schule zu wirken hat, wenn ſie anders von einem höheren Streben in der Erziehung geleitet und getragen ſein will. Die Strenge muß walten in der Zucht, ohne Widerrede, ohne Auseinanderſetzung der Gründe muß ſich der Schüler derſelben unterwerfen. Und nicht wird durch ſolche Forderung der Selbſtſtändigkeit des Willens geſchadet; denn der Wille, der ſeine Selbſtſtändigkeit durch Ungehorſam geltend machen will, iſt ein ſündhafter, alſo unfreier, der vertilgt werden muß, wenn der beſſere wieder lebendig werden ſoll. „Letzteres iſt es aber, „was das Geſetz bezweckt, und jede willige Geſetzeserfüllung iſt daher ein „Sieg des Beſſeren in uns über die Sünde." Doch damit ein ſolcher durch die Strenge der Zucht gebändigter und geleiteter Wille eine wahrhaft ſittliche Macht werde, damit in freieren Verhältniſſen die alte Macht der Sünde nicht wiedererwache, muß der Strenge ſich die Liebe vereinen:

jene ſtößt das jugendliche Gemüth durch ihren Ernſt zurück, dieſe zieht es durch ihre Milde an; jene erweckt oft nur Scheu und Furcht, dieſe erzeugt vertrauensvolle Hingabe; jene wirkt hemmend, dieſe überzeugend; jene zähmt den Willen, dieſe heiligt ihn, indem ſie ihn hinführt zur wahren Quelle des Heils, zu Gott, der die Liebe ſelbſt iſt. — Solcher durch Strenge und Liebe erworbene und gewonnene freiwillige Gehorſam iſt der rechte und wahre, und das Haus, in dem derſelbe waltet, wird nicht nur eine Stätte des Friedens, ſondern auch der Freude und heiteren Lebensmuthes ſein, und die Schule, in welcher derſelbe die Herrſchaft errungen, wird zwar das Bild eines äußerlich wohlgeordneten, harmoniſch gegliederten Ganzen darſtellen, aber noch viel mehr, ſie wird eine Stätte der Aufmerkſamkeit und des Fleißes, des edelſten Wetteifers um das Gute und Edle, eine Stätte wahren, weil auf ſittlicher Grundlage beruhenden Fortſchritts, eine Stätte ächter Humanität ſein. Wer ſolchen freien Gehorſam in ſeinen Zöglingen zu erzeugen verſteht, der übt Liberalität in der ſchönſten und edelſten Bedeutung, und alles andere, was nun noch als Zeichen derſelben angeführt werden ſoll, hängt mit jenem Ziele auf das innigſte zuſammen, wird nur als Ausfluß deſſelben zu betrachten ſein.

Denn wer in ſolcher Weiſe auf die Jugend zu wirken verſteht, der wird, ſei er Vater oder Lehrer, ſeinem Zöglinge, den er als einen unreifen unmündigen Menſchen belehren, erziehen, auch wenn es Noth thut zwingen ſoll, von vorn herein als einem zur ſittlichen Freiheit beſtimmten Weſen mit Achtung entgegenkommen und dieſe ſcheint uns darum das zweite Zeichen wahrer Liberalität zu ſein. In jedem Menſchen ſteckt, freilich oft ſehr verdunkelt, aber unbeſtreitbar, das Bewußtſein, daß er hier zu einer hohen Stellung unter den übrigen Geſchöpfen der Erde und dereinſt, wenn er der Stimme ſeines Gewiſſens folgt, zu einer noch höhern im Jenſeits berufen iſt. Dieſes Bewußtſein iſt die Wurzel jenes edlen, alſo nicht verwerflichen Stolzes, zu dem der Menſch berechtigt iſt, wenn er ſich dem Thiere gegenüberſieht, jenes Stolzes, der gleich weit entfernt vom Hochmuth wie vom Uebermuth, von der Eitelkeit wie vom Dünkel, noch mehr Pflichten auferlegt als er Rechte zutheilt, an deſſen Stelle, ſobald das lebendige Bewußtſein davon verloren geht, die Gemeinheit und in ihrem Gefolge die ſittliche Knechtſchaft tritt. Auch in dem Kinde herrſcht dieſes Bewußtſein ſeiner Menſchenwürde mehr oder weniger lebendig, und dieſes iſt es, warum auch ihm Achtung bewieſen werden muß. Maxima puero debetur reverentia, die höchſte Achtung gebührt dem Kinde, ſagt ſchon

Juvenal; und der Erzieher erweiſt ihm dieſelbe, zunächſt wenn er ihm allezeit ein väterliches, wohlmeinendes, freundſchaftliches Herz zeigt, wenn er das Kind ſo lange für gehorſam, liebreich, wahrhaft hält, als er nicht das Gegentheil erfahren hat: alſo daß das Kind vertrauensvoll zu ihm aufblicken und ihm nahen darf, ohne fürchten zu müſſen, kalt und unmuthig abgewieſen oder gar mit Mißtrauen behandelt zu werden. Es möchte wol kaum eine ſchnödere Verleugnung der Liberalität in der Erziehung geben als das Vorurtheil, daß das Kind ſo lange für lügenhaft, für falſch, für böſe zu halten ſei, bis es das Gegentheil bewieſen habe. Liebe und Vertrauen gebiert wieder Liebe und Vertrauen, und in dem Maße als Du Beides geübt haſt, wird es Dir wieder gegeben werden. Achtung gegen die Jugend zeigt ſich ferner, wenn das ſtrafende und beſchämende Wort allezeit des Ernſtes und der Würde nicht ermangelt; denn „in der Form „des Spottes iſt es eine Grauſamkeit, die ſich durch den Stachel ſtraft, „der ſo leicht in dem Herzen deſſen, der ſich von dem Gewalthaber gehöhnt „fühlt und nicht mit gleichen Waffen kämpfen darf, nur zu lange zurück„bleibt" und das Band des Vertrauens zerreißt, das den Erzieher und ſeinen Zögling umſchlingen muß, wenn anders das Wirken des erſteren nicht erfolglos bleiben ſoll. Achtung wird ſich ferner zeigen in der Gerechtigkeit, die man auch dem Kinde erweiſe. Das Gefühl von Recht und Unrecht liegt zwar tief in der menſchlichen Seele begründet, äußert ſich aber in jugendlichen Gemüthern beſonders ſtark und lebhaft. Das Kind fühlt das Unrecht inniger, als es ein Mann fühlen wird, der mit dem falſchen Urtheil zugleich die Wahrheit oder Falſchheit deſſelben ſieht und überſieht, und leichter als beim Manne keimt bei ihm der Unmuth oder, wenn es trotzigeren Sinnes iſt, gar die Erbitterung empor, wenn es unſchuldiger Weiſe geſtraft und gezüchtigt wird; aber leichter vergißt und vergiebt es auch das ihm angethane Unrecht, wenn es ihm gegenüber erkannt und bekannt wird, und letzteres ſcheint uns darum eher ein Gewinn als ein Verluſt; denn auch das Kind iſt ſchon klug genug, um einzuſehen, daß Unfehlbarkeit keines Menſchen Erbtheil hier auf Erden iſt. Achtung gegen die Jugend wird ſich endlich noch darin zeigen, daß man alles Unehrbare in Thaten und Worten von ihr fern hält. Juvenal ſagt zwar: maxima puero debetur reverentia, jedoch mit dem Zuſatze: si quid turpe paras, und Herder überſetzt den Ausſpruch ſo: Haſt Du etwas Unehrbares vor, ſo trage wenigſtens vor Kindern und Knaben Scheu und ärgere ſie nicht mit Deinem Beiſpiele! Unläugbar iſt die Macht des Beiſpiels, des guten

ſowol als des ſchlimmen, nur mit dem Unterſchiede, daß das letztere um ſo leichter Eingang und Nachahmung findet, als es verwandten Trieben in dem kindlichen Gemüthe begegnet, denen das menſchliche Herz ſich ja allezeit leichter hingiebt als guten, inſofern letzteres immer Kampf und Selbſtüberwindung erheiſcht. Begegnen wir aber der Wirkung des Beiſpiels ſchon in der Schule unter den Schülern, indem der eine von dem andern mancherlei annimmt und ein paar böſe Schüler leicht in eine ganze Claſſe einen verderblichen Geiſt verpflanzen können: um wie viel ſchwerer und eindringlicher muß die Macht des Beiſpiels ſein, wenn es von ſolchen Perſonen ausgeht, denen Macht und Autorität den Kindern gegenüber eingeräumt iſt, zu denen das jugendliche Gemüth als den ihm von Gott vorgeſetzten Obrigkeiten mit Scheu und Ehrerbietung aufzublicken gewohnt iſt. Alſo noch einmal: Maxima puero debetur reverentia, si quid turpe paras.

Jener ſittliche Kern aber, den wir in jedes Menſchen Bruſt finden zu müſſen glauben, um deſſen willen wir auch der Jugend Achtung zu erweiſen haben, giebt ihm auch das Bewußtſein, daß Eſſen und Trinken, Reichthum und glänzende Carriere nicht die höchſten Genüſſe und Ziele des Lebens ſind; er giebt ihm die Fähigkeit, ſich über Zeit und Raum, über die Grenzen der Erde hinaus in das Reich des Geiſtes zu erheben, in jene Welt, auf die der begeiſterte Dichter verweiſt, wenn er ſingt:

Wollt Ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von Euch,
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!
Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menſchheit Götterbild.

Jene Welt, die uns Deutſchen vor allen andern Völkern als Erbtheil aufgeſchloſſen ſcheint, alſo daß dieſelben uns faſt wie mit einem Vorwurfe als das vorzugsweiſe ideelle bezeichnen; jene Welt, um deren willen unſer Schiller uns ſo theuerwerth geworden, weil ſie der Grundzug ſeiner Dichtung iſt und er ſo unſer innerſtes nationalſtes Weſen in begeiſterndem Inhalt und verklärter Form uns gegenüberſtellt, alſo daß ſein Volk im Heimathlande und wo es zerſtreut an allen Enden der Erde weilet, noch neulich mit dankbarer Verehrung ſein Andenken feierte und auch die Schule ſeiner, des edlen Jugendbildners, nicht vergaß, jene Welt ſoll in der Bruſt

jedes Mannes wohnen; mögen ihm die Ideale in dem Streit und Kampf des alltäglichen Lebens entschwunden sein, mag er vielfache Täuschungen erfahren haben, so darf ihm doch das Ideale nicht verloren gehen, wenn er nicht etwa darauf verzichten will, daß seinem Wirken und Streben die höhere Weihe und die innere Befriedigung innewohne. Und darum soll der Erzieher in der Jugend schon früh den Sinn für diese schöne Welt zu erwecken, sie empfänglich zu machen suchen für die höheren Ziele und Freuden des Lebens, und wer das versteht, dessen Erziehungsweise scheint uns das dritte Zeichen wahrer Liberalität zu tragen, das der Idealität. Und die Jugend kommt ja da dem Erzieher selbst hilfreich entgegen. Das zum Selbstbewußtsein erwachende Jugendalter lebt ja in dem Reich der Ideale. Der Jüngling löst sich los von der Beschränkung, in der er als Knabe lebte, und richtet seinen Blick ins Weite und Unendliche. Es ist die Zeit, wo der Mensch dasjenige, was er einst als Mann nach dem Willen Gottes verwirklichen soll, zu ahnen und zu suchen anfängt. Er strebt hinaus über die unmittelbare Wirklichkeit, die ihn umgiebt, und sucht das Jenseits zum Diesseits zu machen. Und dieses Bestreben beruht nicht etwa auf bloßer Träumerei, sondern auf voller Wahrheit; denn nicht im Diesseits wohnt die Wahrheit, sondern im Jenseits. Wer darum als Mann dem Ideale seiner Jugend untreu wird, der bleibt immerfort unfrei und verfällt in den Dienst der Eitelkeit und Gemeinheit. O darum achte und fördere man diese schöne Welt der Ideale, wie sie in der Jünglingsbrust lebt, o schon darum, weil sie das Erbtheil unseres Volkes ist; man zerstöre sie nicht durch zu frühzeitiges und einseitiges Hinweisen auf den materiellen Nutzen allein, der aus jeder geistigen Beschäftigung erwachsen müsse, wenn sie anders Anspruch auf Geltung haben wolle, oder durch das leidige ewige Vorreden von der Carriere, die der Jüngling als Mann einst machen müsse, oder gar durch zu frühzeitiges Einführen in die Nachtseiten des menschlichen Lebens; man hüte ihn vielmehr mit aller Sorgfalt und aller Angst des Gewissens vor solcher Bekanntschaft! Des Lebens rauhe Wirklichkeit wird zeitig genug auch an ihn herantreten und dem goldenen Kranze jener glänzenden Gestalten seiner Jugendbegeisterung Blatt um Blatt entreißen. Wohl dem, der dann mit der Schale nicht auch den Kern wegwirft! Kommen wir vielmehr diesem idealen Streben zu Hilfe, verhüten wir etwa nur, aber mit zarter besonnener Hand, daß des Jünglings unruhiges Drängen und Streben eine wilde Richtung annehme und ihn vernichte und verderbe, statt ihn zu erheben und zu veredeln.

Zum Schluſſe ſei es geſtattet, noch auf ein Moment in der Jugenderziehung aufmerkſam zu machen, in dem ſich, wie wir glauben, vorzugsweiſe wahre Liberalität kundgiebt. Wir meinen die Verzichtleiſtung auf eine uniforme Behandlung aller Individuen, „die Kunſt, die verſchiedenen „Individualitäten der Zöglinge ſo weit gelten zu laſſen, als es die für Alle „gültigen Geſetze des Geiſtes und der Schicklichkeit geſtatten, kurz die „Uebung der pädagogiſchen Toleranz". (Döderlein). Nicht alle Geiſter ſind ja nach einer Schablone geformt und gebildet, nicht alle laſſen ſich darum auch nach einer und derſelben Art und Weiſe behandeln; ſchon früh zeigt ſich vielmehr oft eine beſondere geiſtige und gemüthliche Richtung und weiſt auf die eine oder die andere Lebensſtellung hin, die dem jugendlichen Individuum dereinſt angewieſen iſt. Da gilt es denn, dieſe Richtung anzuerkennen und zu achten, falls ſie überhaupt innere Berechtigung hat. Doch dazu, wir müſſen es freilich gleich bekennen, gehört große pädagogiſche Weisheit und Erfahrung, tiefes Eindringen in die Art und Weiſe des jugendlichen Herzens und Gemüthes; wenn irgend wo, ſo gilt es hier, ſtille zu halten und ſich ſelbſt aufzugeben, eine Aufgabe, beſonders ſchwer für den kernhaften, energiſchen Charakter, der eine feſte Ueberzeugung gewonnen hat und ſich verſucht fühlt, dieſelbe als die allein wahre auch Andern, und der Jugend um ſo lieber weil leichter, aufzudrücken und aufzuprägen. „Und dennoch bleibt dieſe Beſcheidung ſeiner „ſelbſt eine unabweisbare Forderung der Vernunft und der Liebe;" denn das Zuviel ſchadet in der Erziehung oft weit mehr als das Gegentheil. Glücklich der, welcher von ſich rühmen kann, zwiſchen dieſen beiden Extremen die richtige Mitte gefunden und damit den Höhepunkt pädagogiſcher Weisheit errungen zu haben!

Haben wir ſomit, theils nach dem Vorgange bewährter Pädagogen, theils nach eigener Vertiefung in den Gegenſtand, das Weſen, wahrer Liberalität in der Erziehung zu finden geglaubt, in der Erziehung zur ſittlichen Freiheit, welche hervorgerufen werde durch Erzeugung eines freien Gehorſams, in der Achtung vor dem Kinde als einem zur Freiheit geborenen Weſen, in der Förderung der Idealität und endlich in der Uebung pädagogiſcher Toleranz: ſo glauben wir freilich nicht, dieſes überreiche Thema in all ſeiner Weite und Tiefe erſchöpft zu haben, wiſſen auch kaum, ob es uns geglückt iſt, bei der überwiegenden Mehrzahl der Erziehenden die Ueberzeugung von der Wahrheit unſerer Anſichten erweckt zu haben. Sollten wir dieſes aber auch nur bei Wenigen erreicht haben und dieſel-

ben dadurch bewegen können, in dem angedeuteten Sinne Liberalität gegen die Jugend zu üben, so glauben wir schon damit ein nicht Geringes erzielt zu haben; denn wir getrösten uns dessen, daß das Gute und Wahre, auch wenn es vereinzelt zur Erscheinung kommt, doch eine wunderbare Macht und Kraft besitzt, verwandte Geister an sich heranzuziehn und zur Nachfolge zu zwingen und so eine heilsame Saat des Edlern und Bessern vorzubereiten und allendlich zur Reife zu bringen. Wahrlich jene Klagen über die Jugend, die wir im Eingange unserer Betrachtung erwähnten, haben zum guten Theil ihren Grund in jener falschen Liberalität in der Erziehung, die wir oben durch einige Beispiele beleuchtet und gekennzeichnet haben. Verlassen wir also mehr und mehr jene falsche Bahn, wozu es doch kaum mehr als eines bescheidenen Maßes ernster Besinnung bedürfte, damit unsere Jugend erwachsen dereinst dastehe als ein edles Männergeschlecht, das da weiß, was es will, und noch viel mehr, was es soll; vereinigen wir uns dazu Alle in Schule und Haus, die wir gemeinsam an dem heiligen Werke der Jugenderziehung arbeiten! Auf uns ruht ja das kommende Geschlecht, was wir säen, das wird dasselbe dereinst ernten; streben wir also darnach, ihm eine feste, nimmer wankende Stütze zu geben. Wir sind das vor allem Gott, unserm Herrn, schuldig, der uns die Jugend zur Pflege und Ausbildung überantwortet hat; wir sind es aber auch dem Vaterlande und unserem hohen Kaiser und Herrn schuldig, der mit hochherziger Liberalität neue Bahnen in der Regierung seines weiten, unermeßlichen Reiches eingeschlagen hat und von uns erwartet, daß wir, ein Jeder in seinem Wirkungskreise, in Treue und Gewissenhaftigkeit seine Absichten fördern und unterstützen, hier zunächst, daß wir dem Vaterlande eine Jugend erziehen, die erwachsen fähig sei, die Keime des Guten und Edlen, die jetzt gepflanzt werden, dereinst als Frucht zu genießen und sich durch wahre Bürgertugend, durch uneigennützige Unterordnung unter das Wohl des Ganzen des Genusses derselben immer würdiger zu machen. — Daß das dereinst geschehe, sei unser Aller Streben, Wunsch und Gebet!

A. Schwartz.

Redacteure:
Theodor Böttticher, Livl. Hofgerichtsrath.
Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Inhalt.

Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstiern Seite 1.
Der Einfluß des Küttisbrennens auf die Witterung „ 39.
Der Verkauf der Reichs-Domainen als Finanzmaßregel (Schluß) . . . . . „ 46.
Die russische Belletristik des Jahres 1858 . . . „ 72.
Ueber Liberalität in der Jugenderziehung . . . „ 84.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift" wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 C., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatsschrift durch Fr. v. Böttticher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatsschrift in Riga" erbeten.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Juni 1860.

Riga, 1860.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Juni 1860.

Acc. 20821.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Ackerbau-Industrie in Liv- und Esthland.

Wenn in einem Familienhaushalt Jahr aus Jahr ein mehr ausgegeben als eingenommen wird, so muß endlich der Bankerott erfolgen. Bei dem Geschäftsmann können verschiedene Ursachen dahin wirken, daß unabänderlich während eines oder mehrerer Jahre seine Ausgaben die Einnahmen übersteigen; er wendet sich daher, um das Geschäft nicht ins Stocken gerathen zu lassen und der Gefahr des Bankerotts vorzubeugen, an den Credit, der ihm fremde Capitalien zur Aushülfe zuführt, sorgt dafür, daß Einnahmen und Ausgaben wieder in ein richtiges Verhältniß kommen, wird seinen Gläubigern gerecht, und sein Geschäft bleibt in blühendem Zustand.

Wie mit dem Privat-, so ist es auch im Großen mit dem Staatshaushalt. Auch die Staaten kommen zuweilen in kritische Umstände, in Folge deren mehr Geld über die Grenzen hinausströmt, als wieder zurückkommt. Solche Zustände brauchen, als vorübergehende, Niemanden zu beunruhigen. Der Staat hat jederzeit mehr Mittel und Wege zur Deckung des Ausfalles als der Privatmann; er kann z. B. Anforderungen der eigenen Unterthanen mit Anweisungen, Creditbillets (sogenanntem Papiergeld) befriedigen, die dann im ganzen Lande als baares Geld gehen, welches sie repräsentiren; er kann leicht eine Anleihe contrahiren, weil er immer die unbezweifelteste Sicherheit zu bieten hat. Beides hat zwar auch seine Grenzen, die nicht ohne Gefahr überschritten werden können, aber das Erstere kann der Privatmann gar nicht, das Andere meist nur unter mehr

oder minder ſchwierigen Bedingungen. Der Staat hat endlich — und das iſt unter allen Mitteln das beſte — in der Regel im eigenen Lande noch manche natürliche Hülfsquellen, die nur eröffnet und flüſſig gemacht zu werden brauchen, um neue Capitalien zu beſchaffen. Dieſes Flüſſigmachen neuer und das ſtärkere Strömen ſchon vorhandener Geldquellen zu bewirken, iſt die Kunſt und Aufgabe der Staatsökonomen, eine Kunſt, welche beſonders die Engländer gut verſtehen. In England überſteigt wohl alljährlich der Werth des Exports den des Imports, und wenn auch in einzelnen Jahren, in Folge kriegeriſcher Ereigniſſe, mehr Geld aus dem Lande hinaus- als wieder hineinſtrömt, ſo findet doch in der Regel das Gegentheil Statt. Der engliſche Staat hat freilich eine ungeheure Schuldenlaſt, aber er ſchuldet nur der eigenen Nation und die Nation iſt der Staat. Es iſt alſo als wenn Jemand ſich ſelbſt, wenn ſeine eine Taſche der anderen Geld ſchuldig iſt, und das iſt eigentlich nur eine imaginaire Schuld.

Rußland iſt gegenwärtig in dem Fall, daß jährlich mehr Geld über ſeine Grenzen hinausgeht als wieder hereinkommt; wer das nicht wüßte, kann es an dem im ganzen Reich herrſchenden Mangel an Metallgeld erkennen. Es iſt dies hauptſächlich Folge des Aufſchwunges, den die inländiſche Induſtrie ſeit einigen Jahren genommen hat, und daher eigentlich eine erfreuliche Erſcheinung, die ihre guten Folgen haben muß. Alle Induſtriezweige bedienen ſich heutzutage mehr oder weniger der Maſchinen, der Dampfkraft anſtatt der Menſchen- und Thierkräfte, aber in Rußland ſelbſt werden zur Zeit noch nur wenige Maſchinen hergeſtellt; die wenigen Fabriken, die einen Anfang damit gemacht haben, ſind von geringer Ausdehnung, beſchränken ſich meiſt auf die Anfertigung der einfachſten Gegenſtände dieſer Art und können daher weder in Betreff der Güte und Vollkommenheit ihrer Arbeiten, noch im Preiſe derſelben mit dem Auslande concurriren. In Folge deſſen kommen bei uns die Maſchinen wie die mit ihrer Hülfe angefertigten Waaren theurer zu ſtehen als die ausländiſchen, und große Summen Geldes wandern alljährlich über die Grenzen für Fabrik- und Manufacturwaaren aller Art, ſowie beſonders auch in neueſter Zeit für Maſchinen, vom Dampfſchiff und der Locomotive an bis zum gewöhnlichen Ackerpflug und der Schneiderſcheere.

Möge die inländiſche Induſtrie ſich aber vor zu argen Sprüngen hüten, nicht ſogleich das Höchſte und Aeußerſte erreichen wollen, ſondern durch das Einfachere und Näherliegende zu dem Entfernteren und Voll-

kommeneren übergehen. Der Sprung aus dem Syſtem der alten, ſchwerfälligen, zu manchen Jahreszeiten inpraktikablen Landſtraßen in das neueſte, vollkommenſte Syſtem aller Land-Communicationsmittel, das der Eiſenbahnen, wird, da letztere doch nicht überallhin errichtet werden können, bei dem Mangel an Chauſſeen manchen großen Landdiſtricten, die ſich bisher in lebhafter Induſtrie wohlbefanden, die aber weitab von einer Eiſenbahn gelegen ſind, ſehr empfindlich und nachtheilig werden. Selbſt in denjenigen Ländern, in welchen, wie in England, Frankreich, Deutſchland, faſt alle wichtigeren Orte und Gegenden bereits durch Eiſenbahnen mit einander in Verbindung ſtehen, ſind die Chauſſeen keineswegs durchgängig überflüſſig geworden, ſie bilden vielmehr vielfach die unentbehrlichen Verbindungsmittel mit den Eiſenbahnen, deren Nichtvorhandenſein für große Diſtricte ein Unglück ſein würde. Auch in Rußland wird ſich der Bau guter Chauſſeen an vielen Orten noch mehr als bisher als dringendes Bedürfniß herausſtellen.

Jedes Land wird am vortheilhafteſten zunächſt diejenigen Induſtriezweige bei ſich entwickeln und pflegen, zu welchen ihm das Material gegeben, auf die es hierdurch von der Natur hingewieſen iſt. Das europäiſche Rußland iſt aber von der Natur zunächſt auf den Ackerbau hingewieſen. Es hat einen ſo weit verbreiteten reichen Ackerboden, daß es, nebſt dem eigenen Bedarf, noch einen großen Theil Europas in größerem Umfang als bis hiezu geſchehen mit Korn- und anderen Ackerbauproducten verſorgen könnte. Die zunächſt liegende und den meiſten Gewinn verheißende Induſtrie wird mithin die des Ackerbaues, und, nächſt der Ausfuhr des Rohproducts, die Weiterverarbeitung deſſelben in Fabrik- und Manufactur-Etabliſſements ſein. Auch an Metallſchätzen iſt Rußland ſehr reich, es würde z. B. mit Eiſen wahrſcheinlich den Bedarf von ganz Europa decken können, aber es erzeugt noch nicht genug für ſich ſelbſt, es werden alljährlich große Quantitäten Eiſen zum Nachtheil unſerer Handelsbilance aus dem Auslande eingeführt. Wegen ſeines hohen Preiſes beſchränken ſich beſonders die unteren Volksklaſſen auf das Unentbehrlichſte: Fuhr- und Frachtwagen haben durchweg hölzerne Achſen anſtatt der leichter gehenden und dauerhafteren eiſernen; und an den zur Feldarbeit dienenden Wagen und manchen anderen Ackergeräthen findet ſich meiſtens nicht ein einziges Loth Eiſen; ſelbſt Schaufeln zum Graben und Miſtgabeln ſind häufig ohne Eiſenbeſchlag. Mit mangelhaften Geräthen kann aber auch nur mangelhafte Arbeit ausgeführt werden.

Die Ausbeutung der Bodenſchätze Rußlands kann ohne Zweifel, wo es nicht an Menſchenhänden fehlt, in größerem Maßſtab betrieben und gewinnbringender gemacht werden als bis hiezu der Fall; in den nachfolgenden Blättern ſoll verſucht werden, dies in Betreff der bäuerlichen Ackerbau-Induſtrie Liv- und Eſthlands nachzuweiſen. Die Landwirthſchaft in dieſen Oſtſeegouvernements genießt allgemein den Ruf einer vorzüglichen Entwickelung und Vollkommenheit, und zwar nicht mit Unrecht, inſofern dieſes Lob auf die Gutshöfe bezogen wird. Manche dieſer Wirthſchaften würden auch in Deutſchland als Muſterwirthſchaften gelten können. Um ſo auffallender aber iſt der Contraſt zwiſchen ihnen und der bäuerlichen Landwirthſchaft, die ſeit Jahrhunderten noch kaum einen weſentlichen Fortſchritt gemacht hat. Die Wohnungen der Eſthen und Letten, ihre Ackergeräthe und ihr Anſpann, ihre Sitten und Gewohnheiten, die Art und Weiſe, um nicht zu ſagen: die Rohheit und Indolenz, mit der ſie im Allgemeinen ihre Arbeit betreiben, überhaupt ihr ganzes Thun und Treiben zeichnet ſie nicht ſowohl als einen ſich fühlenden achtbaren Bauernſtand, ſondern vielmehr als ein Proletarierheer, und im Proletarier-Charakter betreiben ſie auch den Ackerbau, nur den momentanen Broderwerb ſuchend, in dem Gefühl, daß ihr häuslicher Heerd nicht auf ſicherer Grundlage ruht, daß er heute ſteht, morgen aber fallen kann.

Proletarier hießen bekanntlich im alten Rom jene Armen, die dem Staat keine Steuern zahlen, ihm nur mit ihren Kindern dienen konnten. Heutzutage verſteht man darunter alle diejenigen, denen zur Ausübung irgend eines feſten, ihre Subſiſtenz ſichernden Lebensberufes die nothwendigen Bedingungen fehlen, die daran entweder durch den Mangel an eigener Befähigung und Kraft oder durch die Ungunſt äußerer Verhältniſſe verhindert ſind.

Armuth iſt zwar ein durchweg verbreitetes, jedoch kein weſentliches Abzeichen des Proletariats; es giebt Proletarier, die, wenigſtens zu manchen Zeiten, an vollen Tafeln ſchwelgen, während ſie freilich noch viel öfter am Hungertuch nagen, z. B. gewiſſe herumſtreichende, ſich ſo nennende „Künſtler," die in Schenken und Jahrmarktbuden ihre Kunſtſtücke vortragen. Auch die Geringfügigkeit einer nützlichen Beſchäftigung, die unbedeutende Fertigkeit, mit der Jemand ſein ehrliches Brod verdient, und wäre es auch nur die eines Holzhauers, einer Viehmagd, ſtempelt nicht zum Proletarier; denn daß die Arbeiten und Dienſte, die dieſen Leuten obliegen, verrichtet

werden, ist ebenso nothwendig als wichtig, und die sie Verrichtenden sind in der Haus- und Gesellschafts-Oekonomie ebenso nützliche Mitglieder wie jene, die ein einträglicheres, „vornehmeres" Gewerbe treiben. Aber sie sind mehr als diese letzteren der Gefahr ausgesetzt, dem Proletariat zu verfallen, weil sie, wenn gelegentlich einmal der tägliche Broderwerb stockt, in der Regel nichts zuzusetzen haben und in Folge dessen dem Gemeinwesen zur Last fallen. Dies zeigt sich besonders in solchen Ländern und Districten, in welchen eine lebhafte Fabrikindustrie herrscht, wo, wenn etwa in Folge kriegerischer Ereignisse mit Handelssperren in ihrem Gefolge, die Arbeiten eingestellt oder eingeschränkt werden müssen, nicht selten Tausende einfacher Fabrikarbeiter entlassen und plötzlich brodlos werden. Ihre Menge wie auch ihre Abneigung und wirkliche Unfähigkeit zu einer anderen Arbeit als der einfachen, von Jugend auf gewohnten in der Fabrik, macht es ihnen unmöglich, alsbald wieder Unterkommen und Broderwerb zu finden.

Das Proletariat ist ein Erzeugniß der Civilisation; unter nordamerikanischen Indianern, Neuseeländern und anderen noch gänzlich uncultivirten Völkerschaften giebt es keine Proletarier, sie erscheinen erst, wenn ein Volk auf der Stufenleiter der Civilisation nach und nach sich in die drei naturgemäßen Stände: Aristokratie (in Europa meist Adels-Aristokratie), Bürger- und Bauernstand spaltet. Jeder dieser drei Stände, welche, im Gegensatz zu den künstlichen, im Staatsorganismus begründeten Ständen: Militair-, Geistlicher-, Beamtenstand u. s. w. welche richtiger als Gesellschaftsklassen bezeichnet würden, natürliche oder naturgemäße Stände genannt werden, stellt sein Contingent zu dem Proletariat, um so zahlreicher, je zahlreicher er selbst ist. Das Proletariat ist kein Stand, sondern der Abfall aus jenen drei Ständen.

Das zahlreichste Proletariat findet sich ohne Zweifel in China, mit seiner hochgesteigerten, aber barocken Civilisation. Nicht daß das Land nicht im Stande wäre, seine obgleich ungeheure Bevölkerung von 400 Millionen zu ernähren, es giebt vielmehr, besonders im Inneren und in den westlichen Gegenden, noch große, von schiffbaren Flüssen durchzogene Landstriche, die bei großer Fruchtbarkeit öde und menschenleer sind. Davon giebt auch das ausgedehnte, in neuester Zeit bekannter gewordene Amurgebiet Zeugniß, welches sich jetzt erst, unter russischer Herrschaft, dem Welthandel und der Industrie erschließt. In den östlichen Districten des Landes, in großen, übervölkerten Städten und Dörfern, lebt ein zahlreiches Proletariat, welches zumeist auf Betteln und Rauben — oder aufs Ver-

hungern, angewieſen iſt, weil die dortige Staatsregierung, welche durch ihre kleinliche, bis ins Unvernünftige gehende Bevormundung und Beſchränkung aller Erwerbszweige die Armuth erzeugt, aber keine Anordnungen zur Unterſtützung der Armen kennt, wie überall in chriſtlichen Staaten der Fall.

Aber auch in Europa iſt kein Staat, der nicht ſein mehr oder minder zahlreiches Proletariat aufzuweiſen hätte. Es hat, obgleich wohl noch kein europäiſcher Staat, als Ganzes genommen, an Uebervölkerung leidet, ſondern nur gewiſſe einzelne Diſtricte in dieſem Fall ſind, die erſte, aber bald nicht allein wirkende Veranlaſſung zu jenen maſſenhaften, ſeit 30 bis 40 Jahren ſtattgehabten (jetzt ſtark im Abnehmen begriffenen) Auswanderungen gegeben, welche in manchen Gegenden, beſonders Irlands, aber auch Deutſchlands, Mangel an Menſchenhänden erzeugt und den Arbeitslohn hin und wieder übermäßig geſteigert haben.

Seit einigen Jahren hat ſich auch unter den Eſthen und Letten Livlands eine Art Wandertrieb eingeſtellt. Zwar wollen ſie nicht über den Ocean ziehen, ihr Verlangen geht nicht nach den Prairien Amerikas noch nach den Golddiſtricten Californiens oder Auſtraliens, ihr Verlangen iſt nur: die nähere Heimath, in der ſie ſich unbehaglich fühlen, mit einem anderen Diſtrict des großen Reiches zu vertauſchen, wo ſie Grundeigenthum erwerben, wo ſie den Pflug mit dem Bewußtſein führen können, daß die Früchte ihrer Arbeit dereinſt ihren Kindern und Kindeskindern noch zu Gute kommen.

Die Eſthen und Letten haben, obgleich ſeit ſechs Jahrhunderten mit civiliſirten Nationen in naher Berührung, doch jene drei naturgemäßen Stände: Adel-, Bürger- und Bauernſtand, noch nicht unter ſich zu entwickeln vermocht, und ſie werden es, mit Ausnahme des letzteren, nie vermögen. Nicht daß ihnen, wie vielleicht den Hottentotten und Patagonen, die innere geiſtige Kraft und natürliche Befähigung zur Ausbildung eines vollſtändigen Geſellſchafts-Organismus, der eben jene drei Haupttheile deſſelben oder Stände, in ſich ſchließt, von Haus aus fehlte — im Gegentheil: die Magyaren, wenn ſie wirklich, wie die Ethnographen behaupten, ein in früheren Zeitepochen nach Ungarn verſchlagener Zweig des finniſchen Volksſtammes ſind, dem auch die Eſthen angehören, beweiſen, daß ihnen dieſe Befähigung keineswegs abgeht. Unter den Magyaren, oder Ungarn, ſind jene drei Stände nicht nur wirklich und vollſtändig ausgebildet, ſondern die Ariſtokratie zeichnet ſich durch einen Adel der Ge-

ſinnung und der Erſcheinung ſo ſehr aus, daß ihr hierin vielleicht nur die engliſche höhere Ariſtokratie nicht nachſteht.

Die Eſthen und Letten ſind aber durch den unerbittlichen Zeitlauf der Geſchichte verurtheilt, in dem unterſten, dem Bauernſtande, zu verharren. Es iſt wenigſtens, wie die Verhältniſſe ſich einmal geſtaltet haben, nicht abzuſehen, wie ſich ein national-eſthniſcher oder lettiſcher Bürger- und Adelſtand ſollte bilden können. Das iſt aber kein Unglück, weder für ſie ſelbſt noch für Andere. Sie theilen dieſes Geſchick mit manchen anderen Nationen, die im Lauf der Zeiten als ſolche untergegangen, vielmehr in andere Nationalitäten verwandelt worden ſind. So z. B. ſind die Franzoſen eine hauptſächlich aus Gothen, Germanen, Römern und Ueberreſten der alten Gallier hervorgegangene Völkerſchaft, mit Adel-, Bürger- und Bauernſtand, aber die Individuen dieſer Stände ſind weder Gothen noch Germanen noch Römer, ſie ſind eben Franzoſen. Auch den Eſthen und Letten ſteht der Weg zu höherer Bildung und damit der Uebergang in andere Stände offen, aber indem ſie dieſen Schritt thun, verlaſſen ſie ihre Nationalität und gehen in diejenige Nation über, von welcher ſie die Elemente der höheren Bildung empfangen, in den hieſigen deutſchen Provinzen vorherrſchend in die deutſche. Der deutſche und ruſſiſche Adelſtand zählt wohl nur wenige, meiſt durch den Militairdienſt emporgekommene, der Bürgerſtand dagegen ziemlich viele Glieder, die der eſthniſchen oder lettiſchen Nation entſtammt ſind, aber der nationale Typus iſt nicht mehr vorhanden, er geht in der Regel bald und vollſtändig verloren, beſonders bei denen, die vermittelſt Schule und Univerſität eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung erlangen; dieſe ſind dann weder eſthniſche noch lettiſche, ſondern deutſche Gelehrte. Diejenigen, welche jugendlich zu deutſchen Meiſtern oder Kaufleuten in die Lehre kommen, ſind ebenfalls in der Regel wenigſtens ſchon in der zweiten Generation vollſtändig germaniſirt.

Beide Völker verlieren alſo nichts, ſie gewinnen vielmehr durch die beim Uebergang aus dem Bauernſtand in einen anderen ſtattfindende Entnationaliſirung; auffallend aber und traurig iſt es, daß ſie es auf der Stufenleiter der Civiliſation bis hiezu überhaupt noch nicht bis zu einem wirklichen Stande, einem Bauernſtande, haben bringen können. Sie zählen zwar zu dieſem Stande, und inſofern ſie Ackerbau treiben, ſind ſie auch Bauern, nämlich Ackerbauer, wie es ja auch Wieſenbauer, Gartenbauer, Schiffsbauer u. a. m. giebt, aber einen Bauernſtand bilden ſie nicht, ſie ſind vielmehr Lohnarbeiter, Dienſtknechte, und ſolche, ſei ihre

Kopfzahl auch noch so groß, können niemals einen ehrenwerthen, überhaupt keinen Stand im Staat bilden. Sie sind eine dem Bauernstande beizählende Arbeiterclasse und als solche schon, in einem allgemeineren Sinne des Worts, Proletarier.

Zwischen einem gewöhnlichen Lohnarbeiter oder Dienstknecht einerseits und dem temporairen Pächter eines Bauernhofes, einer sogenannten Gesindestelle, andererseits besteht kein wesentlicher Unterschied, gleichviel ob der letztere seine Pachtverbindlichkeiten in Frohnarbeiten oder in Naturallieferungen oder in Geldzahlungen oder in allen drei Objecten gemischt zu leisten hat. Beide, der Lohnarbeiter wie der Zeitpächter, verpflichten sich gegen eine Dienstherrschaft zu gewissen Leistungen: Arbeitsleistungen, Naturallieferungen, Geldzahlungen oder von jedem Etwas, je nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft; die Dienstherrschaft ihrerseits verpflichtet sich dafür zu einer Gegenleistung: Geldzahlung, Beköstigung, Kleidung, Ueberlassung eines Stückes Land (eines Bauernhofes) an den Dienstverpflichteten zu dessen Unterhalt oder freier Benutzung. Dieses Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen Dienstherrschaft als Arbeitgeber und Dienstmann als Arbeitnehmer wird je nach beiderseitiger Uebereinkunft entweder auf unbestimmte Dauer mit Kündigungsfrist oder auf eine bestimmte Dauer, beim Bauernhofspächter gewöhnlich auf sechs Jahre, geschlossen und festgestellt, in der Regel aber auf Kündigungsfrist. Es findet sich mithin kein wesentlicher Unterschied zwischen einem in Dienst genommenen gewöhnlichen Lohnarbeiter und dem Zeitpächter eines Bauernhofes, der letztere ist, was der erstere: ein dem Grund- oder Dienstherrn contractlich verpflichteter Dienstmann, kein standesmäßiger Bauer.

Dieses Verhältniß ist zur Zeit noch das allgemein in Liv- und Esthland herrschende, nur auf wenigen Gütern sind einzelne, auf noch wenigeren sämmtliche Bauern im erblichen Besitz ihrer Ländereien oder Bauernhöfe, daher giebt es hier wohl eine kleine Anzahl standesmäßer Bauern, aber noch keinen Bauernstand. Und das eben ist das Uebel; ein Uebel für diejenigen, welche diesen Stand bilden sollten; ein Uebel für die National-Oekonomie, denn ein Bauernstand würde die Bauerländereien bald weit über ihren gegenwärtigen Werth erheben und dadurch in gleichem Maße den Nationalwohlstand erhöhen; ein Uebel auch für den politischen Staat, denn in allen Staaten ist es hauptsächlich der Bauernstand, der die materielle Kraft der Armeen hergiebt, und es ist bekannt, daß es bei Rekruten-Aushebungen auf den hiesigen Gütern oft sehr schwer hält, die nöthige Anzahl

tauglicher Subjecte aus der jungen Mannſchaft dieſer armen Proletarier von Bauern ausfindig zu machen.

Jedes Gewerbe iſt in der Ausübung an gewiſſe äußere Bedingungen geknüpft, ſo das Gewerbe des Ackerbaues an einen feſten, dauernden Wohnſitz. Zwar mögen Pächter oder Arendatoren größerer Landcomplexe, herrſchaftlicher Güter ihr Gewerbe bald hier bald dort betreiben, aber man weiß auch, daß ſolche Güter, die von einem Arendator auf den anderen übergehen, in der Regel in miſerablem Zuſtande ſind. Aber ein ambulirender Bauernſtand iſt vollends ein Unding. Auch kennzeichnet es ja eben den Proletarier, daß er für die Dauer der Grundlage ſeiner Subſiſtenz nicht geſichert iſt, daß ſein Broderwerb gleichſam in der Luft ſchwebt. Sofern die Zeitpacht nur als Uebergangsſtufe aus dem Hörigkeitsverhältniß in feſten, erblichen Beſitz oder mindeſtens, was dem am nächſten ſteht, zur Erbpacht dient, wird ſich wenig oder nichts dagegen einwenden laſſen; aber ſeit 40 Jahren iſt das Hörigkeitsverhältniß der hieſigen Bauern beſeitigt, mehr als ein Menſchenalter iſt ſeitdem vergangen, und noch haben ſie ſich nicht zu ſtandesmäßigen Bauern erhoben! Aber die Zeitpacht iſt eben bis hiezu thatſächlich keine Uebergangsſtufe, ſondern ſie iſt Syſtem, und das eben iſt der Fehler.

Es iſt zwar den Bauern nicht nur erlaubt ihre Ländereien anzukaufen, ſondern es ſind ihnen ſogar die Mittel dazu geboten; ſeit 10 Jahren beſteht eine „Bauerrentenbank," aus der ſie Darlehen zu mäßigem Zins zu dieſem Zweck bekommen können. Wie kommt es, daß dieſes wohlthätige Inſtitut noch ſo wenig gewirkt hat? „Die Bauern ſind zu arm, um die bei dem Darlehen bedingte erſte Anzahlung leiſten zu können!" So antworten diejenigen, die zu anderer Zeit die Wohlhabenheit, ja den Reichthum ſo vieler Bauern, wie die Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit der Stellung des ganzen Standes zu rühmen wiſſen. Die Haupturſache der geringen Wirkſamkeit der „Bauerrentenbank" ſcheint zu ſein, daß von den zu einem Kauf- und Verkauf erforderlichen zwei Perſonen: der einen, die kaufen, der anderen, die verkaufen will, die letztere zu fehlen pflegt. Und ſo kommt freilich auch die erſtere nicht ans Ziel. — Als Preußen nach dem Tilſiter Frieden im Jahr 1807 in ſeiner tiefen Erniedrigung durch den damaligen Welteroberer in ſeinem Inneren nach Mitteln zur Hebung der Nationalkraft ſuchte, war es eine der wichtigſten, von den großen Staatsmännern, Freiherrn v. Stein und v. Hardenberg, vorgeſchlagenen, von dem Adel Preußens gern angenommenen Maßregeln, den in den öſtlichen

Theilen der Monarchie, die allein noch übrig geblieben, vielfach gedrückten Bauernstand zu seiner naturgemäßen Würde zu erheben. Es erschien ein Gesetz, welches jeden noch dienstpflichtigen Bauer ermächtigte, seine Verpflichtungen abzulösen und in erblichen Besitz seines Hofes und seiner Ländereien zu treten durch Zahlung des 25fachen, später des 18fachen Betrages seiner (wie bei uns wackenbuchmäßig) auf Geldwerth veranschlagten Leistungen an den Grundherrn. Und rasch hob sich der sittliche und materielle Wohlstand der Bauern, Grund und Boden stiegen im Werth, auch die Grundherren konnten sich des Wechsels der Dinge freuen, und der höhere Staatszweck, Herstellung eines achtbaren, in seiner Stellung sich fühlenden Bauernstandes, wurde erreicht.

Durch eine längere Zeitpacht als die bisher übliche von 6 Jahren, etwa eine 20jährige, würde nichts gebessert werden, denn das Princip bliebe dabei dasselbe, und auch 20 Jahre sind eine kurze Zeit, wenn die Dauer eines mit Mühe und Opfern aufgebauten Hauses und Familienstandes danach bemessen werden soll. Auch der bäuerliche wie jeder andere Familienvater wünscht seinen Heerd nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Kinder und Kindeskinder zu gründen.

Auf den Kronsgütern haben die Bauern dadurch, daß sie höherer Anordnung gemäß nicht ohne gesetzliche Gründe aus ihren Gesindestellen ausgesetzt werden dürfen, eine moralische Garantie für die Dauer ihres Erwerbs, die sie zu schätzen wissen; daher geschieht es nur äußerst selten, daß ein Bauer von einem Kronsgut auf ein Privatgut übersiedelt. Und seitdem sie die, auf den Kronsgütern seit einigen Jahren allgemein eingeführte reine Geldpacht zahlen, ohne dem Hofe nebenher auch noch Hülfstage und Extraarbeiten leisten zu müssen, ist das Steigen ihres Wohlstandes ebenso unverkennbar als erfreulich*). Auch auf denjenigen Privatgütern, die noch nicht Handelsartikel geworden sind, die nicht nach kurzen Zwischenräumen durch Kauf und Verkauf von Hand zu Hand gehen, haben die Bauern, besonders unter wohlwollenden Herren, ebendieselbe moralische Garantie für ihr gewerbliches Bestehen. Allein sie haben dafür keine verbriefte Sicherheit, die Dinge können sich wenden, die Zeiten ändern sich, die Möglichkeit einer Kündigung oder übermäßigen Pachtforderung schwebt immerhin vor Augen, und die natürlichen Folgen der nicht naturgemäßen

*) Bekanntlich hat sich die Staatsregierung neuerdings für den Verkauf der Bauerländereien auf den Kronsgütern Liv- und Kurlands an die Bauern entschieden, und ist die Ausführung dieser Maßregel bereits im Werke begriffen. D. Red.

Stellung des ganzen Standes liegen zu Tage, auf Krons- wie Privatgütern. Und dieſe können nicht eher ſchwinden, als bis die Bauern ſind was ſie ſein ſollten: die Repräſentanten des kleinen, wie der Adel der Repräſentant des großen Grundbeſitzes.

Eine der traurigſten jener Folgen, und zugleich eine an ſich ſehr befremdliche, die für uns nur weil wir an ihre Erſcheinung gewöhnt ſind, nichts Befremdliches hat, iſt die, daß, wenn nach einem Mißwachsjahre Brodmangel und Theurung entſteht, zunächſt und vor allen Anderen die Bauern Mangel leiden und der öffentlichen Hülfe bedürfen. Man ſollte meinen, daß in Mangeljahren jene Arbeiterclaſſe, die aus der Hand in den Mund lebt, die was ſie heute im Tagelohn erwirbt, morgen verzehrt, die hülfsbedürftigſte ſein müßte, daß dagegen die Bauern, die hauptſächlichſten Erzeuger der unentbehrlichſten täglichen Lebensbedürfniſſe, deren immer noch mindeſtens ſo viel haben müſſen, um ſich ſatt eſſen, ſich und die Ihrigen gegen Hunger ſchützen zu können. Dem iſt aber bekanntlich bei uns nicht ſo; jene Arbeiterclaſſe, die man gemeinhin als Proletariat zu betrachten gewohnt iſt, muß ſich durchſchlagen, und ſie ſchlägt ſich durch, wenn auch ſchwer und ſorgenvoll, doch mit geringer Hülfe von Seite der Gemeinden, denen ſie zugehören; die Bauergemeinden dagegen wiſſen den Ihrigen nicht zu helfen, die Zahl der Hungernden iſt zu groß, derer, die ſelbſt noch durchkommen können, ſind zu wenige und ihre Hülfe reicht nicht aus, die Staatsregierung muß mit großartigen Mitteln und Darlehen zu Hülfe kommen. Seit dem letzten „Hungerjahre," 1845, ſind 15 Jahre vergangen, und noch ſind manche Bauergemeinden auf Grund der damals empfangenen Korn-Vorſchüſſe der Krone tief verſchuldet. — Das iſt ungefähr ſo, als wenn in Zeiten herrſchender Dürre und allgemeinen Waſſermangels hauptſächlich die Umwohner der Seen und Flüſſe dem Verſchmachten ausgeſetzt wären, während die Bewohner des trocknen Binnenlandes, wo nur ſpärliche Brunnen den Waſſerbedarf liefern, die aber bei der Dürre verſiegt ſind, ſich doch noch ohne fremde Hülfe, wenn auch mit Noth, durchzuſchlagen wüßten. Günſtige Erntejahre und niedrige Brodpreiſe kommen, Eins ins Andere gerechnet, allen Claſſen der Bevölkerung zu Gute, den Producenten der Lebensmittel ebenſowohl wie den Conſumenten; aber Mißwachs, der in jedem Lande eintreten kann und gelegentlich wirklich eintritt, pflegt für den Bauernſtand, wo ein ſolcher beſteht, ebenſowenig nachtheilig zu ſein wie für den großen Grundbeſitzer. Die Nachtheile, welche dem Grundbeſitzer, dem großen wie dem kleinen, aus einem allgemeinen Miß-

wachs entſtehen, werden in der Regel durch die alsdann hohen Preiſe der Brodfrüchte mehr als ausgeglichen, und auch mancher hieſige Gutsbeſitzer wird aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß ihm ein allgemeiner Mißwachs ſehr günſtig geweſen. Ebendaſſelbe würde bei den Bauern der Fall ſein, wenn ſie Eigenthümer ihres Grundes und Bodens wären.

Um der Hungersnoth unter den Bauern im Fall eines Mißwachſes vorzubeugen, hat auf obrigkeitliche Verordnung jede Bauergemeinde ihr Kornmagazin. Solche Magazine fehlen dem Bauernſtande anderer Länder und es bedarf deren auch dort nicht. Auch bei uns ſind ſie nur Palliativmittel von problematiſchem Werth. Sie beſtehen ſeit 60 Jahren, aber ſie haben in den während dieſes Zeitraums eingetretenen Mißwachsjahren die Bauern nicht gegen Mangel geſchützt, wie das Jahr 1845 zur Genüge dargethan hat. Gedankenlos und inſtinctartig befolgen ſie die evangeliſche Vorſchrift: „Sorget nicht für den andern Morgen.“ Nach eingebrachter Erndte haben ſie vollauf, „eſſen den Speck mit Butter“, aber vom nächſten Frühjahr, wenn nicht ſchon von Neujahr ab, bis zur nächſten Erndte, herrſcht in vielen Gemeinden bei einem großen Theil der Gemeindeglieder Mangel und theilweiſe Hungersnoth. Da muß alſo das Magazin ſeine Pforten öffnen. Das geht aber nicht ſo leicht, denn es ſteht unter vierfacher Aufſicht und Controle! des Gemeindegerichts, der Gutsverwaltung, des Kirchſpielsgerichts und in höchſter Inſtanz des Civilgouverneurs, von deſſen Genehmigung der Zeitpunkt der Eröffnung alljährlich abhängt.

Wenn dieſe Magazine urſprünglich die Beſtimmung gehabt haben, nur in Zeiten wirklichen allgemeinen Mißwachſes dem Mangel vorzubeugen, wie z. B. die Lebensmittel in Feſtungsmagazinen nur dann zur Conſumtion gelangen, wenn, wie in kriegeriſchen Zeitumſtänden, die gewöhnliche Zufuhr abgeſchnitten iſt, ſo erfüllen ſie dieſen Zweck jetzt ſchon lange nicht mehr. Sie ſind thatſächlich nichts anderes als die gemeinſchaftliche Vorrathskammer oder Kornkleete der Gemeinde, in welche jedes Gemeindeglied, jeder Bauerwirth nach eingebrachter Erndte einen gewiſſen Theil ſeines Jahresbedarfs an Korn niederlegt, wo es in gerichtlichem Verwahr bleibt, damit die Eigenthümer es nicht in der erſten Hälfte des Jahres vergeuden und in der anderen darben. Einer ſolchen Bevormundung bedürfen aber nur Kinder und Proletarier. Es giebt allerdings auch Gemeinden, die ihr wohlgefülltes Magazin in gewöhnlichen guten Jahren wenig oder gar nicht in Anſpruch nehmen, auch ſolche, die ſelbſt 1845 keiner Vorſchüſſe von der Krone bedurften; auch ſoll hier nicht behauptet werden, daß

es keine Gemeinden, keine Wirthe gäbe, die ſich nicht eines verhältniß-mäßigen Wohlſtandes erfreuten, aber jene maſſenhaften, von der Krone im Jahre 1846 verabfolgten Korndarlehen geben ſprechendes Zeugniß, wie es um die Wohlhabenheit des ganzen Standes im Allgemeinen ſteht; wer aus eigener Anſchauung die Zuſtände der Bauern kennt und Gelegenheit gehabt hat, ſich in einem Bauerndorf in Deutſchland umzuſehen, etwa in Thüringen, Sachſen, Schleſien, Weſtphalen, wird zugeben müſſen, daß gegen dieſe die hieſigen, trotz ihrer durchweg viel größeren Ackerflächen, ſo weit zurück ſtehen, daß ein Vergleich kaum möglich iſt.

Am übelſten ſind die ſogenannten „Lostreiber" dran, unter denen die alljährliche Hungerleiderei, ſowie nach Mißwachs die Hungersnoth, natürlich noch viel verbreiteter und drückender iſt als unter den Geſindeswirthen. Sie ſind die eigentlichen Parias, die meiſtens als eine Art Landplage betrachtet werden, die man gern los ſein möchte. Und doch haben dieſe Leute nicht nur ein Recht zu leben, ſondern ſie würden auch, wenn ein wirklicher Bauernſtand exiſtirte, ſehr nöthig, ſie würden auf dem Lande ebenſo unentbehrlich ſein wie in den Städten eine Arbeiterclaſſe. Sie ſind mit ihrem Broderwerb auf die tägliche Arbeit angewieſen, ſie würden mithin zunächſt dem Grundherrn, dem kleinen wie dem großen, die nöthigen Knechte und Mägde liefern, außerdem aber die bäuerlichen Handwerke betreiben. In Deutſchland beſtehen ſie unter dem Namen „Häusler, Gärtner" u. a. m., wohnen entweder im Dorfe als Schmiede, Stellmacher, Böttcher u. ſ. w. oder in vereinzelten Anſiedelungen auf Hofes- oder Bauerland, wo ſie eine kleine Wohnung und ein Stückchen Land beſitzen, welches ſie gartenartig bearbeiten und das ihnen Kartoffeln, Kohl und andere Küchenkräuter liefert. Die Sorge für dieſen Garten liegt hauptſächlich den Weibern ob, die Männer, als freie Arbeiter, ſuchen Arbeit und Erwerb, wo ſie ihn finden können, im Tagelohn oder als Knechte im Jahreslohn, treiben wohl auch nebenbei ein einfaches Handwerk; oft auch haben ſie die Verpflichtung, dem urſprünglichen Grundherrn ihrer Anſiedelung in dringenden Arbeitszeiten, z. B. bei der Ernte, einige Tage gegen einen ein für allemal feſtgeſtellten Tagelohn Hülfe zu leiſten. In denjenigen Gegenden, wo die Dörfer nicht vorherrſchend eine Fabrikbevölkerung enthalten, ſondern wo wie bei uns nur Ackerbau getrieben wird, befinden ſich auch dieſe Häusler im Allgemeinen in einer für ihre Bedürfniſſe und Lebensanſprüche ganz günſtigen Lage, ſie ſind eine wichtige Arbeiterclaſſe, deren Nichtvorhandenſein die übrigen Claſſen in große Verlegenheiten bringen müßte.

Auch bei uns haben viele Gutsbeſitzer angefangen, auf bisher unbenutztem Hofesland ſolche Häusler-Anſiedelungen zu errichten; ſie haben jedoch mit jenen ausländiſchen nur eine äußere, ſcheinbare Aehnlichkeit, ſind aber von ganz anderer Natur, ſie ſind Wohnungen für Hofesknechte, beſonders für verheirathete, und bleiben Eigenthum des Hofes. Man hat erkannt, daß es vortheilhaft iſt, von den Bauern anſtatt der Frohne eine reine Geldpacht zu nehmen und die Hofesfelder mit Knechten zu bearbeiten. Ohne Zweifel liegt in dieſer Aenderung der Dinge mit ein Hauptgrund des in neuerer Zeit eingetretenen hohen Steigens der Güterpreiſe; es iſt nur zu befürchten, daß für diejenigen, welche ſo hohe Preiſe bezahlt haben, ſehr ſchlimme Nachwehen nicht ausbleiben werden. Der Bauer zahlt, um nur von der Frohne loszukommen, gern die höchſtmögliche Pacht, und um das Geld dazu zu erſchwingen, verläßt er ſich hauptſächlich auf den Flachsbau, den er denn auch im Uebermaß, zum Nachtheil des Kornbaues, betreibt. Das kann eine kurze Reihe von Jahren gut gehen, aber endlich muß die Zeit kommen, wo ſeine Felder vielleicht noch Stroh, aber kein Korn mehr tragen. Und was dann? — Die Höfe ihrerſeits finden den Uebergang von der Frohn- zur Knechtswirthſchaft auch nicht ſo leicht, es fehlt namentlich an Menſchenhänden, an Knechten. Ein ſeltſamer Widerſpruch! Während eine Arbeiterclaſſe vorhanden iſt, die man gern davon jagen möchte, die Lostreiber, klagt man zugleich über Mangel an Menſchen. Wiederum ein Zeichen des an ſich ungeſunden Zuſtandes der Bauerbevölkerung. Die Bedingungen, unter welchen Knechte engagirt zu werden pflegen, ſind auf verſchiedenen Gütern verſchieden, doch ſind ſie hauptſächlich von dreierlei Art. Zunächſt baarer Geldlohn und Beköſtigung auf dem Hofe. Dies iſt jedenfalls das natürlichſte, auch in allen anderen Haushaltungen, wo man Knechte und Mägde hält, ſowie auch in Deutſchland auf den Gutshöfen das allgemein übliche Verhältniß, beſteht aber bei uns nur ausnahmsweiſe auf einzelnen Gütern. Häufiger iſt eine gemiſchte Löhnung, beſtehend aus Deputat in rohen Victualien, etwas Geld, wenn auch nur zur Entrichtung der öffentlichen Abgaben des Knechtes hinreichend, und wo möglich eine Wohnung mit etwas Gartenland, zu welchem Behuf eben jene vorerwähnten Häusler- oder Knechtsanſiedelungen errichtet werden. Nach der Größe und dem etwanigen Ertrage des Landſtückchens modificirt ſich die Quantität des Deputats. Oft auch wird zu dieſen Knechtsanſiedelungen ſoviel Land eingewieſen, daß eine kleine Familie nothdürftig von deſſen Ertrage leben kann. In dieſem Falle bildet ſie über-

haupt die ganze Löhnung des Knechtes, dem daher neben ſeinem Dienſt auf dem Hofe ſoviel freie Zeit gelaſſen wird, um ſeine Anſiedelung nebenbei bearbeiten zu können. Dieſes Verhältniß iſt, nur in anderer Form, nichts anderes als das bisherige der Frohne, nur daß der neue Fröhner, der Hofesknecht, viel dürftiger ausgeſtattet iſt und vom Hofe viel mehr in Anſpruch genommen wird, als der ältere, der Bauer- oder Geſindeswirth. Wenn dieſes Knechtsſyſtem, ſowie auch jenes der gemiſchten Löhnung, welches nicht viel beſſer iſt, allgemein wird, ſo muß daraus naturnothwendig ein ſehr verbreitetes, viel ſchlimmeres Proletariat erwachſen als das bereits vorhandene, denn die Dauer der Subſiſtenz ſolcher Knechte beruht darauf, daß ſie ſtets geſund und rüſtig zur Hofesarbeit ſind und daß ſie entweder keine oder doch nur eine ſehr kleine Familie zu verſorgen haben. Wächſt dieſe aber an oder wird der Knecht nachläſſig in ſeinem Dienſt oder krank — und jedenfalls wird er endlich alt und verliert ſeine Rüſtigkeit — ſo wird und muß der Hof einen jüngeren Menſchen an ſeine Stelle ſetzen; aber was wird in dieſem Falle aus dem älteren, verabſchiedeten, der in der Regel noch eine Familie, unerzogene Kinder zu ernähren haben wird? Mit dem Aufhören ſeines Dienſtes hören auch die Verpflichtungen des Gutsherrn gegen ihn auf, und die Gemeinde, aus deren Verband er durch ſeine Stellung zum Hofe thatſächlich ausgeſchieden war, wird ſich mit Recht weigern, für ihn zu ſorgen, zumal unfehlbar, wenn dieſe Art Knechtsſyſtem allgemein werden ſollte, ſich ſehr bald viele entlaſſene Hofesknechtsfamilien bei ihr einfinden und Verſorgung fordern würden. Schon nach einem Menſchenalter würde es wahrſcheinlich Tauſende ſolcher aufs Betteln angewieſener ehemaliger Hofesknechte geben. Bis jetzt mögen im Ganzen noch wenige ſolcher Knechtsanſiedelungen vorhanden ſein, und dieſe wenigen haben natürlich jenen Uebelſtand noch nicht, wenigſtens nicht merklich, erzeugen können, aber es liegt auf der Hand, daß er in großem Maßſtabe erfolgen müßte, wenn endlich die Hofesarbeiten durchweg vermittelſt ſolcher Knechte, welche durch die Nutznießung kleiner Anſiedelungen gelohnt werden, anſtatt wie bisher durch Frohnwirthe ausgeführt werden. Dieſem vorauszuſehenden Uebelſtand vorzubeugen, giebt es ebenfalls nur ein Mittel: Grundbeſitz. Auch der angeſiedelte Knecht (oder Häusler u. ſ. w.) muß ſeine Landſtelle als erbliches Eigenthum beſitzen, anderen Falles iſt und bleibt er was ſein ſo bezeichnender Name beſagt, ein Lostreiber, ein Menſch, der ſich erwerb- und brodlos umhertreibt, ein echter Proletarier.

Wenden wir uns zu der Art und Weiſe, wie der hieſige ſogenannte Bauer, der temporaire Pächter oder Nutznießer eines Bauernhofes (einer „Geſindeſtelle") ſein landwirthſchaftliches Gewerbe betreibt, ſo zeigt ſchon im Allgemeinen der Stand und Ertrag ſeiner Felder, der durchſchnittlich viel geringer iſt als der der Hofesfelder, daß er dieſes ſein Gewerbe nachläſſig, ohne Intelligenz, überhaupt im Charakter eines Fröhners betreibt. „Bauerfelder" und „Bauerroggen" ꝛc. ſind ſprüchwörtlich und gleichbedeutend mit ſchlecht beſtandenen Feldern und leichtem, unreinem Roggen im Vergleich mit Hofesfeldern und Hofeskorn. Der bäuerliche Ackerbau bewegt ſich noch auf den unterſten Stufen der Entwickelung, Fortſchritte ſind ſeit ſechs Jahrhunderten kaum gemacht worden, man müßte denn dazu den Kleebau rechnen, der hin und wieder in geringer Ausdehnung, und den Kartoffelbau, der allgemein in die Rotation aufgenommen worden. Ob letztere zum Vortheil der allgemeinen Geſundheit und Körperkraft, ſoll hier nicht unterſucht werden, bedenklich aber erſcheint es, wenn man in den Dörfern die Bauerkinder ſo häufig mit dicken, aufgetriebenen Bäuchen und dünnen Armen und Beinen, vom Morgen bis zum Abend mit gekochten Kartoffeln in den Händen und im Munde, und unter der heranwachſenden Jugend unverhältnißmäßig viele ſchwächliche, verkümmerte Geſtalten ſieht. Im Uebrigen aber ſind ihre Ackergeräthe noch dieſelben, welche vor ſechshundert Jahren die Bremer Kaufleute an den Ufern der Düna bei ihnen entdeckten: der einfache Hakenpflug, den vielleicht ſchon der Erzvater Adam im Paradieſe erfunden, dient zu allen Pflugarbeiten, zum Umbruch von Neuland und Stoppel bis zur Unterbringung der Saat; die Egge von Grähnſtrauch, mit Weidenruthen zuſammengebunden; das lächerlich kleine Wägelchen, nicht etwa von einem Wagenbauer, ſondern von ſeinem Beſitzer ſelbſt roh und rein aus purem Holz (unter viel Holzverwüſtung) zuſammengezimmert; dazu das von Natur dauerhafte, aber kleine Pferd, welches im Sommer, wenn es nicht eben zur Arbeit gebraucht wird, ſein Futter im Walde, in Bruch und Brach ſuchen, im Winter aber, das heißt bei uns ſechs Monate lang, während deren die Landſchaft unter Schnee und Eis begraben liegt, zufrieden ſein muß, wenn es nur hinreichend Heu und bei ſchwerer Arbeit etwas Hafer oder ſonſtiges Körnerfutter bekommt.

Der Frohndienſt verhindert unmittelbar jede Verbeſſerung dieſer unvollkommenen und Einführung zweckmäßigerer Ackergeräthe, denn auf dieſe von Alters her gebräuchlichen iſt der Fröhner bei ſeiner Hofesarbeit angewieſen und natürlich kann er zur Bearbeitung ſeiner eigenen Felder keine

beſſeren Apparate halten. Wollte er beſſere Geräthe, kräftigeren Anſpann anſchaffen, ſo müßte er damit auch die Hofesarbeiten ausführen, und dann würde er nicht nur ein größeres Tagewerk, ſondern auch beſſere Arbeit leiſten; es liegt aber nicht in der Natur des Fröhners, mehr zu thun als er durchaus thun muß, er thut lieber weniger, wenn es angeht. Zwar weiß ein ſtrenger Hofesaufſeher, mit dem Stock in der Hand, dafür zu ſorgen, daß die Hofesarbeiten auch mit jenen mangelhaften Geräthen gut ausgeführt werden, aber mit dem Stock vermag er weder die Intelligenz noch die ſittliche Natur des Fröhners zu heben. Daher betreibt dieſer ſeinen eigenen Ackerbau, wenn auch mit mehr gutem Willen, doch nicht mit größerer Intelligenz, und da es ihm in der Regel an der gehörigen Quantität Dünger fehlt, ſo fallen auch ſeine Ernten dürftiger aus als die Hofesernten. In den Marktverkehr haben ſie ſelbſt in guten Erntejahren ſo wenig zu bringen, daß es kaum in Betracht kommt.

„Die Ernten der Bauerſchaften," ſagt H. v. Hagemeiſter (Materialien zur Gütergeſchichte Livlands, Th. 1, S. 23, Riga 1836) „haben wohl nie mehr als den eigenen Bedarf geliefert, ſo daß vom Kornbau im Ganzen ihnen nur wenig Ueberſchuß bleibt." Die Größe des Ackerareals der geſammten Bauerſchaft, ſowie das der ſämmtlichen Gutshöfe ändert ſich wohl alljährlich, da beide ihre Felder mehr und mehr auszudehnen ſtreben, die Bauern hauptſächlich durch Hinzuziehung von nahe gelegenem, bisher unbenutztem Lande, ſowie durch Verwandlung von Buſchland in Bruſtacker, die Höfe, beſonders in neueſter Zeit, durch Trockenlegung von Moräſten. In welchem Größenverhältniß aber beide zu einander ſtehen, iſt aus den nach Maßgabe ihrer Ländereien in den Jahren 1804 und 1809 geſetzlich geordneten und feſtgeſtellten Leiſtungen der Bauerſchaft an die Gutshöfe überſichtlich zu erſehen und zwar:*)

Es gehören von dem nach ſeiner natürlichen beſſeren oder ſchlechteren Beſchaffenheit in vier Claſſen getheilten Boden zu einem Thaler Landeswerth

entweder 1 Tonnſtelle Bruſtacker von 1. Claſſe,
oder $1\frac{1}{5}$ „ „ „ 2. „
oder $1\frac{1}{2}$ „ „ „ 3. „
oder 2 „ „ „ 4. „

alſo im Durchſchnitt $1\frac{17}{40}$ Tonnſtelle Bruſtacker. — Ferner gehören dazu:

entweder 3 Tonnſtellen ackerfähigen Buſchlandes 1. Claſſe

*) S. von Hagemeiſters Materialien ꝛc. Thl. I. S. 20.

oder $3^{3}/_{5}$ Tonnſtellen ackerfähigen Buſchlandes 2. Claſſe
oder $4^{1}/_{2}$ „ „ „ 3. „
oder 6 „ „ „ 4. „

alſo im Mittel $4^{11}/_{40}$ Tonnſt. Buſchland.

Ob gegenwärtig noch, 50 Jahre nachdem dieſe Geſetzesanordnung ins Leben getreten, alle Güter ſo viel Buſchland zu vergeben haben, dürfte fraglich ſein, denn wenn nach einer alten heilſamen Vorſchrift nur alle 24 Jahre drei Ernten davon genommen und dann andere Stücke in Cultur geſetzt werden, ſo muß es für jeden Thaler Landeswerth im achtfachen Betrag vorhanden ſein. Indeſſen *geſetzlich* gehören zu dem Thaler — außer Heuſchlag und Weide — $1^{17}/_{40}$ Tonnſt. Bruſtacker und $4^{11}/_{40}$ Tonnſt. Buſchland.

Achtzig ſolcher Thaler, d. i. $80 \times 1^{17}/_{40} = 114$ Tonnſt. Bruſtacker und $80 \times 4^{11}/_{40} = 342$ Tonnſt. Buſchland, bilden das *Ackerareal* eines *Hakens* Landes, und für die Nutznießung deſſelben hat der Bauer (außer anderweitigen Hülfsleiſtungen, Fuhrtagen, Naturallieferungen) $28^{2}/_{5}$ Tonnſt. (40 Loſſtellen) Hofesfeld zu bearbeiten und abzuernten. Demnach müſſen für je $28^{2}/_{5}$ Tonnſt. Hofesacker 114 Tonnſt. Bruſt- und 342 Tonnſt. Buſchacker in den Händen der Bauern ſein, d. i. die Bauern haben etwas mehr als 16 mal ſoviel Ackerland inne als die Gutshöfe, oder wollte man etwa das Buſchland außer Betracht laſſen, obgleich daſſelbe in der Regel reichlichere Ernten trägt als die Bruſtäcker, ſo wäre der auf die Bauerſchaft fallende Antheil des geſammten Ackerlandes etwas mehr als *viermal* ſo groß als der der ſämmtlichen Gutshöfe. Beide haben, wie erwähnt, ſeit jener Zeit ihre Felder ſehr anſehnlich vergrößert; die dadurch auf den Gutshöfen vermehrte Arbeit wird theils durch frei gemiethete Knechte, theils durch neu angeſiedelte Bauern beſtritten; an dem *geſetzlichen Größenverhältniß*, in welchem die geſammten Bauer- zu den geſammten Hofesfeldern ſtehen, wird dadurch nichts geändert.

Es iſt nun kein Grund abzuſehen, warum die Bauerfelder durchſchnittlich nicht eben ſo günſtige (oder auch ungünſtige) Ernten ſollten bringen können wie die Hofesfelder, man ſollte ſogar glauben, daß letztere in dieſer Hinſicht gegen jene im allgemeinen zurückſtehen müßten, weil kleinere Feldcomplexe mit mehr ins Einzelne gehender Sorgſamkeit bearbeitet werden können als große, aus welchem Grunde ja auch kleine Güter verhältnißmäßig einträglicher zu ſein und pro Haken theurer bezahlt zu werden pflegen als große; auch findet ſich dieſe Meinung im Auslande,

wo ein Bauernſtand exiſtirt, im allgemeinen bewährt; allein wenn man dieſen Umſtand auch außer Acht läßt und nur durchſchnittliche Gleichmäßigkeit der Bauer- und der Hofesernten annimmt, ſo müßte die Erndte der geſammten Bauerſchaft das 16fache, oder mit Hinweglaſſung der Buſchländer (wofür jedoch kein Grund vorliegt) mindeſtens das 4fache der ſämmtlichen Hofesernten betragen. Dagegen bezeugt v. Hagemeiſter (a. a. O. Th. 1, S. 23) „die Ernten der Bauerſchaften mögen etwa doppelt ſo viel betragen als die der Höfe.“ Sollte dieſe Angabe, die übrigens alle innere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, gegenwärtig nicht mehr zutreffend ſein, weil ſeit dem Jahre 1836, als die „Materialien“ erſchienen, die Ackerbau-Induſtrie der Gutshöfe ungemeine Fortſchritte gemacht hat, die bäuerliche dagegen ſo ziemlich auf dem alten Fleck ſtehen geblieben iſt, ſo kann ſich hiernach das Verhältniß nur noch ungünſtiger für die Bauerernten geſtellt haben.

Herr von Hagemeiſter giebt beiſpielsweiſe die geſammte Ausſaat und Ernte der Gutshöfe Livlands vom Jahr 1829 in den drei Korngattungen: Roggen, Gerſte und Hafer an, erſtere (zuſammen) zu 319,400, letztere zu 1,570,000 Löſen. Setzen wir hier, wo es ſich nur um eine allgemeine Betrachtung handelt, die nahezu gleichen runden Zahlen: 320,000 Lof Ausſaat und 1,600,000 Lof Ernte, alſo gerade der fünffache Ertrag. Demnach wird die Ernte der Bauerſchaft auf 3,200,000 Lof Korn (Roggen, Gerſte und Hafer) zu veranſchlagen ſein, nämlich auf das Doppelte der Hofesernte. Sie müßte aber, auch die Buſchländereien außer Rechnung gelaſſen, ſchon auf dem mindeſtens viermal ſo großen Areal der Bruſtäcker mindeſtens viermal ſo groß ſein, d. i. 6,400,000 Lof, wenn die Bauern ihre Felder nur mit dem Grade von Sorgſamkeit und Intelligenz bearbeiteten, der noch im Jahr 1829 in Betreff der Hofesfelder obwaltete. Die Ernte der geſammten Bauerſchaften Livlands erleidet alſo in Folge der Nachläſſigkeit, mit der ſie ihren Ackerbau betreiben, alljährlich einen Ausfall von 3,200,000 Lof Getreide und berechnet man das Lof nach jetzigen Normalpreiſen mäßig zu 1 Rbl. 25 Kop., ſo beträgt der Verluſt gerade 4 Millionen R. S., welche allein in Livland alljährlich dem Nationalvermögen entzogen werden. Oder mit anderen Worten: wenn es mit der bäuerlichen Ackerbau-Induſtrie nicht ſo miſerable beſtellt wäre, wie es wirklich der Fall iſt, ſo würde in Livland jährlich für 4 Millionen Rbl. Getreide mehr producirt werden als wirklich producirt wird.

Wer über den Gegenſtand noch nicht näher nachgedacht hat, wird

dieſe Berechnung phantaſtiſch, abenteuerlich nennen, aber wo iſt der Fehler? Wenn der Bauer für je $28^2/_5$ Tonnſt. für den Hof zu bearbeitendes Feld 114 Tonnſt. eigenes, oder, was daſſelbe, wenn er gegen jede Lofſtelle Hofesland 4 Lofſtellen Feld zur eigenen Nutznießung hat, wie geſetzlich, wackenbuchmäßig feſtgeſtellt iſt, ſo hat er offenbar viermal ſoviel Land inne als der Hof; wenn er aber von dieſen 4 Lofſtellen nur ſoviel erntet, wie der Hof von 2 Lofſtellen, ſo erntet er nur halb ſoviel als er ernten könnte und würde, wenn er ſein Feld ebenſogut bearbeitete und cultivirte wie das Hofesfeld. Und warum ſollte er dies nicht können? Und wenn er es *nicht* kann, woran liegt die Schuld? Sicherlich nicht an der natürlichen Bodenqualität, denn im Großen und Ganzen haben die Hofesfelder ohne Zweifel denſelben beſſeren und ſchlechteren Boden wie die Bauerfelder. „Aber," kann man einwenden, „dem Bauern fehlt es an Düngung, er kann keine Maſt halten, wie der Hof." Ganz wahr, dennoch *kann* oder *könnte* der Bauer beſſer düngen als der Hof mit ſeiner aus Kartoffelbranntwein-Schlämpe erzeugten Düngung, deren mehr als problematiſcher Werth, wo nicht Guano oder Knochenmehl zu Hülfe kommt, ſich ſeiner Zeit in dem Ertrag der Felder zeigen wird; der Bauer hat dagegen außer ſeinem Bruſtacker dreimal ſoviel meiſt urkräftiges, ohne Düngung reiche Ernten gebendes Buſchland — was bei der obigen Berechnung von 4 Millionen jährlichen Verluſtes am National-Einkommen gar nicht einmal in Anſchlag gebracht iſt; — die Bauern haben ferner im Ganzen und Großen (natürlich von einzelnen Geſindeſtellen abgeſehen) ſoviel Weideterrain und überhaupt ſoviel Hülfsmittel zur Viehhaltung, daß ſie deſſen nicht nur mehr halten könnten als wirklich der Fall, ſondern auch mehr als bei gleichem Ackerareal der Hof halten kann. Schwerlich wird und kann ein Gutshof, der 600 Lofſtellen Ackerfläche hat, ebenſo viel Vieh halten als zuſammen 30 Bauerwirthe, deren jeder 20 Lofſt. Bruſtacker und die geſetzlich zugehörenden Buſchländer und ſonſtigen Impedimente hat, ſehr wohl halten können, aus demſelben Grunde, aus welchem kleine Güter überhaupt verhältnißmäßig einträglicher zu ſein pflegen als größere.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß, wenn Liv- und Eſthland jährlich etwa 4 Millionen Lof Getreide mehr producirten als bisher geſchehen, der normale Preis deſſelben niedriger ſtehen würde als er wirklich ſteht. Aber gerade das würde für die Producenten nicht minder vortheilhaft ſein wie für die Conſumenten, der Export ins Ausland würde größer ſein. Während das Ausland jetzt in den Oſtſeehäfen nur ſoviel kauft, als das

jedesmalige dringende Bedürfniß erfordert, welches in größerem Maßſtab nur nach weit verbreitetem, gewöhnlich dann auch uns treffendem Mißwachs eintritt, würden bei etwas niedrigerem Normalpreiſe große Maſſen zur Aufſpeicherung über See gehen, zum Vortheil unſerer Handelsbilance. Die engliſche Nation iſt durch den Handelsgrundſatz, möglichſt wohlfeil und viel zu verkaufen, reich geworden und übermächtig in ihrer Induſtrie; die Holländer haben durch die entgegengeſetzte Maxime, indem ſie in ihren oſtindiſchen Beſitzungen einſt die Zimmetbäume bis auf ein Minimum ausrotteten, um dadurch den Preis des Artikels hoch zu erhalten, nur ſich ſelbſt geſchadet. Für diejenigen Grundbeſitzer, welche, auf die Noth ihrer Mitmenſchen ſpeculirend, ihre Kornvorräthe lieber Jahre lang, ſelbſt auf die Gefahr, daß ſie verfaulen, in den Kleeten liegen laſſen, als daß ſie ſie für einen mäßigeren Preis abgeben, mag der armſelige Zuſtand der bäuerlichen Ackerbau-Induſtrie vortheilhaft ſein, für den Nationalwohlſtand dagegen iſt er ein Unglück.

Sollte Jemand fragen: was ſollen die Bauern mit dem Korn anfangen, wenn ſie jährlich in Liv- und Eſthland etwa 4 Millionen Löſe mehr produciren als bisher? ſie können nicht alles ſelbſt aufeſſen, die Conſumtion der wenigen kleinen Städte im Lande iſt ſehr gering, die See- und Ausfuhrplätze ſind für neun Zehntheile von ihnen ſoweit entfernt, daß eine Kornfuhre dahin ſich nicht bezahlt macht u. ſ. w., ſo diene zur Antwort: ſie ſollen vorerſt und vor allem ſich ſelber ſatt eſſen, dem eigenen Mangel abhelfen. Zwar ſagt von Hagemeiſter (a. a. O.) im Jahre 1836, „in den meiſten (alſo noch nicht in allen) Gegenden der Provinz lebt der Landmann gegenwärtig unleugbar beſſer und leidet ſeltener Mangel als noch vor 30 oder 40 Jahren," allein dieſes Zeugniß hat auch jetzt noch ſeine Gültigkeit nicht verloren; „beſſer leben, ſeltener Mangel leiden" ſind ſehr relative Urtheile und beſagen noch lange nicht, daß ſie gut, d. h. wie im allgemeinen die deutſchen Bauern, leben und niemals Mangel leiden oder hungern müſſen. In den jüngſt vergangenen Jahren haben viele Bauern durch das vorzügliche Gedeihen des Flachſes und deſſen hohe Preiſe verhältnißmäßig viel Geld erworben; allein Viele ſind noch lange nicht Alle, ſie ſind vielmehr gegenüber dem ganzen Stande nur Einzelne, und von dem ganzen Stande kann man noch jetzt doch nur bezeugen, „ſie leben beſſer und leiden ſeltener Mangel" als zur Zeit, da von Hagemeiſter ſchrieb, und das „in den meiſten Gegenden" kann man auch noch hinzufügen. — Sodann ſollen ſie mehr Vieh halten und es beſſer füttern als

durchgängig geſchieht, und zwar nicht bloß mit Stroh und Heu, ſondern auch mit Korn, Rüben u. ſ. w. Die Viehzucht iſt ein ſo wichtiger Zweig der Ackerbau-Induſtrie, daß Eines ohne das Andere garnicht beſtehen kann, daher es unter unſern Bauern auch mit der Viehzucht nicht beſſer beſtellt iſt wie mit dem Getreidebau. Wie ſie nicht halb ſoviel Korn bauen als ſie bauen könnten, ſo halten ſie auch nicht halb ſoviel Vieh, und wie ihr Korn im Vergleich mit Hofeskorn durchgängig von geringerer Qualität iſt, ſo auch ihr Vieh, Pferde wie Rindvieh. Es giebt Gegenden des Landes, wo das Bauervieh ziemlich durchweg ſchön, ſtark und tadellos iſt, z. B. am Meeresſtrande, wo ausgedehnte fette Weiden und Heuſchläge die Viehhaltung begünſtigen, andere, wo nach altherkömmlichem Gebrauch meiſt Ochſen anſtatt der Pferde zur Feldarbeit gebraucht werden, was zur Haltung ſtarken geſunden Viehes nöthigt; wie es aber um die Qualität desſelben im Ganzen und Großen ſteht, das bezeugen die Jedermann bekannten landläufigen Ausdrücke: „Bauervieh", „Bauerpferde", welche wie „Bauerfeld", Bauerkorn" u. a. m. weſentlich den Begriff des qualitativ geringen, ſchlechten in ſich ſchließen. Wie ſollte es auch um die bäuerliche Viehzucht im allgemeinen beſſer ſtehen können als um den Ackerbau, da das Eine durch das Andere bedingt wird! Und wer im Ernſt fragen ſollte: was ſoll der Bauer mit dem Korn anfangen, wenn er zwei- oder dreimal ſoviel producirt als bisher? der wird wenigſtens in Betreff des Viehes dieſe Frage nicht ſtellen, auch wenn deſſen zehnmal ſoviel gehalten werden könnte als gegenwärtig, er wird in dem Vieh das naheliegende Mittel finden zur Verwerthung des Korns, zur Gewinnung einer ſicheren, angemeſſenen Rente aus dem Grund und Boden.

Die Vieh- und Pferdeausſtellungen mit ihren Prämien, an und für ſich löblich und wohlgemeint, mögen manchen Bauerwirthen anregen, ein zufällig gut gediehenes Stück zur Schau zu ſtellen, um vielleicht die Prämie zu gewinnen oder auch für dieſen Zweck ein ſolches beſonders zu präpariren, falls die Präparationskoſten nicht den Werth der Prämie überſteigen; einen allgemein beſſeren Viehſtand aber können ſie bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Bauerſchaft nicht hervorbringen, das vermag nur eine Verbeſſerung und Hebung des Ackerbaues, mit dieſem aber wird auch die Viehzucht gleichſam von ſelbſt ſich heben, und dann werden auch die Ausſtellungen in dem Sinne Wirkung haben, der urſprünglich beabſichtigt wurde. Fleiſch iſt nicht minder ein Erzeugniß des Ackerbaues wie das Korn ſelbſt, wo der Ackerbau nicht gedeiht und blüht, da liegt

auch die Viehzucht darnieder. Die etwanige Hinweiſung auf nomadiſirende Hirtenvölker, die ohne Ackerbau zu treiben doch gutes Vieh haben können, kann hier keinen Einwurf abgeben, denn das Land eignet ſich von Natur nicht zum Nomadiſiren, und die Eſthen wie die Letten ſind glücklicherweiſe über dieſen Urzuſtand menſchlicher Cultur hinaus, ſie ſind keine Nomaden.

Der Flachsbau, begünſtigt durch die geographiſche Lage des Landes in der nördlichen Hälfte der gemäßigten Zone, wie durch klimatiſche Einflüſſe und Bodenbeſchaffenheit, gewährt den Bauern das hauptſächlichſte, in manchen Gegenden faſt das ausſchließliche Mittel zum Erwerb baaren Geldes; das Product iſt ſtets geſucht, wird gut bezahlt und ſchon ſechs Monate nach der Ausſaat kann der Bauer das Geld dafür ſicher in der Taſche haben. Wollte er eben ſoviel Fleiß und Mühe wie auf den Flachsbau auch auf den Anbau der übrigen Feldfrüchte und Herſtellung eines guten Viehſtandes verwenden, ſo würde er die Früchte erſt nach Jahren ernten, und da hält ihn natürlich die Unſicherheit ſeines Pachtbeſitzes davon zurück; ſelbſt der Gedanke, daß er dadurch den Ertrag ſeiner Felder erhöhen, überhaupt ſeine Geſindeſtelle verbeſſern und in Folge deſſen nächſtens vielleicht oder wahrſcheinlich genöthigt ſein würde, entweder eine höhere Pacht zu zahlen oder mit Weib und Kind auszuziehen, hält ihn ab, eine Melioration auszuführen, die er nicht ſogleich ausbeuten kann. Es iſt ihm daher gar nicht zu verargen, wenn er ſoviel wie möglich Flachs baut, wenngleich ihm nicht unbekannt iſt, daß derſelbe ihm weder Viehfutter noch Dünger liefert, daß in Folge deſſen ſeine Felder mehr und mehr entkräftet, die Kornernten ſchwächer werden und er bei etwa eintretendem ungünſtigem Erntejahr nicht mehr Brod genug für ſich und die Seinen haben wird. Hat er durch Flachsbau, wenn auch übermäßigen, etwas Capital erworben, ſo fühlt er ſich vorerſt in ſeiner Zukunft geſichert und gern ſieht er ſich um, wo er durch Ankauf in Beſitz einer Geſindeſtelle kommen kann. Gelingt ihm das, ſo weiß er ſie, wie der Erfolg bei den einzelnen, ſchon längere Zeit hindurch Beſitzlichen, zeigt, ſehr wohl zu melioriren, ſich vor übermäßigem Flachsbau zu hüten, und mit dem Ertrage ſeiner Felder mehrt und verbeſſert ſich ſein Viehſtand.

Die wenn auch durchgängige Verwandlung der Frohn- in reine Geldpacht auf Zeit kann die bäuerliche Ackerbau-Induſtrie nicht heben, denn, wie ſchon weiter oben nachgewieſen worden, ſie unterſcheidet ſich, wenn auch auf längere als ſechsjährige Termine abgeſchloſſen, nicht weſentlich von der

bisherigen Frohn. Ob der Bauer für die zeitweilige Nutznießung ſeiner Stelle dem Hofe Arbeit leiſtet oder Geld zahlt, bedingt in ſeinem Verhältniß zu dem Hofe nur einen ganz äußerlichen, zu ſeiner Geſindeſtelle ſelbſt aber gar keinen Unterſchied. Es wird ſogar viele Fälle geben — und es ließen ſich deren ſelbſt von den Kronsgütern, wo die reine Geldpacht nun allgemein eingeführt und der Pachtzins ſehr niedrig angeſetzt iſt, welche anführen — wo Bauern den Wunſch äußern, wieder zur Frohne zurückkehren zu können, weil ihnen die Beſchaffung des Geldes zur Pachtzahlung zu ſchwer ſei und ſie daſſelbe lieber durch Arbeit auf dem Hofe ein für allemal ſicher verdienen als anderweit ſuchen wollen.

Man braucht übrigens nur den Zuſtand der ſtets in Arende ausgegebenen Güter mit denjenigen, welche von dem Beſitzer ſelbſt oder von ſeinen Beamteten bewirthſchaft werden, im allgemeinen zu vergleichen, um zu erkennen, daß die Zeitpacht nicht geeignet iſt, den Bauernſtand und die bäuerliche Agricultur zu heben und zu verbeſſern. Die Gutsarendatoren ſind in der Regel, und, wenigſtens dem rohen Bauer gegenüber, ſtets mehr oder weniger gebildete Perſonen, von denen ſich erwarten läßt, daß ſie nicht nur ihre contractlichen Verpflichtungen erfüllen, ſondern auch gewiſſenhaft dafür Sorge tragen, daß durch ihre Bewirthſchaftung das Gut nicht entwerthet werde, daß es nicht in ſchlechterem Zuſtande als ſie es empfangen, an den Nachfolger übergehe. Daß der Arendator aber für eigene Koſten Meliorationen ausführe, deren erſt nach Jahren reifende Früchte er bei der nächſten Erneuerung des Arrendecontracts entweder durch erhöhte Pachtzahlung ankaufen oder gewärtigen muß, daß ein Anderer, der ihn überbietet, ſie ernte, das wird ihm kein Vernünftiger zumuthen, und Niemand würde es ihm Dank wiſſen. Daher iſt auf den Kronsgütern, die von ſechs zu ſechs Jahren aufs neue an den Meiſtbietenden verpachtet werden,*) nichts von jenen Meliorationen zu ſehen, die auf den Privatgütern ſo einträglich gefunden werden und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewinnen: Drainirungen, Trockenlegung und Urbarmachung der Moräſte, Düngung mit Knochenmehl, Guano, Compoſt, Wieſenbewäſſerung, Veredlung der Viehracen u. a. m. Während die Höfe der Privatgüter in der Regel ein ſtattliches Anſehen haben durch ein wohlerhaltenes, nicht ſelten

*) Nach neuen Verordnungen werden die Kronsgüter nicht mehr auf kurze Friſten, ſondern auf 24 Jahre mit der contractlichen Zuſicherung der Verpachtung auf weitere 24 Jahre in Pacht vergeben, wobei die Pachtſumme alle 12 Jahre um beſtimmte Procente erhöht wird. Die Red.

palastähnliches Wohnhaus, solide Wirthschaftsgebäude, Obstgärten, Gemüse- und Blumengärten, Orangerien, Parkanlagen, gewähren dagegen die Höfe der Kronsgüter mehr einen düstern Anblick: die Wohnhäuser, wenn überhaupt ein solches vorhanden, sind meistens alt und abgängig, vom jeweiligen Arendator noch für die Dauer seines Pachtcontracts in wohnlichem Stande erhalten; die Wirthschaftsgebäude jährlich reparaturbedürftig bis zum Erforderniß des Neubaus; ein mit Strauch und rohem Holzwerk eingefaßter Kohl- und Küchengarten; einige Obstbäume als Andeutung eines ehemaligen Obstgartens; der Hofraum häufig mit Trögen und anderen Viehfütterungs-Apparaten besetzt, kurz, das ganze Aeußere zeigt, daß hier nicht das Nützliche und Nothwendige mit dem Schönen vereinigt ist, sondern daß es sich nur um den Erwerb handelt, sowie die ganze Wirthschaft darauf berechnet ist, in kurzer Zeit möglichst viel Revenüen zu machen, auch auf die Gefahr hin, daß mit Ablauf der Arendepacht die Felder gründlich ausgenutzt und entkräftet erscheinen. Wenn nun der innere Werth und die Rentabilität solcher von Hand zu Hand gehenden Pachtgüter, selbst wenn sie von verständigen Männern und obgleich sie unter sorgsamer gesetzlicher Controle verwaltet und bewirthschaftet werden, dennoch durchweg gegen die von dem Besitzer selbst verwalteten Güter zurücksteht, und die Ursache dieses Zurückstehens offenbar nicht in den verwaltenden Personen, sondern in der Natur der Zeitpacht liegt; so läßt sich noch weniger erwarten, daß die in Zeitpacht vergebenen Bauerländereien unter der Bewirthschaftung roher Bauern in einen gedeihlichen Zustand kommen werden, zumal eine Controle für diesen Zweck über sie gar nicht ausführbar sein würde.

Daß auch schon die Zeitpacht im Vergleich mit der Frohne dem Bauer große Vortheile bietet, soll hier keineswegs in Abrede gestellt werden; der Wohlstand der Pächter hebt sich sichtbar gegenüber dem der Fröhner und ist besonders auf den Kronsgütern, wo sie sämmtlich Geld-Pächter sind, bemerklich. Es könnten hier mehrere Fälle angeführt werden, daß Bauern mit einer Art Verwunderung äußerten: seitdem sie in Geldpacht stünden, trügen ihre Felder mehr Korn als früher, da sie fröhnten. Der Grund kann zum Theil in den letztjährigen günstigen Witterungsverhältnissen liegen, wird aber wol hauptsächlich in dem Umstande zu suchen sein, daß der Geldpächter sein Feld zu rechter Zeit bearbeiten und abernten kann, woran der Fröhner durch die Hofesarbeit nur zu oft verhindert ist. Eine noch wirksamere, auch den Fröhnern zu Gute kommende Ursache des steigenden Wohlstandes der Bauern ist ohne Zweifel der Flachs. Während bekanntlich

die letztvergangenen drei oder vier Jahre, in deren Verlauf die Geldpacht der Bauern mehr als früher Verbreitung gefunden, dem Gedeihen des Flachſes in ungewöhnlichem Maße günſtig waren, hat zugleich der von Jahr zu Jahr mehr als die Production ſteigende Verbrauch dieſes Artikels die Nachfrage geſteigert und den Preis erhöht. Beide zuſammentreffende Umſtände: das mehrjährige günſtige Gedeihen des Flachſes und die demnoch bedeutend erhöhten Preiſe, konnten natürlich nicht verfehlen, die Bauern (nicht weniger auch die Gutshöfe) um ſo eifriger zum Flachsbau anzuregen, und im allgemeinen mit Grund und Recht, wenn dabei nicht außer Acht gelaſſen wird, daß der Flachs, weil er weder Viehfutter noch Dünger liefert, immer nur ein Nebenerzeugniß des Ackerbaues ſein kann und daß er, im Uebermaß angebaut, endlich die Unfähigkeit der Felder zur Kornerzeugung zur Folge hat. Die Beſitzer der Privatgüter ſorgen natürlich ſelbſt dafür, daß die Ertragsfähigkeit ihrer Felder nicht durch zu ſehr ausgedehnten Flachsbau beeinträchtigt werde, und den Arendatoren der Kronsgüter ſind darüber beſondere Vorſchriften gegeben; aber was hält den Bauer ab, ſeine gepachteten Ländereien während der Dauer ſeiner Pachtzeit bis aufs Aeußerſte durch möglichſt ausgedehnten Anbau einer Frucht auszunutzen, die ihm keinerlei baare Auslagen verurſacht, aber in kurzer Zeit ſicher und verhältnißmäßig viel Geld einbringt? Es wäre nicht unwichtig, das Verhältniß zu kennen, in welchem die Quantität des alljährlich von den Bauerſchaften producirten Flachſes zu dem der Höfe ſteht; jedenfalls iſt es ein ganz anderes als das zwiſchen den beiderſeits producirten Quantitäten Getreides. Vielleicht läßt die Ausſage einzelner Flachshändler in den kleinen Landſtädten, der zufolge dieſe von den Bauern mindeſtens zehnmal ſoviel Flachs kaufen als von den Gutshöfen, einigermaßen einen Schluß darauf machen; doch iſt zu berückſichtigen, das manche der letzteren ihr ſelbſterzeugtes Product direct an die Handelscomptoirs der Seeſtädte verkaufen.

Daß in gegenwärtiger Zeit viele Bauern übermäßig, d. i. zum Nachtheil ihrer Ländereien, Flachs bauen, davon kann ſich Jeder, der ſich danach umſehen will, leicht überzeugen; ob dies nur von den Pächtern oder auch von den zur Zeit noch ſehr wenigen beſitzlichen Bauern geſchieht, darüber können hier keine poſitiven Beweiſe beigebracht werden, doch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß letztere ihren Grund und Boden, die ſichere Grundlage ihres dauernden Erwerbs, zu ſehr zu ſchätzen wiſſen, als daß ſie ihn um momentanen Gewinnes willen ausnutzen, ſeine Ertragsfähigkeit wiſſentlich ſchmälern möchten.

Obgleich aber der Flachsbau gegenwärtig unzweifelhaft in viel größerem Umfang als ehemals von den Bauern betrieben wird, ſo iſt er doch ſicherlich nicht die weſentliche oder allgemeine Urſache ihrer im Vergleich mit den Gutshöfen ſo dürftigen Kornernten. Dieſe lag vielmehr ehemals, wie auch jetzt noch einem großem Theil nach, in dem Charakter der Frohne und der den Fröhnern überall eigenen Indolenz und Faulheit, und bei den Pächtern in dem Bodenberaubungsſyſtem, welches von Pachtungen auf Zeit ſchwer zu trennen iſt. Ohne hier auf eine Erörterung deſſen einzugehen, ob ein nicht gewiſſenhafter Arendator eines Kronsgutes durch contractliche Stipulationen und beaufſichtigende Controle wirklich verhindert werden kann, die Felder der Art anzugreifen und auszunutzen, daß ſein Nachfolger in der Pacht mehrere Jahre Zeit braucht, um ſie wieder gehörig in Stand zu ſetzen, iſt doch gewiß, daß die Bauern daran nicht verhindert werden können; Vorſchriften über Rotation, Quantität der Düngung u. ſ. w. würden ohne alle Wirkung ſein. Und wenn ſelbſt von dem auf höherer Stufe der Bildung ſtehenden Gutsarendator nicht erwartet werden kann, daß er für ſein Arendegut ein höheres Intereſſe haben ſolle als ſein eigener Vortheil erheiſcht, ſo kann noch weniger von dem rohen Bauer verlangt werden, daß er ſeinen Pachthof meliorire und daß er überhaupt bei Nutzung deſſelben ein höheres Ziel ins Auge faſſe als das ihm zunächſt liegende, die Sorge um das tägliche Brod. Er arbeitet, um von einem Tag zum andern zu leben, lebt um zu eſſen und ißt um zu leben. Er ſpeculirt zwar recht gern auch über die nächſte Zukunft hinaus, er ſucht gern nach Mitteln, um ſeine alten Tage und die Zukunft ſeiner Kinder ſicher zu ſtellen, allein dieſe Mittel findet er nicht in einer Hebung des Werths ſeines Pachthofes und deſſen dauernder oder zukünftiger Revenüen-Verbeſſerung — denn dadurch würde er ſich mehr ſchaden als nützen — ſondern in ſolchen Speculations-Artikeln, die ihm ſicher und ſchnell baares Geld eintragen, welches er im Kaſten verſchließen kann. Er ſorgt daher nicht etwa für ſolide gute Gebäude auf ſeinem Pachthofe, ebenſowenig pflanzt er einen Obſtgarten an — die Obſtgärten, die hin und wieder bei den Bauerhöfen vorhanden, meiſt aber ſehr verwildert ſind, rühren wol meiſt noch aus der Zeit der Leibeigenſchaft her, wo das Geſinde dem Wirth nicht gekündigt, nicht abgenommen werden durfte und alſo ſolche Pflanzungen und andere Meliorationen dem, der ſie ausführte, auch ſicher zu Gut kamen — desgleichen iſt es dem Pachtbauern gleichgültig, ob ſein Buſchland, nachdem er drei Ernten davon genommen, wieder mit Holz

bewächſt oder nicht, denn erſt nach einundzwanzig Jahren dürfte er ordnungsmäßig daſſelbe benutzen, und ſo weit hinaus zu denken und zu ſorgen, das liegt ſchon überhaupt nicht in ſeinem Charakter, und als Zeitpächter kann er dafür vollends keinen Grund finden. Durch alle ſolche und andere Meliorationen ſeines Pachthofes ſetzt er ſich nur der Gefahr aus, denſelben zu verlieren, weil Andere dadurch angeregt werden, dem Grundherrn eine höhere Pacht zu bieten, die er nun ſeinerſeits überbieten, alſo die Früchte ſeiner dargebrachten Opfer durch neue Opfer ankaufen oder auswandern muß. Er handelt daher, wenn er über das tägliche Bedürfniß hinaus ſpeculiren will, ganz vernünftig, daß er ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf die Meliorirung ſeines Pachthofes, ſondern auf ſolche Gegenſtände richtet, die ihm ſchnell und ſicher baares Geld einbringen, wenn dabei auch, wie eben durch übermäßigen Flachsbau, die Fähigkeit ſeiner Felder zum Kornbau geſchmälert oder ſogar zu Grunde gerichtet wird. Er vermehrt auch gern ſeinen Bienenſtand, beſonders wenn die Lage ſeines Hofes der Bienenzucht günſtig iſt. Honig und Wachs ſind ebenfalls immer geſuchte Artikel und werden gut bezahlt; auch kann der Eigenthümer, wenn er etwa umziehen muß, die Bienenſtöcke leicht mitnehmen und am neuen Wohnort aufſtellen, und ſelbſt in dem Fall, daß er, wenn ihm ſeine Stelle gekündigt worden, nicht ſogleich eine andere bekommen könnte und alſo „auf Ablager“ liegen müßte, macht ihm die Unterbringung ſeiner Bienenſtöcke keine Sorge, er findet Freunde und Nachbarn, die ſie einſtweilen bei ſich aufnehmen. Schlimmer ſteht es in dieſem letzteren Falle mit dem Vieh, das dann ſogleich, weil nun das Futter fehlt, verkauft werden muß, wenn auch zum halben Preis. Dennoch ſpeculiren die Bauern auch gern auf Butter-Verkauf und halten daher wohl ein paar Kühe mehr als der eigene Bedarf erfordert. Daß aber auch die Viehzucht nicht minder wie der Ackerbau, im Argen liegt, iſt ſchon oben näher geſagt und ſoll hier nicht wiederholt werden, und ſo lange die Lage der Dinge bleibt wie ſie bisher war, werden auch die natürlichen Folgen derſelben bleiben, d. i. ſobald wieder ein Mißwachsjahr wie 1845 eintritt — und das kann ja in jedem Jahre eintreten — werden wiederum die Bauern diejenige Volksclaſſe ſein, unter der zuerſt und zumeiſt der Hunger graſſirt, während anderwärts, wo ein Bauernſtand beſteht, dieſer als Repräſentant des kleinen Grundbeſitzes, von ſolcher Calamität denſelben Vortheil zieht wie die Repräſentanten des großen Grundbeſitzes.

Es ſteht mithin von der Zeitpacht ebenſowenig wie von der Frohne

eine Hebung der bäuerlichen Ackerbau-Industrie zu erwarten, und ebenso-wenig kann sich dadurch ein wohlhabender, sittlich achtbarer Bauernstand bilden. Seit Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses sind bereits über vierzig Jahre vergangen, und ohne hier zu untersuchen, ob seitdem der moralische Gehalt der Bauern sich wesentlich gehoben, ist doch in materieller Hinsicht eine wesentliche Verbesserung ihres Zustandes kaum ersichtlich. Sie haben anfänglich nach Abschaffung der Hörigkeit, wohl ohne Ausnahme ihre Verpflichtungen gegen den Grundherrn in gesetzlich normirten Frohn-leistungen nach den Wackenbüchern erfüllt und erfüllen sie jetzt häufig statt dessen in Geldzahlungen ohne gesetzliche Normen. Wenn das ein Fort-schritt in der Verbesserung ihres Zustandes ist, so muß man zugeben, daß sie angefangen haben einen solchen zu machen, dennoch ist zur Zeit noch ihre ganze Haus- und Landwirthschaft eine Proletarier-Wirthschaft, und man glaubt in ihnen mehr ein Proletarierheer als einen Bauernstand zu sehen. Sie, die sechszehnmal soviel Ackerland inne haben als die Guts-höfe, produciren an den Haupterzeugnissen des Ackerbaues, an Korn, noch heutigen Tages kaum mehr als das doppelte dessen was die Höfe pro-duciren, haben daher fast nichts in den allgemeinen Marktverkehr zu bringen, ja sie sind es zunächst, die nach einem Mißwachsjahre Noth leiden.

Wir müssen hier noch einer ebenso allgemein bekannten als im In-teresse der National-Oekonomie wichtigen Erscheinung gedenken, eines Uebel-standes, der seinen Grund ebenfalls in der nicht naturgemäßen Stellung unserer Bauern hat: ihres mangelhaften, oder richtiger, fast gänzlich fehlen-den Sinnes für Waldschonung und für Eigenthumsrechte am Walde und Gehölz aller Art. Das Eigenthumsrecht an Feldfrüchten erkennt der Bauer an und respectirt es, Felddiebstahl ist selten unter ihnen, außer etwa daß Hüterjungen gelegentlich einige Kartoffeln vom Felde stehlen, wobei sie aber das Bewußtsein haben, daß sie Unrecht thun; dasselbe mora-lische Bewußtsein haben sie aber nicht, wenn sie Holz von fremder Grenze stehlen, sie scheinen zu glauben, das habe Gott demjenigen bestimmt, der sich zuerst desselben bemächtigt, wobei aber der Schwächere dem Stärkeren weichen müsse, und so weichen sie denn auch wo und soweit sie sich gegenüber den Buschwächtern und Förstern und dem Gesetz gegen Wald-frevel als die Schwächeren fühlen, wo sie aber diesen Wächtern entgehen können, da kennen sie weder ein Eigenthumsrecht Dritter noch die Noth-wendigkeit, mit dem Holz schonend oder ökonomisch umzugehen. Sie tragen daher auch kein Bedenken, zur Anfertigung irgend eines kleinen Holzge-

räthes Baumſtämme herunterzuhauen, die den zehnfachen Werth deſſen haben, wozu ſie ſie verwenden wollen z. B. zu einer gewöhnlichen Strauchegge. Ein ordinairer Bauerwagen, den ſie auf dem Markt für etwa zwei Rbl. verkaufen, hat vielleicht einem Dutzend Birken das Leben gekoſtet.

Dieſe barbariſche Schonungsloſigkeit gegen den Wald und Holzwuchs aller Art, ſowie die Gleichgültigkeit gegen Eigenthumsrechte am Walde ſind zu bekannt, um hier noch näheren Nachweiſes zu bedürfen. Zwar thun Bewachung und ſtrenge Forſtgeſetze dem Frevel Einhalt, vermögen ihn aber nicht ganz zu beſeitigen, noch weniger das Uebel in der Wurzel anzugreifen, den Frevlern die Wichtigkeit der Holzſchonung einleuchtend zu machen und in ihnen das Bewußtſein von der Heiligkeit des Eigenthumsrechtes ebenſo in Beziehung auf den Wald zu wecken, wie es in Betreff der Feldfrüchte im allgemeinen vorhanden iſt. Unzweifelhaft aber würde beides bald bewirkt werden, wenn die Bauern ihre Ländereien als erbliches Eigenthum beſäßen. Denn in dieſem Fall würde es ihnen nicht mehr gleichgültig ſein, ob ihre Buſchländer, nachdem ſie drei Ernten davon genommen haben, nach 21 Jahren wiederum mit Holz bewachſen ſein werden oder nicht, ſie würden den jungen Nachwuchs ſchonen, allenfalls nachpflanzen und ſäen wo nöthig, ſie würden ihn gegen unberechtigte Eingriffe zu ſchützen wiſſen, und ein Diebſtahl würde von dem, gegen den er ausgeübt wird, als ſolcher, als ein moraliſches Unrecht, und nicht blos als etwas von Menſchenmacht Verbotenes empfunden werden. Und indem der Beſtohlene das ihm zugefügte Unrecht als ſolches fühlt und erkennt, ſagt ihm das in jedes, auch des Bauern, Menſchenherz geſchriebene göttliche Geſetz: „was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht!“

Es ſoll hiermit nicht geſagt ſein, daß alsdann kein Holzdiebſtahl, kein Waldfrevel mehr werde verübt werden, wol aber, daß, wenn der Bauer das Waldeigenthumsrecht ebenſo wie das an der Frucht auf dem Felde anerkannt und reſpectirt, dies für Holzſchonung und gegen Waldfrevel wirkſamer ſein werde als die Forſtgeſetze, wie ja überhaupt moraliſche Mittel, wo deren Anwendung möglich, ſicherer zum Ziel führen als äußerer Zwang.

Wenn die Bauern ihre Buſchländer in der vorhin beſagten Weiſe pflegen und conſerviren wollten, ſo kann man wohl dreiſt behaupten, daß ſie durchgängig ihren geſammten Brennholzbedarf — und der iſt kein geringer — von denſelben ziehen, in vielen Fällen auch wohl noch davon verkaufen könnten. Bis es dahin kommt, würden freilich 20 Jahre ver-

gehen, aber große, vortheilhafte Wirkungen auf die Wald- und Holzcultur überhaupt könnten nicht ausbleiben. Und der Gegenſtand iſt von Wichtigkeit, in manchen Gegenden des Landes herrſcht Mangel an Bau- wie an Brennholz, ſelbſt erſteres muß hie und da aus Entfernungen von 40 bis 50 Werſt zu Lande herbei geſchleppt werden, die Holzpreiſe ſteigen von Jahr zu Jahr, in den Städten können beſonders die Armen ſie kaum erſchwingen, und es bleibt wohl manche arme Wittwe im Winter den Tag über im Bette, um nicht in dem ungeheizten Zimmer zu frieren. Natürlich wird hierdurch wiederum der Holzdiebſtahl befördert, denn wie auf dem Lande nicht jedwedes Gehölz, ſo kann auch in den Städten nicht jeder Holzſtapel und Palliſadenzaun ſo ſorgfältig gehütet und bewacht werden, daß Diebe nicht hinzu kommen könnten. Dennoch ſind Liv- und Eſthland durchſchnittlich genommen noch ſo reich an Holz, Bau- wie Brennholz, daß eigentlicher Mangel daran wol in keiner Gegend des Landes ſtattfinden noch künftig zu befürchten ſein dürfte, wenn die Bauern ihren — bis hiezu freilich meiſt ſehr unbeſcheidenen — Bedarf an letzterem von ihren Buſchländereien beziehen könnten, was unter obiger Vorausſetzung ſehr wol möglich wäre.

Daß neu gerodetes Buſchland reichere Ernten giebt als der Bruſtacker, hat ſeinen natürlichen Grund in der Urkräftigkeit und der Aſchendüngung des erſteren, während der letztere von den Bauern, bei der geringen Viehhaltung, meiſt nur ſpärlich mit Dünger bedacht wird. Rechnet man doch von dieſen im allgemeinen nur den drei- oder vierfachen Ertrag der Ausſaat, wogegen Buſchland das Zehn- bis Zwanzigfache giebt. Es führt dies zu einer nicht minder ernſten Betrachtung wie vorhin die Holzwirthſchaft. Der große Agricultur-Chemiker Freiherr v. Liebig ſagt der Landwirthſchaft, wo ſie nicht nach den nun ſeit geraumer Zeit in England verbreiteten Grundſätzen betrieben wird, eine ſehr trübe Zukunft in nicht ſehr ferner Zeit voraus. Er führt aus England Beiſpiele von ehemals an, wo Felder ſehr üppig gewachſenes Stroh, aber kein Korn darin trugen und erklärt dies einfach daraus, daß dieſen Feldern im Dünger zwar die das Stroh, aber nicht die das Korn bildenden Beſtandtheile fortgeſetzt wieder zugeführt worden ſeien. Nach Naturgeſetzen kann auf keinem Boden eine Pflanze wachſen, deren Grundſtoffe nicht vorher in demſelben vorhanden ſind. Dies iſt jedem rationellen Landwirth bekannt, und auch jeder Bauer weiß, daß in trocknem Sande wie in ſterilem Grande keine Pflanze wächſt, eben weil hier die Grundſtoffe, aus denen die Pflanze unter Einwirkung des Lichts und der Wärme ſich bildet, fehlen. Jeder ſogenannte

fruchtbare Boden enthält von Natur dieſe Stoffe in größerem oder geringerem Maße, in dieſen oder jenen Miſchungsverhältniſſen, von welchen beiden Umſtänden es abhängig iſt, ob dieſe oder jene Pflanze und ob ſie mehr oder minder gut auf demſelben gedeiht. Auch der Bauer weiß zu unterſcheiden, ob ein Feld guten Flachs- oder guten Roggen- oder Weizenboden u. ſ. w. hat, was nichts anderes beſagen will, als daß in dem einen Boden die Grundbedingungen für das Gedeihen des Flachſes oder des Roggens, des Weizens u. ſ. w. in höherem Maße vorhanden ſind als in dem anderen. Für die Cerealien ſind ſie von Natur in jedem Boden, wenn auch in verſchiedenen Graden und Miſchungsverhältniſſen, wenn er nur von der Beſchaffenheit iſt, die man gemeinhin fruchtbar nennt, vorhanden, daher auch die Cerealien überall, wo nicht das Klima einen Damm entgegenſtellt, mit Erfolg angebaut werden können, wo ſich ſolcher Boden vorfindet. Mit jeder Ernte aber wird ihm ein Theil der Stoffe, ſowohl der das Stroh als auch der das Korn bildenden, entzogen und dieſe müſſen, ſoll er ſeine Fruchtbarkeit behalten, wieder erſetzt werden, was eben durch die Düngung geſchieht. Wenn nun aber der Dünger zwar die ſtrohbildenden, nicht aber auch die kornbildenden Subſtanzen enthält, ſo muß nothwendig an dieſen letzteren der Acker immer ärmer werden, und es muß endlich, wenn Ernte auf Ernte genommen, aber das dadurch Entzogene niemals vollſtändig wieder erſetzt wird, eine Zeit kommen, wo der Acker die erwartete Frucht gar nicht mehr giebt.

Dieſer Zeitpunkt war in England auf mehreren Gütern eingetreten. Stroh war mit der jedesmaligen Düngung in hinreichender Quantität auf die Aecker gekommen und durch die Zerſetzung in die Urſtoffe verwandelt worden, daher trugen ſie üppiges Stroh, was ſie aber im Urſtoff ſelbſt nicht mehr hatten, das konnten ſie auch nicht ausbilden. Aber Nachdenken und Erfahrung gaben Rath und Mittel an die Hand, die Aecker wieder zu reſtauriren; man fing an, neben dem Stalldünger auch Knochen (phosphorſauren Kalk) zu verwenden, und der günſtige Erfolg bewirkte, daß die Engländer bald ganz Europa in Knochencontribution ſetzten, ſie holen deren noch jetzt aus allen Ländern, wo die Ausfuhr erlaubt iſt. Man lernte den Guano kennen, der ſeitdem ein nicht unwichtiger Handelsartikel geworden iſt. Auch der Inhalt der Cloaken, deſſen Düngkraft im Alterthum ſchon bekannt war, kommt vielfach in Anwendung.

Die hieſigen Bauern kennen und verwenden keinen anderen als den gewöhnlichen Stalldünger, der aber, weil ſie ihr Vieh und ihre Pferde faſt nur mit Heu und Stroh, nur ſpärlich mit Körnerfutter verſorgen, ſehr arm

iſt an jenen kornbildenden Grundſtoffen, daher denn auch ihre Bruſtäcker nur ſchwache Kornernten bringen können, die folgerecht, wenn die bäuerliche Viehzucht nicht gehoben wird, künftig nur immer ſchwächer ausfallen müſſen.

Im Herbſt zur Dreſchzeit hört man häufig, und zwar nicht von Bauern allein, ſondern auch von manchen Gutshöfen, die Klage: die Riegen geben wenig aus, die Ernte erweiſe ſich viel geringer als der günſtige Stand der Felder vorher habe erwarten laſſen, die Aehren ſeien nicht gehörig gefüllt, ſie zeigten viele leere Körnerhüllen. Man ſchreibt dies dann dem Einfluß kalter, ſtürmiſcher Witterung zu, die während der Blüthezeit geherrſcht habe, das Korn habe nicht gehörig ausblühen können. Es fragt ſich aber, ob nicht, bei günſtigem Strohwuchs, die Verarmung des Ackers an jenen kornbildenden Grundſtoffen mehr als die Witterung, vielleicht die wahre Urſache der Leerheit der Aehren iſt? Dies wird mehr als wahrſcheinlich ſein, wenn ſich ergeben ſollte, daß die Buſch- und urbar gemachten Moraſtländereien nicht an jenem Uebel leiden, daß die Kornhalme auf dieſen vielmehr gefüllte Aehren haben, denn die Blüthezeit fällt ja für beide zuſammen, die Einwirkung der Witterung wird für alle dieſelbe ſein. Vielleicht ſind aber die Buſch- und Moraſtländereien durch ihre meiſt mehr geſchloſſene, von Wald umgebene Lage beſſer gegen die Einwirkungen kalter Winde geſchützt und können daher nicht als vergleichender Maßſtab dienen? Dann werden wenigſtens diejenigen Landwirthe, welche einen Theil ihrer Felder mit Guano oder Knochenmehl düngen, leicht entſcheiden können, ob ſich — unter ſonſt gleichen Umſtänden — in dem Gefülltſein der Aehren von den auf gewöhnliche Weiſe mit Stalldünger und den mit Knochenmehl oder Guano gedüngten Feldern ein Unterſchied zeigt. Sollte dies der Fall ſein, ſo iſt wol augenſcheinlich, daß die beklagte Leerheit der Aehren ihren wahren Grund nicht ſowol in der ungünſtigen Witterung zur Blüthezeit hat, obgleich dieſe dazu mitwirken mag, ſondern in der Verarmung des Ackers überhaupt.

Iſt dem aber ſo, ſo iſt Liebig's oben erwähnte Weiſſagung ein ernſter Mahnruf an alle diejenigen, von denen es abhängt, die hieſige bäuerliche Ackerbau-Induſtrie zur Blüthe, wenigſtens durch Hinwegräumung der Hinderniſſe in einen geſunden Zuſtand zu bringen, damit nicht zu ſäumen, bis vielleicht einige hintereinander folgende Mißwachsjahre, auf die man ja nach dem Lauf der Natur immerhin gefaßt ſein muß, Hungersnoth über die Bevölkerung eines Landes bringen, welches ehemals durch ſeinen Kornreichthum berühmt war und ſprüchwörtlich „Schwedens Kornkammer" hieß,

eines Landes, das auch jetzt noch eine allgemeine Kornkammer sein könnte, aus welcher das Ausland alljährlich große Vorräthe abholen würde, wenn die wichtige, zahlreiche ackerbautreibende Classe, die Bauerschaft, in deren Händen sich über 90 Procent des gesammten Ackerareals des Landes befinden, in dieser ihrer Industrie nur einigermaßen mit den auswärtigen ackerbautreibenden Ländern gleichen Schritt gehalten hätte.

Der Verf. der, beiläufig gesagt, selbst einige Jahre Landwirth gewesen und daher den Zustand der Dinge aus eigener Anschauung kennt, ist überzeugt, daß dem Bauernstande und seiner Industrie nur durch den erblichen Besitz seiner Ländereien aufgeholfen werden kann. Die von Manchen empfohlene Erbpacht, allerdings sehr viel besser als die Zeitpacht und dem Besitz am nächsten kommend, ersetzt diesen doch lange nicht und hat für beide Theile, den Berechtigten wie den Verpflichteten, ihre bedenklichen Seiten. Der Bauer auf seiner gegenwärtigen Culturstufe würde Zeit brauchen, um den realen Unterschied zwischen Zeit- und Erbpacht gehörig zu fassen und zu würdigen. Und wenn er nun mit seiner Erbpachtzahlung im Rückstand bleibt, so wird auf seine Bitte um Nachsicht oder auch um Erlaß ein wohlwollender Grundherr ungern eine abschlägige Antwort geben; aber solche Fälle wiederholen sich, um so mehr wenn die Bitte gewährt wird, und das wird endlich lästig und unausführbar. Andererseits kann auch ein nicht wohlwollender Grundherr — und giebt es nicht auch solche? — Mittel finden, wenn auch nur durch Proceß — und worüber ließe sich nicht processen? — die Zahlungsunfähigkeit des Erbpächters zu veranlassen, um ihn aus seinem Erbpachtbesitz, der durch pünktliche Einzahlung der Pachtsumme bedingt ist, zu vertreiben. Diese und alle anderen von gutem Willen oder Laune abhängenden Unzukömmlichkeiten können beim Erbbesitz nicht eintreten. Kann der Eigenthümer seine Zahlungsverbindlichkeiten, Steuern u. s. w. nicht leisten, so entscheidet über ihn das Gesetz, wie in gleichem Fall über jeden Andern, weß Standes er auch sei, es erfolgt der Bankerott und der Concurs wird eröffnet.

Nur der erbliche Landbesitz kann alle die in vorstehenden Zeilen angedeuteten guten Früchte hervorbringen und wird sie hervorbringen, wie er sie im Auslande überall, wo die Bauern durch die Gesetzgebung Eigenthümer ihrer Ländereien, Repräsentanten des kleinen Grundbesitzes wurden, hervorgebracht hat; — nur der Erbbesitz kann die bäuerliche Ackerbau-Industrie auf diejenige Stufe erheben, auf der sie mit der ausländischen concurriren kann; und nur unter dieser Bedingung können in Livland und

Eſthland alljährlich durchſchnittlich jene oben berechneten drei bis vier Millionen Löſe Korn mehr als bisher erzeugt werden. Mit dem Ackerbau wird auch die mit ihm verbundene Viehzucht einen größeren Umfang und Aufſchwung gewinnen und ihrerſeits zur Vermehrung des Nationaleinkommens, vielleicht nicht weniger als jener, beitragen. Die Wald- und geſammte Holzcultur wird nicht mehr wie bisher durch den den Bauern gleichſam angeborenen Holzverwüſtungsſinn beeinträchtigt werden, und Stadt und Land werden davon Nutzen ziehen. Mit dem materiellen wird der ſittliche Wohlſtand des Landvolks ſich heben, denn beide ſtehen immer in Wechſelwirkung zu einander; die Zahl derer, welche des Vergnügens wegen den Krug beſuchen oder um ſich in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen zum Branntwein greifen, wird ſich ſtark vermindern. Jene gering geſchätzte, wo nicht verachtete Claſſe, die ſogenannten Lostreiber, die man auf vielen Gütern beſchwerlich findet und gern fortjagen möchte, wird ſich als eine ebenſo nothwendige wie nützliche Arbeiterclaſſe erweiſen, und der ſeltſame Widerſpruch, daß man einerſeits Menſchenkräfte im Ueberfluß zu haben glaubt, während man andererſeits ſich mit Plänen und Projecten zur Herbeiziehung von ebenſolchen Menſchenkräften (Knechten) aus dem Auslande beſchäftigt, wird ſchwinden. Das Landvolk, bis jetzt in ſeinem durchſchnittlichen Beſtand ein Arbeiterheer von Proletarier-Charakter, wird ſich in einen achtbaren, in ſeiner Würde ſich fühlenden Bauerſtand verwandeln und der Ausdruck: ein Bauer, wird den Nebenbegriff des Geringſchätzigen, Verächtlichen verlieren. Und welches andere moraliſche, den Grundſätzen der Humanität entſprechende Mittel gäbe es wol zur Beſeitigung des ſeit einigen Jahren ſich verbreitenden Triebes der Auswanderung nach anderen Gegenden des großen Reiches, wo man ſie gern aufnimmt, als die Uebertragung ihrer Ländereien an ſie zum erblichen Eigenthum? Nicht mittelſt Schenkung, das würde nicht einmal im wahren Intereſſe der Beſchenkten ſein, ſondern durch Kauf und Verkauf, mittelſt billigem, möglichſt niedrigem Kaufſchillings, nach feſten, wol nicht ſchwer aufzufindenden Normen. Ein allgemein hoher Kaufſchilling würde die Ausführung der Sache, die dringend ſcheint, erſchweren, verzögern, auf Seiten der Käufer Bankerotte herbeiführen, und denjenigen, welche in dem Landvolk lieber Frohn- und Dienſtknechte wie bisher, als ſtandesmäßige Bauern ſehen wollen, Triumphe bereiten, die wohlfeil erkauft, aber der guten Sache nicht förderlich ſein würden.

Die Staatswiſſenſchaften in der bürgerlichen Geſellſchaft.

Das Wiſſen iſt ein allgemeines und beſonderes je nach den Gegenſtänden, auf welche es ſich bezieht. Der Menſch lebt in der Natur und im Staate. Natur- und Staatswiſſenſchaften ſind demnach Zweige des menſchlichen und ſomit allgemeinen Wiſſens. Betrachtungen und Gedanken über den Staat ſind eben ſo rein menſchlich als ſolche über die Natur. Den Menſchen, welcher innerhalb beider Lebenskreiſe ſeiner irdiſchen Beſtimmung nachlebt und dieſe in bewußter Weiſe erreichen will, muß es treiben, ihr Weſen zu ergründen und zu erkennen.

Trotz dieſer Allgemeinheit und Nothwendigkeit beider Wiſſensgebiete ſind nur Wenige beſtrebt, in dieſelben einzudringen, geſchweige denn in deren Erkenntniß fortzuſtreben, wenngleich das Verſtändniß weder der Gegenwart noch der Vergangenheit der Geſchichte der Menſchheit der Kenntniß der Natur- und Staatswiſſenſchaften entrathen kann. Denn ſie ſind nicht nur die geiſtigen Grundlagen unſeres *modernen* Lebens, ſondern mußten als allgemein menſchliche in aller Zeit der Entwickelung der Menſchheit es ſein. Zu allen Zeiten hat es daher Forſcher in der Natur und Denker über den Staat gegeben. Deſſenunerachtet ſind in der *allgemeinen Bildung* die Naturwiſſenſchaften vor den Staatswiſſenſchaften in neuerer Zeit ſichtlich bevorzugt worden. Jene ſind nicht nur unter die Gegenſtände des elementaren Unterrichts und auf gelehrten und Realſchulen aufgenommen worden, ſondern haben auch auf den Hochſchulen, ſowol den

humaniſtiſchen als realiſtiſchen, eine hervorragende Stellung ſich errungen und ſind endlich durch zahlreiche populäre Darſtellungen auch in den weiteſten Kreis eingetreten. Die Staatswiſſenſchaften dagegen ſind trotz des materialiſtiſchen und politiſchen Charakters unſerer Zeit ſelbſt auf Hochſchulen in den Hintergrund verwieſen und haben ungeachtet ihrer unmittelbaren Verwendbarkeit immer noch einen nur ſehr geringen Einfluß auf die Praxis, welche im Beſitz ihrer reichen Erfahrung faſt dieſe allein für maßgebend hält.

Die vorwiegend praktiſche Richtung unſerer Zeit fragt nicht blos nach der Brauchbarkeit, ſondern auch nach der Einträglichkeit der zu berückſichtigenden Wiſſenſchaften. Der Wiſſenſchaftlichen um der Wiſſenſchaft willen werden immer weniger. Beide Erforderniſſe ſind in Bezug auf die Naturwiſſenſchaften bald erwieſen. Der Anblick eines Dampfers, einer Locomotive, einer chemiſchen Fabrik, eines Bergwerks hat den Utilitarier bald ausgeſöhnt. Die abſtracten Staatswiſſenſchaften dagegen laſſen ſich nicht train- und fabrikenmäßig veranſchaulichen und ſind außerdem angeklagt, Verwirrung und Unheil über die Menſchheit gebracht zu haben. Denn am Eingange hält die Staatsphiloſophie Wacht und fordert eine Anſpannung der Denkkraft, welche mindeſtens den Comfort unmittelbarer Lebensanſchauung ſtört. Der Mann der That ſpeculirt gern à la hausse und à la baisse, erntet und verwerthet ſein Korn, aber er iſt nicht gern ſpeculativ, denn auf Gedanken wird nicht creditirt und Gedanken ſind keine Wechſelbürgen, Gedanken befruchten und pflügen nicht. Abſchreckend mahnen die unſeligen Folgen idealer Staatsträumereien, leichtfertiger Staatsromane, und die Wiſſenſchaft der Politik muß büßen für allen jenen Schwindel in ſtaatlichen Dingen, der ſeinen Höhepunkt in der Zerrüttung aller traditionellen Agrarverhältniſſe und in der Gewerbe- und Handelsungebundenheit erreichte. Es treten ferner in die Erinnerung die zahlreichen Verfaſſungswandlungen, namentlich die mannigfachen Modulationen des galliſchen Hahns, und die ſtaatsrechtliche Theorie wird zur intellectuellen Urheberin aller den Privilegien und Courſen verderblichen kühnen Griffe. Am tiefſten und unmittelbarſten fühlt ſich die Menge aber berührt von den financiellen Staats- und Privatprojecten, deren Experimente das Wohl und Wehe von Millionen bedingen, die, wenn ſie mißlingen, durch die mangelhaften Grundſätze der Finanzwiſſenſchaft geurſacht erſcheinen, während die gelungenen der Lebensweisheit der Praktiker zu gut geſchrieben werden. Die Volkswirthſchaftslehre aber gilt

vielfach als die Erzeugerin des Actienſchwindels und Börſenſpiels, dieſer geduldeten Widerſacher des Nationalwohlſtandes. Sie ſtörte auch den Hausfrieden und die Selbſtherrlichkeit der Einzel-Wirthſchaft. Denn ſie unterfing ſich, deren Betrieb und Erfolge einer Prüfung zu unterziehen, zur Feſtſtellung des Zuſtandes des Volksvermögens. Zur Geſtaltung und Vermehrung deſſelben maßregelte aber Gewerbe und Handel mit vollkommenſter Willkühr die Volkswirthſchaftspflege. Trotz der vielfach nicht ökonomiſchen Erfolge vindicirten ſich dennoch die drei genannten Wiſſenſchaften dem verführeriſchen Namen: Nationalökonomie. Dazu wird noch nicht blos alles ſtaatliche Leben, ſondern auch das des ſtillen weltentſagenden Particuliers, wie das des aller Regel und Bevormundung feindlichen Independenten nach allen Richtungen hin ausgekundſchaftet und in Zahlen veranſchaulicht, aus welchen dann beliebigſt gefolgert wird. Dieſer Indiscretion macht ſich abermals eine Staatswiſſenſchaft ſchuldig: die Statiſtik, welche in ungebührlichſter Weiſe nicht blos wie früher beſcheiden an den Geburten, Ehen und Sterbefällen ſich genügen läßt, ſondern jetzt auch in alle Geheimniſſe des Staats- und Privatlebens einzudringen ſich vermißt.

Unheilſtiftend, unproductiv und rückſichtslos ſtehen die Staatswiſſenſchaften ſo da vor den Augen der Meiſten, und ein Staatswiſſenſchaftlicher erſcheint als ein ſchlimmer Prophet politiſchen Unwetters oder als ein Projecteur ex profesſo und Demobiliſirer des Credits oder als ein indiscreter Eindringling in das reſervirte Heiligthum ſtaatsmänniſcher Politik oder das des Hauſes. Mit den Staatswiſſenſchaftlichen wird auch die Staatswiſſenſchaft aus der bürgerlichen Geſellſchaft gewieſen und die Berufung auf die Hingehörigkeit der Staatswiſſenſchaften zum Staat iſt eine vergebliche. „Unpraktiſche Weisheit", das iſt das Verdammungsurtheil, welches der allergrößte Theil ſelbſt der ſ. g. Gebildeten den verfolgten Staatswiſſenſchaften nachruft.

Und doch treten wir ein in die bürgerliche Geſellſchaft und beobachten ihr Weſen, ihre Beſtandtheile und ihr Leben. Ueberall tritt eine Wirkung ſtaatlicher Erkenntniß oder Wiſſenſchaft uns entgegen. Den Wirkungen iſt man nicht abgeneigt, doch ſoll die Urſache verbannt werden.

Die bürgerliche Geſellſchaft entwickelte ihre ſtändiſchen Gliederungen aus den verſchiedenen Berufsweiſen. Mit friedlichem Ackerbau und gewaltſamem Kriegshandwerk treten in das germaniſche Staatsleben die beiden erſten Berufsſtände ein: Bauer und Ritter. Sie waren über das

ganze flache Land verbreitet und bauten und ſchützten es, ſoweit ihre Kraft reichte. Aber der Ertrag an Früchten verſorgte überreich das Land, der Ueberſchuß blieb unverwerthet. Da bemächtigten ſich der Ueberſchüſſe ſpeculirende Geiſter und verhandelten ſie der Nachfrage anderer Länderſtrecken, welche dagegen ihre Erzeugniſſe verſandten, die, anderen Unternehmern von den Beziehern überlaſſen, von jenen über das ganze Land hin abgeſetzt wurden. Dieſe Thätigkeit des Handelns und Verhandelns entwickelte einen neuen Berufsſtand: den Handelsſtand. Viele Bedürfniſſe konnten aber nur durch Verarbeitung von Rohſtoffen befriedigt werden und jene und dieſe, ſich gegenſeitig bedingend und fördernd, entwickelten in immer mannigfaltigerer Gliederung den Handwerkerſtand, deſſen Leiſtungen zu einem nicht geringen Theil in neuerer Zeit die Induſtriellen oder Fabrikanten übernahmen. Verſchiedene Elemente bildeten ſomit die ſtaatliche oder bürgerliche Geſellſchaft. Die Berufsſtände wurden im Verlaufe der Zeit beſtimmter abgegrenzt zu politiſchen. Aus dem Ritterſtande ging der Adel hervor, Kaufleute und Handwerker bildeten den Bürgerſtand und auf dieſen folgte der freie Bauernſtand. Die Macht der Kirche ſchloß ihre Diener aber zu einem beſonderen Stande zuſammen, der durch ſtaatliche Anerkennung politiſche Bedeutung errang, bis er durch das nivellirende Staatsbürgerthum der franzöſiſchen Revolution ſeinen politiſchen Stand verlor. Standeslos blieben die übrigen gelehrten Berufsmänner und ſchloſſen ſich nur als Staatsbeamte zu dem unächten Beamtenſtande zuſammen. Trotz Staatsbürgerthums treten aber als ächte Stände: Adel, Bürger und Bauer faſt überall hervor. Der Gelehrte mußte ſich bequemen, in den Bürgerſtand ſich einzureihen oder ihm nur zugezählt zu werden. Der Eindringling wurde mit einer beſonderen Vignette: „Literat" verſehen. Der ſich dennoch ſelbſtſtändig fühlende Literatencomplex brachte aber als Sauerteig die compacte Maſſe des Bürgerthums in Gährung. Dieſes indeß gedachte des goldenen Spruchs: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht", wehrte die unruhige literäriſche Zuthat möglichſt ab und ließ den Literaten nicht ein in ſeinen engeren politiſchen Verband. So iſt der Literat als ſolcher namentlich in unſern ſtädtiſchen Verhältniſſen noch jetzt ſeinen Mitbürgern politiſch nicht gleichberechtigt, indem ihm der Eintritt in den politiſch bevorzugten brüderlichen engeren Verband der Gilden (wenigſtens in Riga) verſagt wird. In anderen Ländern hat er im engeren politiſchen Kreiſe wie z. B. im Collegium der Stadtverordneten und im weiteren der Landesvertretung einen beſtimmenden politiſchen Antheil erhalten.

Aber ſehen wir uns weiter um in der bürgerlichen Geſellſchaft. Nicht die ſtändiſchen Verhältniſſe allein ruhen auf ſtaatlicher Grundlage und empfangen die Lehre für ihre Wechſelwirkungen aus einer Staatswiſſenſchaft: der inneren Politik, ſondern auch die auf gleicher Grundlage ruhende materielle, perſönliche und allgemeine, Wohlfahrt bedarf zu ihrer Förderung ſtaatswiſſenſchaftlicher Erkenntniß. Die Zeit iſt vorüber, wo der blos praktiſch gebildete Kaufmann und Landwirth mit Erfolg ihrer Beſchäftigung ſich hingeben konnten. Die erweiterten und vervielfältigten Verkehrsverhältniſſe haben den Handel bedeutend umgeſtaltet, und eine beſondere Staatswiſſenſchaft: die Handelswiſſenſchaft übernahm das Leben des Handels erklärend darzuſtellen. Auch das Land wird nicht mehr nach Bauernüberlieferungen und landwirthſchaftlichem Kalender bewirthſchaftet, die Naturwiſſenſchaft hat den Ackerbau vollſtändig umgeſtaltet. Aber auch die Kenntniß einer Staatswiſſenſchaft: der politiſchen Oekonomie wird dem Landwirth immer unentbehrlicher. Nur ſie kann die auch uns täglich abgedrungenen Betrachtungen über Werth und Preis der Güter richtig begründen und den Fragen über die Dauer der Preisſteigerung unſerer Grundſtücke und den Einfluß der Eiſenbahnen aus dem Innern des Reichs auf den Abſatz unſerer provinciellen Producte entſprechend begegnen.

Die materielle und ſittliche Wohlfahrt der bürgerlichen Geſellſchaft gedeiht indeß nur unter der Vorausſetzung, daß die derſelben entgegentretenden Hemmniſſe aus dem Wege geräumt werden. Die materielle Wohlfahrt bedingt die Feſtſtellung und das Verhältniß der Bevölkerung zu den Nahrungsmitteln (Populationiſtik), die Entfernung von Krankheitsurſachen und Heilung ausgebrochener Krankheiten (Medicinalpolicei), die Hülfe des Staates bei ſchwieriger Befriedigung der nothwendigen Lebensbedürfniſſe (Theuerungs- und Armenpolicei). Dagegen iſt in Hinſicht auf die geiſtige Perſönlichkeit des Staatsbürgers die Sorge des Staates gerichtet auf die Förderung der Verſtandesbildung durch Unterrichtsanſtalten und die Anſtalten zur Fortbildung des erwachſenen Geſchlechts (Bildungspolicei), auf die Förderung der religiöſen, äſthetiſchen und ſittlichen Bildung (Sittenpolicei). Alle dieſe allgemein menſchlichen Intereſſen umfaßt in ſtaatlicher Beziehung wiederum eine Staatswiſſenſchaft: die Policeiwiſſenſchaft, ein Zweig der inneren Politik. Der Begriff der Policei hat ſich hierbei nicht auf die einer Policeibehörde zugewieſene Thätigkeit zu beſchränken, ſondern geht wiſſenſchaftlich weit über den Umfang derſelben hinaus, indem er Grundſätze und Einrichtungen allſeitiger Wohlfahrt umfaßt, in ſoweit der Staat

die Durchführung derſelben zu bewirken befähigt und verpflichtet iſt. Dieſer Sorge des Staates ſchließt ſich die für das Vermögen der Bürger durch allgemeine Begünſtigung der Erwerbung von Eigenthum und durch Sicherung des bereits erworbenen Eigenthums gegen Zerſtörung durch Elementarereigniſſe und Förderung des Betriebes, namentlich durch Sorge für die Landwirthſchaft, den Handel und die Gewerbe an. Man hat die auf die letztgenannten Gegenſtände bezüglichen Lehren bald unter dem Namen der Volkswirthſchaftspflege zuſammengefaßt, bald der Policeiwiſſenſchaft zugezählt. Das Erſtere iſt wohl, wie es ſich ſchon aus der Natur der behandelten Gegenſtände ergiebt, das Richtigere. Daß nun aber die volkswirthſchaftliche Pflege des Vermögens der Einzelnen, der Landwirthſchaft, des Handels und der Gewerbe auf die Wohlfahrt aller Staatsbürger von Einfluß wird und daher nicht blos bald für dieſen bald für jenen Berufsſtand von Intereſſe iſt, bedarf wohl keines Beweiſes. Die Gegenſtände beider Wiſſenſchaften ſind zugleich größtentheils ſolche, welchen die ſ. g. gemeinnützige Thätigkeit mit Erfolg ſich zuwenden kann und in Bezug auf welche ſie die ſtaatliche Thätigkeit zur Erreichung des geſteckten Zieles, der materiellen und geiſtigen Wohlfahrt, weſentlich unterſtützen und ergänzen, ja erſetzen muß. Auch eine gemeinnützige Thätigkeit bedarf des Wiſſens, das bloße Wollen genügt nicht. Der unſerer provinciellen gemeinnützigen Thätigkeit geſtellten Aufgaben giebt es genug, indem manches von uns erſt zu Erſtrebende anderwärts bereits praktiſch durchgeführt iſt, manches Beſtehende einer durchgreifenden Reform bedarf. Wir erinnern nur beiſpielsweiſe an ſolche gemeinnützige Anſtalten: wie die Verſicherungsanſtalten, welche zu einem nicht geringen Theil, zum Nachtheil des Geſammtvermögens unſerer Provinzen, nur als Agenturen auswärtiger Vereine wirken und für welche das allein richtige Princip gegenſeitiger Verſicherung der Gemeindeglieder nur noch ſelten in Anwendung getreten iſt. Wir erinnern an die Fürſorge für unmittelbar nothwendige Bedürfniſſe, wie Fleiſch und Brot, welche in Bezug auf die Beſchaffenheit in kleineren und den Preis in größeren Städten den gerechten Anforderungen der Bevölkerung nicht entſprechen. Wir erinnern ferner an die Nothwendigkeit einer zweckentſprechenden Beleuchtung, welche in das Stadium des Gaſometers in unſeren Provinzen, unſerem Wiſſen nach, noch nirgends eingetreten iſt. Die darauf bezüglichen Projecte entſchädigen uns nicht für ihre Verwirklichung. Wir heben endlich noch beiſpielsweiſe die der Centraliſation ermangelnde Armenpflege hervor, mit den vielfach auseinandergehenden und

ſich kreuzenden Beſtrebungen verſchiedener Vereine für einen und denſelben Zweck an einem und demſelben Orte und der oft mangelhaften Verwendung der in ihrer Geſammtheit keineswegs geringen Mittel. Schon dieſe wenigen Beiſpiele werden den Gegenſtand der gemeinnützigen Thätigkeit anzudeuten geeignet ſein, welche unter Benutzung der Erfahrungsſätze der Wiſſenſchaft extenſiv und intenſiv ſich ſteigern wird.

Damit aber jeder Staatsbürger in ſeiner Stellung und Wirkſamkeit das rechte Maß halte, hat ihm das Geſetz ſeine rechtliche Stellung gegenüber dem Staate im Staatsrecht angewieſen. Auch die Kenntniß dieſes Rechts, namentlich des Stände- und Behördenrechts, gebührt gebildeten Staatsgenoſſen und Staatsbürgern. Denn es iſt wohl ein Beweis ſtrafwürdiger Gleichgültigkeit gegen das uns gewährte, von unſeren Vorfahren vererbte Recht, wenn wir blos unſeren Stimmführern und ſtändiſchen Beamten die Kenntniß deſſelben überlaſſen wollen, alſo etwa der Adel ſeinen Vertretern und Gerichtsgliedern, die Bürgerſchaft ihrer Obrigkeit und Leitung, dem Rath und den Aelterleuten. Ein Ständeglied oder ein Staatsbürger, welche ihre Rechte nicht kennen, ſind nicht guter Art und es geziemt ihnen dann auch nicht eine Kritik der Handhabung des Rechts, denn zu dieſer bedürfen ſie nothwendig einer Kenntniß des Rechtes ſelbſt. Auch dieſes Recht iſt wiſſenſchaftlich begründet und dargeſtellt und die Erkenntniß desſelben dadurch gefördert.

Wir haben der Stellung der inneren Politik und ihrer Theile: der politiſchen Oekonomie und der Policeiwiſſenſchaft, ſo wie des Staatsrechts in der bürgerlichen Geſellſchaft gedacht und ſind bemüht geweſen, die Brauchbarkeit und für den Praktiker, ſei er nun ein ſtaatlicher, ſtändiſcher oder freiwillig-gemeinnütziger, die Nothwendigkeit dieſer Staatswiſſenſchaften darzulegen, während der Theoretiker, nach bewieſener Nothwendigkeit in Bezug auf die Brauchbarkeit, keine weiteren Zweifel hegen darf. Indeß iſt damit die Reihe der Staatswiſſenſchaften, welche in der bürgerlichen Geſellſchaft eine Stellung beanſpruchen, nicht abgeſchloſſen. Der Praktiker verlangt mit Recht nach Thatſachen und der Theoretiker empfindet dieſes Bedürfniß gewiß nicht minder. Dieſe Thatſachen, welche jenen genannten Wiſſenſchaften zu Grunde liegen, ſammelt die Praxis der Statiſtik. Indeß kann dieſe nur ſammeln, was das Leben ihr bietet und wo Combinationen Thatſachen erſetzen müſſen, iſt ein Nothſtand vorhanden, während Combinationen aus Thatſachen dieſe erſt verwerthen. Was und wie zu ſammeln ſei und das Geſammelte mit den auf daſſelbe begründeten Schlußfolgerungen bietet

die Wiſſenſchaft der Statiſtik. Wie viel aber noch in unſeren Provinzen in der Theorie und Praxis der Statiſtik geleiſtet werden muß, weiß Jeder, welcher auf Thatſachen geſtützt theoretiſch oder praktiſch eine provinzielle Leiſtung beabſichtigt. Dieſer Mangel hat uns in das Gebiet des Allgemeinen hineingetrieben, wobei denn natürlich das Allgemeine im Beſonderen nicht zutrifft und dadurch manche nothwendige und nützliche Reform als unpraktiſch erſcheint und unterbleibt. Denn der Provincialismus, welcher den Kosmopolitismus modificiren und die Allgemeinheit dadurch auf die Beſonderheit anwendbar machen ſoll, ſtellt ſich unſerem Auge in viel zu unſicheren Zügen dar, als daß wir ſorgfältig prüfen und demnach erkennen könnten, was da iſt und ſein ſoll. Für die Praxis der Statiſtik ſind wir aber vielfach auf freiwillig-gemeinnützige Thätigkeit hingewieſen, und wer ein Intereſſe hat am Provinziellen, der ſammle. Welch reiches ſtatiſtiſches Material könnten z. B. unſere Landwirthe, unſere Prediger, beſonders die auf dem flachen Lande, unſere Aerzte, unſere Kaufleute und Induſtriellen der Statiſtik überliefern, wenn ſie die in ihrem praktiſchen Wirkungskreiſe ſich bietenden Thatſachen von Bedeutung in ihren Mußeſtunden aufzeichnen und der Statiſtik einer gemeinnützigen Geſellſchaft ihrer Provinz überliefern wollten. Wir gelangten ſo zu einer Statiſtik von Stadt und Land, des Handels und der Gewerbe, der Lebensverhältniſſe in geſundem und kranken Zuſtande. Hat doch die Lübecker gemeinnützige Geſellſchaft in einer eigenen Abtheilung für ſtatiſtiſche Zwecke ſich der Beförderung der localen Statiſtik mit Erfolg zugewandt. Oft wird freilich ein ſtatiſtiſcher Sammler als Kleinigkeitskrämer parodirt, aber auch hier gilt es, im Geringſten treu ſein. Auf zahlreiche und vielfältige landwirthſchaftliche, commercielle und induſtrielle Data geſtützt, würde eine wahre Einſicht in die beſte und vortheilhafteſte Weiſe des localen Betriebes der Landwirthſchaft, des Handels und der Induſtrie erlangt werden. Es iſt daher Pflicht eines Jeden, der Aufſchlüſſe aus ſeinem Betrieb dieſer Zweige zu geben vermag, ſie dem Gemeinwohl darzubringen und nicht engherzig aus der Beſorgniß, ſeinen Betrieb dadurch gefährlicher Concurrenz preiszugeben, das werthvolle ſtatiſtiſche Material der Mitbenutzung zu entziehen. Es iſt dies nicht nur ein erlaubter, ſondern ein durch die ſtaatsbürgerliche Pflicht gebotener Communismus.

Sämmtliche Staatswiſſenſchaften haben wir freilich auch hiermit nicht vorgeführt, es fehlen noch die äußere Politik und das Völkerrecht. Indeß ſind dieſe doch nicht unmittelbar von Einfluß auf die bürgerliche

Geſellſchaft, ſondern nur mittelbar, und es wäre zu viel verlangt, wenn auch in Bezug auf dieſe eine, ſelbſt auch nur allgemeine wiſſenſchaftliche Vorbildung geradezu als nothwendig ſelbſt für die hervorragenderen Vertreter der unmittelbar praktiſchen nicht gelehrten und zum Theil auch gelehrten Berufsſtände verlangt würde. Denn dieſe Bildung wird keineswegs ſo leicht gewonnen als Viele vermeinen, die weil ſie über die Gegenſtände des äußeren Staatslebens urtheilen, auch ein begründetes Urtheil blos auf ihren geſunden Menſchenverſtand und allgemeine hiſtoriſche Kenntniſſe hin beanſpruchen. Die ſtaatlichen internationalen Beziehungen als die Beziehungen verſchiedener Staaten ſetzen nicht blos die Erkenntniß eines einzelnen Staates, ſondern mehrerer, ja aller vorzüglicheren, insbeſondere in ihren rechtlichen und wirthſchaftlichen Verhältniſſen voraus. Solche Erkenntniß erlangt man aber nur durch tiefer eingehende Studien, nicht durch flüchtigen Einblick in irgend welch encyklopädiſches Werk oder durch Journalartikel. Aber wenngleich nun die Gegenſtände jener Wiſſenſchaften wie die praktiſche Verwerthung ihrer Grundſätze der bürgerlichen Geſellſchaft weiter abliegen, als die geſammten Wiſſenſchaften des inneren Staatslebens, ſo iſt doch das Intereſſe für ſie nicht ſelten allgemeiner anzutreffen. Freilich beſcheidet ſich die Betheiligung der Meiſten an den Tagesberichten, ohne nach den tieferen Urſachen derſelben zu forſchen. Ein flüchtiges Durcheilen der telegraphiſchen Depeſchen oder des politiſchen Barometers: der Coursberichte der Weltbörſen, ſind oft die einzigen Stützpunkte politiſcher Berechnungen. In der That iſt das kaufmänniſch oft genügend. Indeß könnte doch auch hier keine wohl begründete Combination ſtattfinden ohne eine gute Einſicht in die Tragweite des gemeldeten politiſchen Ereigniſſes, denn die Börſenſcala allein iſt in Berückſichtigung der auf ſie ihren Einfluß ausübenden Börſenſchwindeleien eine gar zu trügeriſche. Jene Einſicht erfordert aber politiſche Durchbildung, und dieſe fortgeſetztes Studium der politiſchen Geſchichte zur Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit. Tüchtige Leitartikel oder tüchtige politiſche Kritik der Zeitblätter könnten freilich jenes Studium einigermaßen erſetzen, aber beſitzen wir etwa viele ſolchen Anforderungen entſprechende Blätter? Leider iſt die Zahl derſelben gegenüber der großen der unbrauchbaren eine ſehr kleine und auch dieſe verflüchtigt ſich faſt vollſtändig, wenn man das nothwendige Requiſit der Wahrheit und Allgemeinheit: die Unpartheilichkeit fordert. So bleibt Vieles der eigenen Einſicht und dem eigenen Urtheil überlaſſen, wenn man es nicht etwa vorzieht, was wir von keinem wahrhaft Gebildeten

und Aufgeklärten vorausſetzen, auch auf dieſem Gebiet gläubig zu ſein und ſeine Confeſſionen aus den Leitartikeln einer Zeitung, etwa der mindeſtens in ſich geſchloſſenen und conſequenten Kreuzzeitung zu entnehmen. Selbſtſtändiges politiſches Urtheil kann aber dann nicht beanſprucht werden und in der That äußert ſich auch bei ſolchen Geleitartikelten ihr politiſches Raiſonnement in Wiederholung der Anſchauungen des für ſie maßgebenden Organes, ihres politiſchen Evangeliums.

Sollte dem Verf. mit dieſen Andeutungen an die praktiſche Wichtigkeit der Staatswiſſenſchaften auch für unſere Provinzen zu mahnen gelungen ſein, ſo wird es in einem Organe allgemeiner Bildung und einem provinciellen ihm vielleicht auch geſtattet ſein, auf die entſprechenden literäriſchen Erſcheinungen mit Berückſichtigung unſerer Zuſtände hinzuweiſen, damit gewiſſermaßen immer wieder auf's Neue an das erinnert werde, was einem gebildeten Staatsbürger und was unſerer provinciellen bürgerlichen Geſellſchaft zu wiſſen und erreichen Noth thut.

A. Bulmerincq.

Nachtrag zu dem Aufſatze über

„Telegraphie und Naturwiſſenſchaft.“

Vor kurzem hat der Director der Pariſer Sternwarte, Herr Leverrier, eine kleine, aber höchſt wichtige Brochüre veröffentlicht, durch die wir Nachricht von einer neuen Erweiterung ſeiner telegraphiſchen Correſpondenz erhalten, die ſeit dem 1. April ins Leben getreten iſt. Sie beſteht darin, daß in den wichtigſten Seehäfen nicht allein, wie bisher, der Stand der meteorologiſchen Inſtrumente, ſo wie Wind und Witterung, ſondern auch der Zuſtand des Meeres, namentlich in Beziehung auf Ruhe und Bewegung, angegeben wird, und daß die tägliche Mittheilung nicht allein nach Paris, ſondern unmittelbar von einem Seehafen nach dem andern telegraphirt wird.

Man wird ſich des furchtbaren Sturmes im Jahre 1855 erinnern, der auf dem ſchwarzen Meere ſo vielen Schiffen verſchiedener Nationen ſo verderblich ward und Hunderten von Menſchen das Leben koſtete. Ueber dieſen Sturm ſammelte man alle Nachrichten, die aus irgend einer Gegend der europäiſchen Meere zu erlangen waren, und es hat ſich ergeben, daß er in den Weſthäfen (dem biscayiſchen Meere) $3^1/_2$ Tage vor ſeinem Losbruch im ſchwarzen Meere bemerkt worden, daß er in dieſer Zwiſchenzeit von Weſten nach Oſten über Land und Meer mit verſtärkter Heftigkeit fortſchritt und ſeine größte Wuth im ſchwarzen Meere äußerte. Hätten damals Telegraphenverbindungen zwiſchen den Häfen des

biscayischen, mittelländischen und schwarzen Meeres bestanden, so wären alle diese Schiffe, rechtzeitig gewarnt, ruhig im Hafen geblieben und hätten ihn nicht verlassen, bis der Telegraph bessere Nachricht brachte und der Sturm sich gelegt hatte.

Angesichts solcher Facta muß ich jedes Wort, das die Wichtigkeit der oben erwähnten Einrichtung etwa noch beweisen sollte, für überflüssig erachten und beschränke mich hier darauf, Thatsächliches zu berichten, Wünsche und Vorschläge aufzustellen und sie der weitern Beachtung zu empfehlen.

Nur die Vollständigkeit der Nachrichten, so wie ihre genaue Vergleichung und Discussion konnte die erwähnte Thatsache der successiven Fortpflanzung des Sturmes außer Zweifel setzen. Denn da an dem Tage, wo das schwarze Meer heimgesucht wurde, ein neuer Sturm die Westküsten Englands, Frankreichs und Spaniens traf, so hätte eine blos oberflächliche Zusammenstellung beide für identisch halten können. Eben so wie die Fluthwelle des Oceans an den brasilischen und englischen Küsten gar wohl gleichzeitig sein kann, ohne dieselbe zu sein (denn um von Brasilien bis England zu gelangen bedarf die Fluthwelle die ganze Zwischenzeit zweier auf einander folgender Fluthen) gehört auch hier der Sturm, der am kritischen Tage Europas Westküsten traf, einer neuen Luftwelle, der im schwarzen Meere der nächst vorhergehenden an. Wien und Triest hatten an diesem Tage ruhiges Wetter, denn der erste Sturm war schon an ihnen vorübergegangen und der zweite hatte sie noch nicht erreicht.

Wir kennen überhaupt noch nicht das Gesetz der Stürme, aber wir werden es kennen lernen, wenn erst Veranstaltungen wie die in Rede stehende, Jahrzehende hindurch bestanden haben werden. Alles Construiren a priori ist hier werthlos: wir brauchen Beobachtungen, zahlreiche, genaue, lang und beharrlich fortgesetzte, über ein möglichst weites Gebiet sich verbreitende. Ob es jemals möglich werden wird, alles Seeunglück, ja selbst nur alles der bezeichneten Art zu verhüten, bleibe dahingestellt. Aber wie es schon jetzt, und seit wir hinreichend verläßliche Mondtafeln besitzen, nicht mehr vorkommen kann, daß ein Schiff in einen falschen Hafen, den es für den richtigen angesehen hat, einlaufe, es sei denn in Folge grober und unverzeihlicher Unwissenheit, so wird auch in Zukunft, wenigstens in unsern europäischen Meeren, es nicht leicht mehr geschehen, daß ein Schiff ungewarnt den Hafen verlasse.

Es möge hier eine Liſte folgen, aus welcher man die jetzt in Frankreich beſtehende Einrichtung der telegraphiſchen Hafencorreſpondenz erſehen und daraus abnehmen kann, was in andern Ländern geſchehen müſſe und wie die Sache einzurichten ſei:

Dünkirchen	empfängt	Mittheilung	von	Havre, Cherbourg, Breſt
Dieppe	„	„	„	Cherbourg, Dünkirchen
Havre	„	„	„	Dünkirchen, Cherbourg, Breſt
Cherbourg	„	„	„	Dünkirchen, Havre, Breſt
Breſt	„	„	„	Dünkirchen, Cherbourg, Rochefort, Bayonne
S. Malo	„	„	„	Cherbourg, Breſt
L'Orient	„	„	„	Breſt, Cherbourg, Rochefort, Bayonne
Nantes	„	„	„	Breſt, Rochefort, Bayonne
Rochefort	„	„	„	Breſt, Bayonne
Bordeaux	„	„	„	Breſt, Rochefort, Bayonne
Bayonne	„	„	„	Breſt, Rochefort
Cette	„	„	„	Marſeille
Marſeille	„	„	„	Cette, Antibes
Toulon	„	„	„	Cette, Marſeille, Antibes

und von allen insgeſammt erhält Paris Mittheilungen.

Dieſer „Service météorologique des côtes de la France“ iſt wie oben erwähnt ſeit dem 1. April ins Leben getreten und wer möchte nicht in den Wunſch einſtimmen, daß er ſich recht bald zu einem Service des côtes de l'Europe entière erweitern und daß er auch dabei nicht ſtehen bleiben möge.

Schon hat England ſeine Zuſtimmung gegeben, und binnen kurzem werden Scarborough, Portland, Cap Lezard, Cork und Galway in den obigen Kreis eintreten.

Man wünſcht ferner in Frankreich den Hinzutritt von

Corunna, Cadix, Carthagena, Barcelona, Mahon in Spanien;

Genua, Cagliari in Sardinien;

Texel in Holland;

und erklärt ſich bereit, nicht nur an die genannten Orte gegenſeitige Mittheilungen, ſo weit dies gewünſcht wird, gelangen zu laſſen, ſondern auch die ruſſiſchen, preußiſchen, öſterreichiſchen, belgiſchen, däniſchen, ſchwediſchen, italieniſchen und portugieſiſchen Häfen mit den von ihnen gewünſchten Mittheilungen telegraphiſch zu verſorgen.

Die Wiſſenſchaft kann allerdings keinen Unterſchied machen und Mittheilungen von Oſt nach Weſt ſind ihr genau eben ſo wichtig und nothwendig als umgekehrt. Das unmittelbare praktiſche Bedürfniß des

Seefahrers jedoch — und für dieses sind eigentlich die telegraphischen Mittheilungen zwischen den Häfen unter sich berechnet — wird allerdings Mittheilungen aus West und den benachbarten Kompaßstrichen als das Wichtigere bezeichnen, denn erfahrungsgemäß kommen die Stürme, welche Gefahr drohen, vorherrschend, wenn nicht ausschließlich, aus den westlichen Meeren und rücken gegen Osten fort. Doch es handelt sich hier gewiß nicht um eine ängstliche Abwägung des Empfangens und Gebens; sondern wenn irgendwo, so sollte hier jede Nationaleifersucht und jedes selbstsüchtige Interesse schweigen. Denn hier ist nicht die Rede von einer Rivalität einer Nation gegen die andre, sondern von einem Kampfe des gesammten Menschengeschlechts gegen die Uebel der Natur, und dieser gemeinsame Kampf ist Allen geboten, und Allen kommt er zu Gute.

Wir können nicht umhin, den Zweck des Ganzen mit den eignen Worten Leverriers zu bezeichnen:

„Signaler un ouragan dès qu'il paraîtra en un point de l'Europe, le suivre dans sa marche au moyen du télégraphe et informer en temps utile les côtes qu'il pourra visiter, tel devra être en effet le dernier résultat de l'organisation que nous poursuivons. Pour atteindre ce but, il sera nécessaire d'employer toutes les ressources du réseau européen, et de faire converger les informations vers un centre principal, d'où l'on puisse avertir les points menacés par la progression de la tempête."

Wenn die oben bezeichneten Hafenorte fast ausschließlich atlantische und mittelländische sind, so scheinen die Ostseehäfen (und nicht die russischen allein) ein eben so großes Interesse an gegenseitigen Mittheilungen der bezeichneten Art zu haben. Ohne sie aus dem allgemeinen Verbande ausschließen zu wollen, scheint es allerdings, daß im Großen geschehen müsse, was Riga und Bolderaa, Petersburg und Kronstadt im Einzelnen begonnen haben. Die russischen, schwedischen, deutschen und dänischen Häfen müssen unter sich eine telegraphische Kette bilden nach dem Muster der vorstehend bezeichneten, und einer dieser Punkte (Petersburg scheint vor allen dazu berufen, schon allein darum weil er der östlichste ist) müßte als Centralpunkt des baltischen Netzes alle diese Nachrichten zusammenstellen und die praktisch wissenschaftlichen Resultate aus ihnen ziehen, die allein eine Grundlage geben können für eine immer zweckmäßiger sich gestaltende Einrichtung des Ganzen.

Aber warum auf Europas Meere sich beschränken in einer Zeit, wo

Rußlands Flagge auch in dem fernſten der Oceane zur Bedeutung und Geltung gelangt? Warum, was bei uns als heilſam erkannt iſt, nicht auch den Oſtküſten des großen Reichs zu Gute kommen laſſen? Die Typhone der oſtaſiatiſchen Gewäſſer — wer hätte nicht von ihrer Furchtbarkeit, wer nicht von den zahlreichen Schiffen gehört, die ſie ins Verderben geriſſen haben? Oder beſorgt man, daß Japaner, Chineſen, Koreaner beharrlich widerſtreben werden in einer Sache, die doch auch zu ihrem Heil gereichen muß und die Niemand benachtheiligen kann? Es kommt ſicher nur auf die Art und Weiſe an, wie man ihnen die Sache vorſtellig macht.

Möge alſo recht bald, recht gründlich und an recht vielen Punkten eine ohnehin gar nicht ſo ſchwierige noch übermäßig koſtſpielige Einrichtung ins Leben treten. Die Folge wird ſein: ein reeller Gewinn für die Wiſſenſchaft und eine alljährlich fortſchreitende Abnahme der Verluſte an Geld und Menſchenleben, die wir bisher der See als Tribut zahlten. Die Frequenz des Seeverkehrs wird ſteigen, aber die Zahl der Schiffe, die durch Stürme zu Grunde gehen, wird je länger deſto mehr gegen Null hin convergiren.

Mädler.

Ueber die Autonomie der livländiſchen Städte.

Nach Emanirung des Provinzialrechts der Oſtſee-Gouvernements wurden die darin enthaltenen, auf die Stadtverwaltung bezüglichen autonomiſchen Beſtimmungen ein Gegenſtand verſchiedenartiger Interpretation; namentlich wurde das Recht der livländiſchen Städte, wie das der Stadt Reval, die ihrer Jurisdiction unterworfenen Stadtbewohner in Grundlage des Provinzialrechts mit außerordentlichen Abgaben zu belaſten, ein Gegenſtand vielfacher Anfechtung. Die Städte beriefen ſich dabei auf ihre Deutung der Art. 1179, 1202, 1205 und 1223 des Provinzialrechts Thl. II. und eben dieſe Deutung wurde andererſeits in erhebliche Zweifel gezogen; der hieraus entſtandene Conflict fand ſeine Erledigung auf praktiſchem Wege durch geſonderte Behandlung der concreten Fälle, die Principienfrage blieb indeß wenigſtens auf dem Wege der Geſetzgebung ungelöſt, und ſo mag es nicht ohne Intereſſe ſein, hier jener beharrlich angefochtenen wie gewiſſenhaft vertheidigten Anſchauungsweiſe eine hiſtoriſche Erinnerung zu weihen, die eben als eine Reminiscenz des Geſchehenen deshalb keinen Anſpruch auf erſchöpfende Behandlung zu erheben im Stande iſt.

Zum näheren Verſtändniß der Sache iſt vor allem die wörtliche Anführung der bezüglichen Geſetzesſtellen erforderlich. Der Art. 1179 des Provinzialrechts Thl. II. bezieht ſich auf die Gildenverſammlungen der Stadt Riga und beſagt: „Gegenſtände der Gildenverſammlungen ſind überhaupt: — 2, die Berathung über Angelegenheiten, welche ſich auf die Stadtgemeinde in ihrer Geſammtheit beziehen und in Betreff welcher be-

ſtimmte Verordnungen oder Vorſchriften mangeln. Es gehört dahin unter andern: a) die Feſtſtellung neuer ſtädtiſcher Einrichtungen zum Beſten der Stadtgemeinde oder Ergänzungen der beſtehenden Einrichtungen; b) die Berechnung der außerordentlichen Abgaben, die zum Beſten der Stadtkaſſe, oder auf Allerhöchſten Befehl zum Beſten des Reichsſchatzes von Jedem zu entrichten ſind." Die Artikel 1202 und 1205 beſagen und zwar:

Artikel 1202. „Iſt der Rath mit dem einſtimmigen Beſchluſſe beider Gilden einverſtanden, ſo hat derſelbe rechtsgültige Kraft."

Artikel 1205. „Ein auf die obige Weiſe gefaßter Beſchluß hat für alle diejenigen bindende Kraft, welche unter der Jurisdiction der ſtädtiſchen Verwaltung ſtehen."

Der Artikel 1223 verleiht den kleineren livländiſchen Städten daſſelbe Recht wie Riga, wie denn auch der Art. 631 des Provinzialrechts Thl. I. beſagt, daß die Verfaſſungen der Kreis- und Landſtädte im allgemeinen auf derſelben Grundlage beruhen wie die von Riga.

Die auf die Stadt Reval bezüglichen Stellen ſind in den Artikeln 1232 und 1236 des Provinzialrechts Thl. II. enthalten. In dieſen heißt es und zwar in dem

Artikel 1232. „Gegenſtände der Gildenverſammlungen ſind: — 5, die Beſtimmung außerordentlicher Abgaben, welche auf den Antrag des Rathes zum Beſten der Stadt oder zu einem anderen gemeinnützigen Zwecke von den Bürgern zu entrichten ſind."

Artikel 1236. „Haben beide Gilden einen einhelligen Beſchluß gefaßt und der Rath iſt demſelben beigetreten, ſo wird dieſer Beſchluß für definitiv erachtet."

Aus dieſen Artikeln folgerten die Städte das Recht:

a) zum Beſten der Stadtgemeinde die Erhebung außerordentlicher Abgaben in der angeführten Weiſe beſchließen zu dürfen;

b) die hierüber gefaßten Beſchlüſſe ohne weiteres als verpflichtend für ſämmtliche der Stadt-Jurisdiction unterworfenen Gemeindeglieder zu erachten.

Dieſes Recht wurde nun beſtritten, weil in den livländiſchen Städten die angeführten Gemeindebeſchlüſſe volle verbindliche Kraft nur bei denjenigen Gegenſtänden hätten, welche der Beprüfung und Beurtheilung der Verſammlung der Bürgergemeinde in Gemäßheit des Artikels 1179 unterlägen. Dieſer Artikel zähle jene Gegenſtände auf und ſpreche nicht von der Feſtſetzung, ſondern nur von der Repartition der Steuern und zwar

nur der außerordentlichen Steuern. Aus diesem Grunde hätten die Bürgergemeinden der livländischen Städte nicht ein gesetzliches Recht, eine beständige Steuer von den städtischen Einwohnern festzusetzen und um soweniger, als von den Personen, welche dieser Steuer unterworfen seien, viele nach dem Provinzialrechte zum Bestande der Bürgermeinde nicht gehörten; deshalb sei denn behufs der Bestätigung einer derartigen Steuer im Hinblicke auf den aus den allgemeinen Reichsgesetzen in das Provinzialrecht aufgenommenen Artikel 1483 Thl. II. des Provinzialrechts, in welchem es heißt: „Keine Obrigkeit oder Amtsperson darf ohne eigenhändige Unterschrift Kaiserlicher Majestät den Bürgern Abgaben, Lasten oder Dienste außer den gesetzlichen bestimmten auferlegen," so wie im Hinblicke auf den Artikel 2 des Provinzialrechts Thl. I., der besagt, daß in den Ostsee-Gouvernements in allen den Fällen, in welchen Ausnahmen von den allgemeinen Vorschriften nicht festgestellt seien, die Wirkung der allgemeinen Gesetze des Reiches ihre volle Kraft behalten, die Einholung der Allerhöchsten Genehmigung erforderlich.

Zur Würdigung dieser Ansicht bedarf es nun eines näheren Eingehens auf den Inhalt und Sinn des zu Hülfe gerufenen Artikels 1179 des Provinzialrechts. Dieser Artikel zählt keineswegs alle Gegenstände auf, über welche Gemeindebeschlüsse mit verbindlicher Kraft gefaßt werden dürfen, er bezeichnet vielmehr im Punkte 2 im allgemeinen als Gegenstände der Gildenversammlungen die Berathung über Angelegenheiten, welche sich auf die Stadtgemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen und in Betreff welcher bestimmte Verordnungen oder Vorschriften mangeln und führt sodann beispielsweise als derartige Angelegenheiten an: a) die Feststellung neuer städtischer Einrichtungen zum Besten der Stadtgemeinde oder Ergänzungen der bestehenden Einrichtungen; b) die Berechnung der außerordentlichen Abgaben, die zum Besten der Stadtkasse oder auf Allerhöchsten Befehl zum Besten des Reichsschatzes von Jedem zu entrichten sind. Bei der näheren Betrachtung dieser beispielsweise aufgeführten zwei Punkte ergiebt sich unwiderleglich, daß der Punkt b nur eine Consequenz des Punktes a ist. Die Feststellung neuer städtischer Einrichtungen kann kaum ohne einen Aufwand von Mitteln gedacht werden, deren sie bedürfen, um in Wirksamkeit treten zu können. Der Beschluß über derartige Einrichtungen wird also auch immer die Aufbringung der Mittel zu ihrer Verwirklichung in sich begreifen müssen. Hieraus folgt denn eben so nothwendig die Berechnung (wie der deutsche Text sich ausdrückt) oder die Repartition der er-

forderlichen außerordentlichen Abgaben; bei welchen in dem Punkte b zuſatzweiſe auch des Falles Erwähnung geſchieht, wo derartige Abgaben auf Allerhöchſten Befehl erhoben werden ſollen. Gerade dieſe Faſſung des Punktes b, wo der außerordentlichen Abgaben zum Beſten der Stadtkaſſe oder der auf Allerhöchſten Befehl zum Beſten des Reichsſchatzes zu entrichtenden Abgaben als zweier verſchiedener Kategorieen von Abgaben gedacht wird, liefert den Beweis, daß die reichsgeſetzliche Vorſchrift des Artikels 1483 Thl. II. den durch geſetzliche Gemeindebeſchlüſſe geſchaffenen außerordentlichen Abgaben kein Hinderniß bereitet noch auch dieſe Abgaben von der Allerhöchſten Beſtätigung abhängig macht, da der letzteren Art von Abgaben als einer verſchiedenen von denen zum Beſten der Stadtkaſſe erwähnt wird. Die Allerhöchſte Beſtätigung wird nur da erfordert, wo Abgaben, Laſten oder Dienſte auferlegt werden ſollen, die nicht zu den geſetzlich beſtimmten gehören. Nun gehören aber die Abgaben, welche durch geſetzliche Gemeindebeſchlüſſe geſchaffen werden, zu den geſetzlich beſtimmten, weil durch das Provinzialrecht jenen Beſchlüſſen die Geſetzeskraft beigelegt wird, welche die Stadtangehörigen zur Entrichtung der alſo beſchloſſenen Abgaben verpflichtet, und dieſe Beſtimmung bildet eben eine Ausnahme von den allgemeinen reichsgeſetzlichen Vorſchriften. Zu den geſetzlich nicht beſtimmten würden nur diejenigen gehören, die etwa von der Stadtobrigkeit einſeitig oder von Gouvernements- oder höheren Reichsbehörden ohne vorherige Allerhöchſte Sanction auferlegt werden wollten.

Wird endlich auf den Ausdruck „außerordentliche Abgaben" ein Gewicht gelegt und demſelben „beſtändige Abgaben" entgegengeſtellt, ſo hat, da der natürliche Gegenſatz von außerordentlich nicht „beſtändig", ſondern „ordentlich" in der gewöhnlichen Ordnung iſt, damit doch ausgedrückt werden ſollen, wie außerordentliche Abgaben nie beſtändig ſein dürfen. Dies hieße aber die in dem Art. 1179 ausgeſprochene Befugniß in Schranken einzwängen, die weder durch den Wortlaut noch durch den Sinn gerechtfertigt werden. Es iſt darin die Befugniß der Feſtſtellung neuer ſtädtiſcher Einrichtungen zum Beſten der Stadtgemeinde ausgeſprochen. Dieſe Einrichtungen können freilich vorübergehende ſein, in der Regel werden ſie aber den beſtändigen angehören d. h. denjenigen Einrichtungen, die nicht auf eine beſtimmte Zeitdauer, nach deren Ablauf ſie enden, ſondern die für ein beſtimmtes Bedürfniß gegründet ſind, deſſen Erlöſchen zunächſt nicht ermeſſen werden kann. Zudem iſt der Begriff „beſtändig" ein ſehr relativer. Abgaben, die ſich eine Reihe von Jahren wiederholen, ſind darum keine beſtändigen. Die

Geschichte der Abgabensysteme anderer Staaten weiset nach, daß es außerordentliche Kriegssteuern, z. B. die Türkensteuer, gegeben, die Jahrhunderte lang gedauert. Die Bezeichnung „außerordentlicher Abgaben" kann nur den Sinn haben, daß ein neues Bedürfniß nicht durch die gewöhnlichen Mittel hat befriedigt werden können, daß eine außerordentliche Abgabe zu dessen Gunsten neu geschaffen werden müssen, und jene Abgabe wird so lange dauern, als jenes Bedürfniß nicht durch die sich mehrenden gewöhnlichen Mittel gedeckt werden kann, sondern der außerordentlichen Beihülfe bedarf.

Das Gewicht, welches nach dem erhobenen Einwand auf eine beständige Steuer im Gegensatze zu einer außerordentlichen gelegt wird, erscheint noch verstärkt durch den Umstand, daß diese Steuer auch von denjenigen Personen entrichtet werden soll, welche nach dem Provinzialrechte zum Bestande der Bürgergemeinde nicht gehören. Diesem Bedenken treten jedoch die Artikel 1202, 1205 und 1236 entscheidend entgegen. Der Artikel 1205 unterwirft den gesetzlichen Gemeindebeschlüssen alle diejenigen Personen, welche unter der Jurisdiction der städtischen Verwaltung stehen. Zu diesen Personen gehören aber alle zu einer Stadt Verzeichneten ohne Ausnahme. Nach der abweichenden Verfassung der Städte der Ostsee-Gouvernements steht aber das politische Recht nur der eigentlichen Bürgerschaft oder vielmehr den beiden dieselbe bildenden städtischen Corporationen oder Gilden zu. So lange diese Verfassung zu Recht besteht, so lange die eigentliche Bürgergemeinde im engeren Sinne die ausschließliche Befugniß der Berathung und Beschlußnahme in Gemeindeangelegenheiten hat — und diese Befugniß steht ihr nach dem Artikel 1179 ausdrücklich zu in Betreff der Angelegenheiten, welche sich auf die Stadtgemeinde in *ihrer Gesammtheit* beziehen — so lange wird man diese Beschlüsse aus dem Grunde nicht anfechten können, weil Gemeindeglieder, die zur Bürgergemeinde im engeren Sinne nicht gehören, an ihnen nicht Theil genommen. Es würde das im eigentlichen Sinne die Verfassung selbst in Frage stellen heißen. Die Tragweite des unter diesem Bedenken verborgenen Gedankens soll jedoch weiter unten einer näheren Beleuchtung unterzogen werden.

Ein letzter Zweifel über das hier besprochene autonomische Recht scheint darin zu liegen, daß der Artikel 1179, wenn er die Angelegenheiten, welche sich auf die Stadtgemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen, zu den Gegenständen der Gildeversammlung rechnet, sich auf die *Berathung* dieser Angelegenheiten beschränkt, als solle dadurch angedeutet werden, das Recht

der Berathung begreife das Recht der Beſchlußnahme noch keineswegs in ſich. Die Berathungen müſſen indeß, ſollen ſie nicht erfolglos verlaufen, nothwendig zu Beſchlüſſen führen, die jedoch erſt dann zu Gemeindebeſchlüſſen heranreifen, wenn ſie die Genehmigung des Rathes der Stadt erlangen. Außerdem geben die dem Artikel 1179 folgenden Artikel die Art und Weiſe an, wie aus jenen Berathungen die Schlüſſe erwachſen und wie endlich die Beſchlüſſe für Alle, die unter der ſtädtiſchen Jurisdiction ſtehen, bindende Kraft erhalten.

Das Geſagte mag hinreichen, um die hier vertretene Anſchauung von dem eigentlichen Sinne des Artikels 1179 zu rechtfertigen. Eine weitere und bedeutungsvollere Rechtfertigung jener Anſchauung bietet ſich aber dar, wenn man ſich von der iſolirten grammatiſchen Interpretation des einzelnen Artikels zu der allgemeinen hiſtoriſchen Betrachtung des Inſtituts, um das es ſich handelt, erhebt.

Die Geſchichte der Stadt Riga in derjenigen Periode, welche der Einverleibung in das ruſſiſche Reich vorangegangen, liefert den Beweis, daß die politiſche Machtſtellung, welche ſie beſaß, nur erworben und behauptet werden konnte bei einem Gemeinweſen, das in ſich ſelbſt die Normen gefunden hatte, welche die Einheit der Verwaltung, die Eintracht der Gewalten, die Verſtändigung in der Gemeinde zwiſchen Rath und Bürgerſchaft ſicherten und dem erſteren ſowohl die Stellung, ſtets als das Organ der letzteren in Uebereinſtimmung mit ihrem ausgeſprochenen Willen zu handeln, als auch die Macht verliehen, dieſen Willen zur Geltung zu bringen und friedliches oder anarchiſches Widerſtreben niederzuhalten. Aus der politiſchen Lage floß die Nothwendigkeit einer Autonomie, die auf dem organiſchen Zuſammenwirken der Stände mit der Stadtobrigkeit beruhte und die Ordnungen der letzteren als den Ausfluß der Geſammtheit, als den Ausdruck des Geſammtwillens erſcheinen ließ — eine Autonomie, der zufolge alle Gemeindeangelegenheiten, ſo ferne ſie nicht durch bereits erlaſſene Ordnungen geregelt waren, für die es ſich um die Auffindung neuer Satzungen, zu deren Verwirklichung um neue Mittel handelte, der Berathung der Gemeinde unterlagen, um zu allgemein bindenden Beſchlüſſen zu gelangen, und welche eben deshalb keine das Gemeindeintereſſe betreffende Frage, deren Erledigung auf dem ſtändiſchen Rechte beruhte, aus dem verfaſſungsmäßigen Wege der Behandlung wegzuweiſen vermochte. Dieſe Verfaſſung Riga's wurde unter der polniſchen und ſchwediſchen Herrſchaft anerkannt, mit dieſer Verfaſſung ging es wieder unter ausdrücklicher

Anerkennung derselben in die russische Botmäßigkeit über. Diese Verfassung ist auch den kleineren livländischen Städten nach dem Vorbilde Riga's zum Erbtheile gefallen, sie findet sich endlich in den Satzungen der Stadt Reval unter gleicher Anerkennung der früheren wie der späteren Herrschaft wieder. Schon diese Verbreitung desselben Instituts läßt auf den gemeinsamen Ursprung und auf die Gleichartigkeit seines Charakters schließen. Diese Gleichartigkeit liegt auch in den bezüglichen, oben mitgetheilten Artikeln des Provinzialrechts offen zu Tage. Die Artikel 1179 und 1232 enthalten im Wesentlichen dieselben Grundzüge der städtischen Autonomie. Daß der eine Artikel die Gegenstände, um die es sich handelt, etwas ausführlicher aufzählt als der andere, daß die Ausdrucksweise beider von einander abweichend, sind geringfügige Dinge, die sich aus der Art der Abfassung des Provinzialrechtes, aus der gesonderten Darstellung der Verfassung der verschiedenen Städte erklären. Das Hauptmoment beider ist, daß alle Angelegenheiten, welche sich auf die Interessen der Gemeinde in ihrer Gesammtheit beziehen, der Berathung der Stände unterliegen, daß diese hierüber zu Beschlußnahmen berechtigt sind, die nach der weiteren Ausführung des Provinzialrechts zu bindendem Recht für die Gesammt-Gemeinde werden können. Erblickte man in dem Wortlaute dieser Bestimmungen des Provinzialrechts den Anhaltspunkt für eine engere Deutung derselben, so mußte man nach Maßgabe des das Provinzialrecht einleitenden Allerhöchsten Befehls vom 1. Juli 1845 Punkt 5, welcher ausdrücklich anerkennt, daß die Kraft und Geltung der in den Ostsee-Gouvernements bestehenden Gesetze durch das Provinzialrecht nicht geändert, daß dieselben vielmehr nur in ein gleichförmiges Ganze und in ein System gebracht worden, auf die Gesetzesquellen zurückgehen, auf denen jene angefochtenen Artikel beruhen, man mußte aus diesen Rechtsquellen, deren Kraft und Geltung ungeschwächt besteht, die versuchte Deutung jenes Artikels unzweifelhaft begründen. Dieser Versuch würde aber darthun, daß die behauptete städtische Competenz auf positiver Grundlage beruht und daß das seit Jahrhunderten beobachtete Verfahren sich stetig in den gleich weiten Grenzen dieser Competenz bewegt hat.

Das Angeführte, wenn auch einer weiteren historischen Ausführung bedürftig, dürfte genügen um nachzuweisen, daß die Auffassung der Städte der Ostsee-Gouvernements von der positiven Rechtsgrundlage ihrer Verfassung sich nicht entfernt. Es bleibt noch übrig, auf das oben ausgesprochene Bedenken, daß die gesetzlich gefaßten und bestätigten Gemeinde-

beſchlüſſe auch diejenigen Glieder der ſtädtiſchen Gemeinde verpflichten, welche der eigentlichen Bürgerſchaft nicht angehören, zurückzukommen. In dieſem Bedenken liegt ein der ſtädtiſchen Verfaſſung gemachter Vorwurf der mangelhaften und unvollſtändigen Vertretung. Allein auch hier muß auf die Geſchichte der Gründung der Städte im Oſtſeegebiete zurückgewieſen werden, weil aus ihr allein die ausſchließende politiſche Berechtigung der zwei Stände, der Kaufleute und der wieder in verſchiedenartige Innungen und Zünfte gegliederten Handwerker, erklärt werden kann. Die eingewanderte deutſche Bevölkerung brachte nicht nur die aus dem nationalen Geiſte der Sonderung hervorgegangene Gliederung der Gilden aus der urſprünglichen Heimath mit ſich, ſie fand auch an dem Orte der neuen Niederlaſſung keine berechtigten Elemente vor, die ſich mit jenen Innungen irgendwie verſchmelzen oder neben denſelben einen Anſpruch auf politiſche Gleichberechtigung in der Gemeinde hätten erheben können. So bildete ſich das Gemeinweſen innerhalb der Schranken jener beiden großen Corporationen mit Ausſchluß der anderweitigen Stadtbevölkerung aus. In der That umfaſſen auch dieſe Corporationen die Hauptbeſtandtheile, die ein ſtädtiſches Gemeinweſen darzuſtellen geeignet ſind, weil ſich in ihnen theils die rein productiven Kräfte, theils die den allgemeinen Austauſch und Verkehr vermittelnden concentriren. Da dieſe Kräfte in geſonderte Gilden-Verbände eingeſchloſſen waren, würden ſie bald in feindlichen und zerſtörenden Gegenſatz getreten ſein, wenn ſie nicht in einem höheren dritten Stande eine ausgleichende Vermittelung und zugleich das jeden Streit ſchlichtende und endgültig entſcheidende Urtheil, das ihre Thätigkeit in den Angelegenheiten der Gemeinde erſt zu poſitiven Erfolgen führen konnte, gefunden hätten. Dieſen dritten Stand bildete der Rath der Stadt, der auf dieſe Weiſe in den Oſtſeeſtädten eine ſtändiſch berechtigte, ja eine ſtändiſch nothwendige Stellung einnimt.

Erſt in neueren Zeiten iſt in den außerhalb der ſtändiſchen Corporationen ſtehenden Städtebewohnern mit dem Anwachſen ihrer Zahl ein Bedürfniß nach Betheiligung an den ſtädtiſchen Angelegenheiten weniger von ihnen ſelbſt ausgeſprochen als bei ihnen vorausgeſetzt worden. Die Glieder der höheren Claſſen der Geſellſchaft, die theils durch ihre Stellung genöthigt theils freiwillig in den Städten einen bleibenden Aufenthalt genommen, haben daſelbſt Grundeigenthum erworben und unterliegen hiedurch den ſtädtiſchen Laſten und Steuern. Neben den Zünften haben ſich freie Arbeiter gebildet, die mit jenen um den Gewerbebetrieb zu ringen ange-

fangen, eine aus dem Innern des Reiches zuſtrömende Bevölkerung, die in den weiteren Gemeindeverband eingetreten, entbehrt in dem engeren einer ſpeciellen Vertretung. Dies hat die Staatsregierung, die häufig auf die Beſonderheit der Inſtitutionen in den Städten der Oſtſee-Gouvernements hingewieſen worden, deren allgemeine Anordnungen im Widerſpruche mit jenen Inſtitutionen oft auf einen hiedurch bedingten Widerſtand geſtoßen, zunächſt veranlaßt, die Gemeindeverfaſſung in jenen Städten einer näheren Erforſchung zu unterziehen und ſodann den Verſuch einer Erweiterung, einer Umgeſtaltung derſelben zu wagen. Dieſer Verſuch, auf die Stadt Riga gerichtet, ein mächtiges Gemeinweſen mit einer großen Vergangenheit und voll lebendiger Erinnerung an dieſe in ererbten Stiftungen, mit ausgedehntem Grundbeſitz, der ihm das Recht verlieh, in den Landesangelegenheiten mit dem Adel zu tagen*), in ſeiner Verfaſſung als der alleinigen Trägerin des Gemeinwohls während des Laufes von Jahrhunderten erſtarkt, mit dieſer Verfaſſung der Prototyp der ſtädtiſchen Inſtitutionen im ganzen Oſtſeegebiete, kann als mißlungen betrachtet werden. Dieſer Verſuch mußte mißlingen, weil der ariſtokratiſche Charakter der örtlichen Verfaſſung ſich der Aufnahme der demokratiſchen Elemente des ruſſiſchen Gemeinweſens ſpröde verſagte und weil eine verſuchte Verſchmelzung dieſer widerſtrebenden Stoffe in gegenſeitigen Conceſſionen nicht eine innere Vermählung und Durchdringung dieſer Stoffe, ſondern nur ein äußeres Nebeneinanderſtellen derſelben zur Folge hatte. Und dennoch erkennen die Oſtſeeſtädte das Bedürfniß der organiſchen Fortbildung ihrer Gemeinde-Verfaſſung an, ſie begreifen die Nothwendigkeit einer Erweiterung ihrer corporativen Schranken, ſie fühlen den Mangel einer auf ihre innere Entwickelung gerichteten, fortſchreitenden Geſetzgebung, ſie beklagen den Zuſtand der Abwehr, in den ſie wider Willen zur Vertheidigung ihrer Verfaſſung gerathen, weil ſie in den gegen dieſe gewandten reformatoriſchen Beſtrebungen als Erfolg derſelben nur negative, auflöſende, nicht aufbauende, feſtigende Reſultate erblicken. Sie ſind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ſo lange die überwiegende Bevölkerung der Oſtſeeſtädte eine deutſche iſt, die in den jetzigen Verfaſſungszuſtänden und mit der traditionellen Vorliebe für dieſe erwachſen, die äußeren Einrichtungen des Gemeinweſens eine den inneren Volkseigen-

*) Die Erörterung der Frage, ob die Stadt Riga den livländiſchen Landtag nicht ſowol wegen ihres Güterbeſitzes, ſondern vielmehr als die — gegenwärtig einzige — Vertreterin des ſtädtiſchen Elementes beſchicke, hofft die Red. der Baltiſchen Monatsſchrift in einer beſonderen Arbeit zu bringen.

ſchaften entſprechende Geſtalt annehmen müſſen, daß die Erweiterung des Gemeindeverbandes, die Vergabung von politiſchen Rechten an die gegenwärtig Nichtberechtigten wohl eine Ausdehnung der corporativen Gliederung, nicht aber eine Auflöſung derſelben zur Folge haben dürfe, daß in den Gilden und Innungen der edle Kern der Gemeinde ſeine auf die gemeine Wohlfahrt gerichtete Werkthätigkeit am ſelbſtſtändigſten äußere und daß aus der Berechtigung zu dieſen geſonderten Aeußerungen der verſchiedenen Stände, welche deren Individualität unverfälſcht zur Geltung bringt, jene conſervative Geſinnung erwachſen, mit der die Oſtſeeſtädte ihre Verfaſſung zu wahren trachten, in der ſie aber auch ihre Treue gegen Thron und Vaterland von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt.

Abgeſehen indeß von den Verfaſſungsgeſchicken, von denen hier ja eigentlich nicht die Rede und über deren Zukunft das Wort tröſten kann, daß die Dinge mächtiger ſind als die Menſchen, ſo wie die Hoffnung, daß in dem kritiſchen Momente Staatsmänner zur Hand ſeien, die Geſchick beſitzen, unter dem Roſte der Zeit das edle Metall wieder aufzufinden und zu heben — birgt die Geltung jener autonomiſchen Satzungen nirgend eine Gefahr weder für die Gemeinde in Beziehung auf ihren Fortbeſtand noch für den Staat in Beziehung auf ſein Verwaltungsrecht. Da die Summe gemeinſamer Zwecke, welche die Gemeinde zu verfolgen hat, genau begrenzt iſt, kann ſie über dieſe Schranken nicht hinübergreifen, ohne von anderen Verwaltungszweigen im Zuſammenſtoße Abweiſung zu erfahren, auch hat der Staat die Einſicht ihrer Voranſchläge und übt die Controle ihrer Rechnungen.

Eine andere und nicht blos vermeintliche Gefahr liegt dagegen in der zu großen Abhängigkeit der Gemeinde von vorgeſetzten Behörden und Perſonen, die ihr nicht erlaubt, ſelbſtſtändig die Mittel und Wege aufzuſuchen, um den in dem Fortſchritte der Zeit neu geweckten Bedürfniſſen Geſtalt zu verleihen, eine Abhängigkeit die ſie nöthigt, jede in dem ſtädtiſchen Haushalte nicht vorgeſehene, wenn auch unbedeutende Ausgabe von der höheren Billigung zu erwarten, für jede neue Einrichtung in vielſeitigen Erörterungen die Anerkennung zu erkämpfen. Der Vielſchreiberei mag am wenigſten gelingen, dem Drange der Zeit genug zu thun, den raſchen Entſchluß zu befördern; auch von dem Miniſtertiſche kann man nicht in jede Ferne blicken, um die Verlegenheiten des Augenblickes zu erkennen oder das Wichtige und Nothwendige von dem Unweſentlichen und Zufälligen zu ſondern. So werden die Rechte der Gemeinde allmählig auf den Staat

übertragen und die Zwischenbehörden als die nächststehenden Organe desselben gelangen zu überwiegendem Einflusse, denn in ihrer Hand liegt zumeist die Entscheidung über städtische Angelegenheiten, von denen doch nur die wichtigsten an das Ministerium gelangen und auch dann nur in dem Lichte ihrer Darstellung. Es ist nicht allein bequem, Alles auf Befehl nach gewiesenen Wegen regelrecht einzurichten und die Schwierigkeiten zu vermeiden, die aus der Verhandlung mit einem vielgliederigen und darum schwerfälligen Gemeindekörper erwachsen, es ist auch belohnend durch die Anerkennung der höheren Stelle, welche die Zwecke will und sie ohne viel Mühsal erreicht sieht. Schlimmer noch, wenn sich in jenen Organen Einzelne finden, die ihre volksbeglückenden Pläne mit Beharrlichkeit auf Kosten der Selbstthätigkeit der Gemeinde verfolgen und für die Ausführung die Zustimmung der höheren Macht gewinnen. Selbst begabtere Naturen widerstehen kaum der Verlockung, welche bei der Verwirklichung schöpferischer Gedanken in der Freiheit von beengenden Rücksichten liegt, um wie viel weniger ehrgeizige Charaktere welche, ebenso unbekümmert um das Maß der verfügbaren Kräfte wie um das lange Siechthum, das auf die überreizten Anstrengungen des Augenblicks folgt, kein Bedenken tragen, die Zukunft zu anticipiren, um ihre ephemere Herrschaft mit Denkmalen zu zieren, die doch nur als Fußgestelle dienen, zu höherem Ansehen zu gelangen.

So geht selbst das Nützliche und Wohlthätige nicht mehr aus der freien Entschliessung der Gemeinde hervor, sondern wird von oben herab octroyirt. Solches Verfahren aber rächt sich durch die Verstümmelung des Gemeingeistes, durch die Unterdrückung des Bürgersinnes, deren Pflege doch erst die Kräfte des Einzelnen dem Staate dienstbar macht. Denn die Vaterlandsliebe schlägt ihre Wurzeln zunächst in der Heimath und erwächst aus der Familie, der Genossenschaft, der Gemeinde zu weiterer Umfassung des Ganzen. Deshalb bedarf sie der Nahrung an dem Orte ihres Ursprungs. Die Städte sind die Sitze des Handels, des Kunst- und Gewerbfleißes, die Pflegerinnen der Wissenschaft, von ihnen geht wesentlich der öffentliche Geist aus, welcher die Anstrengungen des Staates zum Gedeihen der Staatstheile fördert und stützt. Dieser Geist entwickelt sich nur in einem Gemeinwesen, das die Thatkraft seiner Bürger zu wirksamer Theilnahme beruft, die ihm gegebenen Mittel selbstständig für die allgemeine Wohlfahrt verwendet, nicht blos der mechanische Vollstrecker eines fremden Willens ist. Gegen drohende Stürme in gefahrvoller Zeit bewahrt der in Athem erhaltene Gemeinsinn noch Widerstandskraft, wenn die unter Vor-

mundſchaft gehaltene Gemeinde in Atome zerfliegt wie Spreu vor dem Winde. Deshalb bildet die Autonomie der Gemeinde noch keinen Staat im Staate. Sie iſt nur die Trägerin der Volkskraft, mit deren Hülfe der Staat auf der Bahn ſeiner Entwickelung fortſchreitet. Der Einfluß des Staates auf die Gemeinde, ſei er anregend oder hemmend, wird dann nach den Grenzen bemeſſen, in welchen dem Theile im Verhältniſſe zum Ganzen ein ſelbſtſtändiges Leben vergönnt ſein kann. Für dieſe Grenzen muß es eine allgemeine Regel geben, die hier von Ueberſchreitungen, dort von Eingriffen abhält. Dieſe Regel lautet aber:

„Das Gemeindevermögen gehört Gemeindezwecken an, und nur über die Früchte, nicht über den Stamm des Baumes dürfen die jetzt Lebenden verfügen. Dergeſtalt liegt in der Beſchränkung der vergänglich lebenden Gemeinde der Schutz der unſterblichen.“

Ueber die Unterſtützungs-Caſſe für evangeliſch-lutheriſche Gemeinden in Rußland.

(Vortrag im Muſeum zu Riga am 18. März 1860 gehalten von dem Oberconſiſtorialrath und Oberpaſtor W. Hillner).

Unter den mehrfachen erfreulichen Maßregeln der Staatsregierung, welche die letzten 5 Jahre unſerer Kirche gebracht haben, iſt ohne Zweifel die von Sr. Majeſtät dem Kaiſer am 8. Auguſt 1858 allergnädigſt ertheilte Beſtätigung der Statuten „der Unterſtützungs-Caſſe für evangeliſch-lutheriſche Gemeinden in Rußland" eine ſo wichtige und für die Zukunft unſerer Kirche ſo bedeutungsvolle, daß dieſer Gegenſtand von ſelbſt das Intereſſe eines Jeden auf ſich zieht, dem das Gedeihen unſerer evangeliſchen Kirche nicht bloß in der nächſten Umgebung, ſondern auch unter den fernſten Glaubensgenoſſen in dem weiten Reiche, welchem wir angehören, am Herzen liegt. Andererſeits iſt aber der Natur der Sache nach die Genehmigung zur Bildung der Unterſtützungs-Caſſe nur eine Form, welche Leben gewinnen und Segen verbreiten kann erſt durch die lebendige und thätige Theilnahme, welche ihr insbeſondere in den Gemeinden zugewendet wird, die ſelbſt ſich eines geordneten Kirchenweſens erfreuen und dieſe Theilnahme hängt wieder weſentlich ab von der näheren Bekanntſchaft mit der Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer ſolchen Unterſtützungs-Caſſe für die ärmeren Gemeinden, mit der Größe und Beſchaffenheit ihrer Aufgabe, und mit den Mitteln und Wegen, welche zur allmähligen Erreichung ihrer Zwecke in Ausſicht

ſtehen. Möge es mir gelingen, die Theilnahme für die Unterſtützungs-Caſſe hier anzuregen, indem ich unter Vorausſchickung einiger Worte über die Entſtehung und die Statuten der Unterſtützungs-Caſſe die nachfolgenden, meiſt aus Actenſtücken geſchöpften Mittheilungen mache:

I., über die Ausdehnung und Beſchaffenheit ihrer Aufgabe und

II., über ihre bisher erreichte und fernerhin wünſchenswerthe Entwickelung.

Schon im Jahre 1844 hatte auf der Petersburger Synode Paſtor Flittner II. den Vorſchlag zur Gründung eines Vereins gemacht, der ſeiner äußern Einrichtung nach der Bibelgeſellſchaft, ſeiner Beſtimmung nach dem Guſtav-Adolph-Verein ähnlich, die ärmeren evangeliſchen Gemeinden in Rußland zur Förderung ihrer geiſtlichen und kirchlichen Zwecke unterſtützen ſollte. Auf eine dadurch veranlaßte Unterlegung des Petersburger Conſiſtoriums gab das General-Conſiſtorium allen Conſiſtorien auf, Entwürfe zu den Statuten eines ſolchen Vereins auszuarbeiten, und während dies mit Zuziehung der Synoden geſchah, wurde das Bedürfniß derartiger Abhülfe der vorhandenen kirchlichen Nothſtände um ſo dringender, als im Jahre 1847 das Verbot erlaſſen ward, die Kaiſerliche Munificenz ferner mit Bitten um Unterſtützung für evangeliſche Gemeinden und Geiſtliche anzugehen. Dennoch wurde nicht nur die Bildung von Comité's zur Sammlung freiwilliger Gaben für die Bedürfniſſe der ärmeren Gemeinden vom Miniſterium der innern Angelegenheiten abgeſchlagen, ſondern auch, hiernach als das General-Conſiſtorium bat, daß wenigſtens unter ſeiner Aufſicht die kirchlichen Behörden und Verwaltungen ſolche Sammlungen fortlaufend ſollten veranſtalten dürfen, dies Geſuch damit beantwortet, daß die von der Krone jährlich zur Unterhaltung der Conſiſtorien und mehrerer Kronsprediger und Kirchen gezahlten 52,800 Rbl. S. vom Jahre 1854 an eingezogen und alle Bedürfniſſe, der lutheriſchen Kirche aus deren eignen Mitteln beſtritten werden ſollten. Da mußte vor allen Dingen die Zurücknahme dieſer Maßregel erlangt werden und erſt als dies durch die nicht genug anzuerkennende energiſche Verwendung Sr. Durchlaucht unſeres Herrn General-Gouverneurs mittelſt eines von Sr. Majeſtät dem Kaiſer Nikolaus am 1. Februar 1855 beſtätigten Beſchluſſes des Miniſtercomité's gelungen war, konnte der Gedanke jenes Vereines wieder aufgenommen werden. Die Statuten einer „Unterſtützungs-Caſſe für evangeliſch-lutheriſche Gemeinden in Rußland“ wurden am 7. Juli 1856

dem Miniſterium vorgeſtellt und erhielten am 8. Auguſt 1858 die Allerhöchſte Beſtätigung.

Sie lauten:

§ 1. Die Unterſtützungs-Caſſe für evangeliſch-lutheriſche Gemeinden in Rußland wird errichtet, um den Kirchen dieſer Confeſſion und der zu denſelben gehörenden Geiſtlichkeit Unterſtützungen in dem Falle zu gewähren, da die eigenen Mittel der Gemeinden nicht ausreichen und andere Quellen ſich nicht vorfinden.

§ 2. Unterſtützungen werden aus der Caſſe beſtimmt:

a) Zum Bau und zur Erhaltung von Kirchen, Bethäuſern, Schulen und Wohnungen der Prediger und Kirchenbeamten und zur Miethe ſolcher Lokale.

b) Zum Unterhalt der in neugebildeten Gemeinden anzuſtellenden Prediger und der Prediger-Gehülfen (Adjuncten), die ausgedehnten Pfarrbezirken zugewieſen werden, ſo wie auch zu Amtsfahrten der Prediger in großen Gemeinden.

c) Für arme, altersſchwache und emeritirte Prediger und nach deren Ableben für ihre nachgebliebenen Familien.

d) Zur Ausbildung von Predigern, Küſtern und Schullehrern in Lehranſtalten, ſo wie zur Herbeiſchaffung von Schulbedürfniſſen.

§ 3. Die Quellen zur Bildung der Unterſtützungs-Caſſe ſind:

a) Einmalige und fortlaufende freiwillige Beiträge.

b) Collecten, die von Zeit zu Zeit in den evangeliſch-lutheriſchen Kirchen veranſtaltet werden.

c) Vermächtniſſe und andere Darbringungen und Schenkungen, mit Beobachtung der dafür im Geſetze feſtgeſtellten Regeln.

§ 4. Ein jedes Gemeindeglied der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, das ſich verpflichtet, einen jährlichen Geldbeitrag zum Beſten der Unterſtützungs-Caſſe zu zahlen, oder einen einmaligen Beitrag von mindeſtens hundert Rubel Silber giebt, wird als Mitglied dieſer Anſtalt anerkannt und hat das Recht, an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diejenigen, welche einen einmaligen, hundert Rubel Silber nicht erreichenden Beitrag in die Caſſe zahlen, werden Wohlthäter derſelben genannt.

§ 5. Die Unterſtützungs-Caſſe ſteht unter der Oberaufſicht und Lei-

tung des evangeliſch-lutheriſchen General-Conſiſtoriums, welches ſie mit allen zur Erreichung ihres Zweckes nothwendigen Fingerzeigen und Nachrichten verſieht und ſie auch nöthigenfalls in ihren Angelegenheiten vor der hohen Obrigkeit vertritt.

§ 6. Die unmittelbare Verwaltung der Unterſtützungs-Caſſe wird einem Central-Comité in St. Petersburg anvertraut, welches aus einem Präſidenten, zwölf Mitgliedern (Directoren), einem Geſchäftsführer und einem Caſſirer beſteht. Ein Dritttheil der Mitglieder muß dem geiſtlichen Stande angehören.

§ 7. Sobald das evangeliſch-lutheriſche General-Conſiſtorium die Zahl derjenigen, welche ſich in Folge der von demſelben ergangenen Aufforderung und Eröffnung von Subſcriptionsliſten an der Bildung der Unterſtützungs-Caſſe betheiligt und dadurch Mitglieds-Rechte erworben haben, für genügend anerkennt, ladet es die in St. Petersburg anweſenden Mitglieder ein, ſich zu einer von ihm angeſetzten Zeit zu verſammeln, um zur Bildung des Central-Comité's durch die Wahl des Präſidenten, der Directoren, des Geſchäftsführers und Caſſirers zu ſchreiten. In dieſer Verſammlung werden unter Vorſitz des Präſidenten des General-Conſiſtoriums nach Stimmenmehrheit Candidaten für das Amt des Präſidenten des Central-Comité's gewählt, von denen die zwei, welche die meiſten Stimmen erhalten haben, durch das General-Conſiſtorium dem Miniſter des Innern zur Beſtätigung eines derſelben vorgeſtellt werden. Die Directoren ſo wie der Geſchäftsführer und der Caſſirer werden auf drei Jahre gewählt und vom General-Conſiſtorium beſtätigt, können jedoch nach Ablauf dieſer Friſt von neuem gewählt werden. Die ſpäteren Neuwahlen im Central-Comité werden von deſſen Präſidenten veranſtaltet und geleitet; tritt aber die Nothwendigkeit ein, den Präſidenten des Central-Comité's neu zu wählen, ſo liegt die Anordnung einer Verſammlung und die Leitung der Wahlen dem Präſidenten des General-Conſiſtoriums ob.

§ 8. Das Central-Comité hält alle Monate eine ordentliche Sitzung; in nöthigen Fällen kann es ſich auch öfters verſammeln.

§ 9. Das Central-Comité faßt ſeine Beſchlüſſe nach Mehrheit der Stimmen, an deren Votirung auch der Geſchäftsführer und Caſſirer Theil nehmen, wenn ſie keinen Gehalt von dem Comité beziehen. Bei Gleichheit der Stimmenzahl giebt die Stimme des Präſidenten den Ausſchlag.

§ 10. In jeder Sitzung des Comité's müſſen wenigſtens drei Mit-

glieder und der Präſident oder deſſen Stellvertreter gegenwärtig ſein; für Verhandlungen in Geldſachen iſt überdies die Theilnahme des Caſſirers erforderlich.

§ 11. Wenn der Präſident um Krankheit oder anderer geſetzlichen Urſachen willen abweſend iſt, ſo verwaltet ſein Amt ein von den übrigen Comité-Gliedern hiezu erwählter Director mit Genehmigung des General-Conſiſtoriums und mit Wiſſen des Miniſteriums des Innern. Wenn die Abweſenheit des Präſidenten weniger als einen Monat dauert oder er verhindert wird, einer Sitzung des Central-Comité's beizuwohnen, ſo überträgt er ſelbſt für dieſes Mal einem Director die Stellvertretung.

§ 12. Zur Förderung der Wirkſamkeit des Central-Comité's werden in den Conſiſtorial-Bezirken in den Städten, wo die evangeliſch-lutheriſchen Conſiſtorien ihren Sitz haben, und in andern größeren Städten Bezirks-Comité's, in den übrigen Städten und Landgemeinden aber örtliche Hilfs-Comité's geſtiftet. Das General-Conſiſtorium beſtimmt den Wirkungskreis eines jeden Bezirks-Comité's ſo wie die Hingehörigkeit der Hilfs-Comité's zu denſelben mit Berückſichtigung der Grenzen der Conſiſtorial-Bezirke und ſetzt von dieſer Vertheilung das Miniſterium des Innern in Kenntniß.

§ 13. Die Bezirks-Comité's beſtehen aus einem Director, der den Vorſitz führt, und vier bis ſechs Mitgliedern, von denen mindeſtens eines dem geiſtlichen Stande angehören muß. Eines der Comité-Glieder übernimmt die Schriftführung, ein anderes die Verwaltung der Caſſe.

§ 14. Zur Bildung eines Bezirks-Comité's wird geſchritten, ſobald in Folge der von Seiten des Central-Comité's und des örtlichen Conſiſtoriums ergangenen Aufforderung und nach Eröffnung einer Subſcriptions-Liſte, ſei es in einer Stadt, wo ein Conſiſtorium ſeinen Sitz hat, oder ſei es in irgend einer anderen größeren Stadt, die Zahl der Theilnehmer an der Unterſtützungs-Caſſe ſich als genügend erweiſt. In dieſem Falle wird auf Anordnung des Central-Comité's eine Verſammlung der Theilnehmer berufen, um den Director und die Mitglieder des Bezirks-Comité's zu erwählen. In den Städten, wo ſich evangeliſch-lutheriſche Conſiſtorien befinden, hat deren Präſident den Vorſitz in der Verſammlung, in allen übrigen Städten eines der dortigen Mitglieder der Unterſtützungs-Caſſe nach Beſtimmung des Central-Comité's. Ueber die erwählten Perſonen

berichtet der geweſene Präſidirende der Verſammlung dem Central-Comité und dem Conſiſtorium. Der Director wird von dem Central-Comité beſtätigt. Die Mitglieder werden auf drei Jahre gewählt, können jedoch nach Ablauf dieſer Friſt von neuem erwählt werden. Die folgenden Neuwahlen werden von dem Vorſitzer des Bezirks-Comité's angeordnet und geleitet; tritt aber die Nothwendigkeit ein, den Vorſitzer neu zu wählen, ſo wird eine Verſammlung auf Anordnung des Central-Comité's berufen, welches gleichzeitig einem der Mitglieder des Bezirks-Comité's den Vorſitz in der Verſammlung überträgt.

§ 15. Die Errichtung der Hilfs-Comité's geſchieht auf Aufforderung des Predigers und Kirchenvorſtandes des Ortes; ſie beſtehen aus dem Vorſitzer, der von dem reſpectiven Bezirks-Comité (§ 12) beſtätigt wird, und drei bis vier Mitgliedern, von denen eines das Amt des Schriftführers, ein anderes das des Caſſirers verwaltet. Der Orts-Prediger iſt beſtändiges Mitglied des Hilfs-Comité's und kann gleichzeitig das Amt des Vorſitzers und Schriftführers verwalten. Das Bezirks-Comité berichtet dem Local-Conſiſtorium über die Errichtung eines jeden Hilfs-Comité's, deſſen Mitglieder auf Lebenszeit von allen Theilnehmern der Unterſtützungs-Caſſe in der Gemeinde gewählt werden; im Falle des Ablebens oder Austritts eines Mitgliedes wird an deſſen Stelle ein neues in der jährlichen Verſammlung der Theilnehmer der Caſſe in dieſer Gemeinde gewählt.

§ 16. Dem Central-Comité liegt Folgendes ob:

1) Die Errichtung von Bezirks- und Hilfs-Comité's zu fördern (§ 12);

2) Das Sammeln und Verbreiten möglichſt genauer Nachrichten über die kirchlichen Bedürfniſſe und Nothſtände in den evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden (§ 2) und die erſchöpfende Ermittelung derjenigen Bedürfniſſe, über welche Aufträge aus dem General-Conſiſtorium, Unterlegungen aus den Bezirks- und durch deren Vermittelung aus den Hilfs-Comité's oder auch Bittſchriften von Gemeindegliedern eingehen;

3) Geeignete Maßnahmen zur Abſtellung der wirklichen Nothſtände in den Gemeinden ausfindig zu machen und die dazu nöthigen Mittel herbei zu ſchaffen (§ 2 und 3);

4) Die gehörige Vertheilung der von ihm unmittelbar angeordneten Unterſtützungen und Ueberwachung der richtigen Verwendung derſelben in den Bezirks- und Hilfs-Comité's, ſo wie auch Sorge dafür, daß die angewieſenen Unterſtützungen ihre Beſtimmung erreichen;

5) Die Ueberwachung der gehörigen Verwaltung des Eigenthums der Unterſtützungs-Caſſe, der zweckmäßigen Verwendung deſſelben mit Vermeidung aller unnöthigen Ausgaben und die Sorge für geordnete Rechnungsablegung.

§ 17. Die Bezirks-Comité's haben jedes in ſeinem Bereiche im allgemeinen dieſelben Befugniſſe und Obliegenheiten, welche vorſtehend für das Central-Comité angegeben ſind.

Sie ſollen insbeſondere:

a) Dafür Sorge tragen, daß in den kleineren Städten und Gemeinden ihrer Bezirke Hilfs-Comité's gegründet werden und dann deren Thätigkeit leiten und beaufſichtigen;

b) Die in ihren Bezirken obwaltenden kirchlichen Bedürfniſſe armer Gemeinden ermitteln, hierüber mit den betreffenden Conſiſtorien ſich in Relation ſetzen, die von den Hilfs-Comité's eingehenden Berichte und Bitten prüfen und nach Maßgabe des Bedürfniſſes entweder dem Central-Comité über dieſelben vorſtellen oder nach Möglichkeit aus eigenen Mitteln helfen und von den anerkannten Nothſtänden und Bedürfniſſen den Hilfs-Comité's Mittheilung machen, damit dieſe ihrerſeits Mittel und Wege zur Beſeitigung des Mangels beſchaffen helfen;

c) Die bewilligten Hilfsleiſtungen in ihren Bezirken unmittelbar vertheilen oder deren richtige Verwendung beaufſichtigen.

§ 18. Es iſt den Bezirks-Comité's erlaubt, die Hälfte ihrer eigenen Jahreseinnahmen ſo wie der ihnen von den Hilfs-Comité's eingeſandten Gelder behufs örtlicher Bedürfniſſe ihres Wirkungskreiſes zu verausgaben*). Die andere Hälfte des von ihnen ſelber geſammelten oder von den Hilfs-Comité's erhaltenen Geldes ſind ſie verpflichtet, dem Central-Comité zu übermachen, welches, indem es ſämmtliche Bedürfniſſe der lutheriſchen Gemeinden in Rußland vor Augen hat, die Mittel der örtlichen Comité's der Unterſtützungs-Caſſe untereinander ausgleicht.

§ 19. Unterſtützungen, welche das Central-Comité und die Bezirks-Comité's bewilligen, können nur verwendet werden mit Wiſſen und Zuſtimmung im erſteren Falle des General-, im letzteren des örtlichen Conſi-

*) Selbſtverſtändlich ſind alle Geldgaben, welche zu beſonders beſtimmten Zwecken eingezahlt werden, von dieſer Regel ausgenommen und können nur ihrer namentlich ausgeſprochenen Beſtimmung gemäß verwendet werden.

ſtoriums. Näheres über die Vertheilung dieſer Unterſtützungen wird durch Regeln beſtimmt werden, die das Central-Comité mit Gutheißen des General-Conſiſtoriums feſtzuſetzen hat.

§ 20. Die Hilfs-Comité's ſind verpflichtet:

a) Jährliche Beiträge und einmalige Gaben zum Beſten der Unterſtützungs-Caſſe in den Gemeinden zu ſammeln, und

b) Etwaige ſehr dringliche kirchliche Bedürfniſſe in ihrer Nähe zu erforſchen und darüber den Bezirks-Comité's zu berichten.

Sobald von dem Central- oder Bezirks-Comité Unterſtützungen zur Abhilfe örtlicher kirchlicher Bedürfniſſe bei den Hilfs-Comité's eingehen, verwenden dieſe ſie entweder ſelbſt ihrer Beſtimmung gemäß oder ſorgen für deren gehörige Verwendung.

§ 21. Die Hilfs-Comité's haben ihre ſämmtlichen Jahreseinnahmen dem betreffenden Bezirks-Comité einzuſenden, können aber zugleich ihre Wünſche über Verwendung derſelben ausſprechen und ſind dieſe vom Bezirks-Comité dem Central-Comité zu unterlegen, welches ſie ohne erhebliche Gründe nicht unberückſichtigt laſſen darf.

§ 22. Die Geſchäftsordnung in dem Central-Comité, wie in den Bezirks- und Hilfs-Comité's, iſt die im allgemeinen für Collegial-Verwaltungen beſtimmte.

§ 23. In Betreff der Caſſenverwaltung werden die allgemeinen von der Regierung hierüber feſtgeſetzten Regeln befolgt. Nähere Beſtimmungen über die Rechnungsführung, Rechenſchaftsablegung und über Caſſenreviſionen in den Comité's wird das Central-Comité durch ein vom General-Conſiſtorium zu beſtätigendes Reglement geben. Der Präſident und die Mitglieder des Comité's ſind nach allgemein beſtehender Ordnung für die Unverſehrtheit der Summen verantwortlich.

§ 24. Zu nothwendigen Kanzlei-Ausgaben können die Comité's, jedoch ohne allen Aufwand, eine gewiſſe Summe aus den ihnen jährlich zufließenden Geldern verwenden.

§ 25. Alle den Comité's zugehenden Summen werden, nach Beſtreitung der laufenden Bedürfniſſe, in Credit-Anſtalten zinsbar angelegt. Das Central-Comité trägt Sorge, ein unantaſtbares Reſerve-Capital zu bilden, zu welchem Zwecke es jährlich einen gewiſſen Theil der eingefloſſenen Darbringungen zurücklegt.

§ 26. Die Comité's der Unterſtützungs-Caſſe haben ein eigenes Siegel mit dem Kreuze und der Umſchrift: „Evangeliſch-Lutheriſche Unterſtützungs-Caſſe.“ — Briefe und Paquete unter dieſem Siegel werden auf der Poſt portofrei angenommen.

§ 27. Das Eigenthum der evangeliſch-lutheriſchen Unterſtützungs-Caſſe genießt die Rechte und Privilegien des Kirchengutes; zur Vertheidigung und Wahrung dieſer Rechte und Privilegien tritt nöthigenfalls das General-Conſiſtorium ein.

§ 28. Alles durch die Unterſtützungs-Caſſe einer evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde zu Theil gewordene bewegliche oder unbewegliche Vermögen bildet ein unantaſtbares Eigenthum der betreffenden Gemeinde, ſo lange ſie als ſolche beſteht. Löſet ſich aber eine ſolche Gemeinde in Folge irgend welcher Umſtände auf, ſo fällt ihr aus ſolcher Quelle gefloſſenes Kirchengut oder der daraus gelöſete Werth, durch Vermittelung des General-Conſiſtoriums, an die evangeliſch-lutheriſche Unterſtützungs-Caſſe zurück.

§ 29. Die im Central- oder den örtlichen Comité's entſtehenden Bedenken entſcheidet das General-Conſiſtorium auf Grundlage dieſer Statuten. Nicht vorhergeſehene Fälle werden dem Miniſterium des Innern zur Beurtheilung unterlegt.

§ 30. Nach Verlauf eines jeden Jahres ſtellt das Central-Comité einen allgemeinen ausführlichen Bericht über die Thätigkeit der Unterſtützungs-Caſſe im ganzen Reiche, ſo wie über Einnahme und Ausgabe zuſammen. Dieſen Bericht legt das Comité der jährlichen General-Verſammlung ſämmtlicher in St. Petersburg anweſenden Mitglieder und Wohlthäter der Caſſe vor. Nachdem der Bericht von vier aus der Zahl der Mitglieder der Unterſtützungs-Caſſe erwählten Revidenten geprüft worden, wird er zugleich mit dem Reviſions-Protokolle vom Central-Comité dem General-Conſiſtorium vorgeſtellt, welches ihn mit ſeinem Gutachten zur allendlichen Einſicht dem Miniſterium des Innern unterlegt. Nachdem der Jahresbericht von dem Miniſterium des Innern gut geheißen worden, wird er durch den Druck veröffentlicht. Unabhängig hiervon berichtet das General-Conſiſtorium dem Miniſterium des Innern über die geſammte Thätigkeit der Unterſtützungs-Caſſe. Alljährliche General-Verſammlungen der Mitglieder der Unterſtützungs-Caſſe finden allenthalben ſtatt, wo Bezirks- und Hilfs-Comité's beſtehen, welche dann den Mitgliedern der Caſſe von ihrem Wirken in dem verfloſſenen Jahre Rechenſchaft ablegen.

§ 31. Sollten Klagen über das Verfahren des Central-, der Bezirks- und Hilfs-Comité's einlaufen, ſo können das General-Conſiſtorium und das Miniſterium des Innern deren Berechtigung durch Einſicht in die Acten und Rechnungen der Comité's unterſuchen.

Auf Grundlage dieſer Statuten ſind in St. Petersburg der Central-Comité am 19. April 1859 und dort wie in mehreren größeren Städten bereits Bezirks-Comité's zuſammengetreten und ſollen die Hilfs-Comité's in allen Gemeinden, wo ſich nur einige Theilnehmer dazu finden, gebildet werden.

Die zuverſichtliche Hoffnung darf ausgeſprochen werden, daß die Unterſtützungs-Caſſe, nachdem ſie ſo lange Zeit zu ihrer Entſtehung gebraucht, ein um ſo lebendigeres Entgegenkommen in dem Bewußtſein von ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit finden werde, wenn

I. die Ausdehnung und Beſchaffenheit ihrer Aufgabe erkannt wird.

Wie der Guſtav-Adolph-Verein nicht Förderung des Kirchenweſens im evangeliſchen Deutſchland, ſondern Unterſtützung der unter fremden Glaubensgenoſſen in- und außerhalb Deutſchlands zerſtreuten evangeliſchen Gemeinden zur Förderung ihrer kirchlichen Bedürfniſſe ſich zur Aufgabe geſtellt und an derſelben ſeit bald 30 Jahren mit reichem Segen gearbeitet hat, ſo iſt auch die Idee, welche der Stiftung der Unterſtützungs-Caſſe zu Grunde liegt, auf Abhülfe der kirchlichen Nothſtände unſerer im weiten ruſſiſchen Reiche zerſtreuten Glaubensgenoſſen gerichtet und dieſe Beſtimmung gewiß vorzugsweiſe im Auge zu behalten, wenngleich die Statuten den Bezirks-Comité's in unſern Provinzen geſtatten, die Hälfte ihrer Einnahmen für örtliche Bedürfniſſe ihrer Wirkungskreiſe zu verwenden. Man muß alſo ſagen: die Aufgabe der Unterſtützungs-Caſſe dehnt ſich aus auf die evangeliſch-lutheriſche Kirche im ganzen Reiche — mit Ausnahme von Finnland und Polen, die ihr ganz getrenntes Kirchenweſen haben —; ſie hat aber als den Gegenſtand ihrer Wirkſamkeit insbeſondere zu betrachten den Petersburger und Moskauer Conſiſtorialbezirk und die mit Kurland zu einem Conſiſtorialbezirk verbundenen weſtlichen Gouvernements.

Die räumliche Ausdehnung dieſes Wirkungskreiſes iſt eine ungeheure. Schon die unter dem kurländiſchen Conſiſtorium ſtehenden 6 Gouvernements Kowno, Grodno, Minsk, Mohilew, Wilna und Witebsk haben einen Flächenraum von 5772 □ Meilen d. i. faſt 700 □ Meilen mehr als das ganze Königreich Preußen.

Zum St. Petersburger Conſiſtorialbezirk gehören die Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Pleskau, Wologda, Olonetz, Archangel, Koſtroma, Jaroslaw, Smolensk, Tſchernigow, Wolhynien, Podolien, Kiew, Poltawa, Jekaterinoslaw, Taurien, Cherſon mit Odeſſa, das Gebiet von Beſſarabien und die nordamerikaniſchen Beſitzungen d. i., ohne die letzteren, 18 Gouvernements mit zuſammen 41,249 □ Meilen.

Der Moskauer Conſiſtorialbezirk endlich umfaßt die 21 Gouvernements Moskau, Twer, Kaluga, Tula, Orel, Kursk, Charkow, Woroneſch, Tambow, Rjäſan, Wladimir, Niſchni-Nowgorod, Kaſan, Simbirsk, Penſa, Saratow, Samara, Aſtrachan, Orenburg, Perm, und in dieſen 21 Gouvernements 37,375 □ Meilen, außerdem aber ganz Sibirien nebſt Kamtſchatka und dem Amurlande mit ungefähr 228,000 □ Meilen, endlich Kaukaſien und Armenien, zu denen die Academie der Wiſſenſchaften ſelbſt noch in ihrem Kalender für 1860 Fragezeichen ſtatt der Zahl der □ Meilen ſetzt*).

Summirt man

1) die zum kurländiſchen Conſiſtorialbezirk gehörigen Litthauiſchen oder weſtlichen Gouvernements mit 5772 □ Meilen
2) den Petersburger Conſiſtorialbezirk (ohne Amerika) mit 41,249 „
3) den Moskauer Conſiſtorialbezirk (ohne Sibirien, Kaukaſien und Armenien) mit . . . . . 37,375 „

ſo enthalten dieſe 45 Gouvernements 84,396 □ Meilen und erſtreckt ſich die Aufgabe der Unterſtützungs-Caſſe, abgeſehen von den Oſtſeeprovinzen, Sibirien, Kaukaſien, Armenien und Amerika auf ein Gebiet, das ſo groß iſt wie das ganze übrige Europa ohne das europäiſche Rußland (mit Finnland und Polen).

Es kann nun ſelbſtverſtändlich Niemandem einfallen, daß die Unterſtützungs-Caſſe Kirchen und Gemeinden gründen und erhalten ſolle in Einöden und Steppen, wo weder Lutheraner noch Chriſten noch überhaupt Menſchen wohnen; aber ihre Aufgabe: die in ganz Rußland zerſtreuten evangeliſchen Gemeinden und Seelen mit kirchlicher Pflege zu verſorgen, wird um ſo ſchwieriger und großartiger, je ungeheurer die Raumverhältniſſe ſind, welche dabei faſt die größten Hinderniſſe bilden.

*) In einem ſpäter erſchienenen Bulletin der Academie giebt der Academiker Köppen den Flächenraum von Kaukaſien auf 5585 □ Meilen und den des ruſſiſchen Nordamerika auf 24,298 □ Meilen an.

Allein auch wenn man die Zahlenverhältniſſe hinzunimmt, erſcheint der Wirkungskreis der Unterſtützungs-Caſſe als ein bedeutungsvoller, denn die genannten 3 Conſiſtorialbezirke enthalten einen ſehr beträchtlichen Theil der evangeliſch-lutheriſchen Bevölkerung Rußlands.

Nach des General-Superintendenten Flittner Tabellen zu ſeinem Atlas der evangeliſch-lutheriſchen Kirche in Rußland lebten von der Geſammtzahl von 1,832,224 Lutheranern im Jahre 1853

1) in den zu Kurland gehörigen 6 Gouvernements mit 17 Predigern . . . . . 45,880 Lutheraner
2) im Petersburger Conſiſtorialbezirke
   a) Stadt und Gouvernement Petersburg . . 149,079 „
   b) Colonien in Beſſarabien, Taurien, Jekaterinoſlaw . . . . . 60,759 „
   c) zerſtreute Gemeinden mit 12 Predigern . . 17,165 „
3) im Moskauer Conſiſtorialbezirke
   a) 82 Colonien in Saratow und Samara mit 18 Predigern . . . . . 125,391 „
   b) 18 zerſtreute Gemeinden, davon 4 in Sibirien 16,745 „
   c) 11 Colonien in Kaukaſien . . . . . 4,002 „

Es befanden ſich alſo außerhalb unſerer 3 Oſtſeeprovinzen zuſammen 419,000 Lutheraner in Rußland. Oder rechnen wir mit den neueren und zuverläſſigeren officiellen Zahlen der im Jahre 1858 Geborenen, ſo kommen — von 79,521 Geburten überhaupt — auf den St. Petersburger Conſiſtorialbezirk 11,750, den Moskauer 10,795 und die mit Kurland verbundenen 6 Gouvernements 2056 Geburten, auf Eſthland dagegen (den eſthländiſchen und revalſchen Conſiſtorialbezirk) nur 11,057; es iſt mithin annähernd anzunehmen, daß der St. Petersburger und Moskauer Conſiſtorialbezirk zuſammen doppelt ſo viel Lutheraner als Eſthland zählen. In dieſen drei Conſiſtorialbezirken gab es alſo zuſammen 24,601 Geburten d. i. faſt 31 Procent oder nahezu ein Drittheil aller lutheriſchen Kinder. Wenn man dieſe unter die Zahl der Geiſtlichen (im Petersburger Conſiſtorialbezirk 85, im Moskauer 40, in den 6 litthauiſchen Gouvernements 17, zuſammen 142) gleichmäßig vertheilen könnte, ſo würde das Verhältniß, daß jeder Paſtor eine Gemeinde hätte, in der 102 bis 103 Kinder jährlich getauft würden, ein ſehr günſtiges ſein. Aber in der Wirklichkeit iſt es

leider nicht alſo, daher müſſen wir auch beſonders die Vertheilung der lutheriſchen Gemeinden und Lutheraner in den drei Conſiſtorialbezirken ins Auge faſſen.

Dabei treten uns einerſeits Zerſtreuung weniger Seelen auf enormen Entfernungen, andrerſeits übermäßig zahlreiche Gemeinden entgegen und an einigen Stellen treffen beide Uebelſtände zuſammen, um die Beſorgung der Gemeinden zu erſchweren. Die Stadt-, Gouvernements- und Diviſionsprediger des Petersburger Conſ.-Bezirks außerhalb des Petersburger Gouvernements wohnen in Nowgorod, Pleskau, Smolensk, Belagweſch bei Tſchernigow, Poltawa, Kiew, Shitomir in Wolhynien, Nemirow in Podolien, Odeſſa, Nikolajew und Kiſchenew. Unter dieſen haben Einige auch noch andere Gouvernements zu bereiſen, wie z. B. der von Nowgorod auch Olonetz, Wologda, Koſtroma und Jaroslaw, ſo daß zu ſeiner Parochie 13,670 □Meilen gehören, und doch hat er in den 4 letztgenannten Gouvernements auf 11,500 □Meilen nur 34, ja 1857 nur 14 Kinder getauft. In Olonetz wohnt eine recht zahlreiche Menge von Finnen, deren Sprache der Paſtor von Nowgorod nicht verſteht und die nach manchen Schwierigkeiten jetzt von einem finnländiſchen Prediger, den die dortige Staats-Caſſe beſoldet, beſucht werden. Jaroslaw wünſcht längſt einen eigenen Prediger, vermag aber nicht die Mittel dazu aufzubringen.

Der Moskauſche Conſiſtorial-Bezirk hat außer Moskau und den Saratowſchen und Samaraſchen Colonien überhaupt 27 Kirchen und Bethäuſer und 19 Paſtoren in Charkow, Tula, (welcher auch Kaluga, Orel, Wladimir, bis vor Kurzem auch Twer, beſucht und gewöhnlich 8000 Werſt im Jahr, 1858 aber 12,572 Werſt machte) Kursk, Niſchni-Nowgorod, Penſa, Jekaterinenburg mit Perm, Tambow mit Rjäſan, Orenburg (deſſen Paſtor vom Auguſt bis November auf amtlichen Reiſen zu ſein pflegt), Slatouſt, Riebensdorf mit Woroneſch, Kaſan mit Simbirsk (das ſich jetzt zu einer eigenen Pfarre conſtituirt), Kamsko-Iſchewsk in Wjätka, Saratow Stadt, Aſtrachan, Tiflis Stadt und die 4 Paſtoren in Sibirien: in Tobolsk, Omsk mit Ryſchkowa, Tomsk mit Barnaul und Irkutsk. Dieſe haben alle zuſammen 1858 nur 528, Einzelne nur 6 bis 7 Kinder getauft, aber deshalb doch wahrlich kein leichtes Amt gehabt. Paſtor Coßmann z. B., der in Irkutſk nur 11 lutheriſche Familen zählt, hat ſchon mehrmals Reiſen nach Transbaikalien, Nertſchinsk und Kjächta gemacht und eine Goldwäſche beſucht, wo ſeit 1851 weder ein lutheriſcher Prediger noch Gottesdienſt geweſen. Einſt von ſolcher Reiſe zurückgekehrt hat er

die Aufforderung vorgefunden, ein Kind des Gouverneurs in Jakutsk zu taufen, das ſein Filial und 2700 Werſt (etwa 400 deutſche Meilen) von Irkutsk entfernt iſt. Nach einer anderen höchſt beſchwerlichen Winterreiſe hatte der ihm zur Begleitung mitgegebene Soldat geſagt, daß, wenn er die Beſchwerden der Reiſe hätte vorausſehn können, er vorher davongelaufen wäre. Ueber ſeine im letzten Sommer gemachte Reiſe ſchreibt Paſtor Coßmann an den Biſchof Ulmann: „Wie ſchwer es mir auch wurde, mich dem Befehle des General-Gouverneurs gemäß auf ſo lange, lange Zeit von meiner Familie zu trennen, ſo wollte ich mich doch meiner Pflicht nicht entziehen, und in Gottes Namen trat ich am 29. März meine große Reiſe an. Sie erſtreckte ſich durch Transbaikalien, dann den ganzen Amur hinunter, von dort zu Schiff nach Ajan, dann größtentheils zu Pferde nach Jakutsk und von dort auf der Lena ſtromaufwärts zurück nach Irkutsk. Nahe an 14,000 Werſt ſind von mir auf dieſer Reiſe zurückgelegt worden." Er nennt 16 Orte in Transbaikalien, 9 Städte am Amur, Ajan, Jakutsk und noch 2 Goldwäſchen, die er beſucht und fährt dann fort: „An allen eben genannten Orten habe ich Glieder unſerer Kirche gefunden und daher auch überall Gottesdienſt gehalten. Die ganze Reiſe hat beinahe 6 Monate gedauert. Gar manche heilsbegierige Seele iſt mir unter der großen Zahl derer, die ich an den verſchiedenen Orten traf, aufgeſtoßen, und mit innigem Dank gegen Gott haben ſie ſich nach langer Zeit wieder einmal im gemeinſamen Gottesdienſte erbaut und das h. Abendmahl empfangen. Freilich hat es auch ſolche gegeben, die nach ſo langer Entbehrung noch keine Sehnſucht nach den Gnadenmitteln zeigten. Am gemiſchteſten war die Gemeinde in Nikolajewsk (an der Amurmündung), es gab ſogar ſolche, welche, in Amerika geboren, nicht getauft worden waren. Die Zahl der Communicanten belief ſich dort allerdings auf 46, aber der eigentlich Anſäſſigen ſind doch nur wenige, namentlich nur 2 Familien und auch dieſe nicht ruſſiſche Unterthanen, ſondern deutſche Amerikaner. Ein kleiner Theil der Lutheraner beſtand aus Seeoffizieren und Beamten, der größere aus Matroſen. Nach einem Aufenthalt von 3 Wochen ging ich auf einem ruſſiſchen Klipper nach Ajan. Dieſe Reiſe, die ſonſt gewöhnlich in 5 bis 6 Tagen vollendet wird, dauerte damals volle 3 Wochen. Da ſich auf dieſem Schiffe 8 eſthniſche Matroſen, ein deutſcher Seeoffizier, ein deutſcher Maſchinenmeiſter und 2 deutſche Paſſagiere befanden, ſo habe ich auch allſonntäglich dort eſthniſchen und deutſchen Gottesdienſt gehalten. Nach langen drei Wochen, in welchen wir gar manchen Unfall erlebten

und einigemal in großer Gefahr schwebten, liefen wir in Ajan ein. Hier fand ich mehrere lutherische Familien vor. Seit dem Jahre 1852, wo der Pastor Butzke Ajan besuchte, war kein Prediger mehr dort gewesen. Die Reise von Ajan nach Jakutsk war gewiß das schwerste Stück, denn fast die Hälfte des 1119 Werst langen Weges mußte reitend zurückgelegt werden. Dabei gings durch Moräste, wo man oft in Zweifel darüber gerathen konnte, ob man Festland oder Wasser unter sich hatte; vom Regen angeschwellte Bergströme mußten zu Pferde überschritten werden, die jeden Augenblick durch ihre reißende Schnelligkeit das Pferd umzuwerfen drohten und wo, wenn dies geschehen wäre, an keine Rettung zu denken war. Ueberhaupt hat es der Gefahren bei dieser großen Reise so viele gegeben, ja einmal befand ich mich auf dem Amur in so augenscheinlicher Lebensgefahr, daß ich nur wie durch ein Wunder Gottes gerettet worden bin. Aus allem diesem ersehen Sie, daß diese Reisen jedenfalls rechte Gebetsschulen für mich sind. Einerseits der fortwährende Gedanke: was macht meine Familie zu Hause? werde ich sie alle gesund wiedersehen, oder ist sonst ein Unglück geschehen? andrerseits befinde ich mich selbst oft in so gefährlichen Lagen, daß ich recht wohl sagen kann, nie so viel Grund und Drang zum fortwährenden Flehen zu dem Herrn, unserm allmächtigen und gnädigen Gott, zu haben als gerade auf meinen Reisen."

Hierauf folgt ausführliche Schilderung seiner Lebensgefahr in einem Boote bei Sturm auf dem Amur, dann Dank für 1807 Rbl., die der Bischof aus Sammlungen für die jenseits des Baikal von verschickten Finnen, Letten und Esthen gegründeten Colonieen übersendet hat, Besprechung der Verhältnisse dieser Colonieen, die jährlich um 60 bis 70 Personen wachsen, der Anwendung des Geldes zur Erbauung eines Schulhauses, Anstellung von Lehrern, Darleben an die neuen Ansiedler, Unterstützung anderer ganz nothleidender Verwiesener, worüber die Rathschläge des Bischofs erbeten werden. Am Schlusse des 5 Bogen langen interessanten Schreibens meldet Pastor Coßmann, daß er auf seiner Reise 135 Rbl. für die Unterstützungs-Casse gesammelt habe; und kann hier die Notiz hinzugefügt werden, daß der Bezirks-Comité von Irkutsk, zu dem die ganze dasige Gemeinde (11 Familien) beigesteuert, 300 Rbl. gesammelt und 150 davon dem Central-Comité eingeschickt hat.

Wenn auch der Irkutskische Prediger die allergrößten Entfernungen zu bereisen hat, so kommen sehr weite Amtsreisen doch auch bei vielen anderen Predigern vor, und das Moskausche Consistorium kann mit vollem

Rechte in dieſer Beziehung in einem Berichte ſagen, daß eigentlich nur 5 ſeiner Prediger, die 2 zu Moskau und 3 zu Saratow, Aſtrachan und Slatouſt, ihre Gemeinden concentrirt in einer Stadt um ſich haben, jedoch ſelbſt dieſe zu Amtsfahrten in die Gouvernements veranlaßt werden. Unter den 15 im europäiſchen Theile Rußlands fungirenden Gouvernements- und Diviſionspredigern des Moskauſchen Conſiſtorial-Bezirks, die in der Regel den größten Theil ihrer Gemeinden in einer oder einem paar Städten vereinigt finden, deren übrige Gemeindeglieder aber zerſtreut in einem oder mehreren Gouvernements wohnen, hebt das Conſiſtorium für das Jahr 1856 beſonders den Stadtprediger zu Tiflis hervor, „welcher von den Militair-Inſtanzen als förmlicher Militairprediger an die entfernteſten Stationen des kaukaſiſchen Corps gefordert wurde und wirklich eine erſtaunenswerthe Thätigkeit an den Tag gelegt hat, indem er nicht nur ſämmtliche Städte in ganz Transkaukaſien, die Ufer des Caſpiſchen und ſchwarzen Meeres, Dagheſtan, Mingrelien, Gurien und Imiretien bereiſte, ſondern auch einzelne nur als Militairſtationen bekannte Ortſchaften oder Lager beſuchte. Sein Bericht iſt aus Derbent eingeſandt."

„Aus dieſen kurzen Angaben über das Areal — fährt das Conſiſtorium fort — auf welchem dieſe Prediger ihre Amtsthätigkeit auszuüben haben, läßt ſich leicht entnehmen, wie beſchwerlich und auch wie wenig genugthuend ihre Wirkſamkeit ſein muß. Einen großen, ja häufig den größten Theil des Jahres bringen ſie auf Reiſen zu, viele müſſen an den verſchiedenen Orten erſt die Glaubensgenoſſen mühſam ausfindig machen. An eine ſpecielle Seelſorge, an einen gehörigen vorbereitenden Unterricht zur Erneuerung des Taufbundes, an eine fortdauernde Einwirkung auf ſtörrige Sünder läßt ſich nur etwa in 8 Stadtgemeinden denken, deren Prediger wenigſtens in der Regel die größere Hälfte des Jahres ſich an den Hauptorten ihrer Gemeinden befinden. In allen übrigen Städten und bei den in den Gouvernements zerſtreuten Evangeliſchen können die Seelſorger nur Samenkörner ausſtreuen; ob dieſe aber auf guten Boden fallen, ob ſie aufgehen und Früchte bringen, alles das iſt der Fürſorge Deſſen anheimgegeben, zu deſſen Ehre dieſe Diener der Kirche in freudiger Hingabe vielerlei Opfer darbringen und große Entbehrungen ertragen."

Gehen wir zu dem andern Uebelſtande, dem der übermäßig zahlreichen Gemeinden über, ſo ſagt uns derſelbe Bericht des Moskauſchen Conſiſtoriums: „Eine nicht minder umfaſſende Thätigkeit haben die zur dritten Claſſe zu zählenden Paſtoren, die Colonialprediger im Saratowſchen und

Samaraſchen Gouvernement an den Tag gelegt. Die Colonial-Kirchſpiele beſtehen meiſt aus zwei oder drei, viele auch aus vier oder fünf, näher oder weiter auseinander liegenden Colonien, in welchen von den Predigern gewöhnlich der Reihe nach Sonn- und Feſttags der Gottesdienſt gehalten wird, während in den übrigen Colonien der Küſter und Schulmeiſter eine Predigt aus einer Predigtſammlung vorlieſt. An dem Sonntage, an welchem der Prediger in der einen Colonie iſt und an den darauf folgenden Tagen werden denn auch gewöhnlich die nöthigen Amtshandlungen in dieſer Colonie beſorgt, um das zeitraubende Hin- und Herfahren nach Möglichkeit zu vermeiden, doch kommen noch häufig genug Fahrten auch außer der Reihe vor. Obgleich nun dieſe Entfernungen von der ſogenannten Muttercolonie bedeutende Erſchwerniſſe darbieten, ſo iſt es doch weniger dieſer Umſtand als das numeriſche Mißverhältniß zwiſchen der großen Seelenzahl der Gemeindeglieder und der Arbeitskraft des einen Predigers, welches die Amtsfähigkeit der Colonialprediger ſo ſehr erſchwert. Ein paar Kirchſpiele zählen über 12,000 Seelen und die Durchſchnittsſumme der Eingepfarrten iſt gegen 8000. (Als Beleg dazu mag dienen, daß 1857 in Wodjänoi-Bujerak 429, Oleſchna 426, Jagodnaja-Poliäna 596, Norka 618, Uſtſolicha 472 und Lesnoi-Karamiſch 661, in Medwedizkoi-Kreſtowoi-Bujerak ſogar 805 Kinder getauft wurden*) und ebenſo in den Samaraſchen Kirchſpielen Süd-Catharinenſtadt 420, Nord-Catharinenſtadt 425, Baratajewka 483, Priwolnaja 523, Podſtepnaja 577 und Räſanowſka 607). „Dazu kommt noch", ſagt das Conſiſtorium weiter, „daß mehrere Colonialprediger außer ihren alten Colonieen noch die ſogenannten neuen Anſiedelungen geiſtlich bedienen, die in bedeutenden Entfernungen auf der Steppe gegründet ſind, z. B. ein Prediger 3 ſolcher Anſiedelungen mit 866 Seelen, ein anderer 4 mit 789, ein dritter 4 mit 1319 Seelen, ein vierter 7 mit 2872 Seelen, welche letzte (die Colonie Roſenberg) übrigens kürzlich einen eigenen Prediger bekommen hat.

Ganz ähnliche Schwierigkeiten und Mißverhältniſſe finden im Petersburger Conſiſtorialbezirk bei den reiſenden Gouvernements- und Diviſionspredigern einerſeits und den ingermannländiſchen Land- und ſüdlichen Colonialpredigern andererſeits Statt. Außer dem fünf Gouvernements bereiſenden Paſtor von Nowgorod hat z. B. der von Shitomir in Wolhynien 30 bis auf 200 Werſt entfernte Colonien und Filiale zu beſuchen (auf

*) In Riga wurden von 8 Predigern von den 3 Stadtkirchen 1859 zuſammen 854 Kinder getauft, und in Medwedizkoi-Kreſtowoi-Bujerak 1859 von einem Prediger 906 Kinder.

1296 □ Meilen) und der von Nemirow in Podolien den Fabrikort Dunajewzy von 1000 Seelen auf eine Entfernung von 200 Werſt und die Stadt Kamenetz-Podolsk auf 240 Werſt von Nemirow zu beſorgen. Dagegen werden in Toxowa 477, in Slowänka (beides in Jugermannland) 472 Kinder getauft, eben ſo in dem in 5 Gemeinden getheilten Tarutino in Beſſarabien 402 und in Grunau, zu dem 17 Colonien und 5 Städte gehören, ſogar 551. In der letzten Gemeinde hat der Paſtor Holtfreter Jahre lang noch dazu mit dem Einfluß und Eindrange von Separatiſten zu kämpfen gehabt, wie überhaupt in den ſüdlichen Colonien theils Separatismus theils Conflicte zwiſchen den in mehreren Kirchſpielen von einem Prediger bedienten Lutheranern und Reformirten lange und ſchlimme kirchliche Wirren veranlaßt haben.

Wenn auch aus allem Angeführten die große Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der bisherigen geiſtlichen Beſorgung unſerer Glaubensgenoſſen im Innern des Reichs deutlich genug erſichtlich iſt, ſo können doch auch noch außer den Raum- und Zahlverhältniſſen manche andere Umſtände nicht unerwähnt bleiben, welche die durch jene veranlaßten Nothſtände noch verſchlimmern. Ich will den Mangel an kirchlichen Localen, welchem in neuerer Zeit hin und wieder abgeholfen iſt, unberührt laſſen, wiewohl es ſchlimm genug iſt, daß die reiſenden Prediger ſich erſt Privathäuſer erbitten oder den Gottesdienſt in dem unſaubern Zimmer einer Kreisſchule oder gar in dem Saale eines Vergnügungslocales halten müſſen, während daneben ein Diner im Werke iſt, deſſen Vorbereitungen ſich während der Predigt hörbar machen; ich will von der alle unſere Vorſtellungen überſteigenden Rechtsunſicherheit ſchweigen, in der das Vermögen unſrer Kirchen und die Einkünfte der Prediger beſonders in den litthauiſchen Provinzen ſich befinden, ich will nur noch zweier dringenden Uebelſtände erwähnen: des Mangels an genügendem *Schulunterricht*, beſonders in der *Mutterſprache* und in der *Religion*, und des Mangels an Perſonen und Mitteln, um nur auch die *vorhandenen* Predigerſtellen gehörig zu beſetzen. Obgleich ſich in den größeren Städten, wo lutheriſche Prediger wohnen, wohl faſt überall eigene Kirchenſchulen und darunter manche ſehr gute befinden, die aus Kirchenmitteln erhalten werden, obgleich die Prediger (ſehr oft unentgeltlich) in den Kronslehranſtalten Religionsunterricht ertheilen, ſo fehlt es daran doch oft gänzlich in den zahlreichen Gemeinden, die keine eigenen Prediger haben, ſelbſt in manchen Gouvernementsgymnaſien. Dazu kommt, daß die Kinder vieler Familien, ſelbſt in den Reſidenzen, ſehr mangelhaft und einzelne

gar nicht deutſch lernen. Wie es dann mit ihrer Religionserkenntniß beſchaffen iſt, wenn die umherreiſenden Prediger ſie nach einem Unterricht von höchſtens 8 oder 14 Tagen confirmiren müſſen, iſt leicht zu ermeſſen. Dabei mag überhaupt an die Sprachverſchiedenheit erinnert werden, welche ſchon in Kronſtadt 5 abwechſelnde Gottesdienſte in deutſcher, lettiſcher, eſthniſcher, finniſcher und ſchwediſcher Sprache in einer Kirche erheiſcht und den Diviſionspredigern im Innern und beſonders in Sibirien die Kenntniß dieſer 5 Sprachen wünſchenswerth macht, bei deren Ermangelung ſie bisweilen zum Gebrauch des Ruſſiſchen greifen müſſen.

In Ingermannland, wo die Patronatsrechte und Pflichten von den leibeigenen finniſchen Bauergemeinden exercirt werden und daher ſchon die Kirchen- und Paſtoratsbauten oft ſchlimm darniederliegen, giebt es gar keine Volksſchulen; ſie werden jedoch durch häuslichen Unterricht einigermaßen erſetzt. In den deutſchen Colonien dagegen klagt man über zu viele Schulkinder, häufig zu kleine und ſchlechte Locale und ſehr traurige Beſoldung der Lehrer.

Ich würde mich ſcheuen, hier folgende Beiſpiele beſtehender Uebelſtände nach dieſer Richtung anzuführen, wenn ſie nicht officiellen Berichten, die darüber Beſchwerde führen, entnommen wären. In Goloi-Koramiſch im Saratowſchen befinden ſich darnach 900 Kinder in einer Schule, die nur einen Lehrer hat, die größeren vormittags, die kleineren nachmittags; manche Lehrer verdienen weniger als gewöhnliche Ackerknechte der Coloniſten; ja einer dieſer Lehrer bezieht einen geringeren Gehalt als der bei ihm zur Schule kommende Pferdehüter des Dorfes.

Alle dieſe Uebelſtände finden Statt, wenn auch alle Predigerſtellen beſetzt ſind; aber ein faſt gänzliches Aufhören aller kirchlichen Functionen mußte bei den häufigen und langwierigen Vacanzen in manchen vereinzelten Gemeinden eintreten. Im Jahre 1856 waren 8 Predigerſtellen im Moskauſchen und 9 im Petersburgiſchen Conſiſtorialbezirk vacant, und ungefähr dieſelbe Zahl der Vacanzen wiederholte ſich in mehreren Jahresberichten. Kamsko-Iſhewsk iſt 8 Jahre, Neudorf und Neubrow bei Breſt-Litowsk 13 Jahre lang unbeſetzt geweſen, weil der dortigen Fabrikbevölkerung polniſch gepredigt werden muß und dazu kein Candidat zu finden war. Fère-Champenoiſe, Arcis und die ſibiriſchen ſo wie andere Pfarren ſind oft 3 bis 4 Jahre ohne Prediger geweſen. Dann iſt die Bedienung zwar dem benachbarten Prediger übertragen, aber welch' eine Nachbarſchaft von Kaſan

bis Kamsko-Iſhewsk, von Jekaterinenburg bis Tobolsk, von Orenburg bis Slatouſt, von Ryſchkowa bis Tomsk, welche Laſt für einen Paſtor von Tarutino, der in den eigenen 5 Gemeinden 400 Kinder tauft, 6 Gemeinden von Fère-Champenoiſe oder 4 in Klöſtiz ſo zu bedienen, daß er in je zwei Gemeinden an jedem Sonntage Gottesdienſt halte, welch' eine Aufgabe für den Paſtor von Omsk und Ryſchkowa in der erſten Hälfte ſeiner ſiebenjährigen Amtsführung erſt Tobolsk und dann in der zweiten Tomsk als Vicar zu bedienen mit jährlichen Reiſen von 5000 Werſt und zwar unentgeltlich bei einem eignen Gehalt von 429 Rbl. und etwa 100 Rbl. Accidentien! Daß ſolche verwaiſete Gemeinden nur einmal jährlich und manche ganz entfernte wie Irkutzk, gar nicht haben beſucht werden können, kann man ſich wohl denken und nur mit inniger Theilnahme hören, wie ein alter würdiger Kirchenvorſteher daſelbſt zur Zeit einer ſolchen Vacanz in der griechiſchen Kirche während der Abendmahlsfeier geweint hat bei dem Gedanken, daß die Evangeliſchen noch lange das Sacrament entbehren müßten. Daß aber Vacanzen ſo oft vorkamen und ſo lange dauerten, war bei dem Mangel an Candidaten nicht zu ändern und daß junge Prediger gerade in ſolchen beſchwerlichen Stellen nicht ſelten früh ſterben, daß Stipendiaten der Krone aus dem Dorpatſchen Seminar nach Ausdienung ihrer Jahre und beſonders wenn die Erziehung der Kinder dazu drängt, ſich in die Heimath zurückſehnen und freie Candidaten in ſo ſchwere Verhältniſſe ſich nicht hineinwünſchen, iſt nicht zu verwundern. Denn zu aller der Abgeſchiedenheit und Beſchwerlichkeit ſolcher Stellungen treten oft noch Nahrungsſorgen (ein ſibiriſcher Paſtor hatte vor einer Reihe von Jahren mit Papparbeiten und Salzfleiſch auf den Märkten gehandelt, um ſich vor der Noth des Lebens zu bewahren) oder es iſt wenigſtens keine Ausſicht auf ein ſorgenfreies Alter gegeben. Denn der Mangel an Mitteln hat es nicht ſelten verboten, ſelbſt gänzlich altersſchwache Prediger in den Ruheſtand zu verſetzen oder ihnen Gehülfen zu geben, wie ſehr auch die Gemeinde deſſen bedurft haben mochte. Ein mehr als 80jähriger Diviſionsprediger hatte bereits in der Hoffnung auf Penſion einen Adjuncten genommen und reichte nach 50jährigem Dienſte um ſeinen Abſchied ein; als er aber erfuhr, daß zu jener keine Ausſicht ſei, bat er dringend ihn noch im Amte zu laſſen, weil er ſonſt gar keine Subſiſtenz habe und — der Adjunct ging fort. Ein andrer alter Geiſtlicher wurde 70 Werſt zu der ſchwer kranken Frau eines Verwalters geholt, um ihr das Abendmahl zu reichen, vergaß aber ihr den Kelch zu geben, bis der Mann ihn daran erinnerte.

Dieſe beiden ſind zur ewigen Ruhe eingegangen, aber unter ähnlichen Verhältniſſen mögen noch manche Prediger und Gemeinden ſeufzen. Uebrigens ſind im gegenwärtigen Augenblicke alle Vacanzen beſetzt und iſt eine ausreichende Zahl von Candidaten vorhanden.

Jedoch, m. H., genug und faſt zu viel habe ich von der überaus großen und ſchwierigen Aufgabe der Unterſtützungs-Caſſe geſprochen. Denn ich fürchte, nicht nur Ihre Geduld bald erſchöpft, ſondern auch den Gedanken wachgerufen zu haben: wie ſoll die Unterſtützungs-Caſſe die Hoffnung wagen dürfen, allen dieſen gewaltigen und in unabänderlichen Verhältniſſen beruhenden Nothſtänden abzuhelfen? iſt das nicht ein vergebliches Beginnen und wird die Betheiligung des Einzelnen daran nicht verſchwinden, wie ein Tropfen, der in ein Sandmeer fällt?

Um Sie nicht unter dem Eindruck einer ſo entmuthigenden Frage zu laſſen, muß ich mir erlauben, Ihre Aufmerkſamkeit noch für einige Worte zu erbitten:

II., über die Abſichten, Ausſichten und Hoffnungen der Unterſtützungs-Caſſe, über ihre bisher ſchon erreichte und für die Zukunft zu hoffende Entwickelung.

Begreiflich kann es nicht die Abſicht der Unterſtützungs-Caſſe ſein, allen Nothſtänden der Lutheriſchen Glaubensgenoſſen in dem ungeheuern Reiche zu gleicher Zeit oder durch ihre alleinigen Anſtrengungen abhelfen zu wollen. Aber ſoll es deßhalb aufgegeben werden, im Einzelnen und allmählig zu helfen, wo, wie auch § 1 der Statuten feſtſetzt, die eigenen Mittel der Gemeinden nicht ausreichen und andere Quellen ſich nicht finden?

Solche Mittel und Quellen ſind an verſchiedenen Orten theils bereits vorhanden, theils in Ausſicht geſtellt. Die Staatsregierung, welche mehrere Gouvernementsprediger ſubventionirt, hat neuerdings den Gehalt der 15 Diviſionsprediger von 342 Rbl. um 100 Rub. S. erhöht (das des Paſtors Coßmann von 300 auf 600 Rbl.) und ihnen in Folge des oben erwähnten Falles das Recht auf Penſion gleich den bei der Armee fungirenden griechiſchen Geiſtlichen zugeſtanden; auch hat im vorigen Jahre Seine Majeſtät der Kaiſer 1198 Rbl. zum Bau eines Paſtorates in Ryſchkowa und 1000 Rbl. zum Bau einer Kirche in Muſtel auf Oeſel zu ſchenken geruht, wiewol das Verbot, um neue Ausgaben für die lutheriſche Kirche zu bitten, formell nicht aufgehoben worden. Ferner muß und kann es den übervöl-

kerten Colonial-Kirchſpielen überlaſſen werden, ſich durch Theilung der Gemeinden und Errichtung neuer Pfarren ſelbſt zu helfen. Solches iſt in zwei Fällen bereits geſchehen und dürfte in Zukunft um ſo leichter ausführbar werden, wenn in Folge der für das Saratowſche Gouvernement in Ausſicht ſtehenden Eiſenbahnverbindung die Producte der Colonien und die größtentheils in Naturallieferungen beſtehenden Einkünfte der Prediger im Werthe ſteigen. Wenn daher das Augenmerk der Unterſtützungs-Caſſe zunächſt auf die kirchlichen Bedürfniſſe der Diaſpora in den Städten und Gouvernements gerichtet ſein muß, ſo kann doch auch hierbei einigermaßen darauf gerechnet werden, daß die Gemeinden ſich ſelbſt helfen werden. Denn es wächſt mit dem Zunehmen der deutſchen Bevölkerung in Rußland nicht nur die Möglichkeit, ſondern Gottlob auch die Willigkeit und Freudigkeit für die geiſtlichen Bedürfniſſe nicht unbedeutende Ausgaben zu machen. Es hat ſich nicht nur das Kirchenvermögen überhaupt in noch nicht 30 Jahren mehr als verdoppelt, es haben das Petersburger und Moskauer Conſiſtorium nicht bloß jährlich über Geſchenke und Vermächtniſſe von Capitalien zu kirchlichen Zwecken zu berichten, es ſind nicht allein im Saratowſchen in einem Jahre 4 neue Kirchen und 8 neue Schulhäuſer erbaut und durch die Thätigkeit der zwei Moskauſchen lutheriſchen Gemeinden (in denen zuſammen nur etwa 200 Kinder getauft werden) in einem Jahre für ihre Armen- und Waiſenſchule 14,370 Rbl. und zugleich für ihren Hilfsverein 13,427 Rbl. aufgebracht worden, ſondern es iſt auch in den letzten Jahren 4 Gemeinden gelungen, ſich ohne Hilfe von außen ein ſelbſtſtändiges Kirchenweſen zu gründen und die Erhaltung eigner Prediger ſicher zu ſtellen. Es ſind dies die Colonial-Kirchſpiele Roſenberg im Saratowſchen und Johannisthal und Waterloo im Cherſonſchen und die Stadtgemeinden in Twer und Simbirsk. Die letztere hat, obgleich nur aus 249 Seelen beſtehend, 300 Rbl. jährlich für den Prediger unterzeichnet und ein Pfarr- und Schulhaus für 2000 Rbl. gekauft. Eben ſo haben in Twer 60—70 Familien ſich ſolidariſch verpflichtet, dem Paſtor 500 Rbl. Gehalt und noch 150 Rbl. an Quatiergeldern zu geben. Wenn aber andere Gemeinden, wie z. B. Jaroſlaw, ſeit Jahren um einen eigenen Prediger bitten, gleichwol aber die Mittel zu deſſen Unterhaltung aus eigenen Kräften nicht aufbringen können, wenn die Anſtellung von wenigſtens einem Prediger in jedem Gouvernement und von eigenen Predigern ſelbſt bei kleinen Gemeinden, damit ſie zugleich die auf dem Lande und in kleinen Städten zerſtreuten Glaubensgenoſſen beſuchen, ſowie damit die

jetzt so häufig zu Reisen gezwungenen Pastoren ihre Kraft mehr dem Centralpunkt ihrer Gemeinden zuwenden können, ein dringendes Bedürfniß ist, wenn Bitten um Unterstützung zu kirchlichen Bauten schon jetzt die Mittel des Central-Comité's vielfach in Anspruch nehmen und die Bedürfnisse und Nothstände unserer Kirche immer mehr und mehr ans Licht treten; so ist doch auch freudig anzuerkennen, daß die Sache der Unterstützungs-Casse schon während ihres Entstehens und kurzen Bestehens besonders in Petersburg, nicht minder aber auch im Innern Rußlands recht rege Theilnahme gefunden hat und darnach zu urtheilen ihre Einnahmen durchaus nicht allein aus unsern Provinzen zu erwarten sind. Das Generalconsistorium hatte aus dem Verkauf des neuen Petersburger Gesangbuches gegen 4000 R. und während der Vorbereitungen zur Bildung des Central-Comité's 9625 Rbl., darunter 2287 Rbl. 25 Cop. an jährlichen Beiträgen gesammelt, so daß es dem Central-Comité bei seiner Constituirung übergeben konnte . . . . . 13,335 Rbl. 28 C. S.

Das Central-Comité hat darnach bis zum 6. Februar 1860 eingenommen:

vom Hasenpothschen Oberkirchenvorsteheramte .	168 Rbl. — C. S.
von der Mitauschen Kirchen-Inspection . . .	702 Rbl. 71 C. S.
vom Wilnaer Kirchen-Collegium	93 Rbl. — C. S.
vom Petersburger Consistorium	3,183 Rbl. 30 C. S.
(darunter aus dem Odessaer Propstbezirk 732 R., aus dem 2. Propstbezirk im südlichen Rußland 256 R., aus Narwa 490 R., aus Smolensk 125 R. jährlich, das Uebrige meist aus den nichtdeutschen Gemeinden in Petersburg und den deutschen der Umgegend)	
vom Irkutzkischen Bezirks-Comité	150 Rbl. — C. S.
vom esthländischen Bezirks-Comité	800 Rbl. — C. S.
aus Collecten in Petersburg noch	1,449 Rbl. 40 C. S.
	19,881 Rbl. 69 C. S.

Davon ſind bis jetzt an Unterſtützungen bewilligt:

für den Bau eines Bet- und Schulhauſes in Berdiansk am Aſowſchen Meere	1000 Rbl. — C. S.
für den Ankauf von Gebäuden zur Paſtoratswidme in Schoden	400 Rbl. — C. S.
für den Aufbau eines abgebrannten Bethauſes in Zwiekszen bei Krottingen	1000 Rbl. — C. S.
für den Bau einer Kirche in Warkland im Gouvernement Witebsk	1000 Rbl. — C. S.
für die Vollendung der eſthniſchen Kirche in Petersburg vorſchußweiſe	2000 Rbl. — C. S.
für die Vollendung des Kirchenbaues in Orel	1500 Rbl. — C. S.
für die Wittwe eines Paſtors in Ingermannland	100 Rbl. — C. S.
	7000 Rbl. — C. S.

Außer dem Central-Comité, deſſen Präſident Admiral Baron Wrangel und deſſen Geſchäftsführer Paſtor Nöltingk iſt und das 4 geiſtliche und 8 weltliche Glieder in St. Petersburg zählt, ſind bis jetzt Bezirks-Comité's gebildet in Petersburg, Moskau, Narva, Odeſſa, Smolensk, Irkutsk, Reval, Dorpat, Mitau, endlich in Riga für den lettiſchen Theil Livlands und ein eigenes Comité für den Stadtconſiſtorialbezirk. Alle dieſe Comité's haben ihre Wirkſamkeit meiſt erſt ganz kürzlich begonnen *)

*) Bis Anfang Juni waren in den Oſtſeeprovinzen für die Unterſtützungs-Caſſe folgende Summen eingegangen:

bei dem in Riga conſtituirten Bezirks-Comité für den lettiſchen Theil Livlands . . . . . (darunter ein Capital von 6000 Rbl. von einer Rigaſchen Familie)	9689 R. 45 K. S.
bei dem Dorpatſchen Bezirks-Comité für den eſthniſchen Theil Livlands (darunter 782 Rbl. 95 Kop. an jährlichen Beiträgen)	2361 R. — K. S.
bei dem Bezirks-Comité für den Rigaſchen Conſiſtorialbezirk . . . . . (darunter 4162 R. 13 K. durch Vermittelung des Stadtconſiſtoriums und gegen 500 R. an jährlichen Beiträgen)	5052 R. 13 K. S.
bei dem eſthländiſchen Bezirks-Comité	1100 R. — K. S.
bei dem revaliſchen Bezirks-Comité	400 R. — K. S.
bei dem kurländiſchen Bezirks-Comité	3753 R. 6¾ K. S.
im Ganzen	22,355 R. 64¾ K.

Es iſt zu bemerken, daß aus einem großen Theil des flachen Landes die Angaben bei den Bezirks-Comité's noch nicht eingegangen ſind, ſowie daß ein — augenblicklich noch nicht

Ich habe bisher faſt nur Thatſachen und Zahlen zu Ihnen reden laſſen über die Entſtehung und den Zweck der Unterſtützungs-Caſſe und über die Anfänge oder eigentlich nur die Vorbereitungen, mit welchen ſie dieſer großen Aufgabe gegenüber ſteht; geſtatten Sie mir noch zum Schluſſe ein Wort darüber, worauf ihre Hoffnung gegründet und worauf ſie gerichtet iſt. Sie iſt gegründet auf den Herrn, der unſre evangeliſche Kirche in den ſchwerſten Kämpfen erhalten hat und in deren Gliedern die Liebe zu ihrem Glauben und ihren Glaubensgenoſſen erhalten und mehren wird, ſo lange es in ihr lebendige Glieder giebt, deren Glaube durch die Liebe thätig iſt. Für ſolche Glaubens- und Liebesthätigkeit iſt uns in der Unterſtützungs-Caſſe ein weites Feld geöffnet; ſollte denn auf dieſem Felde das Wort ohne Wirkung bleiben: „Laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden an Jedermann, allermeiſt aber an des Glaubens Genoſſen!" Wenn viele Tropfen dicht und anhaltend herabfallen, ſo giebt es einen fruchtbaren Regen. So wünſcht und hoffet die Unterſtützungs-Caſſe hauptſächlich, nicht ſowohl, daß ihr von Einzelnen ſehr reiche Gaben zufließen, ſondern daß möglichſt viele, ja alle Glieder unſerer Kirche nach Kräften, wenn auch nur kleine Scherflein jährlich beitragen mögen. Sollte dieſe Hoffnung getäuſcht werden, obgleich ſchon die Dankbarkeit gegen Gott dafür, daß wir von den Vätern ein geordnetes Kirchenweſen ererbt haben, ſowie die natürliche Liebe zu unſern Stammes-, Sprach- und Blutsverwandten, obgleich die Rückſchau in die Vergangenheit und der Hinblick auf die Zukunft uns in gleichem Maße antreiben müſſen, für die zerſtreuten Glaubensgenoſſen zu ſorgen? Von hier aus iſt einſt das Chriſtenthum, iſt ſpäter die Reformation verbreitet worden, von unſern Provinzen aus ſind vorzugsweiſe die zahlreichen Deutſchen nach Rußland gezogen, welche in den Städten als Militairs, Aerzte, Apotheker*), Kaufleute, Lehrer, Gouvernanten oder auf dem Lande als Verwalter, Handwerker, Dienſtleute überall im weiten Reiche zerſtreut ſind, und unſere Stadt trägt alljährlich einen nicht unbedeutenden Theil zu dieſer Auswanderung bei, ſo daß wohl ſehr Viele unter uns ihr eigen Fleiſch und Blut, ihre Verwandten, Freunde und Bekannten unter jenen Zerſtreuten haben, deren Glaubens- und Familienleben, deren Erhaltung bei ihrer Religion, Nationalität und Sprache zum

beſtimmbarer — Theil der aufgegebenen Summen jährliche Beiträge enthält, abgeſehen von den oben ausdrücklich als ſolche bezeichneten. Aus Oeſel liegen der Red. keine Auskünfte vor. Die Red.

*) Die Apotheker in Rußland ſind faſt ohne Ausnahme Deutſche.

nicht geringen Theile von den Erfolgen der Unterſtützungs-Caſſe abhängt. Die durch dieſe beſtändige Ueberſiedelung von Deutſchen ins Innere des Reichs mitbedingte, wenn auch beſonders auf Petersburg und die Colonien fallende Zunahme der lutheriſchen Bevölkerung in Rußland iſt in 20 Jahren ſo bedeutend geweſen, daß während im Jahre 1838 die Zahl ſämmtlicher Geburten 71,522 betrug, ſie im Jahre 1858 auf 79,521 d. h. faſt genau um 8000 geſtiegen iſt. Der Zuwachs der Geburten in dem Petersburger und Moskauer Conſiſtorialbezirk (mit Ausſchluß von Sibirien, von deſſen Predigern für das Jahr 1858 die Berichte mir nicht vorgelegen) und in den 6 zu Kurland gehörigen Gouvernements belief ſich auf 8217, ergab alſo ein Mehr von 218 über den ganzen Zuwachs an Geburten. Dies erklärt ſich dadurch, daß gegen die Zunahme der Geburten in Eſthland, Reval, Riga und Kurland um zuſammen 3127 eine Abnahme derſelben in Livland und Oeſel um 3345 in Folge des Uebertritts eines nicht unbeträchtlichen Theiles der lettiſchen und eſthniſchen Bevölkerung zur griechiſch-orthodoxen Kirche in den Jahren 1845—48 ſtattgefunden hat. Wenn alſo die Zahl der Glieder der lutheriſchen Kirche in jenen Bezirken ſchon viel ſtärker gewachſen iſt als in unſern Provinzen und vorausſichtlich nach Eröffnung der leichteren Verbindungswege mit dem Innern des Reiches in noch größerem Verhältniß wachſen wird, wie ſollten alle diejenigen, welche noch ein Herz für unſre Kirche und die mit ihr ſo eng verbundene Volksthümlichkeit haben, ſich nicht gern an dem Werke der Unterſtützungs-Caſſe thätig betheiligen, die ſich gerade die Pflege und Erhaltung derſelben in jenen Gegenden zum Ziele geſetzt hat und ſegensreich auf die Theile der Kirche, welche daran eifrig arbeiten, zurückwirken muß? Laſſen Sie uns, m. H., an Gottes Segen und Beiſtand nicht zweifeln, daß wir allmählig dem Ziele, auf welches die Hoffnungen der Unterſtützungs-Caſſe gerichtet ſind, näher kommen werden. Die Geſchichte des Guſtav-Adolph-Vereins bietet uns ein ermuthigendes Vorbild. Im Jahre 1832 aus kleinen Anfängen hervorgegangen, bis zum Jahre 1841 erſt zu einem Capital von 12,850 Thalern gelangt, darnach zu größerem Aufſchwunge gekommen, aber auch durch ſchwere äußere und innere Anfechtungen hindurchgegangen, konnte er ſpäter über 40, 50, 60, 70,000 Thlr. jährlich verfügen und 1855 77,000 Thl. für 290 Gemeinden verwenden; er zählte 1856 46 Haupt- und gegen 1000 Zweigvereine, beſaß ein Capitalvermögen von 35,000 Thalern und erſtreckte ſeine Thätigkeit über alle Welttheile. Ueber dieſe Thätigkeit und ihre Frucht für die evangeliſche Kirche ſagt der Hofprediger Zimmermann

in Darmſtadt in Herzogs Real-Encyklopädie am Schluſſe des betreffenden Artikels:

„Der Guſtav-Adolph-Verein, deſſen Geſchichte in dem Vorſtehenden nach ihren Hauptmomenten überblickt worden iſt, hat außer den etlichen und 40 Kirchen und Bethäuſern, die er theils ganz aus ſeinen Mitteln gebaut, theils durch namhafte Unterſtützungen hinausgeführt hat, außer vielen Pfarr- und Schulhäuſern, die er erbaut, außer den Dotationen, die er gegründet, oder zu denen er Namhaftes beigetragen, außer den fortlaufenden Unterſtützungen, mit denen er hunderten von bedrängten Gemeinden Handreichungen gethan*), — der evangeliſchen Kirche hauptſächlich dadurch gedient, daß er den Nothſtand der evangeliſchen Kirche in katholiſchen Gegenden und Ländern erſt klar aufgedeckt, die heilige Pflicht, für die Diaſpora zu wirken, ihr nahe gelegt, den ſchlummernden Geiſt evangeliſcher Liebesthätigkeit geweckt und genährt und die Scheidewände entfernt hat, welche früher die einzelnen evangeliſchen Landeskirchen von einander mehr und mehr geſchieden hatten. Er hat unſtreitig neues Leben für die Kirche und ihre Angelegenheiten in Kreiſe hineingetragen, die früher in kirchlichem Schlaf und Tod lagen. Er hat den erſten Anſtoß zu Manchem gegeben, worauf die evangeliſche Kirche in neuerer Zeit mit großer Hoffnung blickt. Er hat den Zerſtreuten Muth gemacht, ſich zu Gemeinden zu ſammeln (in Rheinpreußen z. B. ſind ſeit ſeinem Beſtehen mehr als 40 neue evangeliſche Gemeinden entſtanden), er hat dadurch den kirchlichen Geiſt in ihnen geweckt, er hat den zahlloſen Verſuchungen zum Abfall von der evangeliſchen Kirche geſteuert, um die Empfangenden und Gebenden ein Band geiſtiger Gemeinſchaft geſchlungen und nicht wenig dazu beigetragen, daß das evangeliſche Bewußtſein in weiteren Kreiſen wieder lebendig geworden iſt. Er hat durch die von ihm glücklich beſtandenen Kämpfe und Gefahren die ihm inwohnende Lebenskraft bewährt. Er hat ſich von Jahr zu Jahr immer kirchlicher geſtaltet und die noch immer nicht verſtummten Vorwürfe der Glaubens- und Bekenntnißloſigkeit durch die That widerlegt. Er umfaßt — und das iſt ſein weites Herz, das ihm der Herr erhalten wolle — mit ſeiner Sorge Alle, welche auf dem Grunde der Reformatoren ſtehen; er erkennt aber zugleich — und auch darin wolle der Herr ihn immer

*) Bis 1859 hatte der Guſtav-Adolph-Verein überhaupt 85 Kirchen und Bethäuſer erbaut, in dem genannten Jahre allein 134,782 Thaler für 494 Gemeinden verwendet und in 10 Jahren zuſammen 816,060 Thaler für die Diaſpora ausgegeben. Darmſt. Kirchenzeitung 1860 Nr. 3.

stärken und gründen — keinen andern Grund an, als den der gelegt ist, welcher ist Christus. Er ist ein Bauverein, ein Hilfsverein, aber in der Hoffnung, daß der Herr in den Bauten, die er aufführt seinen Geist werde walten und siegen lassen und an die Gaben, die er darreicht, seine unsichtbare Gnadengabe knüpfen werde."

Möge unsere Unterstützungs-Casse dereinst ein gleiches Zeugniß über ihre Wirksamkeit und ihre Frucht für unsere Kirche verdienen!

Redacteure:

Theodor Böttticher,
Livl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin,
Rigascher Rathsherr.

Inhalt.

Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Ackerbau-Industrie in Liv- und Esthland . . . Seite 99.
Die Staatswissenschaften in der bürgerlichen Gesellschaft . . . . . „ 134.
Nachtrag zu dem Aufsatze über „Telegraphie und Naturwissenschaft“ . . . . . „ 144.
Ueber die Autonomie der livländischen Städte . „ 149.
Ueber die Unterstützungs-Casse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland . . . . „ 161.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift“ wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 C., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatsschrift durch Fr. v. Böttticher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatsschrift in Riga“ erbeten.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes drittes Heft.

August 1860.

Riga, 1860.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes drittes Heft.

August 1860.

Acc. 20621.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Die landärztlichen Verhältniſſe, insbeſondere Kurlands.

Charles Fourier hat unter den Rubriken der Arbeitstheilung auch eine aufgeſtellt, die er „travaux de dévouement" nennt, zu denen keine individuelle Neigung angeboren iſt, zu denen ſich aber Menſchen aus Reſignation entſchließen, weil ſie die Nothwendigkeit derſelben fürs Gemeinwohl erkennen.

K. Roſenkranz, Vorwort z. „Aeſthetik d. Häßlichen."

Angeſichts der neuen Geſtaltungen, die in vielfacher Durchkreuzung die Landesverhältniſſe unſerer Provinzen und insbeſondere Kurlands durchdringen, dürfte es an der Zeit, ja Sache der Pflicht ſein, einer Beziehung nicht zu vergeſſen, die zu den eingreifenden gehört — der des Landarztes zu ſeinem Wirkungskreiſe. Die Aufforderung hierzu erſcheint beſonders nahe gelegt, wenn Neugeſtaltungen ſich auch in dieſer Richtung vorbereiten, wenn dieſelben bereits zur Reife des gefühlten Bedürfniſſes durchgedrungen, nur der abſchließenden Erörterung, der planmäßigen Durchbildung zu harren ſcheinen, um ſie einer Periode neuer lebenskräftiger Entwickelungen entgegenzuführen.

Wenn ich nun hier vom Standpunkt einer längeren praktiſchen Laufbahn den Maßſtab des Fachmanns an ein ſchwebendes Verhältniß zu legen gedenke, ſo muß zwiſchen Leſer und Verfaſſer von vorn herein das Vertrauen feſtgeſtellt werden, daß es ſich hier nicht um eine Tendenzſchrift, um keine oratio pro aris et focis handelt. Ich muß dies um ſo mehr betonen, als dieſe Betrachtungen gerade durch eine Frage localen Intereſſes

angeregt wurden, durch den Wunſch einiger Beſitzenden nämlich, in der Nachbarſchaft des Verfaſſers dicht an der kurländiſchen Gränze einen Arzt in ihrer Mitte ſich niederlaſſen zu ſehen. Gleichwohl klingen aber in dieſer Tagesfrage immer wieder Vorlagen und Probleme an, die ſich durch die ganze Entwickelungsgeſchichte des landärztlichen Weſens fortſpinnen. Wenn ich daher Gelegenheit nehme, von hieraus weitergreifende Bedürfniſſe der augenblicklichen Situation zu berühren, ſo erklärt ſich das ungezwungen daraus, daß die verſchiedenen Geſtaltungen, die uns in dieſer Hinſicht in den Provinzen entgegentreten, im letzten Grade auf eine analoge Baſis zurückgeführt werden können. Wir ſehen faſt dieſelben Mängel und Bedürfniſſe, Anregungen und Hemmhebel immer wieder ins Spiel geſetzt, mögen wir Weſenberg oder Pilten, die Ufer des Peipus oder Szeymen als Ausgangspunkt unſerer Betrachtungen wählen.

Nur eine offene Ausſprache mit unbefangener Darlegung des gegenſeitigen Verhältniſſes kann hier zwiſchen dem ärztlichen Stande und dem Publicum, als den beiden Contrahenten in dieſem ſocialen Vertrage, zur Klarheit führen. Nur klares Verſtändniß wird aber hier vor bedauerlichen Mißverſtändniſſen bewahren und eben auch nur ein derartiges unbeirrtes Gegenſeitigkeitsverhältniß zu der erwünſchten Befeſtigung und gedeihlichen Entwickelung des Gemeinwohls führen.

Was die Angelegenheit betrifft, die dieſen Betrachtungen zum Ausgang diente, ſo faßt ſie ſich für den Fernerſtehenden kurz in Folgendem zuſammen:

Ein Flecken, eine kleine Meile von der kuriſchen Gränze gelegen, bildet das rendez-vous von größeren Wegen, die nach allen Richtungen der Windroſe ausſtrahlen. Man gelangt auf dieſen bequem zu etwa 10 größeren umliegenden Gütern. Dies ſind zum Theil volkreiche Beſitzlichkeiten, die bis jetzt entweder gänzlich ohne feſte ärztliche Verſorgung bleiben oder wöchentlich einmal die Nähe eines Arztes haben, der drei Meilen vom Flecken entfernt wohnt. An den übrigen Wochentagen beſchäftigt dieſen eine eigene größere Praxis und die nächſt weitere Hülfe iſt für jenen Kreis nur auf mehr als 3—4 Meilen, und das auf recht üblen Straßen, zu erlangen.

Innerhalb dieſes Kreiſes von Gütern ſind allmählig auch mehrere kuriſche Familien beſitzlich und anſäſſig geworden. Eingedenk der Vortheile mancher Gegenden Kurlands, nebenher in der ſchlimmen Jahreszeit in noch viel empfindlicherem Maße, als der Meilenzeiger giebt, von ärzt-

licher Hülfe geschieden, haben diese der naheliegenden Idee sich zugewendet, in ihrer Mitte einen Arzt zu fixiren, also, wenn thunlich, ihn durch ein festeres Verhältniß an sich zu binden. Zweifelsohne muß es ein günstiges Moment genannt werden, wo sich bei einer Mehrzahl das Bedürfniß nach wohlorganisirter ärztlicher Hülfleistung in so bestimmter Form ausspricht, wenn sich ein natürlich gegebener Centralpunkt ungezwungen finden läßt. Jener Flecken stellt aber als Ansiedelungspunkt für einen Arzt entschiedene derartige Vortheile in Aussicht, ganz abgesehen davon, wie sich die Beziehungen des präsumtiven Trägers dieser Stellung zu den Einzelnen, zu den Familien, zu der anwohnenden Bauerschaft ꝛc. gestalten mögen.

Nun findet sich aber in dem gedachten Flecken so wenig als an mehren andern ähnlichen günstigen Punkten der Provinzen und besonders Kurlands irgend etwas Gegebenes, das einer solchen Ansiedelung einen Anhalt böte. Es muß also eine neue Grundlage geschaffen werden. Das bewußte Bedürfniß, der gute Wille, ihm zu genügen, liegen vor, es handelt sich nur um eine einheitliche Idee und einen Bauplan, um Etwas, was die Bedingungen der Neubildung und die Eckſteine des Neubaus zu einer lebensfähigen Entwickelung geschickt zusammenfügt.

Meines Erachtens ist es nun aber von wesentlicher Wichtigkeit, die günstigen Momente, wo sie sich so ungezwungen durch die Sachlage selbst darbieten, mit ihrem vollen Gewicht der Ausbeutungsfähigkeit in die Waagschale zu werfen, wenn man einer Verwirklichung des Planes näher rücken will. Zopfthum, hergebrachte Routine, unzulängliche Halbheiten dürfen einer solchen Neugeburt nicht schon im Keime eingeimpft werden, wenn man des Kindes froh werden will. Es hat vielleicht lange keine Zeit gegeben, welche von schiefen Conceptionen auch in dieser Rücksicht, von daraus sich herschreibenden Mißgeburten harscher und empfindlicher berührt worden wäre, als gerade die unsrige. „Sie ist", sagen Manche, „nur zu sehr die Zeit des Fortschritts." — Vielleicht! Die Schwierigkeiten scheinen mir aber weniger in den maßlosen Ansprüchen eben dieser Zeit, weniger in den himmelstürmenden Problemen des Jahrhunderts zu liegen, als in der strengen Forderung, in solchen Perioden schnell fortschreitender Entwickelung gerecht und klar, maßvoll und doch nicht karg, nicht übereilt und doch nicht träge die Vergangenheit mit der Zukunft zu vermitteln; wir bauen ja im Kleinen wie im Großen heute vielleicht weniger als je Pyramiden, chinesische Mauern und Münster für Jahrhunderte, aber wir verlangen mit

Recht, daß, was begründet wird, auch das volle Recht der Exiſtenz in ſich trage.

Dieſe Gedanken drängten ſich mir bei einer gelegentlichen Discuſſion des fraglichen Gegenſtandes unwillkührlich auf. Bei dem unzweifelhaft Berechtigten der Grundidee zog das bunte Durcheinander der verſchiedenſten Anklänge an mir vorüber, und Zungen und Sprachen tönten durcheinander, wie das eben bei den kleinſten Nachahmungsverſuchen des alten Thurmbaus in menſchlichen Dingen zu geſchehen pflegt. Ich ſah den Bau im Geiſte vor mir ſtehen — eine freundliche Villa, die aus einer uncultivirten Naturſtätte emporwächſt, aber ſchon durchrankt und überwuchert vom Holzſchwamm, der dem Bau und den Inſaſſen früher oder ſpäter zum Nachtheil und Ruin gedeihen muß!

Um dieſen Eindrücken eine rechtfertigende Begründung zu geben, muß ich für die Fernerſtehenden etwas weiter ausholen und in flüchtigen Federſtrichen das landärztliche Verhältniß unſerer Provinzen in ſeinen allgemeinen Umriſſen zu zeichnen verſuchen. Mit unweſentlichen Abweichungen hat es ſich ſeit Jahrzehnden in einer Art feſtgeſtellt, die als überlieferungsmäßiges Schema ſich auch in unſerer Tagesfrage vielfach wiederſpiegelte.

Wo nicht ganze Kirchſpiele als Contrahenten oder Garanten für die Stellung eines Arztes eintraten, wie dieſes neuerlichſt namentlich in Livland verſucht worden, bildeten ſich freie Aſſociationen von drei, vier, ſechs und mehr landbeſitzlichen Familien, die für ihren Gütercomplex einen „Oekonomiearzt" engagirten. Es wurde eine verhältnißmäßige Gage vereinbart, ein ſogenanntes „Deputat" (ein Gefälle an Naturalien) ergänzte gewöhnlich dieſe Stipulationen und man lebte eben zuſammen, ſo lange man ſich gegenſeitig gefiel, und trennte ſich, ein Zerrbild wilder Ehe, wo Vernunft und Herz tiefergreifende Bande poſtuliren, wenn die Beziehung für den einen oder den andern Theil Nachtheile mit ſich zu führen begann, die auf andere Weiſe bequemer nicht umgangen werden konnten. Leider war bei ſolchen Engagements eine geeignete und bequeme Wohnung zur Aufnahme des Arztes meiſt nicht vorgeſehen. Dieſer Mangel machte ſich noch fühlbarer, wenn der Arzt, verheirathet, eine Familie mit in dieſe neue Stellung einzuführen gezwungen war. Nimmt man hinzu, daß in dem Haupt dieſer Familie ſich die Centraliſation eines weit greifenden Geſchäftsbetriebs vereinigt, daß er Chirurg, Accoucheur, Oberapotheker und Impfrevident, meiſt neben ſeiner Familie einen oder gar zwei techniſche Gehülfen beherbergen mußte, ſo ſteigern ſich dieſe Schwierigkeiten nur noch. Dabei

mußte er in den materiellen Bedürfniſſen des Unterhalts und deren Beſchaffung ſich oft nur zu ſehr auf ſeine eigenſten Reſſourcen und die Zwangspreiſe eines vielleicht entfernten Markts hin- und angewieſen ſehen und konnte nur zu oft über die ihm eingewieſenen Räumlichkeiten nicht in einer Weiſe verfügen, die dieſen oft widerſtrebend ſich durchkreuzenden Zwecken und den Anſprüchen des Geſchäfts als ſolchem entſprochen hätte. Auf den Gütern war aber eben der Natur der Sache nach eine Aenderung in dieſer Hinſicht kaum ausführbar, und ſo muß es wohl nicht Wunder nehmen, wenn gerade dieſe Mißſtände auch nicht eben geeignet waren, die Baſis zu feſtigen, auf denen dieſe Verhältniſſe künſtlich erwuchſen und oft frühzeitig kränkelnd wieder abſtarben. Es war eben einmal eine „Herberge", ein anderes Mal ein „Beihof" oder ein Theil eines unbewohnten oder nicht ſehr wohnlichen Herrenhauſes — deren beſſere Hälften eben wegen Mangels entſprechender Baulichkeiten ſchon von einem Verwalter, Schreiber u. a. eingenommen waren. Faſt immer aber fehlte dergleichen zeitweiligen Unterkommen der Aerzte der Charakter der Selbſtſtändigkeit und Geſchloſſenheit, die zu einer abgeſonderten Wirthſchaft auf dem Lande faſt noch unumgänglicher nöthig wird, als in der Stadt. Die Herberge hatte aber entweder keinen Keller, oder der Beihof keine Wagenremiſe und der abgetheilten Herrenhauswohnung fehlte Küche und Vorrathskammer — Räumlichkeiten, die ſchwer mit Andern zu theilen ſind.

Eine ehrenwerthe Ausnahme von dieſer Regel machen einige im Lande verſtreute ſogenannte „Doctorate". Beiſpielsweiſe führe ich die in Kreuzburg — Dondangen — Pokroi — und auf den kuriſchen Ritterſchaftsgütern an. Es ſind dies mehr oder weniger abgeſonderte Wirthſchaften, wohl zu den Gütern, auf denen ſie von den Beſitzern gegründet, gehörend, dennoch aber in einer Art abgegrenzt, die dem Zweck, in specie von einem Arzt bewohnt zu werden, beſtimmter entſpricht. Der iſolirte Fall der Ritterſchaftsgüter iſt eben ein vereinzelter, in vieler Beziehung aber ein ſehr geeignetes Vorbild für weitere Neugeſtaltungen.

Von dieſer Häuslichkeit aus, die an und für ſich ſchon eine ergiebige Quelle von Unbequemlichkeiten, Colliſionen und Mißhelligkeiten war und wohl noch immer iſt, wird die Praxis häufig in der Art verſehen, daß der Arzt wöchentliche „Rundfahrten" hält. Mit ſeinem Arzneikaſten im Vehikel und ſeinem Discipel oder Apothekerlehrling auf dem Wagenbock, ſetzt er ſo Jahr für Jahr ſein kalendergerechtes und terminmäßiges Heilgeſchäft fort, bis er, zum Theil unter dem Einfluſſe der fortwährenden Strapazen, ſelbſt an

eine ſeiner Pillenſchachteln glauben muß, wenn dieſen Bekehrungsdienſt nicht ein benachbarter College übernimmt. Waren auf den umliegenden Gütern neben der größern Hausapotheke des Arztes Filialapotheken angelegt, ſo wurde der Arzneimarkt ſo von Gut zu Gut verlegt. Je weniger Arznei der Arzt den Landleuten gegen ihre vielfachen kleinen Leiden verabfolgte, um ſo eher riskirte er ſeine Popularität, und je mehr drauf ging, um ſo mehr verdiente bei geſteigerter Mühwaltung des Arztes der Apotheker in der Stadt, von dem die meiſten Rohwaaren und ein großer Theil der Präparate bezogen werden mußte. Ueberall fanden ſich an den beſtimmten Tagen dieſelben Typen von Blinden, Lahmen, Gichtbrüchigen und Geſchwürigen ein; curirt wurde viel, geſund gemacht ziemlich Wenige, Wunder gethan gewiß noch weniger und bei dem beſten Willen der Aerzte und ihrer Patrone ging's eben im großen Ganzen nicht nur, ſondern auch im Einzelnen „wie's Gott gefällt". Wir werden auf die Urſachen dieſer Unzulänglichkeiten und die Mittel, die ihnen abhelfen könnten, ſpäter zurückkommen; für's Erſte nehme man dieſe flüchtigen Umriſſe für nicht mit zu ſchwarzen Tinten gezeichnete Lebensbilder, die eben nur Thatſächliches wiederſpiegeln. Ich glaube, da ſie eben nur Miterlebtes oder Mitlebendes darſtellen, dürfte wohl jedes „Landeskind" darin Züge aus der lieben Heimath wiederfinden. Auf vielen Gütercomplexen wurde dieſes regelmäßige Fahrſyſtem in etwas gemodelt, wenn etwa an gewiſſen Tagen auf ein ſo befahrenes Gut die Kranken der nächſtanliegenden Güter gingen oder geſandt wurden, zum Theil wurde es auch von den Aerzten in der Anwendung modificirt, indem ihnen denn doch endlich ihre Zeit zu werth wurde. Dann zog man es vor, ſeinen Discipel die Wochenfahrten machen zu laſſen, und wenn die Verhältniſſe recht günſtig für den Arzt lagen, fielen ſie auch wohl ganz weg.

Die Folgen dieſes Fahrſyſtems und vergleichbar ähnlicher Abkommen liegen aber klar auf der Hand.

Wenn den Arzt nun nicht ein beiläufig auftauchender Krankheitsfall beſonderer Art entſchädigte, ein tieferes Eingehen auf die Zuſtände der „leidenden Menſchheit" war es kaum, was ihn moraliſch an eine ähnliche Praxis band. Ein tiefer gehendes Verhältniß zu den Familien der beſſern Stände konnte wohl eine Entſchädigung bieten und lebt gewiß in manchem meiner Collegen als eine wohlthuende Erinnerung. Dieſe Genugthuung fällt dem Arzt aber nicht immer und in vollem Maße zu, wie wir ſpäter ſehen werden. Es bleibt alſo zuletzt hier und da eine an

intereſſanten Incurabeln geſtellte Diagnoſe, ein wenig ſittengeſchichtliches Studium in Menſchenkenntniß, Gelegenheit zum Ausziehen von ein Paar Zähnen, Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie und Racendeterioration, eine verſpätete Armeinrenkung ꝛc.; es bleibt endlich die große Maſſe von angefangenen Krankenbehandlungen, von denen er nie wieder etwas über Fortgang und Ende hört, als Compenſation für ſein unausgeſetztes Umherfahren. Von den wirklich der Hülfe Bedürftigen erfährt er nicht immer etwas und auch das ſelten zur rechten Zeit. Der Bauer, der ſonſt wenig Leidenſchaft für Denkoperationen zeigt, entwickelt oft in ähnlichen Fällen eine Zähigkeit des Selbſtdenkens, die eines beſſern Zieles und Erfolges würdig wäre. Man hört nichts gewöhnlicher, als die Redensart: „Wir dachten, es würde beſſer werden"! in Fällen, wo man bei aller Toleranz gegen Hauscurverſuche die Vernachläſſigung verzweifelter Krankheitsverſuche nicht begreift. Erfährt man dann auch von den wichtigern Fällen durch einen verſpäteten Zuzügler, ſo haben die Ambulanten ſchon mit ihren kleinen Leiden und langen Klagen die enggemeſſene Zeit dermaßen verzettelt, daß der Arzt oft bis in die Nacht ſich dem Weſentlichern widmen muß, das ſelbſtverſtändlich die Aufgabe ſeines Tages ſein ſollte. Solche Antinomien gehören aber zu den gewöhnlichſten in der Logik der Landpraxis. Glückt es nun aber auch dem Wichtigern den Vorzug einzuräumen — wenn der Arzt ſchon früher angemeldete Hülfsbedürftigere im Auge behält, wer weiß, wie lange ihn ſeine Touren aufhalten, wohin ſie ihn leiten — ? Dann erhält aber wieder eine gewiſſe Zahl der Ambulanten ihr ſtationäres Pflaſter, Magenmittel, Wurmpulver nicht, wenn ſie den Arzt nicht erwarten können, und malcontent gehen ſie nach Hauſe, nachdem ſie vielleicht einen Tag verloren haben! Daß aber die wichtigern Fälle nicht nur nicht immer, ſondern ſogar verhältnißmäßig ſelten zur rechten Zeit an dem „Wochentage" angemeldet werden, hat in tauſend Hemmhebeln der Langſamkeit, der Indolenz und Fahrläſſigkeit der Leute, hier und da auch im Verwaltungsmechanismus Gründe genug! Vor allem aber — und dieſes kann nicht genugſam hervorgehoben werden — liegt es darin, daß ſo feſt es ſteht, daß ein Menſch nicht zu Erfindungen gezwungen werden kann, man ihn auch nicht verbindlich machen darf — an gewiſſen Kalendertagen krank zu werden! Ich ſage, dieſes kann nicht genugſam hervorgehoben werden, denn iſt der Kranke einmal über den erſten, vielleicht beunruhigenden Choc weg, wo man den Doctor vielleicht eben nicht haben kann, ſo „denkt" man wieder, es wird ſich ſchon machen, wenn er auch wirklich

in der Nähe iſt! Es hat mir nicht geringe Mühe gekoſtet, dieſe einfache Logik im Leben zur Geltung zu bringen, und noch heute kann man der lieben Gewohnheit zu Liebe Einwendungen hören, vor denen die kühnſte Dialektik beſchämt die Segel ſtreichen muß. Muß man denn nicht zugeben, daß ein Arzt in ſehr peinliche Verlegenheiten gerathen muß, wenn er ſich gebunden hat, am Montag in X zu erſcheinen, ihn aber an demſelben Tage in entgegengeſetzter Richtung eine Kreiſende braucht, die er nicht warten laſſen darf, wenn ſie auch gern möchte? Spricht es nicht zu ſehr gegen ein Grundgeſetz und Urrecht des Individuums, das der Untheilbarkeit nämlich, wenn ihn eine Eſtafette vom Schmerzenslager dieſer Kreiſenden zu einem Holzhauer ruft, der im Walde ſich eine Arterie durchgehauen hat und verbluten will? Es ſind dieſes keine ſchematiſchen Beiſpiele, ſondern concrete Erlebniſſe — und jede derartige Praxis wird ihre Corollarien dazu liefern können.

Es bleibt alſo dem Arzt nichts übrig, als ſeine Zeit und Mühewaltung zu verdoppeln. Die Anſpannung der geiſtigen und körperlichen Kräfte muß weit über das — Gewöhnliche — will ich nicht ſagen — denn ich verlange vom Arzt, daß er ungewöhnlichen Anſtrengungen und Ereigniſſen gegenüber ſich mit Kraft, Ausdauer und Geiſtesgegenwart bewähre — nein, weit über das billig und nothwendig zu Fordernde ausgedehnt werden! Er muß verbotenus in X und Z zugleich ſein und das Kunſtſtück des renommirten Magiers perpetuiren, der ſich ſeinem Publikum durch ſieben Thore einer Stadt zu gleicher Zeit und Stunde vorſtellte.

Daß der Arzt überdies bei einigermaßen ausgedehnterer Praxis mit ſeiner gewöhnlichen chriſtlichen Zeitrechnung, in specie mit den „Wochentagen" und ihren Fahrten bald in ein arges Dilemma geräth, iſt unſchwer einzuſehen. Bei dieſem ruheloſen Umherſchweifen mit dem Kainszeichen des Juif errant bei Tag und Nacht, über Wege und Stege, bleibt ihm natürlich für das eigene Haus und die Seinigen gar keine Zeit. Er lebt im ſtrengſten Sinne des Worts — aber in verſchrobenſter Anwendung deſſelben — ſeiner Pflicht! Die Luſt und ſelbſt die Möglichkeit, daheim fortzubauen an der Wiſſenſchaft, an ſeiner Kunſt, an allem, was das Leben über die platte Materie hinausträgt, verkümmert mehr und mehr! Was insbeſondere den Arzt, als ſolchen, auf der freieren Höhe der Anſchauung hält, was ihm die Ueberſicht ſichert über die geiſtigen Anregungen und Errungenſchaften ſeiner Zeit, was ſeinen Wiſſenskreis abrundet und erweitert, die Muße des Studiums, die Ruhe des Lebens, die

Beſchaulichkeit der Stunden am häuslichen Herde endlich — alles dieſes wird zu illuſoriſchen Luftgebilden! Wie die Luftſpiegelungen der Fee Morgana ziehen ſie an ihm vorüber! In ſeinem Wüſtenritt tauchen dem Pilger Quellen und Dattelhaine am Horizonte auf, blaue Seen und raſengrüne Triften locken ſeinen Blick — aber vergebens! Die fatale Realität der knarrenden Wagenachſen verſcheucht alle dieſe ſchönen Träume und Phantome, um ihn ſchließlich bei Nacht und Nebel auf einem Lehmdamm ſitzen zu laſſen.

„Aber — enfin — wird er nicht bezahlt dafür?! Und hat denn Doctor „ſo und ſo" nicht ganz eben ſo ſeine regelmäßigen Fahrten verſehen?" Ja, nun — —! Wir müſſen es freilich zugeſtehn, wir fühlen es in mehr als einer Beziehung täglich, daß wir einer großen Vergangenheit gegenüber nur zu ſehr zu einem Pygmäengeſchlecht entartet ſind! Eines ſchickt ſich aber nicht für Alle! „Und dann — heißt es weiter — dehnt ſich auch der Doctor zu ſehr mit ſeiner Praxis aus!" Nun — es läßt ſich ohne Logarithmen leicht darthun, daß ein Landprakticus vom Sonnabend durch den Sonntag und die ganze junge Woche bis wieder zum Sonnabend ſich auf Entdeckungsreiſen befinden könne, und wenn es ſo fort ein fahrtenreiches und ereignißarmes Jahr gegangen iſt, nicht viel mehr erworben haben dürfte, als was hinreicht, ſeines Lebens Nahrung und Nothdurft zu decken. Doch darauf kommen wir ſpäter zurück. Jetzt zunächſt nur die nächſten Conſequenzen!

Ein ſolches Fahrreglement leitet nämlich unmerklich zur Routine in Wiſſenſchaft und Praxis, zu einer gewiſſen Laxität des ärztlichen Gewiſſens im Leben, und, wenn die Verhältniſſe unglücklich liegen, zu einer Verſimpelung des ganzen Menſchen. Gewiſſe Compenſationen werden die demoraliſirenden Einflüſſe dieſes Sich-im-Kreiſe-Drehens zum Theil entkräften oder gänzlich aufheben, immer bleibt die Landpraxis in dieſer Form eine ungleich mehr abziehende und zerſplitternde für die Kraft des Einzelnen und ergänzt ſich für die innere Genugthuung des Arztes unendlich weniger aus ſich ſelbſt, als es das abziehendſte Wirken des Arztes in der Stadt je thun wird. Wen leiteten dieſe ſchneeverwehten Richtwege, unfahrbaren Lehmdämme und überſchwemmten Rinnſale des Flachlandes nicht, wenn es dunkelt, zu Bildern joovialer alter Diener Aesculaps, die man in alter guter Zeit beim Whiſttiſch in Verwalterherbergen oder abgelegenen Paſtoraten angetroffen haben mag, wenn der Schnee zu tief gefallen oder die Wege zu ſehr überſchwemmt, um nach dem Wochentage Abends noch heimzukehren,

fröhliche anſpruchsloſe Gemüther mit etwas Altersgicht und einem nicht zu überladenen catechismus medicus! Iſt es doch noch nicht allzulange her, daß uns das Leben noch recht leicht gemacht zu werden ſchien! Gegen Herzkrankheiten — ein Mittel: digitalis, und das Stethoſkop — eine franzöſiſche Spielerei, die Salmiak und Lakritzenſaft Gottlob! überflüſſig machen! Jetzt wird uns der Sieg nicht mehr ſo leicht gemacht, und die Zeit fängt uns an, wie die Butter den Spaniern, mit Ellen zugemeſſen zu werden!

Es iſt freilich eine trübe Enttäuſchung über die Ideale der Wiſſenſchaft und des Lebens, wenn ſich Aerzte mit tüchtiger Bildung und wahrhaft humanem Streben in dieſes Prokruſtesbett zwängen laſſen — vielleicht nur um der lieben Exiſtenz willen. Es iſt aber eine noch viel folgenſchwerere Täuſchung, wenn ein gebildetes Publikum — und von dieſem geht ja bei uns meiſt die Initiative aus — glauben kann, ſich auf dieſem Wege einer bleibenden Hülfe für ſich und ſeine Anwohnerſchaft zu verſichern. Leider hat nur zu oft mancher herbe Nothſchrei vom platten Lande bewieſen, wie ſehr man in kritiſchen Momenten die Verläßlichkeit und Schlagfertigkeit unſerer ärztlichen Landwehr anzuzweifeln geneigt iſt! Wenn der Feind an der Grenze des eigenen Hauſes ſteht, ſchont man weder Roſſe noch Menſchen um eine Hülfe — aus der Stadt — zu erlangen. Aus der Stadt? Ja — aus denſelben Kreiſen, wo freilich die Specialiſtik hier und da ihren Blüthenboden und gedeihliche Entwickelung finden kann, wenn die Stadt volkreich genug iſt, die aber ſchon wegen enggedrängter Concurrenz der Aerzte nie dieſe unbehinderte, allſeitige Entwickelung praktiſcher Befähigungen begünſtigen werden, wie es meiner Ueberzeugung nach eine wohlorganiſirte und wohlverwerthete Landpraxis vermag! Natürlich nur — vermag, und nicht muß und wird! Das liegt aber nicht im Weſen der Sache, ſondern in ihren Auswüchſen!

Es kann nun nicht in meiner Abſicht liegen, in dieſe Betrachtungen einen Vergleich wiſſenſchaftlicher Entwickelungsfähigkeit und praktiſcher Verwerthbarkeit der Aerzte zwiſchen Stadt und Land einzuführen. Davor aber möchte ich das innerſte Weſen der Landpraxis, wie ſie mir vorſchwebt, behüten, daß es ihr nicht unverdient zur Laſt gelegt wird, nicht wiſſenſchaftlicher, erfolgreicher, ſegensvoller und in ſich dankbarer werden zu können. Nur wie ſie jetzt noch häufig gefunden und gefaßt wird, iſt ſie ein Feld der Thätigkeit, das alle Energie des Einzelnen in Anſpruch nimmt und wo man ſich ſehr wohl zu hüten hat, daß man ſich mit ſeinen beſten

Anlagen und Fähigkeiten als Arzt nicht verliere — wie ein überladenes Kameel ohne Waſſer in einer Trombe dürren Wüſtenſandes!

Ein weiterer nicht unerheblicher Mißſtand erwächſt dem Arzt aus der gegenwärtigen Sachlage durch die Nothwendigkeit, nicht allein für ſeine Curmethoden den Apotheker abgeben zu müſſen, ſondern auch für Anderer Bemühungen den Droguiſten darzuſtellen. Er muß die Arzneibereitung nicht allein in ſeine Obhut nehmen, beziehungsweiſe von ſeinem Discipel oder Aderlaſſer und Impfer vollführen laſſen, ſondern hat noch dazu die moraliſche Verantwortlichkeit für alles Hauscuriren und Hausmittelunweſen, das von den Hausapotheken der Güter auch noch jetzt nur zu oft von leidenſchaftlichen Dilettanten gegen menſchliches und göttliches Recht gehandhabt wird. Ich habe ſchon die ſonderbarſten Erfahrungen in dieſer Richtung machen müſſen und täglich wiederholen ſie ſich! Muß es ſich auch im XIX. Jahrhundert der Stadtapotheker beim Handverkauf gefallen laſſen, ſich um Bärenfett angegangen zu ſehen, ſo geht das auf dem Lande doch noch viel weiter. „Klemmpulver" iſt eine ſolche myſteriöſe Kategorie, mit der der Arzt alle Augenblicke in allen möglichen Drangſalen des Lebens herhalten muß, und es iſt mir ſogar vorgekommen, daß ſogenannte gebildete Leute mich ſchlechtweg um „Pulver gegen Entzündungen" bitten ließen, wie man in Berlin nach der Feuerlöſchmannſchaft telegraphirt, wenn man glaubt, daß der Schornſtein brennt. Ein anderes Mal hatte eine Frau, die im Ruf großer Curen ſtand, von einem innern Leiden, das ſie ſelbſt aus purer Liebhaberei auf die „Mutter" bezog, unter dem Gebrauch eines auflöſenden Tranks Erleichterung verſpürt. Bald darauf hatte ſie ein Paar ihrer Kinder mit dem Reſt des Mittels „gegen ein ganz gleiches Uebel" tractirt und zwar mit ganz gutem Erfolg! Schließlich ſchickte ſie mir aber einen baumſtarken Knecht mit einer Gaſtrodynie zu, mit deſſen Uebel ſie nicht fertig werden konnte. Sie hatte ihm aber verſichert, er leide an einer „geſenkten Mutter"! Das referirte der Patient auch mit der gläubigſten Naivetät und bat ſich dieſelbe Arznei aus, nur etwas ſtärker! Das ſind nach der Natur gezeichnete Breughel's, die ſich leichten Preiſes bei uns erſtehen laſſen*)

*) Auch in Deutſchland finden ſich noch gegenwärtig ähnliche primitive Zuſtände, wie man in Fr. Schönwerth's Sittenſchilderungen: „Aus der Oberpfalz" (Augsburg 1859.) leſen kann. Der Ofen wird dem Kranken im Sommer wie im Winter bis zum Erſticken geheizt; man gebraucht zur Abhülfe der Reihe nach Hausmittel, Sympathie, den Abdecker, den Hirten, den Bader, den Arzt; letzteren erſt nach Befragung des Orakels, welches darin

Die Sache hat aber auch ihre ernſthafte Seite. Abgeſehen davon, daß die Zeit des Arztes durch den Hausapothekenbetrieb in wenig dankbarer Weiſe in Anſpruch genommen wird, führt dieſer modus procedendi Schwierigkeiten mit ſich, die nicht ſo leicht weg von der Hand beſeitigt werden. So beſteht im Wirkungsbezirke vieler derartiger ärztlicher Verſorgungen die Einrichtung, daß der Arzt gegen ein feſtes Jahreshonorar (hier beiſpielsweiſe von 1—2 Rubel pro Geſinde) die Beſtreitung der Arzneikoſten ſeiner Curen übernimmt. Wenn wir nun auch zur Ehre unſeres Standes aufrechterhalten möchten, daß wiſſentlich unter dieſen Verhältniſſen nie ein Kranker verkürzt worden iſt, ſo liegt doch die Gefahr der Einrede ſehr nahe und iſt leider nur zu oft vorgekommen. Der Arzt iſt gewiſſermaßen gebunden, auf die unberechtigten Arzneianſprüche von wirklichen oder ſimulirenden Kranken einzugehen, die ſich oft gemüſſigt ſehen, die ernſtlichſte Klage zu führen, daß man ihnen Grützumſchläge gegen einen Furunkel empfiehlt, wo ſie Pflaſter verlangten. Es ſind Fälle genug vorhanden, um es nicht als ein vereinzeltes Induſtrieritterſtückchen zu faſſen, daß Leute für vorgeblich ſchwer Kranke zum Doctor eilen, nur um ſo die Ueberfahrt über eine Floßfähre gratis zu erhalten, und ſich dann vom Arzt noch ein stomachicum verſchreiben laſſen, um noch ein Fläſchchen und etwas Bitteressenz zu profitiren, während ſie ungehindert ihren Geſchäften nachgingen. In gewiſſen Epidemien kann es ſich ſogar ereignen, daß der Arzt einem Bankrott ſeiner Apotheke ſich nahe ſieht, wenn theure Arzneien, namentlich Chinin, in größeren Quantitäten durch die Umſtände dringend geboten werden. Ich erinnere mich einer ſolchen Periode, wo mich in einer auch ſonſt intereſſanten Wechſelfieberepidemie nur ein plötzlicher Umſchlag in der therapeutiſchen Angreifbarkeit des Krankheitscharakters vor einem weſentlichen Deficit bewahrte. Chinin wollte nur unvollkommen und endlich gar nicht mehr nachhaltig wirken. Arſenik trat ſiegreich an ſeine Stelle, und eine Verbindung deſſelben mit Chinin in Löſung hat ſich ſeitdem hier

beſteht, daß man Leib und Fußſohle mit einer Speckſchwarte reibt und dieſe dem Hunde vorwirft: frißt er ſie, ſo iſt noch Rettung möglich und der Arzt wird gerufen, außerdem nicht, weil der Kranke ohnedies ſtirbt. Man verlangt in der Apotheke als Hausmittel „alte Ehe“ (althaea — Eibiſchkraut?) u. „gedorrte Menſchenhaut“ und nimmt sperma ceti und Hauſenblaſe gläubig dafür hin; man verlangt vom Arzt „bittere Medicin“ und „große Gläſer“ und wenn der Kranke verſchieden und noch Arznei übrig iſt, ſo findet ſich ein haushälteriſcher Magen, der, obgleich geſund, ſie verſchluckt, lediglich zum Zwecke, „daß ſie nicht hin wird.“ D. Red.

in gewiſſen Kreiſen den Namen von „Wundertropfen“ verdient. Die Freude dauerte aber nicht lange. Das Mittel iſt wohl 50 mal billiger als das erſte, es bewährte ſich aber nur zwei Monate und mußte ſeinem Vorgänger dann den Platz wieder räumen. Der Arzt kommt da leicht in den Fall, manche Errungenſchaft ſeiner Mühen der Reinheit ſeines wiſſenſchaftlichen Gewiſſens inſofern opfern zu müſſen, als gewiſſe Fälle keine Transactionen zulaſſen, obgleich es billigere Wege geben mag, die den Arzt vor dem Collegium medicorum rechtfertigen würden. Doch das iſt mehr Sache der Anſicht als feſtſtehender Grundſätze und ſollte hier nur zur Erläuterung dienen. So iſt zum Beiſpiel nicht ſelten von Landärzten in geeigneten Dringlichkeitsverhältniſſen Moſchus verabreicht worden, den freilich der Bauernarzneitarif nicht in ſeinen Liſten aufzuführen wagt. Ich habe aber andererſeits die Data dafür, daß auf Gütern, wo ich, von der Unhaltbarkeit obiger Einrichtung überzeugt, abgeſonderte Notirung des Arzneiverbrauchs eingeführt hatte, bei Vergütung nach einem ſehr mäßigen Tarif die Durchſchnittsrechnung pro Geſinde ſich dennoch im Jahreslauf auf drei bis vier Rubel erhob, und in einer Gutsverwaltung meiner Nachbarſchaft, die ihre Arznei aus einer ſtädtiſchen Apotheke bezog, ſtieg ſie in einem Jahre, das auch reich an Wechſelfiebern war, auf faſt 4 Rubel, nachdem der Apotheker bereits einen Rabatt von 50 Proc. verrechnet hatte.

Es liegt nun nicht im Sinne dieſer Darſtellung, auf eine zu ſehr ins Einzelne gehende Kritik der Schwächen aller dieſer morſchen Verhältniſſe viel Worte zu verwenden. Hierzu bedürfte ich auch eines weit vielſeitigeren ſtatiſtiſchen Materials. Ich hätte mich im Gegentheil ſchon früher, anknüpfend an manche Fortſchrittsverſuche der Neuzeit, zur Reconſtruction lebensfähigerer Einrichtungen zu wenden verſucht. Obige Ausführungen ſchienen mir aber nicht wohl zu umgehen, wollte ich unſer flüchtiges Bild des status quo nicht gar zu farblos laſſen. Nebenher iſt es manchmal nicht vom Uebel, allgemein gekannte Zuſtände in ein Wort zu faſſen, das ihnen ihren wahren Namen nicht vorenthält.

Worin liegt nun aber der Grund der Chronicität dieſer Uebelſtände? Jeder Vorurtheilsfreie kennt ſie, Viele möchten Hand anlegen zur Umbildung und Verbeſſerung! Dennoch bleibt ſo ziemlich Alles beim Alten! Après nous le déluge — und für's Erſte iſt das Waſſer nur in den Kellerwohnungen und den niederen Hütten! Sind locale oder allgemeine Urſachen im Spiel? Hat eine Zeit, die ſo reich an Quellen der Fortentwickelung iſt, die perſönliche und allgemeine Verhältniſſe im religiöſen

und ſtaatsbürgerlichen Bewußtſein ſo ſchnell zu klarer Verinnerlichung zu bringen vorgiebt, die Wiſſenſchaft und Kunſt, Theorie und Leben zu einem Gemeingut ſegensreicher Wohlfahrtsquellen verſchmelzen will — eine Zeit endlich, die alle Kräfte, groß und klein, gleich gern berufen möchte zur Theilnahme an der gemeinſamen Arbeit des Jahrhunderts, hat dieſe, frage ich, keine Mittel, eine Niagarabrücke über eine Kluft zu ſpannen, in der der Einzelnen ſchon viele verkommen ſind und die ſich täglich fühlbarer zwiſchen eine weit auf dem platten Lande verſtreute Bevölkerung und deren geſichertere Geſundheitsverhältniſſe eindrängt?

Wir haben noch keine öffentliche Statiſtik unſerer Volkslebensmomente, noch keine Biostatik der Bevölkerungsſchwankung, keine Data durchgreifenderer Art über die politiſch-ökonomiſche Arbeit unſerer Kräfte, über die Bilanz ihrer letzten Reſultate. Wenige Länder überhaupt haben die Anfänge zu ſolchen Verzeichnungen in verwerthbarer Weiſe gemacht und Veröffentlichungen in die Welt geſandt, wie ſie Belgien in ſo umfangreicher Weiſe ins Werk zu ſetzen begonnen hat. Gleichwohl weiß jeder Landarzt, wie wenig lohnend in Bezug auf geſicherte Erfolge ſeine Bemühungen, Nachtfahrten und ſelbſt die glänzendſten augenblicklichen Reſultate ſind, die er dem Leben abzwingt. Die Geringſchätzung gegen Geſundheit und Leben, wie ſie noch ſo ſehr der bäuerlichen Bevölkerung anklebt, dnrchkreuzt ſeine Anſtrengungen; Medicinpfuſcherei, Aberglaube, Winkelcuren und Vorurtheil miſchen ſich hinein und das ganze Arſenal der Ignoranz und Bildungsloſigkeit rückt gegen ſein beſtes Streben ins Feld, um ihm die Erfolge, die oft mühſam errungen werden, aus der Hand zu nehmen.

Noch gegenwärtig exiſtiren manche große Gemeinden behäbiger, wohlhabender Bauernwirthſchaften, insbeſondere auf den Krongütern, die ſich in vieler Beziehung einer gewiſſen Bevorzugung vor den privaten erfreuen, es aber im Gemeinſinn noch nicht ſo weit gebracht haben, ſich einer ärztlichen Hülfe zu verſichern. Sie behaupten mit japaneſiſcher Pietät ihren inſularen Charakter der Abgeſchloſſenheit, obwohl ein vereinbarter Jahresbeitrag der Einzelnen, eine Krankencaſſe oder ſonſt dergleichen Einrichtungen ſie ungleich geſicherter einem feſten Verhältniſſe zu einem Arzte gegenüber laſſen würde. Immer vernimmt man nur den Nothſchrei des Einzelnen, wenn Krankheit und Tod an ihn hinantreten, jeder Einzelne fühlt dann wohl den bodenloſen Nachtheil der Verlaſſenheit und Vereinſamung und der Arzt, der ſich in einiger Nähe der Bedrängten befindet, wird, wenn er vermag, in humanem Eingehen auf die Drängniſſe des Augenblicks

zu ſeinen Berufspflichten noch eine ausnahmsweiſe Mühewaltung fügen müſſen. Eine beſchwerliche Nachtfahrt unter den trübſeligſten Verhältniſſen, eine verzweifelte Operation bei einem Stümpfchen Licht in einer Badſtube ergänzen dann häufig genug die Staffage dieſes Bildes, ohne immer das Verſäumte wieder einbringen zu können. Fälle der traurigſten Art ſchweben mir aus eigener Erfahrung für dieſe Kategorie vor. Ihr Hülferuf verhallt aber im Winde und die nächſtliegenden Conſequenzen werden nicht gezogen! Es könnte auffallen, daß der Staat nicht unmittelbar ſolche Gebrechen des Gemeinwohls angreift und durch Anſtellung einer größern Zahl von Bezirksärzten der dringendſten Noth Abhülfe bietet. Es beſteht ja aber ſchon lange eine recht wohlgegliederte, von der Medicinalverwaltung geleitete ärztliche Verſorgung nach Kreiſen, Weichbilden ꝛc. Aber — wie alle guten Dinge in der Welt, reicht ſie nicht für Alles, und für das augenblicklich Nothwendigſte oft am wenigſten! Die bureaukratiſche Gliederung kann auch der Natur der Sache nach in ihrem Mechanismus nicht überall dem wechſelvollen Bedürfniß der Situation genügen — ſie darf vielleicht nicht einmal dem beſonderen Intereſſe vorgreifen wollen, und ließe ſich aus der Welt alles Uebel durch beſoldete Chargen eliminiren, wo wäre dann noch Raum für die Weltverbeſſerungsideen aller Humaniſten von Jean Jacques bis Proudhon?

So iſt man denn auf jenes einfachſte Auskunftsmittel gekommen. Im Sinne eines proviſoriſchen Zuſtandes haben es gewiſſe Güterkreiſe übernommen, für ſich ſelbſt zu ſorgen, aber wir haben ſchon oben darauf hingedeutet, wie wenig ſegensreich ſolche Proviſorien werden, wenn ſie dem Situationswechſel nicht nachgebildet werden, im Gegentheil der allgemeinen Miſère gegenüber nur um ſo mehr im Licht halbe Maßregeln erſcheinen müſſen, je feſter man ſich an ſie anzuſchließen meint. Das Bedürfniß nach leicht erreichbarer tüchtiger ärztlicher Hülfe tritt unbedingt von Jahr zu Jahr mehr ins Bewußtſein der Maſſen, es verleiht dies allen Halbverſuchen zur Beſſerung des Gegebenen einen gewiſſen Anſtrich von Dringlichkeit und Haſtigkeit. Durch die wachſende Zahl junger Kräfte, die eine neue Wiſſenſchaftslehre dem ärztlichen Stande erzieht, wird eine reiche Concurrenz auch auf dieſen Markt des Lebens geworfen, und mit dem Umfang der Pflichten verrückt ſich auch die Würdigung der Rechte und Kräfte. Derartige Beſtallungen werden in Zukunft nicht mehr Zielpunkte ſein können für eine gewiſſe Coterie ärztlichen Proletariats, das ſich aus preußiſchen Regimentschirurgen der alten Zeit recrutirte. Die halben Sinecuren

die Verſorgungsſtellen maraſtiſchen Alters, die Oaſen milder Duldung — verſchwinden vor der Maſſe des zu Bewältigenden. Der Schwerpunkt der Würdigung fällt mehr in die Kreiſe der vorſchlagenden Tüchtigkeit und des anerkannten Verdienſtes, als in die gemüthliche Auffaſſung des Lebens mit den Vorrechten eines guten Herzens und einiger grauer Haare. Dieſe Verhältniſſe gehören glücklicher Weiſe jetzt nun wohl ſchon der Vergangenheit an.

Bei der Organiſation unſerer Landesverhältniſſe war es natürlich, daß die Initiative einſchlägiger Neugeſtaltungen auch hier weſentlich in die Hand des landbeſitzenden Adels fiel. Nahe lag es damit, künftig dieſem Verhältniß einen mehr oder weniger patriarchaliſchen Charakter gegeben zu ſehen. Von beſtimmten Contractsformulirungen zwiſchen den Contrahenten war überall ſelten die Rede — mündliche Vereinbarung ſicherte dem Arzte Leben und Proſperität, umſchrieb ſeinen Wirkungskreis, zeichnete oft ſogar die Grenzen ſeiner Kraftentwickelung ihm vor und Alles ging, wie geſagt, ſo gut als möglich, ſo lange guter Wille und gegenſeitige Ergänzung ſich an dieſem conſenſuellen Zuſammenleben betheiligten. Gleichwohl war principiell die Ergänzung eines öffentlichen Bedürfniſſes durch die officielle Stellung des Arztes eigentlich nur auf die wohlmeinende Auffaſſung der Sache oft einer einzelnen Perſönlichkeit angewieſen. Das führte zu Schwierigkeiten und Verwickelungen. Welcher Arzt hätte ſich nicht von den freundlichen Verhältniſſen zu ſeinen Clienten wahrhaft getragen gefühlt, wer von uns hätte nicht ein Capital wohlthuender Erinnerungen (oft leider das einzige) bei Seite gelegt, das ihm ſelbſt in Tagen der Enttäuſchung Nahrung für Herz und Gemüth gegeben? Wenn aber auch durchgebildeter Humanismus und glückliche Organiſation der Naturen ſelbſt in den Pflanzerſtätten Louiſianas Verhältniſſe knüpfen und tragen können, über die Frau Beecher-Stowe ſich weidlich wundern dürfte, ſo ſollten ſich unſere geordneten ſocialen Verhältniſſe nicht erkühnen, über gewiſſe Mängel der Garantie mit cordialer Bonhommie hinwegzukommen. Die Gunſt der Menſchen iſt ein wandelbares Ding und die beſten Herzen haben ihre ſchwachen Stunden! Will man alſo Feſtes bauen, ſo lege man auch ein ſicheres Fundament, man faſſe dieſe Angelegenheit ernſter ins Auge und laſſe alle perſönliche Betheiligung ſo viel irgend thunlich ſich ungezwungen eliminiren. Nebenher bildet der ärztliche Stand unſerer Provinzen, bis jetzt wenigſtens noch, gewiſſen corporativen Conſolidationen gegenüber eine nur ſehr locker geſchloſſene Phalanx. Nur ein normirteres

Standesbewußtſein könnte aber das Publikum, wie die Aerzte bei aufſchlagendem Bedürfniß nach einem Arzte vor der Concurrenz bewahren, die an ein der Stellenjagd ähnliches Weſen hinausſtreift, und nur der ruhigſte Standpunkt der Würdigung kann beiden Theilen in Sachen ſo tief einſchneidenden Intereſſes das Bewußtſein bewahren, gethan zu haben, was nicht vom Uebel iſt.

Als illuſtrirende Randzeichnung, wie leicht der Strom der Neigung ſich hierhin oder dorthin wendet, rückt ſich mir das Beiſpiel eines nicht unbedeutenden Gutes nahe, deſſen ärztliche Verſorgung mir ziemlich unerwartet angetragen wurde. Bei näherem Eingehen auf die Motive erfuhr ich, daß es unangenehm empfunden worden, daß man den behandelnden Arzt „häufig" nicht zu Hauſe getroffen, einen Arzt, der beiläufig geſagt, ſechs bis ſieben andere größere Gebiete zu verſorgen hatte. Ich konnte eine beſtimmte Garantie „irgend wann" ſicher daheim getroffen zu werden, principiell gar nicht bieten, da der Strom meiner Praxis mich bald da bald dorthin treibt, es mußte alſo ganz dem guten Glücke, dem guten Willen und vielen andern guten Dingen überlaſſen bleiben, ob meine Hülfleiſtung dort hinüber werde reichen können. Da der behandelnde Arzt es mir aber nahe legte, für ihn in dieſe Praxis einzutreten, knüpfte ſich ſchließlich dennoch ein Verhältniß und dieſes hat auch ſeit Jahren keine Urſache gehabt, eine Störung zu beklagen, ſei es wegen verſpäteter oder verabſäumter Hülfe. Es führt dies aber einigermaßen in die Schwankungsweite ein, in der ſich die Anſprüche an den Arzt ſelbſt bei wohlmeinender Gegenſeitigkeit zuweilen verlieren, und man muß auch hier gewiß das möglich Erreichbare von dem Wünſchenswerthen und einſeitig Bequemen zu ſcheiden wiſſen.

Dieſe verwickelten Mißſtände müſſen endlich einer zeitgemäßen Neugeſtaltung Platz machen, eine durchgreifende Regelung muß das Schwankende und Kränkelnde auf eine feſtere und geſundere Grundlage zurückführen, wenn überall einer gerechtfertigten Erwartung entſprochen werden ſoll. Wo alſo das Bedürfniß nach einem Arzte ſich geltend macht, in einem Kreiſe, der ihm Brot und würdige Angriffspunkte für ſeine Kunſt bieten kann, denke man vor Allem daran, ſich ſelbſt die beſte Garantie zu geben. Man ſchaffe alſo eine Baſis, auf der ein in der Wiſſenſchaft und Praxis eingelebter Mann fortbauen kann, auf der er mit Vertrauen und Hoffnung, mit Muth und Ausdauer einer von Tracaſſerien unbehelligten Lebensentfaltung entgegengehen kann.

Ich kann dieſe Garantie nach mehrjährigen Erfahrungen für unſere Verhältniſſe nur in der Gründung und geſicherten Dotation von ſelbſtſtändigen „Doctoraten“ (man geſtatte dieſen Ausdruck, weil er bei uns in Gang gekommen) ſuchen und finden. Das Wort ſchließt ſich an die Analogie der „Paſtorate“ an und das Weſen ſollte es auch dürfen! Das Doctorat würde, als fortwirkendes Inſtitut auf feſtem Fundament gegründet, der bleibende Ausdruck nicht nur einer durchgreifenden Reform im Aeußern werden, es würde ſich auch bald zum Ausgangspunkt geſicherterer hygieniſcher Beziehungen zur ganzen Umgebung erheben. Wurden doch, um bei jenem Beiſpiel aus dem Leben zu bleiben, auch unſere Prediger erſt aus dem Anachoretenthum des „Predigers in der Wüſte“ durch eine feſte Anſiedelung emancipirt! Mag der Einzelne oder eine Geſammtheit ſich an dergleichen Fundationen vorzugsweiſe betheiligen, mag auch die Landesverwaltung als ſolche die Frage vom allgemeinſten Standpunkt erfaſſen und durchführen, mag die Stiftung dann wechſeln in ihren Beſitzern, Nutznießern und Verweſern, immer wird das Doctorat der Schwerpunkt bleiben, nach dem eine gewiſſe peripheriſche Angeſeſſenſchaft in unverückbarer Weiſe gravitiren wird. Die Perſönlichkeit des Arztes wird wohl im Stande ſein, dieſem Zuge mehr Nachdruck zu geben, ſie wird aber die günſtigen Rückwirkungen, die weiter zu beſprechende Ergänzungen eines ſolchen Inſtituts auf die Umgebung üben werden, nie weſentlich verſchieben.

Warum der Adel, als überwiegende Majorität der Landbeſitzenden gegenüber den Inſaſſen der oft ausgedehnten Weichbilde der Städte, der bürgerlichen Lehen und der Kronsdomainen, dieſen Gegenſtand nicht ſchon früher einer ernſtlichen Berückſichtigung gewürdigt, kann nicht in die Grenzen dieſer Betrachtung hinübergezogen werden. Einzelne Landbeſitzende haben mit großen perſönlichen Opfern dem humanen Fortſchritt und ihrer Ueberzeugung ehrenwerthe Denkmale geſetzt, einer größern Mehrzahl ſcheint eine directe Betheiligung an dieſer Frage, als einer Landesfrage, mehr fernab gelegen zu haben, um ſo mehr als das Medicinalweſen der Regierung in vielfacher Beziehung in die hier berührten Intereſſen hineinreichte und der Form nach eine Betheiligung hier müſſig erſcheinen konnte. Factiſch iſt nur, daß, während wir über die Fundation, Dotirung, Verſelbſtſtändigung und Umgränzung der Paſtoratswidmen, über Schulanlagen, Erziehung von Volkslehrern ꝛc. in den entſprechenden Verhandlungen ſchon die Acten zu kleinen Literaturen anwachſen ſahen, in dieſer Richtung die Frage kaum noch bis zur Lebensfähigkeit der Discuſſion ſich erheben konnte.

Gerade auf den auf dem platten Lande verſtreuten Adel fällt aber die Organiſationsloſigkeit dieſer Verhältniſſe am empfindlichſten zurück, ſei es daß ſie im Intereſſe ihrer Angeſeſſenen davon berührt werden, oder daß in den Höfen ſelbſt eine prompte und ausreichende Hülfsleiſtung vermißt wird. Es iſt eine Thatſache der Erfahrung, daß ſich das Vertrauen der Nothleidenden nicht ſelten in weite Ferne wenden zu müſſen glaubt, wo nur ſchnelle Hülfe das Feld ſiegreich behauptet hätte; denn „das Unglück ſchreitet ſchnell.“

Ob nun die Logik dieſer Bevorzugung, die ich übrigens durchaus nicht als durchgehend bevorworten will, mit ihrem oft mehr gefühlsmäßigen primum movens auf die Perſönlichkeiten oder die Reflexe hergebrachter Zuſtände zu beziehen iſt — wer wollte darüber ein abſprechendes Urtheil in die Welt ſenden? Es wird einmal dieſes, ein anderes Mal jenes vorwiegen und am häufigſten vielleicht ein tertium comparationis das Leitende ſein.

Durch feſt centraliſirte Wohnſitze der Aerzte, die mit der Zeit zu Sammelorten des übrigen ärztlichen Hülfsperſonals und der nöthigen Requiſite zu einer prompten Hülfsleiſtung ſich geſtalteten, würde ſelbſtverſtändlich eine weſentliche Vereinfachung der Arbeit durch Zeitgewinn erlangt werden. Zeitgewinn iſt hier aber Kraftgewinn, und die nachhaltigere Nutznießung beider muß dem Arzte wie dem Patienten zum Vortheil gereichen. Eine weitere Ergänzung müßte dieſer Vorſchlag finden in:

Der Begründung eines nach Maßgabe des beherrſchten Kreiſes auch noch ſo eng umgränzten Krankenhauſes. Dieſes gäbe unter der Aufſicht des Arztes und in ſeiner unmittelbaren Nähe denen Zuflucht und Pflege, die einer ſtrengeren Leitung des ganzen Curverfahrens weſentlicher bedürfen. Namentlich chirurgiſche Fälle, wo nur baldige operative Eingriffe den oft phantaſtiſchen Heilbeſtrebungen der vis medicatrix eine beſtimmte Richtung zu geben vermögen, chroniſche Fälle, die ſyſtematiſche Applicationen unter gewiſſen Cautelen verlangen, ꝛc. würden hierher zählen. Gegenwärtig iſt es für den Landarzt kaum möglich, die einfachſte Amputation, Bruchoperation, ſelbſt kleinere Augenoperationen mit nur einiger Sicherheit des Erfolges auszuführen, wenn er nicht das Opfer bringen will, die Patienten in ſein Haus oder vielmehr das, was er ſo nennt, zu nehmen. Es bleibt oft in der That nichts übrig, als ſeine Schwerbleſſirten in die Stadt zu expediren oder ſie an den Folgen der Verletzung oder der Operation ſterben zu ſehen. Ich habe glücklicherweiſe ähnlichen Dilemmen

gegenüber die Vortheile einer bequemern Stellung genießen dürfen — mir ſind aber Fälle bekannt geworden, die gewiß das Nachdenken anregen dürften!

Als drittes weſentliches Requiſit füge ich noch die Begründung einer conceſſionirten von einem Fachmanne geleiteten Apotheke neben dem Doctorat und in ihm hinzu. Damit würde denn auch dieſer integrirende Theil der landärztlichen Miſère aus der Hausapothekenwirthſchaft auf die Höhe der Anſprüche der Jetztzeit rücken. Es würde zugleich mehr Gleichförmigkeit, Schnelligkeit und Erreichbarkeit des Hülfsmaterials gegeben ſein, und eine Colliſion der Pflichten wäre von vorn herein ausgeſchloſſen. Jetzt muß der Arzt nicht ſelten erſt nach Hauſe fahren, um ein Mittel zu geben, das in der Gutsapotheke nicht vorhanden iſt, oder der Arzt iſt nicht ſicher, ſein Recept an den Discipel daheim, der vielleicht eine andere praktiſche Abziehung hat, gelangen zu ſehen. Daraus entwickeln ſich aber Mißſtände, die oft noch bedauerlicher in ihren Folgen ſind, als ſelbſt die pfuſcherhafte Art der Arzneibereitung, wie ſie leider jetzt noch immer in den Hausapotheken der Güter und Familen geduldet werden muß. Einer kann eben nicht alles und etwas Beſſeres fehlt für den Augenblick. Unter der Controle eines wiſſenſchaftlichen Arztes wird bei der nicht allzugroßen Zahl von Mitteln, innerhalb deren ſich jeder Practicus mit beſonderer Vorliebe zu bewegen pflegt, der Apothekenbetrieb mit den neuen Hülfsmitteln der Arbeitsvereinfachung ein ſehr leichter werden und ſich bequem auf der Höhe der ſcientifiſchen Anforderungen und des localen Bedürfniſſes halten können. So lange der Arzt aber gezwungen iſt, ſelbſt in die Pillenarbeit hineinzureichen, ja oft ſelbſt mit Hand anzulegen, liegt die Gefahr näher, daß er zu einem ſchlechten Pharmaceuten wird, als daß er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfte, glückliche Curen durch ſchnell gebraute Tränke zu erzwingen. Suum cuique! Hat doch ſogar die Homöopathie, die ſo wenig braucht, um glücklich zu ſein, ſchon ihre eigenen Officinen; wie viel mehr müſſen wir wünſchen, einen verläßlichen Apotheker zu unſerer Hand zu haben, wo der Kampf oft mit Flaſchenbatterien ausgefochten werden muß, die an Napoleoniſche Artillerieſchlachten erinnern!

Das „Doctorat" müßte ſomit aus den unſichern ephemeren Umgränzungen des ſchwankenden Privatabkommens in die Phaſe eines allgemeinnützlichen öffentlichen Inſtitutes rücken. Es müßte dieſer Gründung weſentlich der Charakter einer geſchloſſenen, für ländliche Verhältniſſe abgemeſſenen Wirthſchaft aufgeprägt werden, ohne daß ihrer weſentlichen Beſtimmung Eintrag gethan würde. Die nöthigen Gebäude müßten an Durchkreuzungs-

wegen mit Berückſichtigung der nöthigen Bequemlichkeit, die ihr eigentlicher Zweck mit ſich bringt, angelegt werden. Dieſe würde in mancher Beziehung Abweichung von dem empfehlen, was bis jetzt für ländliche Bauten im Gebrauch geweſen. Derſelbe Hofraum könnte bequem das Doctorat, das Lazareth mit der Apotheke gegenüber, die Wirthſchaftsgebäude, Ställe und Remiſen zu beiden Seiten in einem Viereck umſchließen, und das nöthige Gartenland könnte das Ganze gegen die Umgebung abmarken. Ob es zweckmäßig wäre, die ſonſtigen materiellen Bedürfniſſe des Arztes und der Inſaſſen dieſes kleinen Culturſtaates durch Zutheilung einer beſondern Feldwirthſchaft, wie bei den Paſtoraten, zu decken, bezweifele ich von meinem Standpunkt aus. Der Arzt hat ſchon ohnehin überflüſſig mit rein irdiſchen Plackereien zu thun, als daß er ſich noch gern oder mit Vortheil durch die terreſtriſchen Schwierigkeiten ſeiner Scholle durcharbeiten könnte. Ich ſollte auch meinen, daß ſich ſchwerlich eine Majorität zu letzterer Anſicht bekehren würde. Anders mag das bei unſern Predigern ſein; für den Arzt halte ich es nicht gerathen, zu ſolchen Subſiſtenzwegen ſich zu wenden. Es liegt ſchon ohnehin in der Natur ſeiner vagirenden Thätigkeit zum Vortheil Anderer, daß er ein „Tiſchchen deck dich" findet, und ihm theilweiſe oder ganz ſeine Remuneration im Ertrage der Feldwirthſchaft zuweiſen wollen, hieße wohl überhaupt ſeine Stellung mißkennen. Die praktiſche Alltagsroutine mag ſich auf einem wohlgezimmerten Floß ganz behäbig fühlen, wenn ſie den langſamen Strom des Lebens zwiſchen wogenden Kornfeldern und viehreichen Weiden hinabtreibt; die Wiſſenſchaft des ewigen Conflictes von Leben und Tod bedarf eines andern Vordergrundes als Staffage! Eine am Doctorat integrirend haftende Leiſtung der Kirchſpielseingeſeſſenen, in der Art des ſogenannten „Kirchenkorns" oder ein Aequivalent in der baaren Remuneration nach Maßgabe der Getreidepreiſe würden neben hundert andern Wegen leichte Auskunftsmittel bieten, wenn man ſich nur vorläufig über das Princip verſtändigt hat. Daſſelbe gilt für die Erſtehung des Futters für Vieh und Pferde in Bezug auf feſte Verbindlichkeit. Gleichwol wäre in dieſer Rückſicht die einmalige Abtheilung eines zureichenden Stückes Wieſenland vorzüglicher. Auf alle Fälle iſt dieſes ein um ſo weniger aus dem Auge zu laſſender Punkt, als ich es ſelbſt zum Ueberdruß erfahren mußte, mit wie viel Opfern an Zeit, Kraft und Mitteln gerade dieſer Artikel beſchafft werden muß, wo die einzelnen Gutswirthſchaften dem extra foras Befindlichen gegenüber den „Grundſatz" prädiciren: Viehfutter als das Grundelement ihres Cultur-Turnus,

ſelbſt nicht für Geld aus der Hand geben zu können. Daß dieſer Grundſatz rigoröſer Anwendung einem verſchwindenden Bedürfniß gegenüber nicht haltbar, iſt nun allerdings eben ſo naheliegend, als daß des Docters Pferde nicht allein von Grundſätzen leben können. Dennoch liegen hierin Quellen vielfältiger Unbequemlichkeiten für den Arzt. Ich kann nach unparteiiſcher Würdigung nur ein Vortheilsmoment für die Geſellſchaft darin finden, daß der Arzt ſeiner ganzen Stellung nach nicht in das Verhältniß einer„ grundſätzlichen" Blokade gebracht werde. Er darf weder für ſich noch für ſein Vieh Nahrungsſorgen haben, wenn er ſich mit Sorgfalt und friſchem Muthe ganz der Ausübung ſeines Berufes ſoll widmen können, und werden ihm Fouragirfahrten octroyirt, ſo feiert die Krankenpflege, denn ſelbſt das praktiſchſte Volk Europas, die Engländer, gehen nicht eher in die Schlacht, als bis ſie ihr Frühſtück gehalten haben.

Dieſe Dotirung mit zureichendem Wieſen- und Gartenland müßte aber, für Verhältniſſe, wie ich ſie hier im Auge habe, in größerem Maßſtabe durchgeführt werden, als vielleicht die allgemeine Meinung für nöthig erachten dürfte. Ich halte dafür, daß der Arzt im Stande ſein müſſe, für den Bedarf einer größern Praxis fünf bis ſechs Pferde zu halten, um allen billigen Anſprüchen an ihn gerecht zu werden. Die für die innere Wirthſchaft nöthige Pferdekraft, im Hausdienſt für Holz und Waſſer, Transport von Korn zur Mühle ꝛc. ꝛc. würden dieſe Zahl um eines bis zwei vermehren. Wer die Quälerei aber mitgemacht hat, ſich mit abgetriebenen Bauerpferden, in ausgetretenen Wegen, durch Nacht und Nebel im wahren Sinne des Wortes „fuhrwerken" zu laſſen, um, ſtatt bei einer Kreiſenden, in einem Graben oder Schwarzellernbuſch unſanft abgeſetzt zu werden, wird mir in dieſer vorgeſchlagenen Modification unbedingt das Wort reden. Wo eine Ordnung der Dinge auf den Gütern recipirt iſt wie z. B. in meiner gegenwärtigen Praxis zumeiſt, daß der Hof mit ſeiner Pferdekraft für das Bedürfniß der Geſinde eintritt, giebt oft die Weitläuftigkeit dieſer Procedur dem bezüglichen Krankheitsfall durch Verzug eine ungünſtige Wendung. Kein Arzt wird daher, im Sinne einer „beſten Welt" ſeine Mitwirkung dabei verſagen, dieſes Princip zeitgemäß zu modeln. Niemand wird davor zurückſchrecken, ſelbſt mit manchen Weitläuftigkeiten, Verantwortlichkeiten und Koſten eine ſolche ärztliche Centralpoſt und Rettungsdiligence über ſich zu nehmen — natürlich aber nur, wenn man ihm die Möglichkeit dazu, und die Mittel der Ausgleichung bietet. Das einfach Zwingende dieſes Raiſonnements liegt in der Nothwendigkeit, den Arzt oft

à tout prix ſchnell da oder dort zu haben, und wenn auch zugegeben werden muß, daß jede andere Einrichtung ihre ſehr empfehlenswerthen Seiten haben mag, ſo iſt es doch vernünftig, das weſentlich Durchſchlagende als Richtmaß zu nehmen und das Nebenſächliche dem Hauptleitenden unterzuordnen. Es iſt aber viel öfter wichtiger, daß der Arzt ſchnell fährt, als daß er überhaupt fährt, und da er auf dem Lande im Sinne wirklicher Hülfsleiſtung viel und ſchnell zugleich fahren muß, wird ihm ſelbſt das leichter in eigener bequemer Equipage auszuführen ſein, als in fremder. Dieſes iſt aber gerade ein Punkt, der mit manchen grellen Schattenſeiten behaftet iſt, die, beim Lichte humaner Beleuchtung geſehen, weit entfernt ſind, in ſanfte Mitteltöne abzuklingen, ſondern leider nur um ſo ſchwärzer erſcheinen!

Es iſt dies die manchmal originelle Unwürdigkeit der Vehikel, die, meiſt von zweiten oder dritten Händen der Verwaltung, bei gelegentlicher oder anhaltender Abweſenheit der Herrſchaft oder eines ſonſtigen einheitlichen Willens, nach dem Arzt geſandt werden. In Eile und Nothſtand bleibt oft keine andere Wahl, das Mißliche der Sache wird aber dadurch kaum entſchuldigt, noch weniger gerechtfertigt. Offene Bretterwagen bei Sprühregen, Leiterkarren mit ein Paar transverſal ausgeſpannten Stricken als Reſſortvorrichtung, eine Art vierrädriger Aeolsharfe, offene Laſtſchlitten (hier Ragge genannt), ohne eine Spur von Decke oder Sitz, — das ſind einige hierhergehörige Specimina, die ich aus eigener Erfahrung citiren kann, und die oft erſt ſehr entſchieden zurückgewieſen und zurückgeſandt werden müſſen, ehe die nöthige Rückſicht auf des Arztes Leib und Leben in den Gewiſſen von Gutsſchreibern und Stallmeiſtern aufdämmert. Die Beſchwerden über dieſe Mißſtände werden in jeder Landpraxis einen reichen Anhalt finden, weil es noch zu wenig begriffen wird, daß der Arzt hierin mit Recht größere Anſprüche auf Bequemlichkeit machen muß, als ſonſt Jemand, denn er darf ſich nicht durch eine ſolche Fahrt, auf der er ſich oft nothwendig und unvermeidlich eine Erkältung zuziehen muß, für 5 und 6 andere untüchtig machen laſſen. Es bleibt hier nur ein Auskunftsmittel, und das iſt freilich eben ſo natürlich, wie einfach: man laſſe den Arzt ſich ſelbſt betten wie er für gut findet! Das allein führt zu allſeitiger Beruhigung und giebt den Gutsverwaltungen, die bis jetzt die Communication zwiſchen Arzt und Patienten vermittelten, den klaren Vortheil, die Hälfte der Wegewerſte und Pferdekräfte zu erſparen.

Dabei muß aber, und das iſt ein Cardinalpunkt, dem Arzt die wohl-

zuverwerthende Zeit nicht aufs Gerathewohl aus der Hand genommen und an ihn der Anſpruch geſtellt werden, ſie auf Recognoscirungstouren zu verwenden. Dieſe, wie ſie oben berührt wurden, werden mit dem Bewußtſein etwas „Rechtes“ geleiſtet zu haben, nie von einem Arzte durchgeführt werden können. Obgleich nun aber dem beſchäftigten Arzt ohnehin gewiß nicht viel Zeit übrig bleibt, ſo daß ich für mich gar nicht begreife, wie es mir möglich ſein ſollte, regelmäßige Touren zu machen, wo oft Zeitläufte von einer und ein paar Wochen ſelbſt enggedrängt ausgefüllt werden von den mannigfach ſich durchkreuzenden Anſprüchen, von den entgegengeſetzteſten Seiten der Windroſe her, ſo hört man doch dieſe Gewohnheitsidee immer wieder durchklingen! Man ſieht ſie immer wieder in den Vordergrund ſchieben und mit Gründen ſtützen, die freilich nur das Recht der Anciennität für ſich haben. „Die Leute haben ſich ſo ſehr daran gewöhnt“ — „ſie drängen ſich an gewiſſen Tagen alle zum Hof, und ſterben lieber, als daß ſie außer der Zeit zum Arzt gehen“ ꝛc. ꝛc. Das mag alles ſehr wahr ſein, giebt aber weder einzeln noch zuſammengenommen den zureichenden Grund, unzweckmäßige und geradezu verkehrte Einrichtungen zu perpetuiren. Der Bauer iſt leider ſeit Jahrhunderten ſchon an ſogenannte „Disciplinarſtrafen“ gewöhnt, und zwiefach „leider“ dürften ſie kaum ganz umgangen werden können, wie die Sachen jetzt ſtehen; dennoch aber können die patriarchaliſchen Tage der Kadigerechtigkeit nicht ewig dauern und die exotiſchen Schößlinge dieſer Fächerpalme ſind in unſerm magern Boden ſchon ausgeſtorben.

Der Landmann geht gern mehr als einmal des Tages nach dem Hofe, wenn er weiß, daß er dort Arznei erhält. Ob ſie hilft oder nicht ob der Arzt oder Kammerdiener ſie verabreicht, ob es Homöopathie oder Baunſcheidtismus iſt — bleibt gleich! Warum ſollte er den gewöhnlich weiter ab wohnenden Arzt, namentlich während der Arbeitszeit, aufſuchen? Es iſt der geringſte Nachtheil, den die naturärztliche Hauscurirkunſt mit oder ohne Zöckel's Compendium nach ſich zieht, daß ein halbes Hundert Rubel für verſchleuderte oder geradezu gemißbrauchte Arzneien weggeworfen wird, während man ſich in dem zweifelhaften Heiligenſchein aſklepiadiſcher Tempelcuren gefällt, die durch das Märtyrerthum ihrer Opferwilligkeit geradezu das Volk bethören und es von der eigentlichen Quelle der Hülfe abwendig machen! Zu den pharmaceutiſchen Mitteln wird dann in wohlwollendſter Meinung etwas Saft, Weißbrod, ja Wein gefügt, nur zu oft, müſſen wir ſagen, am unrechten Ort und mit unzulänglicher Abſchätzung

deſſen, was die Hülfsbedürftigen viel nöthiger hätten; es giebt aber dieſem Zug zum Hofe nur neuen Nachdruck. Bei aller Anerkennung, die wir dieſen grauſchweſterlichen Bemühungen um ihrer Motive willen zollen, ſollte nie vergeſſen werden, daß ſie das Grundübel nicht allein übertünchen, ſondern auch ſchlimmer machen, und daß es hohe Zeit iſt, manche Gefühlsſpielerei bei Seite zu laſſen und klareren Ueberzeugungen von dem „was Noth thut" auch einen praktiſchen Ausdruck zu geben! Denn wenn der Landmann einmal, unbeirrt durch ſolche liebenswürdige Concurrenz, zum Arzt Vertrauen gefaßt hat, kommt er in Fällen, wo der Erbe ſeines Geſindes ſchwer darniederliegt oder die junge Wirthin der Entſcheidung harrt, gern 4 und 5 Meilen weit her, ohne viel Zeit mit Allotriis zu verlieren. Das ſind ſo einzelne Denkmünzen der Humanität, die aus dem rauhen Erz des Landmanns von den Verhältniſſen geprägt werden. Leider iſt nicht zu verſchweigen, daß ſie auch ihre Kehr- wie Bildſeite haben — eine Kuh, die zu Grunde geht, macht oft mehr Trauer und Wehklagen, als der Tod von Mutter und Großmutter zuſammen!

Mir liegt aber andererſeits das ſehr aufmunternde Beiſpeil eines größern Gutes vor, das ſich allerdings von jeher einer vorzüglich guten Geſchäftsordnung und entſprechenden Gutspolizei erfreute. Hier iſt im Laufe einer achtjährigen Praxis *nicht einmal* der Fall vorgekommen, daß ein Schwerkranker wegen Mangels an rechtzeitiger Meldung oder Equipagenſendung weſentlich gelitten hätte oder gar zu Grunde gegangen wäre. Gleichwohl waren einzelne Geſinde vom Arzte bis zu $2^1/_2$ Meilen entfernt. Strenge Aufſicht, die Verpflichtung der Wirthe, ihre Kranken den Gebietsvorſtehern, dieſer wieder, ſie den Hofbeamten anzumelden, wenn nicht kürzere Wege zum Ziel führten, endlich die angewöhnte Sorge der Leute für die ihnen Naheſtehenden und der ſtrenge Wille der Gutsverwaltung, keine Vernachläſſigungen zu dulden — tragen zu dieſem Reſultate bei, während auf dem Hofe keine Arzneien zu haben waren und der Arzt keine Spazierfahrten machte, um über Gichtbrüchige und Lahme Revue zu halten.

Ein anderes Gut, viel kleiner an Umfang, kaum entfernter als jenes und mit ungleich geringern Verwaltungsſchwierigkeiten extenſiver Art belaſtet, befand ſich gleichwohl in einer viel ſchlimmern Lage. Ein trauriger Fall führte es denn endlich wieder dem beliebten Auskunftsmittel, den Arzt wöchentlich einmal zu haben, zu! Ein Mann hatte in der Trunkenheit Hände und Füße erfroren. Durch unzweckmäßige Behandlung war der

Brand hinzugetreten, ohne daß über die wirkliche Sachlage etwas an den Hof oder Arzt berichtet worden wäre. Nach Wochen (!) gelangt endlich die Aufforderung an mich zu dem Kranken zu fahren, und ich finde — wie leicht zu denken — einen Sterbenden, bei dem nur noch ein Viaticum der Euthanaſie anwendbar war. Tags darauf war er verſchieden. Als ſich ſpäter daran anknüpfend aber nun der Wunſch herausſtellte, wöchentlich einmal den Arzt oder den Gehilfen deſſelben regelmäßig auf dem Gut zu ſehen, fiel auf das Tragiſch-Pathetiſche ſolcher Menſchenſchickſale das Streiflicht des lieben Alltagslebens mit all ſeinen „Wenns“ und „Abers“ in faſt burlesker Weiſe. Etwas durchgreifendere Gutspolizei und ein wenig Volkserziehung hätten da alle Schwierigkeiten gehoben. Da nun das Gut nicht in der Lage war, dem Arzt größere Opfer zu bieten, konnte dieſer um ſo weniger Urſache finden, von einem Principe abzugehen, von deſſen Richtigkeit er hinreichend ſich überzeugt hatte. Der beſonders billige Preis, der dieſem Gute angeſetzt war, ſtellte es im Honorar für die Behandlung ſeiner Bauerſchaft einem einzigen wohlhabenden Nachbarhauſe gleich, und dennoch konnte man denken, daß der Arzt ſich willig finden könnte, eine unnütze Fahrſtrapaze von 1200 Werſt über ſich zu nehmen, die ſchon, abgeſehen von der Zeitverſtümmelung an 52 Tagen im Jahr, ſchlechtweg in Poſttaxenpreis überſetzt 72 Rubel repräſentiren. Jenes Gut zahlte aber viel weniger und hatte ſchwerlich noch die Mühe und intelligente Arbeitsleiſtung zu der materiellen bei einer Werthſchätzung in Anſchlag gebracht, der Arbeit, für die der Arzt ganz eigentlich bezahlt werden ſoll, und die auf dieſe Weiſe ganz außer Betracht bleiben mußte. Ich weiß nicht, ob die höhere Mathematik vielleicht troſtreichere Formeln hat, dieſe loxodromiſche Aufgabe zu rectificiren, ſoviel ſteht aber feſt, daß man ſich endlich veranlaßt ſah, einem Discipel eines andern Arztes eine weſentliche Zulage zu machen für die Mühewaltung einer ſolchen curatoriſchen wöchentlichen Rundſchau. Endlich fiel auch dieſes neue Inſtitut zuſammen und das Gebiet ging zu dem milden Scepter der Homöopathie über und zwar der Homöopathie par distance! Wenn etwas dabei vermißt werden ſollte, was kaum zu vermuthen, erſetzen es gewiß odiſche, weltmagnetiſche Strömungen, Siderismus und Inſolation oder ſonſtige noch unbekannte Dynamide. Eine klare Ueberzeugung und das veraltetſte Vorurtheil haben aber beide den Schild der Unüberwindlichkeit für ſich, und meiſt wird die Ueberzeugung noch viel einſamer ſtehen, weil das Vorurtheil gern als lieber Jugendgeſpiele mit uns aufwächſt, die Ueberzeugung aber ohne Schonung ſich von

vielen Jugendbekanntſchaften und heimiſchen Klängen losſagen muß, um ihren Weg allein zu gehen. Mag man nun aber auch wirklich hier und da von ſeinem Standpunkt aus dieſes Wochenfahrtsſyſtem mit der Feſtigkeit der Ueberzeugung vertreten, ſo bedenke man andererſeits, daß dem Arzt damit eine Frohn octroyirt wird, drückender als die eines glebae adscriptus, dem doch ein paar Tage für den eigenen Pflug bleiben. Es iſt durchaus nicht genug für das Wohl der Bevölkerung geſchehen, wenn wöchentlich einmal vor dem verſammelten Volk der Kampf gegen die Windmühlen mit Pflaſtern, Salben und Hekatomben von „Herztropfen" aufgenommen wird. Die Sache iſt und bleibt eine wahre Tabuletkrämerei hauſirender Kleinigkeitsmedicin, und dafür den Arzt mit größeren oder kleineren Gagen bezahlen wollen, heißt nichts anderes, als in den Zumuthungen, die man ſeinem Gewiſſen macht, zu weit gehen. Dann müſſen die Aerzte ihre Diplome als Votivtafeln im Tempel Aeſkulaps aufhängen und die Medicaſter ſind am Ruder!

Ich habe gefliſſentlich Gelegenheit nehmen müſſen, auf dieſen Punkt zurückkommend, länger bei ihm zu verweilen, weil er der vielberufene Ausgangsknoten mannigfach verwickelter Wirrniſſe geworden iſt. Immer giebt es noch Viele, die ohne Zaudern ähnliche Anſprüche vertreten, ja ſogar eine Bequemlichkeitsauskunft für alle Fälle darin ſuchen. Mag ſein! „Es giebt viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde" und bekanntlich iſt „de gustibus non disputandum." Ich, meinerſeits glaube nicht zu ſehr einer Idioſynkraſie gehuldigt zu haben, wenn ich dem Arzt vor allem die Freiheit ſeiner Kunſt und Wirkſamkeit vindicire, die allein ſeine Thätigkeit zu einer würdigen und ſegensreichen Entfaltung bringen kann. Sie muß oberſtes Princip bleiben und wenn ich zu behaupten wage, daß jede Vereinbarung, die auf ein anders geartetes Verhältniß abzielt, ihn in das Dilemma wirft, ſich ſelbſt oder ſeine Kunſt zu verneinen, ſo fürchte ich nicht, ernſtliche Widerſacher ſich für das Gegentheil intereſſiren zu ſehen!

Wie anders muß ſich das Verhältniß herausſtellen, wenn es dem Arzt vergönnt iſt, nachdem er täglich ſeine Hauspraxis im Hospital verſehen hat, nun die Wahl der Dringlichkeit und vorſchlagenden Wichtigkeit für ſeine weitern Beſuche entſcheiden zu laſſen. Sucht ihn dann auch eine neu aufſtoßende Benöthigung, ſo weiß man ihn an einem Ort zu finden, wo er nicht durch eine inhaltloſe Tagesarbeit, ſondern durch ein berechtigtes Berufsgeſchäft gefeſſelt wird. Er wird ſich ohne Verzug dem nächſt Dringlicheren widmen können, und ſelbſt nach einem der mühevolleren Tage

wird ihm das Bewußtſein zur Seite ſtehen, nach Kräften der wirklichen Nothdurft der Leidenden genügt zu haben. Kann ihm das erwachſen aus einer Zeit, die zum großen Theil mit nutzloſer Quackſalberei vergeudet worden, können ihn die großen Apothekenrechnungen, die zum Nachtheil ſeiner Committenten oder ſeiner ſelbſt anwachſen, darüber tröſten, daß ſo wenig damit geſchaffen wurde? Man bedenke doch, daß die fleißigſten Arzneiconſumenten, die immer noch für 3—4 Nachbarn in Commiſſion Arznei erbitten, daheim oft noch einen zweifach unberechtigten Schacher mit den ohnehin weggeworfenen Mitteln treiben, indem ſie für Geld vertreiben, was ſie gratis erhalten, unter dem Vorgeben, es theuer erſtanden zu haben!

Ein engerer Anſchluß der Aerzte der Provinzen an einander, im Sinne der Heranbildung wahrhaft collegialen Weſens und Bewegens in Leben und Wiſſenſchaft, zum Zweck des Austauſches ihrer Erlebniſſe und Erfahrungen zum Frommen Aller, iſt ein Gedanke, der ſchon längſt als zeitgemäß in vielen Einzelnen wiederklingt. Er hat auch bereits zu erſten Anfängen freier Aſſociation geführt, die eine bewußte corporative Gliederung als Keim in ſich trägt, und die Zeit dürfte nicht fern ſein, wo das, was ich hier nur als perſönliche Anſchauung vertreten möchte, als feſter formulirter Ausdruck des Zeitbewußtſeins ſich den Anforderungen der Mitwelt gegenüber klarer von dem jetzt ſo bunten Moſaikboden der individuellen Divergenzen abhebt. Bis dahin kann es ſchon beſtehenden geſchloſſenern Elementen nicht nahe genug gelegt werden, dieſer wichtigen Tagesfrage eine unparteiiſche Prüfung zu widmen. Hat doch der barocke Maßſtab des Civiliſationsfortſchritts — nach dem Quantum des Seifenverbrauchs — eine Art Berühmtheit der Paradoxie erreicht! Sollte es uns neben andern Fortſchrittsphaſen nicht vorbehalten ſein, auch in leiblicher Geſundheitspflege, in Sicherung der Krankenverſorgung und in der anerkannten Tüchtigkeit derer, die ſich dieſer Pflege widmen, zu beweiſen, daß wir nicht Urſache haben, hinter kleinen Dörfern des Rheingau's, Schleſiens oder des Harzes zurückzuſtehen?

Innerhalb der Grenzen der Idee, die ich einer gedeihlichen Verwirklichung entgegenreifen ſehen möchte, liegt auch der Vortheil eingeſchloſſen, daß unter den Auſpicien einer derartig wohlorganiſirten Landpraxis angehenden jüngeren Aerzten, die ſich dieſer Richtung zu widmen gedenken, die beſte Gelegenheit geboten wäre, ſich die Ritterſporen der Praxis im ernſten Turniere zu verdienen. Eingeführt, unter der Leitung eines ältern Arztes, in die Obliegenheiten einer ſo viel verzweigten praktiſchen Thätigkeit —

nebenher einer jedenfalls eigenthümlich ſich geſtaltenden Hospitalleitung, die ihn bald durch die intereſſanteſte Caſuiſtik für allgemeine wiſſenſchaftliche Kategorien entſchädigte, wird der junge Arzt ſeinen Eintritt in die Praxis von mehr als einem günſtigen bildenden und tragenden Momente begleitet ſehen, wo jetzt leider das Gegentheil der eher zu denkende Fall iſt. In dem bunten Durcheinander der Praxis ſelbſt wird er nicht ſo leicht das beſſere Ziel aus dem Auge verlieren; im Anlehnen an den ältern Collegen wird er ſeine ärztliche Befähigung ohne Aengſtlichkeit und Befangenheit prüfen, ſeinem praktiſchen Sinne unbeirrt Objecte der Application ſuchen und ſehr bald das Geſchloſſenheitsgefühl ſeines Selbſtbewußtſeins auf dem Wege finden, der wohl ab von manchen roſigen Illuſionen führt, dafür aber auch nie in die Verſumpfung der Routine und des gedankenloſen Curirens leitet. Nicht weniger werden die friſchen Eindrücke wiſſenſchaftlichen Strebens, die der junge Arzt von der Hochſchule mit herübergenommen, wenn ſie auch erſt ihrer Befruchtung durch das Leben harren, dazu beitragen, im Austauſch dem ältern Collegen Anregungen zu geben, die die Kunſt am ſicherſten vor Erſtarrung zum Handwerk, den Geiſt am leichteſten vor dem Untergang in der indigesta moles der Materie bewahren.

Nicht vielen jungen Aerzten kann die Gelegenheit ſo günſtig wie dem Schreiber dieſes entgegentreten, den Anfang ihrer Praxis im Dienſte der Krone in eine munificent ausgeſtattete Krankenanſtalt verlegt zu ſehen. Da durften bald die Grundſätze und Richtmaße ins praktiſche Leben übertragen werden, die frühe Neigung zur Wiſſenſchaft angelegt und entwickelt hatte. Hier durfte der junge Prakticant neben dem Radgetriebe der todten und doch ſo unentbehrlichen Verwaltungsmaſchine ſchnell unter dem reichen Material praktiſcher Applicationen ſich orientiren; hier durfte bei einer gern benutzten Fülle von Gelegenheiten am Sectionstiſch über das für und wider mancher heiklichen Fragen ein Urtheil aus eigener Anſchauung angeſtrebt werden. Der adminiſtrative und organiſatoriſche Sinn in der Behandlung größerer Reihen von Kranken findet Nahrung; Charakter und Weſen epidemiſcher und endemiſcher Einflüſſe heben ſich klarer ab; die unendliche Wichtigkeit von Zeit- und Koſtenerſparniß bei Vereinfachung der Arbeit der Behandlung tritt prägnanter hervor, und die Vorzüglichkeit mancher praktiſchen Richtwege regt Nachdenken und Streben an, wo ſtreng formulirte Anforderungen der Wiſſenſchaft mit den Anſprüchen des Lebens und der Gewohnheit ausgeglichen werden ſollen und das Kind doch nicht mit

dem Bade ausgeſchüttet werden darf. Alle dieſe Vortheile werden ſich, freilich in beſchränkterem Maße, dem jungen Adjuncten im Doctorate bieten können, der friſch von der Univerſität kommend, oft im Gefühl der augenblicklichen Situationsloſigkeit nach dem Erſten dem Beſten greift. Der gegenwärtige Schlendrian der Landpraxis bietet ſchwerlich Gelegenheit unter beſonders günſtigen Chancen ſein wiſſenſchaftliches Bewußtſein mit dem Leben in ein gutes Vernehmen zu ſetzen, und es dürfte oft ſchwere Opfer der innern Freiheit koſten, ehe er nach Jahren von dem mühſam erworbenen Vertrauen einer Geſammtheit getragen wird, das ihm zu kräftigerer Entfaltung ſeiner Fähigkeiten aufruft. Für den Novizen bleibt dieſer erſte Eintritt in eine zeitraubende, ermüdende und doch im Ganzen nichtsthueriſche Praxis eine ſehr gefahrvolle Klippe. Man muß ſelbſt ſchon im Feuer gehärtet ſein, um dieſem ſtarren Kieſel einen Funken des Lebens zu entlocken. Leicht kommt der junge Anfänger in die Lage, über der Verſchrobenheit ganz particulärer Verhältniſſe die Fortbildungsfähigkeit ſeiner wiſſenſchaftlichen Aufgaben im allgemeinen zu bezweifeln, die für den Augenblick nirgends eine Stätte, nirgends eine Anwendung finden. Er wendet ſich enttäuſcht vielleicht in mancher Beziehung nach dankloſer Praxis den entgegenkommenden geſelligen Zerſtreuungen zu — ſucht eine Ergänzung in ihnen für das, was er vergebens, für den Augenblick wenigſtens, wie er meint, draußen an Genugthuung in ſeiner Wirkſamkeit vermißte, und ſtimmt nur zu leicht, ehe er es ſich ſelbſt geſtanden, die tiefgreifenden ernſten Anforderungen an den jungen Erben alter Ehren herab zum dolce far niente eines überall bekannten, gern geſehenen Tagesgaſtes. Die liebe Gewohnheit des Daſeins verquickt ſich nur zu leicht mit dem beſten Erze unſeres Menſchen, und bald iſt der Doctor nur zu ſehr eine ſtabile Erſcheinung eben ſo ſtereotyper geſelliger Vereinigungen, Kränzchen ꝛc. Iſt dem jungen Mann aber dieſe geſellige Abziehung und Anregung zu einer Art Bedürfniß geworden, ſo dürfte er mit ſeiner Fortentwickelung in der That etwas in Colliſion gerathen, da der Natur der Sache nach die Kreiſe ländlicher Vereinigungen nicht immer von den lebendigern Anregungen geiſtiger Befruchtung getragen werden können, die das geſellige Leben größerer Städte ſo genußreich und fördernd machen.

Anders, darf man hoffen, dürfte ſich das unter dem Einfluß von Organiſationen geſtalten, wie ich ſie im Geiſte ſehe. Selbſt das in mancher Beziehung die geiſtige und geſellige Vertiefung gefährdende Weſen des geſelligen Landverkehrs wird hier, im Hauſe, in der Familie des ältern

Collegen, wenigſtens für den beſondern Standpunkt des jüngern Arztes eine meiſt lebensfriſchere Form gewinnen dürfen. Die Erlebniſſe des Tages, die Fragen des Augenblicks werden Stoff zu Austauſch und Gegenſeitigkeit bieten, die vielleicht manchen Gedanken zur Reife bringen, der ſelbſt in weitern Kreiſen gebildeter Geſelligkeit Anknüpfungspunkte ſucht und Anregung bietet, der andererſeits dem collegialen Anſchluß der Mitärzte neue Nahrung verleiht und ſo Wiſſenſchaft und Leben immer in lebendiger Wechſelbeziehung zu einander erhält. Nebenher würde der junge Arzt durch ein, ſelbſt durch ein paar Jahre eines derartigen Noviciates nicht allein in ſeiner praktiſchen Laufbahn durchaus nicht behindert werden, im Gegentheil, eine neue Stellung würde ihn am Abſchluß dieſer „Wanderjahre“ nur tüchtiger und ſchlagfertiger fürs Leben finden. Weder würde auf ihm das Gefühl der verlorenen Zeit laſten, die ihn im Suchen nach einer Situation bald hierhin bald dorthin ſich wenden ſah, und die manchen jungen Mediciner endlich zu einer vorſchnellen Wahl verleitet, noch würden, wenn er dann eine Stellung erworben, die Nachklänge der Mißſtimmung ſeine ſpätern Entwickelungen trüben, die aus dem Gedanken fließen, Verpflichtungen übernommen zu haben, deren Umfang und Tragweite er vielleicht unterſchätzte.

Daß nun aber bei einer Regelung der Dinge, wie ſie hier mit einer feſter begründeten, centraliſirteren Thätigkeit mir vorſchwebt, die Praxis mit Vortheil für beide Theile eine weiter greifende wird ſein können, liegt ſchon im Weſen ihrer Vorausſetzungen und, darf ich hinzufügen, wird durch die Erfahrung in aufmunternder Weiſe beſtätigt. Ich ſelbſt habe unter manchen erſchwerenden Nebenumſtänden meine Wirkſamkeit über 600 Bauergeſinde mit circa 6000 Seelen ſich ausdehnen ſehen, abgeſehen von allem Exceptionellen, das ſich um dieſen Kern gruppirt, abgeſehen von der Praxis in den Häuſern der hier anſäßigen Familien und gelegentlichen Beziehungen zur auswärtigen Praxis der Collegen oder bei Fernerſtehenden. Dieſes Reſultat wäre bei irgend welchen decentraliſirenden Einflüſſen oben angeführter Natur ein Ding der Unmöglichkeit geweſen.

Wenn es nun aber auch Zeiten äußerſter Anſpannung der körperlichen und geiſtigen Kräfte giebt, ſo werden ſolche Epiſoden ja im Leben keines beſchäftigten Arztes ganz fehlen können; andererſeits darf ich mit Befriedigung hinzufügen, daß mir ungeachtet deſſen die Muße und das Intereſſe für die Weiterbildung des wiſſenſchaftlichen Baues, auf dem mein eigenes ärztliches Bewußtſein ruht, dadurch nie verkümmert worden iſt. Dieſes

iſt aber für den Arzt unzweifelhaft erſtes Lebenselement, wenn er Arzt bleiben will; ſelbſt die geiſtigen Bande und Bildungsquellen für Herz und Seele, die im Schooße des Familienlebens ihm nahe gelegt ſind, können da erſt in zweiter Reihe zur Geltung kommen. Sie können ſein wiſſenſchaftliches Leben heben, tragen und ſtützen, dieſes ſelbſt aber kann ſich kein Compromiß gefallen laſſen, es trägt ſeinen Grund und Lebenskeim in ſich ſelbſt und unabhängig vom Leben ſoll der Arzt es wahren, wenn er vor ſich und der Welt beſtehen will.

Weil ich nun aber der Ueberzeugung lebe, daß, gerade auf dem platten Lande, wo nur zu ſehr der Austauſch mit Fachgenoſſen fehlt, wo die Zuflußquellen wiſſenſchaftlichen Fortſchritts ſpärlich fließen und ſelbſt dann noch um hohe Opfer erſchwungen werden müſſen, nicht ernſt genug von jedem Einzelnen zugeſehen werden kann, der es mit ſeiner Kunſt ehrlich meint, „wo er bleibe und wie ers treibe,“ während der Strom des Wiſſenſchaftslebens weiter wallt — eben darum kann ich auch nicht eindringlich genug die Nothwendigkeit einer wohlgeſicherten und zureichend dotirten Stellung des Landarztes bevorworten. Beim Nothſtande des ärztlichen Verhältniſſes, werden mit jedem jungen Kämpfer für die Wiſſenſchaft, der im Ringen mit dem Leben geiſtig oder körperlich zu Grunde geht, hunderte neben ihm Stehender, die ſeiner Obhut anvertraut ſind, unmerklich mit in den Ruin gezogen, mit einem kräftigen Gedeihen ſeiner Entwickelung, wie ich ſie anzuregen mir die Kraft wünſchte, wird das Gefühl der Schutzloſigkeit in Zeiten der Noth, wird das Haſchen nach einem Strohhalm in Tagen des Leidens einem ruhigen, feſtbegründeten Vertrauensverhältniß Platz machen, und der Arzt unſerer Tage wird wohlverdient einen Abglanz von dem Nimbus wiedererringen dürfen, der in ſtädtiſchen Concurrenzverhältniſſen noch oft den Würdigſten als primum inter pares ſchmückt und den gewiß nicht bloß der zerſetzende Unglaube unſerer Zeit erbleichen machte.

Dieſe Sicherſtellung der Lage des Arztes im Doctorate ließe ſich leicht auf ſchon betretenen Wegen mit einigem organiſatoriſchen Sinne bewerkſtelligen. Sei es nun, daß die Gemeinden, die Kirchſpielsconſtituenten oder irgend welche ſonſtige Geſammtheit als moraliſche Perſon für die in dem ärztlichen Bezirk Eingemarkten mit einer Remuneration einträte — immer wird man leicht auf die ſeit lange hierſelbſt eingebürgerten Feſtſtellungen zurückkommen können, und da alle andern Neuerungen auf Gottes Erdboden leichter von Statten gehen, als die, welche tiefer in den Beutel greifen, ſo wird ſich dieſem Fortſchrittsverſuche ein um ſo günſtigeres Pro-

gnosticon ſtellen laſſen, als ich Urſache habe zu glauben, daß alle Theile wenn die Reorganiſation einmal durchgeführt iſt, auch billiger berathen ſein dürften. Man erwäge aber wohl, daß die Anſicht als eben ſo ungerecht wie folgemäßig ſchädlich bezeichnet werden muß, die dem Begriff der Sicherſtellung vollauf Genüge gethan zu haben meint, wenn für die leibliche Exiſtenz des Arztes nothdürftig geſorgt worden. Es iſt ja gerade eine der nachtheiligſten Seiten des Mangels an Concurrenz, die ſich bei ſolchen feſten Verhältniſſen Eines zu einer Geſammtheit zum Nachtheil des Erſteren geltend macht, daß, während ſich unter andern Beziehungen, nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge der erfolgreichern Arbeit der größere Lohn zuwendet, auf dieſem Markt des Lebens immer ein gewiſſer Zwangscours dem Arzt gegenüber beſteht, der ſich leider noch drückender fühlbar macht, wenn die Früchte ſeiner Arbeit von ihm als Tauſchmittel für die Elemente des Lebensunterhaltes und Lebensgenuſſes angeſprochen werden. Seit Jahren haben ſich die Gagen der Aerzte auf dem Lande eher verkleinert, ihre Wirkungskreiſe eher parcellirt als vergrößert, ſeit Jahren hat man Naturalienleiſtungen im ſelben Verhältniſſe eingezogen, als der Tauſchwerth des Geldes ſich verminderte, ſeit denſelben Zeitläuften ſind alle Bedürfniſſe des Lebens im Preiſe geſtiegen und es iſt unſchwer nachzuweiſen, daß der Lohn der Arbeit des Arztes im Laufe dieſer Zeit faſt um 30 % herabgedrückt worden, ohne daß die Anſprüche an ihn ſich im mindeſten ermäßigt haben. Dies im Einzelnen durchzuführen und zu belegen, mag einer ſpätern Betrachtung vorbehalten bleiben, hier kann nur darauf hingedeutet werden als auf eine Quelle eines tiefgefühlten Mißſtandes, der früher oder ſpäter zu einer Kriſe führen muß. Es iſt hiernach unſchwer einzuſehen, wie ſchief irgend welche verſuchte Neuerungen ſich zum Leben ſtellen müſſen, wenn die Richtung der Auffaſſung eine beſonders betonte Bevorwortung findet, die das Rechenexempel des pecuniären Vortheils und „Mindeſtbots“ an die Spitze ſtellt. Jeder weiß, daß gerade der „Geldpunkt“ in ſolchen Dingen ein ſehr epinöſer und leider ein gar nicht ſo „zarter“ iſt, wie man gewöhnlich glaubt oder wenigſtens im Worte es ausdrückt. Ueber die Wahlfreiheit des Publicums und die Berechtigung der Concurrenz läßt ſich gar nicht ſtreiten. Warum ſollte auch ein Publicum nicht einen Arzt, der aus gewiſſen Urſachen billiger fährt und ſparſamer curirt, lieber als einen andern engagiren dürfen? Ob die Anſprüche des Theurern ſich über das Maß der Billigkeit erheben oder ob das Angebot des Publicums hinter demſelben zurückbleibt, dürfte ſchwer zu ent-

ſcheiden ſein und im gegebenen Falle leicht zu einem Salomoniſchen Urtheilsſpruche drängen. Gewiß wird aber eine billige Uebereinkunft nach allgemeiner durchgreifender Norm über dieſe Heiklichkeiten weghelfen, wenn einmal der Boden der Anſichten geklärt iſt, aus denen entſprechende einſchlägige Beurtheilungen fließen.

Die Zeiten ändern ſich; ob „leider" oder „Gottlob", iſt Sache der Anſichten. Es iſt nicht gar ſo lange her, daß es ehrenfeſte Magiſter gab, die für 50 Thaler und ein Paar „hirſchlederne" das lange liebe Jahr humaniora mit der Jugend trieben. Jetzt reichen dieſe Lockungen höchſtens bis zu einem guten Kutſcher hinan. Doch — was kümmerts am Ende das Publicum, ob der Arzt mit einem oder zwei Pferden fährt (vielleicht wegen zunehmender Corpulenz), ob er im Regenwetter dem offenen einen verdeckten Wagen vorziehen muß (vielleicht wegen Kopfrheumatismus) — das kann ihm gleichgültig ſein. Wenn aber einmal die Billigkeit entſcheidet, oder um mit Worten nicht zu ſpielen, die „Wohlfeilheit," ſo haben dieſe Herren keine Chancen mehr. Was hat am Ende das Publicum für ein Intereſſe daran, ob ſie Liebigs Selbſtverbrennung, Reichenbachs Odlehre und Eſchenmeier in ihre Repoſitorien einſchieben, oder wie weil. Asmuſs eine Selbſtgeſchloſſenheit erreichten, die mit Hufelands Encheiridion eine feſte Allianz fürs Leben ſchloß? Gewiß muß zugegeben werden, daß das Publicum auf der bunten Reiſe durchs Leben nie und nimmer für die Ueberfracht des Arztes ſolidariſch verpflichtet werden kann und weder für ſeine Maculatur noch für ſeine Wagenfedern einſtehen ſoll. Nur ſehe jeder wie er's treibt und vergeſſe nicht, daß in Sachen des leiblichen Lebens und der Geſundheit unſer irdiſches Jammerthal eine weit weniger glimpfliche und langmüthige Schule iſt als für das Jenſeits. Unzulänglichkeiten und Unterlaſſungsſünden ſtrafen ſich hierin ſchon hienieden weit herber als manche arge Begehungsſünde dort angerechnet werden dürfte, natürlich ceteris paribus! Denn aufrichtige Reue mag ſchon manchem Sünder den Himmel wiedergewonnen haben; ein verlorenes Bein wächſt aber ungeachtet aller Reue nicht wieder wie eine Krebsſcheere! Die Verlierenden ſind aber bei dergleichen Angelegenheiten häufig in dem Falle von Verkäufern, die für billiges Geld ihre Waare gewöhnlich leichter loswerden, als für hohe Preiſe. Dies iſt ein politiſch-ökonomiſcher Satz, der ſeine politiſche wie ökonomiſche Seite hat und aus dem die Conſequenzen mit Leichtigkeit folgen, obgleich auch er wie manche andere goldene Regel nicht ohne Ausnahmen daſteht.

Man hört nun aber wohl auch hier und da die Meinungsäußerung

anklingen, dieſer oder jener, ſonſt tüchtige Arzt, ſei beim Volke auf dem Lande weniger beliebt, weil er nicht auf ſeine Art und Weiſe einzugehen verſtehe, ꝛc. während etwa ein beliebiger ärztlicher Gehülfe in großer Gunſt ſtehe und merkwürdige Curen vollführe. Das mag hier und da nicht unbegründet ſein. Der Arzt iſt meiſt nicht aus dem Volke hervorgegangen, obgleich er ſich's immer zur Ehre anrechnen wird, zur „arbeitenden Claſſe" zu zählen, aber es iſt gewiß nöthig, der Menſchen Sprache zu reden, wenn man ſich ihnen verſtändlich machen will. Gewiß muß der Arzt vor allem zeigen, daß er der Menſchen Leben, im geſunden und kranken Zuſtande, verſtehe, wenn er von ihnen zu beider Nutz und Frommen verſtanden werden will. Nun beziehen ſich derartige Erwähnungen nicht ſelten nur auf das, was der Arzt nach ſeiner Ueberzeugung gegen Vorurtheil, Quackſalberei und Alteweiberweisheit geltend zu machen gezwungen iſt, und da wird wohl kein Wohlmeinender ihm Unrecht geben, wenn er ſich unverdient einer ſchiefen Beurtheilung ausſetzt. Er ſoll weder in Grundſätzen noch Maßnahmen mit dem großen Haufen liebäugeln, ſondern thun was er nicht laſſen kann — das bleibt für's Erſte denn doch zu Recht beſtehend.

Iſt nun aber vor dem Richterſtuhl jeder billigen Beurtheilung dieſe Entwickelungsrichtung des Arztes, die unbeirrt durch Coterien auch nach außen ſeine Stellung würdig vertritt, eine berechtigte, wie wollte man dann den Quellen, aus denen weſentlich dieſe Gewordenheit fließt, ihre Berechtigung abſprechen? Die tröſtenden Einwände: dieſer oder jener Arzt habe denn doch ſein Auskommen, ſchließen jetzt wenig Beruhigung der Seele in ſich. Mit dem bloßen Auskommen des Arztes iſt's eben nicht gethan, und kann ein Kreis auf die Dauer einem Arzt eben nicht mehr als ſein „Auskommen" bieten, ſo dürfte er ſchwerlich einen leiſtungsfähigen Arzt für die Länge feſſeln. Der Staat ſowohl als Privataſſociationen nehmen ſich bekanntlich unter gewiſſen Umſtänden der Hinterbliebenen namentlich verſtorbener Beamteter an, und ſo fallen nicht allein den Familien der Aerzte, die ihre Kräfte bei Lebzeiten gewiſſen particulären Intereſſen gewidmet, nach dem Tode der Familienväter beſtimmte Unterſtützungen zu, als Ausdruck der fruchtbaren Arbeit, die ihr Leben hier nachwirkend in Anſpruch nahm, ſondern ſelbſt die Tage der herannahenden Altersſchwäche und Arbeitsunfähigkeit ſolcher Diener des Gemeinwohls werden von der Verwaltung ſowohl wie von Geſellſchaften durch Penſionen, Leibrenten ꝛc. vorgeſehen. In unſern Verhältniſſen geſchieht vom Staat, der Natur der Sache nach, nichts, weil der Landarzt in ſeiner jetzigen Faſſung keine

directe Beziehung zu Staatszwecken hat; von Privaten der Natur der Menſchen nach noch weniger, da hier ja meiſtens nur ein ganz äußeres Contractsverhältniß ohne nachwirkende Verpflichtungen vorliegt. Die Garantien, die die entſprechenden Geſellſchaften bieten, werden aber bekanntlich nur durch Opfer geſichert, die hier einen bezüglichen Ueberſchuß der Einnahme des Arztes darſtellen und auf dieſem Wege ihm und den Seinigen zu Gute kommen! Dieſer muß aber erworben werden, neben dem, was man das „Auskommen" nennt! Uebrigens — Italia fara da se — aber man gebe vor allem Italien auch eine Conſtitution ſeiner finanziellen Quellen, die der Ausdruck einer geſunden Arbeit des Staates zum Beſten der Menſchheit iſt. Mit frommen Wünſchen für ſeine Unabhängigkeit iſt's nicht gethan, und er wird erſt dann mit voller Kraft an der Arbeit der europäiſchen Familie Theil nehmen können, wenn äußere drückende Beſchränkungen gewichen ſind.

Es würde aber zu weit führen, dieſe ſpeciell die perſönliche Wohlfahrt des Arztes berührende Seite ſeiner Stellung hier zu weit in's Einzelne auszuſpinnen, nur ſoviel ſeine Beziehung zum Publicum als Gegenſeitigkeitsverhältniß in Frage kommt ſteht feſt, daß ein Weg geſucht werden muß, der eine würdigere Ausgleichung zwiſchen dem geiſtigen Capitale des Arztes und ſeiner greifbaren Verzinſung ermöglicht; der Arzt kann ſich nicht auf gleichen Fuß mit Maſchinen ſtellen, die abgenutzt, durch andere erſetzt werden, wenn ſie untauglich geworden, es geſchieht damit nicht blos ein einzelnes Unrecht, ſondern eine allgemeine Rechtsverletzung. Darum ſei die ganze Organiſation ärztlicher Wirkungskreiſe von vorn herein auf entſprechenden Grundlagen hergerichtet und man gebe ihnen eine Breite der Baſis, die es dem Arzt nur überhaupt möglich macht, der Früchte ſeiner Arbeit einſt froh zu werden. Wäre das ſchon jetzt der Fall — woher entwickelte ſich in dem ausgetretenen Geleiſe unſerer Landpraxis immer wieder bei den Strebſamern dieſer „Landluſtmüden" der Zug nach der Stadt, während die landiſchen Kreiſe unter dem immer wechſelnden Zu- und Abzug der Beſſern gewiß nicht proſperiren, da jeder eben immer wieder von neuem beginnen muß? Mit ſeinem Arzt und ſeinem Schuſter wechſelt man aber nicht gern, wenn man einmal in der einen oder andern Richtung etwas Verläßliches gefunden zu haben glaubt, denn alle wiſſen es nun einmal nicht gleich gut zu treffen, wo der Schuh drückt!

Wie weit aber jetzt noch die Anſichten über die Vermittelungsgränzen

dieſer vielfachen Mißſtände auseinander gehen, ſelbſt wo das Für und Wider ſich ohne Schwierigkeit zu ſcheiden ſcheinen, dafür legte mir folgender Fall ein ſprechendes Zeugniß ab. Es wurde an mich das Anliegen gerichtet, einen Collegen für eine entfernte landiſche Praxis in Vorſchlag zu bringen. Da mir ein disponibler Arzt im Augenblick unbekannt, jene Praxis aber auch fremd war, ſuchte ich mich vorläufig über die Bedingungen in's Klare zu ſetzen, die mit jener Stellung verknüpft wären, in der Hoffnung die Perſönlichkeit dazu dürfte ſich gelegentlich finden. Ich konnte jedoch nicht umhin, dieſe Stellung ſo wenig ſicher umſchrieben zu finden, ſo wenig hoffnungsgebend in dem, was ſie in Ausſicht ſtellte, daß ich es für meine Pflicht hielt, nicht mit meinen Zweifeln zurückzuhalten, ob ſich überhaupt auf der angedeuteten Baſis ein für die Dauer allſeitig befriedigendes Verhältniß würde aufrichten laſſen. Eine eingehendere Detaillirung des zu Bietenden verrückte meine Anſicht nicht weſentlich, zeugte aber in dem Zugeſtändniß, wie allerdings manches Unzulängliche, Unbeſtimmte da mit unterlaufe, eben ſo ſehr von dem richtigen Gefühl als der aufrichtigen Geſinnung des Verhandelnden. Die Sache wurde aber dadurch nicht hoffnungsgrüner und ich mußte bei meinen Bedenken beharren. Um dieſe jedoch ſchließlich zu deſarmiren, wurde die Ergänzung hinzugefügt: es ſei überdem die Gegend eine der ſchönſten des Landes, reich an antediluvianiſchen Denkmünzen der Schöpfung, von einer ſelten reichen und enggedrängten Flora geſchmückt und in Bezug auf entomologiſches Intereſſe von den ſchönſten Schmetterlingen bevölkert. Ich kann einen ſchwachen Augenblick nicht läugnen, in dem ich dieſe Corollarien für Scherz nahm. Ich mußte aber dieſe Auffaſſung beſeitigen und der Fall wurde mir um ſo lehrreicher, als es ſich hier um keine Plaiſanterie der Redewendung handelte. Es war, was man als Compenſation bot, nicht eine jener geſprächlichen „Ausweichungen", die durch ein paar Accorde ungezwungen in entfernte Tonarten hinüberleiten. Die ganze Verhandlung hielt ſich im Styl ſtreng contrapunctiſchen Satzes, wie er in Compoſitionen älterer claſſiſcher Muſik ſelten den Eindruck eines gewiſſen ernſten Ergriffenſeins des Zuhörers verfehlen wird. Leider blieben meine „guten Dienſte" erfolglos, da mir namentlich kein „Naturenthuſiaſt" bekannt war, der der Inſecten *wegen* und nicht *trotz* derſelben die Landpraxis geſucht hätte. Und wie viel wohlfeiler wären ſelbſt einem Konchyliologen die lebenvolleren Exemplare der Ostrea concisa in der Stadt gekommen, als hier die ſchönſten Murchiſonien und Pleurotomarien. Daß ich nun aber auch in weitern Kreiſen

der Anziehungskraft der Naturwiſſenſchaften und ihres Studiums ein ſo überzeugendes Zeugniß geben hörte, konnte faſt elegiſch ſtimmen, im Hinblick auf die oft gehörte Klage, daß es leider gerade an den ſchönſten Punkten dieſes heitern Sterns den Menſchen, oder wenigſtens Einzelnen unter ihnen, nicht recht wohl werden will.

Es liegt nun aber auf der Hand, daß unter dem Einfluß einer feſteren Begründung landärztlicher Mittelpunkte auch manche andere ſchwache Seiten unſerer provinciellen Geſundheitspflege in ein günſtigeres Stadium der Entwickelung treten würden. Das Hebammenweſen liegt leider auf dem Lande noch ſo ſehr im Argen, daß es wohl hohe Zeit war, als dieſer wunde Fleck neuerlichſt wieder eine ſorgſame Berückſichtigung von officieller Seite fand. Es iſt mancher Verſuch gemacht worden zum Heranbilden von Hebammen, der Arzt kommt aber leider nur zu oft in den Fall, den Mangel einer nur einigermaßen zureichenden Hülfe durch verdoppelte Anſtrengung von ſeiner Seite erſetzen zu müſſen. Es dürfte dies noch für längere Zeit ein Capitel bleiben, in dem mit blutigen Lettern die Unzulänglichkeit ſelbſt der beſten Abſicht verzeichnet ſtehen wird, neben den koloſſalſten Brutalitäten der Unvernunft und des Aberglaubens. Jeder beſchäftigte Landarzt mag die Blätter ſeiner Erinnerung zu Rathe ziehen, und wird darin gewiß prägnante Beiſpiele für die Trübſeligkeit dieſer Verhältniſſe nicht vermiſſen. Wer denkt nicht an die alten Wickelfrauen, die jedes dritte oder vierte Geſinde aufzuweiſen hat, und die von den Bauerfrauen zu jeder Entbindung entboten werden. Da ſieht man ſie mit der obligaten Amtsmiene, um in den Stunden der Drangſal mit freigebigen Mitleidsbezeugungen und Tröſtungen der Religion bei der Hand zu ſein, in allem Andern aber ſich nicht um das Mindeſte zu bekümmern von dem was ihres Amtes wäre. Da ſie über die eigentliche Sachlage vollkommen im Unklaren ſind, ſo iſt es noch der günſtigſte Fall, wenn ſie ſich nicht zu poſitiven Eingriffen verleiten laſſen, und gewöhnlich müſſen erſt ganz exorbitante Wahrzeichen geſchehen, die freilich dann aller Welt verkünden, daß „eine Schraube los ſei“, ehe ſie ſich nach dem Arzt umſehen, der dann für alle Conſequenzen eintreten muß, die ein ſeltener Verein von Unkenntniß, Indolenz und Imperfectibilität in ſolchen Lagen heraufbeſchwören kann. Wie oft zu ſpät für Mutter oder Kind, nicht ſelten für beide, erſcheint der Arzt auf dem Schauplatz, während dieſe Weiber vielleicht hunderte von Entbindungen mit angeſehen haben und wenigſtens auf die mögliche Gefahr hätten aufmerkſam werden können, da es noch Zeit war. Geprüfte

und verläßliche Hebammen habe ich nur ſelten zu Geburten zuziehen ſehen, und ſelbſt die Familien der Gebildeten haben darin manche Stunde des Nothſtandes durchmachen müſſen. Vielleicht führen die neueſten Schritte der Medicinalbehörde auch hierin zu gedeihlicheren Reſultaten. Gewiß aber würde der Arzt mit geringer Mühe eine geeignete Perſönlichkeit im Doctorat zu feſſeln wiſſen, die ihn der oft ſo peniblen Hebammendienſte enthöbe, und das längere Gebundenſein an die Praxis eines Arztes würde nicht allein die Lebensſtellung dieſer Perſönlichkeiten ſichern, ſondern ihnen auch eine feſte Quelle lehrreicher Uebung werden müſſen. Die Statiſtik der hier einſchlagenden Miſere kann kaum geſammelt, noch weniger veröffentlicht werden, ſelbſt dem nächſten Arzt bleibt vieles unbekannt, was ſich in naher Nachbarſchaft in einer elenden Badeſtube oder einer Kleete abſpielt, es wäre aber wohl an der Zeit, in dieſer Hinſicht gegen tief einſchneidende Schädigungen des Gemeinwohls mit verläßlicheren Vorſorgungsmaßregeln vorzugehen.

Manche andere Beziehungen ſtehen nun zwar mit den berührten Verhältniſſen in nächſtem Connex, müſſen aber aus den Grenzen dieſer Betrachtung ausgeſchloſſen bleiben. Hierher gehören die Stellungen der Discipel, Lehrlinge, Impfer, das Impfweſen ſelbſt und die Art ſeiner Durchführung. Auch auf dieſe Branchen würde eine centraliſirtere Stellung der Aerzte nur von ſegensreich fortbildendem Einfluß ſein, wenngleich ſie auch relativ am wenigſten aus ihrer augenblicklichen Lage verrückt werden würden. In mancher Beziehung iſt übrigens, namentlich in Hinſicht der Revaccination, in neueſter Zeit die Medicinalbehörde ſchon ſelbſtſtändig vorgegangen, manches dagegen bleibt als ſtiller Wunſch noch der kommenden Zeit aufbehalten.

Und ſo mag denn dieſe fragmentariſche Rundſchau immerhin heilbarer Gebrechen unſerer landärztlichen Verhältniſſe Anklang finden vor allem in den Gemüthern derer, die dem humanen Fortſchritt unſerer Zeit mit congenialem Geiſte lauſchen und folgen. Unmerklich oft im Einzelnen, überwältigend in den Geſammtreſultaten drängt dieſes mächtige Entwickelungsleben mit bewußter Kraft und immer klarer werdenden Zielen einer neuen Zeit entgegen. So ruhig wirkend und löſend, ſo unwiderſtehlich ſchaffend und zerſtörend ſehen wir die Urkräfte der Natur, zwiſchen den felſigen Rippen der Erde, da wo die Gletſcherkuppen niederdrängen in den Thälern bis an die Gemarken der Aelplerhütten, ihre Macht entfalten. Alles ſcheint da dem flüchtigen Beobachter in Eis und Fels gebannt zu ſein, und doch

iſt alles Leben und Bewegung, drängende, treibende, ungeheure Kraft! Der Siedler der nahen Alpmatten, der Wanderer, der Gefahr und Mühe nicht ſcheut, die Natur in ihrem ſtillen Wirken zu belauſchen, die erkennen wohl den ruhigmajeſtätiſchen Fortſchritt dieſer eiſigen Rieſen und die Felsblöcke und Wahrzeichen ferner Höhen, die ſie auf ihrem breiten Rücken herabtragen, künden die Titanenarbeit, die dort faſt lautlos verrichtet wird. So iſt der Fortſchritt unſerm Jahrhundert nicht mehr ein geträumtes Eden, ein frommer Wunſch; das Ideal iſt ins Leben getreten und mit ihm zur Nothwendigkeit verwachſen und die Entwickelung iſt ein Lebenselement geworden, das bewußt mit warmen Pulsſchlägen auch Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben durchſtrömt, um neue Sproſſen treiben, neue Hoffnungen keimen zu laſſen. Ich ſchmeichle mir keineswegs, das hier Beſprochene auch nur nach den Hauptſeiten der Darſtellung hin erſchöpft zu haben; dazu hätte mir ohnehin ein reicherer Zufluß an ſtatiſtiſchem Material zu Gebote ſtehen müſſen. Die Tendenz des Gebotenen hätte aber dadurch auch kaum ein höheres Relief erhalten; es wollte nur anregen durch flüchtige Umrißzeichnungen, einleiten in die Phaſen kommender Entwickelungen durch kurze prägnante Skizzen der Gegenwart, endlich einen Hinweis auf die Geſtaltung des ſich Vorbereitenden verſuchen, indem das Ueberlebte, Veraltete und Morſche vom lebenskräftigen jungen Kern geſchieden wurde.

Sollte dieſes Ziel durch vorliegende Darſtellung auch nur in beſcheidenem Maße erreicht worden ſein, ſo werden die Stunden der Muße, die ich dieſen Gedankengängen und Erinnerungsbildern widmen durfte, gewiß zu den klarern Wellenſchlägen im Letheſtrom der Vergangenheit zählen dürfen, die für manche verlorene Stunde der Praxis Erſatz geben. An dem ermuthigenden Ausblick in die Zukunft halte ich aber um ſo lieber feſt, als ich mich von dem Vorwurf frei fühle, in kleinlichem Standes- oder Situationsintereſſe mich einer Vertretung gewidmet zu haben, die unſer Verhältniß zur Mitwelt mir im Sinne eines ernſteren Geiſtescultus gegenüber der Materie zu bedürfen ſchien. Die ebenmäßige Schönheit der Kunſt, die ernſte Tiefe der Wiſſenſchaft hoffe ich dabei nie aus dem Auge verloren zu haben. Wenn ich aber ein wärmeres Wort für das Leben geſprochen habe, ſo bedenke der Leſer, daß das der Kahn iſt, auf dem dieſe ewigen Güter hinabwallen auf dem Strom der Zeit, und daß ein Jeder mit emſigem Streben Acht haben ſollte des Pfundes, das ſeinem Nachen anvertraut iſt.

A. Laurenty,
prakt. Arzt in Ruhenthal.

Weltanſprüche und Mädchenerziehung.

Wiederholt iſt die „Baltiſche Monatsſchrift“ auf gewiſſe Mängel, falſche Richtungen, unbefriedigte Bedürfniſſe in der Jugenderziehung zurückgekommen. Beſtimmte Vorſchläge zur Abſtellung ebenſo beſtimmter Mißſtände, wie allgemeinere Ideen zur Umgeſtaltung oder Fortbildung ganzer Erziehungsrichtungen traten zu Tage. Die ſtreng pädagogiſche oder didaktiſche Selbſtbeſchränkung des Themas konnte nicht ſo weit gehen, um nicht zugleich allgemeinere ſociale Zuſtände oder Mißſtände zu berühren, von denen auf der einen Seite die Erziehung in unzweckmäßige Richtungen gedrängt wird und welchen wieder auf der andern Seite eben durch eine zweckmäßigere Leitung der Erziehung begegnet zu werden vermöchte. Natürlich ſchrieben die Verfaſſer unter dem unmittelbaren Eindrucke der eigenthümlichen Lebensverhältniſſe im baltiſchen Lande. Allein Vieles davon, ja das Meiſte findet ſeine berechtigte Anwendung auch überhaupt auf die heutigen ſocialen Zuſtände der geſammten deutſchen Welt. Ganz namentlich gilt dies, wo es ſich um die Berückſichtigung des praktiſchen Lebensberufes der Frauen durch ihre Erziehung handelt. Denn ſo weit das deutſche Leben reicht, kann man beinahe ſagen, daß der heutigen Frauenerziehung gleichermaßen die unendliche Schwierigkeit auferlegt iſt, jenen klaffenden Widerſpruch zu ſchließen, welchen die Verkünſtelung unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen dem naturgemäßen Berufe der Frau und derjenigen Stellung aufgethan hat, die dem weiblichen Elemente im Weltleben zugewieſen iſt.

Namentlich möchte in dieſer Beziehung jene Erörterung „über Mädchenerziehung“ (B. M. Bd. 1., Heft 3.) hervorzuheben ſein, welche ſich vorzugsweiſe mit der Erziehung und Lebensſtellung der Frauen des bürgerlichen Mittelſtandes in den baltiſchen Provinzen beſchäftigt. Hier paßt faſt jede Silbe gleichermaßen auf die bürgerlichen Mittelſchichten ganz Deutſchlands und zwar, wenn man genauere Unterſchiede betonen will, noch allgemeiner auf den deutſchen Südweſten, als auf die norddeutſchen Verhältniſſe. Dieſe Aehnlichkeiten genauer auszuführen und zu begründen, iſt hier weder der Ort, noch würden flüchtige Andeutungen dafür ausreichen. Dagegen mag es geſtattet ſein, einzelne Bemerkungen folgen zu laſſen, welche durch den Gedankenreichthum jenes Aufſatzes in einem Leſer angeregt wurden, der deſſen Leben aus längerer Anſchauung kennt und mit der Erinnerung anhängliche Theilnahme dafür bewahrt hat.

Der Begriff des bürgerlichen Mittelſtandes gehört der Geſellſchaftsgliederung der germaniſchen Stämme als hiſtoriſche Eigenthümlichkeit an. Weder die Bourgeoiſie, noch der tiers-état der Franzoſen entſpricht ihm in ſeiner culturhiſtoriſchen Bedeutung und in der ſlaviſchen Nationalität liegt er weder urſprünglich begründet, noch iſt er bis heute ſelbſtſtändig aus deren Entwickelungen hervorgegangen. Dagegen hat ſich an ſeinem feſten Urſtamme die deutſche Cultur emporgerankt zu ihrem erhabenen Standpunkte; er war die innere Lebenskraft Deutſchlands während der Jahrhunderte ſeiner politiſchen Machtſtellung, und er hat Deutſchlands geiſtige und materielle Weltbedeutung nicht blos gefeſtet erhalten, ſondern auch immer weiter ausgebreitet, nachdem und trotzdem der äußere Glanz mit der Herrlichkeit des Reiches deutſcher Nation zerſplitternd hinabſank. Erneuern wir nicht die alten Klagen um die nationalen Geſchicke! Fragen wir auch nicht: wer trug die Schuld? Die politiſche Bedeutſamkeit der Völker ſteigt und ſinkt im Wechſelgange der Jahrhunderte. Doch ſelbſt unter dem Eindrucke der herbſten Gegenwart den friſchen Muth der Zukunft nicht zu verlieren, iſt kein leerer Eitelkeitswahn, ſondern ebenfalls eines der zeugungskräftigen Elemente bei der Lebensarbeit für die Zukunft. Ohne den bürgerlichen Mittelſtand hätte Deutſchland ſicherlich nicht vermocht, ob auch des Nachdrucks einer politiſchen Machtſtellung verluſtig geworden, der geiſtig bedingende Schwerpunkt der fortbildenden Cultur zu bleiben; ohne ihn hätte die deutſche Civiliſation ihre Segnungen nicht in die fernſte Welt tragen können, um dadurch, trotz aller Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe, doch immer wieder auch der Heimath neue geiſtige und materielle Kräfte zuzuführen.

Wie hoch reicht das Element des bürgerlichen Mittelſtandes im deutſchen Geſellſchaftsorganismus hinauf, wie tief ſteigen ſeine Wurzelausläufer hinab? Die theoretiſche Antwort ſagt: alle Geſellſchaftsſchichten gehören ihm an, welche mit der Befriedigung ihrer Lebensbedürfniſſe auf den Erwerb durch Arbeit gewieſen ſind, ohne doch direct aus der Hand in den Mund zu leben, ohne von Tag zu Tag den Kampf um des Lebens Nothdurft von Neuem beginnen zu müſſen. Als theoretiſche Formel hört ſich dies recht gut an, als würde damit wirklich ein abgegrenzter Stand bezeichnet. Dennoch weiß Jedermann, wie wenig eine ſolche Definition an die millionenfach abgeſtuften Verſchiedenheiten der praktiſchen Lebensgeſtaltungen hinanreicht. Wie die Thatſache des Proletariats hindurchgeflochten iſt durch alle Bevölkerungsſchichten bis an die höchſten, ſo reicht auch das Element des bürgerlichen Mittelſtandes von der Hütte bis zum Herrſcherpalaſt. Titel, Adelsrang, machtvolle Stellungen ſcheiden ihre Träger nicht aus ihm aus; ebenſowenig wie ſelbſt die größten Gaben des Glücks an ſich vermögen, ihre Beſitzer in denſelben einzuführen. Daß der Beſitz dem Erwerb durch Arbeit entſtamme und von einer gewiſſen Höhe der Allgemeinbildung begleitet wie befeſtigt ſei — darin beruht der Rechtstitel der Angehörigkeit an den bürgerlichen Mittelſtand. So ſind ſeine ſocialen Stufen auf- wie abwärts faſt unzählbar, ſo haben die ſocialen Fragen innerhalb ſeines Bereiches bis an die Spitze der Geſellſchaftspyramide empor zu klimmen, wie an ihre Baſis herabzuſteigen. Was namentlich die Frage der Erziehung und Bildung anbelangt, ſo klopft ſie überall mit gleichem Rechte an, um zu ergründen, ob und wiefern das Vorhandene, Syſtem, Methode und Ergebniſſe, den Anforderungen des innern Gehalts und der äußern Form, den Bedingungen des Privatlebens, wie den Anſprüchen der Außenwelt entſprechen.

Der Vorwurf, daß im bürgerlichen Mittelſtande mit voller Gediegenheit der Bildung ſich nur allzuhäufig eine Vernachläſſigung der Weltformen verbindet, iſt keineswegs unbegründet. Ja ſelbſt die Vermiſchung der Geſellſchaftsſtände, welche durch die modernen Lebensgeſtaltungen hergeſtellt wurde, hat die Berechtigung dieſes Vorwurfes noch keineswegs beſeitigt. Unſere raſchlebende materialiſtiſche Zeit, welche im Wechſelverkehr der Menſchen verhältnißmäßig noch ſeltener als früher Gelegenheit bietet, den inneren Gehalt eines Menſchen zu prüfen, mit welchem man in dieſen oder jenen Verkehr gedrängt wird, hat dagegen die Anſprüche an die äußere Erſcheinung nur erhöht. Es iſt nicht blos zufällig, daß gerade unſere

Zeit wiederum gewiſſe typiſche Figuren der geſellſchaftlichen Unbehülflichkeit populär werden ließ, wie frühere Zeiten durch die Don Quixote, Fallſtaff, Münchhauſen u. ſ. w. beſtimmte Standesſchichten durch ihren Fanatismus für abgelebte Intereſſen zu Gegenſtänden des Spottes machten. Heute beziehen ſich die Müller und Schulze, Eiſele und Beiſele u. ſ. w. hauptſächlich auf den Widerſpruch zwiſchen der Großartigkeit der Weltverhältniſſe und der Kleinlichkeit des Maßſtabes, welche der Mangel an weltmänniſcher Bildung daran legt. Sind auch die Figuren carikirt, der Beobachtung laufen dennoch die Originale dazu auf Gaſſen und Straßen wie in den Salons und Büreaus häufig genug vorüber. Im Allgemeinen ſtehen die gebildeten Formen der äußerlichen Erſcheinung mit der innern Bildung im Norden Deutſchlands in beſſerem Gleichmaße als im Süden; allein die vollkommene Herſtellung des Gleichgewichts fehlt hier wie dort. Wer bei Betrachtung der populären Figuren der Spottblätter vor einer Selbſtbeſchauung nicht zurückſcheut, wird an ſich ſelber wohl bald dieſes bald jenes Stück der Caricatur bemerken. Leichter Sinn und Leichtſinn mag mit Selbſtironie darüber hinweggleiten, ernſter Sinn dagegen ſpäht auch außerhalb der angeborenen menſchlichen Schwäche nach Gründen und Bedingungen, warum juſt im bürgerlichen Mittelſtande die Aeußerlichkeiten der Form relativ ſo ſelten auf gleicher Stufe mit der innern Bildung ſtehen.

Einer lernt es nun vom Andern, wie uns von den Unzulänglichkeiten der Gewandtheit und Anmuth geſellſchaftlicher Formenbildung vieles eben anerzogen und angebildet iſt; und ſchon die menſchliche Eitelkeit glaubt nur allzugern, daß von derlei Unzierden mindeſtens ebenſoviel in uns von Außen geimpft wurde, als aus uns von Innen herauswächſt. Unwillkührlich wendet ſich jedoch dabei die ernſtere Frage auf die Erziehung zurück und zwar nicht etwa blos auf deren ſtreng pädagogiſchen Theil, ſondern ebenſo auf diejenige Erziehung, welche uns Verhältniſſe und Umſtände wider Willen angedeihen laſſen. Beim Einzelnen, wie beim ganzen Geſchlechte hängt die ſcheinbare Thorheit und wirkliche Lächerlichkeit meiſtens nicht ſowohl von poſitiven Fehlern in der Erziehung ab, als ſie in Lücken und Mängeln derſelben und mangelhafter Ausbildung des Formenſinnes bedingt iſt. Der ſtrenge Moraliſt und pedantiſche Pädagog mag aus ſeinem Standpunkte keineswegs Unrecht haben, wenn er jene Formenausbildung, welche ſich faſt ausſchließlich auf Aeußerlichkeit der Tracht, des Ganges und der Sprechweiſe, des Behabens und Benehmens bezieht, für

untergeordnet und bedeutungslos erachtet. Aber die Welt urtheilt anders. Mangelhafte Formenausbildung, ſofern ſie ſich auf feinere geſellſchaftliche Verhältniſſe bezieht, wird in ihr zum ſchweren Fehler der Taktloſigkeit; und ſchließt die Welt nicht hieraus bereits auf einen innerlichen Bildungsmangel, ſo doch gewiß dann, wenn dieſer mangelnde Formenſinn auch in mehr künſtleriſchen Beziehungen und Kundgebungen des Lebens hervortritt. Die Welt hat damit keineswegs Unrecht. Denn jeder Formfehler iſt an ſich allerdings das Zeichen einer Lückenhaftigkeit in der Harmonie innerer Bildung. Theoretiſch vollkommen richtig kann man freilich auch erwiedern, daß unter unſern tauſendfach verſchrobenen, verzerrten und verkünſtelten Geſellſchaftsverhältniſſen dasjenige, was eigentlich eine vollkommene Formrichtigkeit iſt, nur darum als Formfehler erſcheint, weil eben der herrſchende Geſchmack, die Tagesmode, die Gewohnheit des Uebereinkommens es verwirft. Allein wir leben nun einmal in dieſer Welt und der Einzelne vermag nicht, ſie zu ändern. Ja die Frage bleibt noch immer berechtigt: ob denn die beſtimmte Ausbildung conventioneller Aeußerlichkeiten etwas Zufälliges iſt? Wir glauben kaum, wir ſehen vielmehr auch darin einen wohlbegründeten Ausdruck von der Innerlichkeit derjenigen Culturſtrömung, in welcher wir dahintreiben.

Es hat eine Zeit gegeben, wo „die Geſellſchaft“ in ſich abgeſchloſſen blieb und bei Jedem, der ihr nicht angehörte, die volle Freiheit der individuellen Form geſtattete. Damals ſtanden ſich Geſellſchaft und Oeffentlichkeit abgegrenzt gegenüber und es herrſchte z. B. in erſterer neben Ueberfeinerung in der Aeußerlichkeit des Auftretens eine Ungebundenheit der Sprechweiſe, welche eben nur dadurch denkbar blieb, ohne ſich in blanke Gemeinheit aufzulöſen, daß alle Leute der Geſellſchaft auf dieſelbe Weiſe lebten und ſprachen, aber eben auch nur wieder von der „Geſellſchaft“ gehört wurden. Heute giebt es nur ein Publicum und keine „Geſellſchaft“ in jenem Sinne; die gegenſeitige Anerkennung der ſocialen Geltung bedingt aber die gegenſeitigen Rückſichten der Form. Eines iſt dabei heute ſo ſicher, wie damals, als die „Geſellſchaft“ noch außerhalb des Publicums exiſtirte: nämlich, daß die ſchlechte Form ſtets dann beginnt, wenn man erſt daran denken muß, ſie zu vermeiden. Menſchen, die ihrer ſelbſt vollkommen ſicher ſind, denken niemals daran und mit dieſer Sicherheit iſt der erſte erfolgreiche Schritt zu gedeihlichem Fortkommen im Weltleben gethan.

Dieſe überaus hohe Geltung geſelliger Formenrichtigkeit im Weltleben unſerer Gegenwart würde allerdings die Gefahr ſehr nahe rücken,

daß durch ſie die innere Gediegenheit in den Hintergrund geſchoben werde, wenn nicht auch hier eine natürliche Ausgleichung ſich mächtig erwieſe. Wer möchte trotzdem leugnen, daß im geſellſchaftlichen Wettlauf unſerer Tage nicht auch wirklich in tauſend einzelnen Fällen die äußere Gewandtheit und weltläufige Gefälligkeit der minder anmuthigen und bequemen Gediegenheit den Rang abgewinnt? Aber es iſt ein ſchönes Geſetz der Culturentwickelung, daß jeglicher Strömung, Richtung und Mode des Alltagslebens in den tieferen geiſtigen Gebieten eine andere Strömung entgegenzieht, welche, wenn auch langſam, die übermäßige Herrſchaft verflachender Tagesrichtungen paralyſirt. So iſt in unſerer Gegenwart der übermäßigen Geltung einer gefälligen Formenausbildung jenes allgemeine Streben machtvoll entgegengetreten, welches auf die großen ewigen Naturgeſetze zurückgeht, um einestheils aus ihnen Klarheit der Anſchauung von den Lebensgeſtaltungen zu ſchöpfen, anderntheils an ihrer Hand die dort erblickte Geſetzmäßigkeit zu neuer Herrſchaft im Leben zu berufen. Man darf ſogar ſagen, daß die Stärke des Dranges, unſer Leben aus ſeinen künſtlichen Formen und Formeln zurück zu leiten auf natürliche Wege und zu grundgeſetzlicher Natürlichkeit, faſt ſchon zum charakteriſtiſchen Symptom unſerer zeitgenöſſiſchen Epoche geworden iſt, welcher zwar keineswegs vor ihrer Weltweisheit, wohl aber vor ihrer Unnatürlichkeit und Gemachtheit bangt.

Wie in den ſocialen, politiſchen, religiöſen und materiellen Lebensſphären die Wiſſenſchaft der Natur dieſem ſchönen Ziele zuarbeitet, ſo wird auch die Erziehung mehr als es früher geſchah, hinſichtlich der äußern Erſcheinungsformen des Menſchen auf die Betrachtung der *natürlichen* Formen hinzuweiſen haben. Denn ſolche culturgeſchichtliche Wandlungen können ſich niemals blos von innen heraus durchführen, die Erziehung muß ihnen durch Hinweiſung ihrer Zöglinge auf die Aeußerlichkeiten des Lebens in die Hände arbeiten. So lange wir nicht in unſerer Kleidung, im Hausrath, in den Luxusgegenſtänden aus der Anarchie des Geſchmacks zur ſchönen Natürlichkeit zurückkehren, ſo lange werden auch die großen Maſſen des Publicums in ihren übrigen Culturbeſtrebungen ſchwerlich zur einfachen Natürlichkeit ſich gedrängt fühlen. Dem Arbeiter an den allgemeinen Culturentwicklungen iſt in der Abhängigkeit des Menſchen von ſolchen Aeußerlichkeiten freilich oftmals eine ſtarke Hinderung ſeines Strebens, doch eben ſo oft auch ein mächtiges Beförderungsmittel ſeiner Zwecke an die Hand gegeben. Um die Natürlichkeit der äußeren Formen zu ſtärkerer

Herrſchaft zu bringen, iſt die Vorausſetzung unumgänglich, daß im heranwachſenden Geſchlechte ſich das Bewußtſein befeſtige, wie in der ganzen geſchaffenen Welt die Formen nirgends willkührlich, nirgends unabhängig vom Weſen, nirgends abtrennbar von ſeinem Inhalt und ſeiner Beſtimmung ſind. Als allgemeiner Satz lautet dieſe Erfahrung: Natürlichkeit der Form iſt vollkommen identiſch mit wahrer Schönheit und die höchſte Zweckmäßigkeit fällt mit der höchſten Schönheit zuſammen. Nicht Jeder kann jedoch dieſes große Grundgeſetz in ſich durch die kosmiſche Betrachtung der Welt derart befeſtigen, um es überall ſelbſtſtändig auch auf das Alltagsleben anzuwenden. Denn dazu wären beim Einzelnen wieder unerreichbare Vorausſetzungen des Wiſſens und einer Allgemeinbildung zu machen, welche in ſolcher Ausdehnung eben nur das Eigenthum Auserleſener ſein kann. Aber ſollte uns dieſe Wahrheit nicht auch auf anderem Wege zugeführt werden können? Sollte ſie ſich nicht ſelbſt der Durchſchnittsbildung aufdrängen, wenn dieſelbe durch die Erziehung gewöhnt wird, ihre Umgebungen genauer nach der innern Nothwendigkeit ihrer Formen zu betrachten, als es in der That unſere gewöhnliche Erziehungsmethoden veranlaſſen?

Wer zeichnet, der wird es in geſellſchaftlichem Verkehr ſchon oftmals bemerken, daß er faſt unbewußt die umgebenden Gegenſtände viel genauer, wir möchten ſagen, viel intenſiver anblickt, als derjenige, welcher niemals die Nachbildung ihrer Geſtalten verſucht hat. Indem wir dieſelben auf das Papier übertragen, und zwar meiſtens im verkleinerten Maßſtabe, werden wir uns gerade durch unſere Zeichnungsfehler der naturgemäßen Nothwendigkeit ihrer Formenorganiſation bewußt. Gerade der Zeichnungsfehler macht uns die Nothwendigkeit ſehr beſtimmter Wechſelbedingungen in den gegenſeitigen Verhältniſſen der Formentheile des gezeichneten Gegenſtandes deutlich. Von dieſer oft mehr empfundenen als erkannten Ueberzeugung aus beginnt aber die Wichtigkeit des Einfluſſes, welchen das Zeichnen auf unſere innere äſthetiſche Erziehung ausübt. Während die Naturwiſſenſchaften auf geiſtigem Wege zur Erkenntniß des Geſetzmäßigen in allen Erſcheinungen der Welt leiten, führt das Nachbilden überhaupt, doch vorzugsweiſe das Zeichnen, auf ſinnlichem Wege dahin, das blos Aeußerliche und Zufällige der Gegenſtände von ihrem Weſen und Zwecke abzutrennen. Indem der Zeichner auf ſolche Weiſe die Natürlichkeit des Geſchmacks hinſichtlich der naturgemäßen Formen der Gegenſtände wiedergewinnt, gewinnt er zugleich eine wichtige Vorbedingung für das Streben nach ſchöner Natürlichkeit im ganzen Lebensausdrucke.

Wie aber iſt dies auf Erziehung überhaupt und namentlich auf Mädchenerziehung anzuwenden? Der Weg dazu iſt wohl kürzer, als es beim erſten Anblicke ſcheint. Jedenfalls iſt die Einflechtung von Wärme und Anmuth in das alltägliche Leben, die Fernhaltung der Geſchmackloſigkeit wie Verödung von den Räumen der Häuslichkeit nicht blos ein bedeutungsvollſter, ſondern auch ein erhabenſter Theil der weiblichen Lebensaufgabe. Wer möchte dagegen leugnen, daß auch die heutige Erziehung, trotz der hohen Ausbildung unſeres ſocialen Lebens, die Wichtigkeit dieſer Aufgabe noch ſehr oft verkennt? Man wirft zwar der modernen Mädchenerziehung vor, daß ſie die Uebung in den ſchönen Künſten allzuweit treibe. Aber wohin zielt dieſe Uebung? Faſt nur auf Ausbildung von äußerlichen Fertigkeiten, wenn's hoch kommt, von einer gewiſſen Virtuoſität. Und wozu? Faſt ausſchließlich zu dem Zwecke, damit man ſich und andere amüſiren, damit man im Salon glänzen, damit man der Selbſtgefälligkeit genugthun kann. Die Grazien bleiben davon fern, denn ſie wohnen weder in den Fingerſpitzen, noch in der Kehle, ſie bewohnen erſt dann das Herz, wenn ihnen der Geiſt durch die Geſammtaufnahme und verſtändige Pflege der ſchönen Künſte ihre Stätte bereitet hat.

Wir verfolgen dieſe Bemerkungen nicht weiter. Suchen wir uns dagegen klar zu machen, wie es kommen konnte, ſo werden wir wieder auf ſtreng culturhiſtoriſche Fragen ſtoßen. Seitdem das Wort „Geſellſchaft" ſo vieldeutig geworden iſt, daß man es beim jedesmaligen Gebrauche mit einem beſonderen Zeichen verſehen möchte, um den Leſer nicht im Unklaren zu laſſen, ob der ſocialpolitiſche, ob der nationalökonomiſche Begriff, oder ob die Vereinigung zu rein geſelligen Zwecken gemeint ſei, ſeitdem reichen offenbar die früheren Principien und Grundſätze über die Stellung und Geltung der Frau im Weltleben nicht mehr aus. Dies fühlt die weibliche Erziehung, ohne doch noch feſte Grundlagen für einen neuen Gang ihres Werkes finden zu können, weil eben das weibliche Element in der modernen Geſellſchaft ſeine ehemalige Geltung eingebüßt und eine neue feſte Stellung noch nicht errungen hat. Daraus erklärt ſich wieder eine Erſcheinung des modernen Lebens, welche tagtäglich ſtärker hervortritt: nämlich die minder engen Wechſelbeziehungen zwiſchen den männlichen und weiblichen Geſellſchaftselementen, das indifferente Auseinanderweichen der Intereſſen beider. Faſt noch niemals hielten ſich bei geſelligen Zuſammenkünften die männlichen und weiblichen Geſellſchaftsglieder ſelbſt äußerlich ſo auseinander, wie heute; eine geringe Rückſichtnahme der Männer auf

die Frauen tritt in höhern und niedern Geſellſchaftskreiſen ſogar mit gewiſſer Abſichtlichkeit hervor. Die Affectation der Mode ſteigerte dieſe Andeutung im tonangebenden Salonleben der Weltſtädte ſelbſt bis zu einer bewußten Plumpheit, deren ausgeſuchteſte Höflichkeiten eines verletzenden Beiſatzes nicht entbehren dürfen, um au comble de la lionerie zu ſein.

Auch ſolche Verzerrungen und Verrenkungen haben ſtets einen tiefern Grund. Die Gährungen und Bewegungen des letzten Halbjahrhunderts ſtellten thatſächlich ein neues Geſchlecht auf neuem Boden hin. Die ungeheuern Anſtrengungen, welche der Einzelne machen muß, um mit Aneignung der nothwendigen Bildung ſeine Zukunft vorzubereiten, ließen kaum Zeit übrig, ihn auf dem Wege gefälliger Geſelligkeit dem weiblichen Lebenselemente nahe zu führen. Je umfaſſender der Kreis jedes ſpeciellen Faches wurde, deſto mehr verengte ſich der Raum für jene Parthien der Allgemeinbildung, welche ſich mehr auf Reiz und Schmuck, als auf abſolute Nothwendigkeiten der Lebensaufgabe beziehen. Dennoch liegen hier gerade die meiſten Berührungspunkte mit der Frau. Ihr Leben und ihr Bewegungskreis war von den tiefern Beziehungen der modernen Lebensgänge blos mittelbar berührt. Das weibliche Naturell iſt nun ſeinem innerſten Weſen nach conſervativ und äußerlich voll zurückſchreckender Empfindlichkeit gegen entſchiedene Lebenswendungen; es verhielt ſich darum ſelbſt vielfach abwehrend gegen die neuen Verhältniſſe und ihre gewaltſamen Gährungsproceſſe. Die ſchöpferiſchen Kräfte der Männerwelt waren dagegen zu ſehr in Anſpruch genommen, um gleichzeitig mit klarem Bewußtſein zwiſchen dem männlichen und weiblichen Elemente eine organiſche Vermittelung zu erſtreben. Der klaffende Widerſpruch zwiſchen den gegenſeitigen Anſprüchen und Gewährungen beider Geſchlechter äußerte ſich laut genug in den ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Ideen, wie in der rohen Plumpheit der Theorie von der Emancipation des Fleiſches. Alle dieſe Erſcheinungen beweiſen nur, wie fern einerſeits dem modernen männlichen Bildungsgange der Einfluß des weiblichen Elementes ſtand, wie wenig aber auch andererſeits das männliche Leben magnetiſch oder ſympathiſch auf die weiblichen Bildungsgänge zu wirken vermochte. So ſtand vor etwa zehn Jahren die männliche und weibliche Geſellſchaft im Verhältniß zweier Menſchen, welche auf einander angewieſen und äußerlich verbunden bleiben, obgleich ſie gegenſeitig den Mangel einer vollen Ergänzung fühlen. Die Transactionen begannen erſt, nachdem die Schroffheit der gegenſeitigen Anforderungen ſich gemildert hatten; der ruhigere Gang des äußeren

Lebens gab dann der Frauenwelt die Möglichkeit, hier und da den Interessen der Männer wieder näher zu treten. Aber trotzdem darf man noch heute sagen, daß im großen Weltleben das Bewußtsein *gegenseitiger Unentbehrlichkeit* keineswegs mehr oder wieder in derselben Stärke vorhanden sei, wie in früheren Culturepochen. Je weniger nun das weibliche Element sich dessen sicher fühlte, eine unentbehrliche Nothwendigkeit des Verkehrs zu sein, desto natürlicher entwickelte sich der Drang der einzelnen Frau, sich gesellschaftlich geltend zu machen. Hierin vornehmlich suchen wir es begründet, daß die moderne Mädchenerziehung die virtuose Technik in der Musik, Malerei u. dgl. so specifisch zu entwickeln sucht, daß sie darüber die Kräftigung des weiblichen Elements in der Allgemeinbildung gar nicht selten hintansetzt.

Es ist nun eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Gesellschaftswelt der Gegenwart gerade von den Frauen eine sehr individuelle Besonderheit fordert, um sie besonders zu beachten. Es klingt hart, aber es ist wahr: als allgemeine Vertreterin ihres Geschlechts, als Repräsentantin des weiblichen Elements erregt die Frau in der heutigen Männerwelt wenig Interesse; dagegen wohl als specifisch geartete Persönlichkeit. Wer seinen gesellschaftlichen Erfahrungen nur einigermaßen nachdenkt, wird dies bestätigt finden. Es liegt in dieser Richtung des gesellschaftlichen Zeitgeschmacks eine großentheils unbewußte Reaction gegen die nivellirende Tendenz unserer heutigen Culturgestaltung. Trotzdem werden im Allgemeinen die Mädchen viel minder individualisirend erzogen, als die Knaben; Charakter, Naturell, Sonderart und selbst das Temperament werden bei ihnen viel abstracter als bei diesen nach gewissen allgemeinen Formeln und Schematen gebeugt, geknickt und gebrochen; viel unbarmherziger wird hier als dort das persönliche Eigenleben dem sogenannten Erziehungssystem zum Opfer gebracht.

Verstehen nun wirklich die Erzieher und Erzieherinnen das weibliche Naturell oder die Mütter ihre Töchter weniger innig, als der Mann den Knaben, der Vater den Sohn? Selbst nur die Vermuthung wäre schreiende Ungerechtigkeit. Dabei ist aber die weibliche Erziehung weitaus schwieriger als die des Mannes, weil sie kein bestimmtes Ziel hat. Der Knabenerziehung schwebt vom ersten Moment an wenigstens ungefähr die zukünftige Berufsbildung vor; auf ein mehr passives Lebensloos gewiesen, muß dagegen das Mädchen auf ganz unberechenbare Verhältnisse hinaus vorbereitet werden, deren ebenso unbestimmbaren Ansprüchen es dennoch möglichst vollständig gewachsen sein soll. Ist nun noch wunderbar, wenn Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen, landläufige Bemerkungen und Kritte-

leien von allen Seiten her mindeſtens ebenſoviel Einfluß auf die Erziehung des weiblichen Geſchlechts üben, als die Grundſätze und Erfahrungen der Mütter? Wir ſehen dabei noch ab vom leicht einflußbaren und überrückſichtsvollen Weſen der Frauen; wir ſehen auch davon ab, daß am Ende ſelbſt die männlichen Mädchenerzieher durch die Unbeſtimmbarkeit der weiblichen Zukunft in ihren Principien leichter ſchwankend werden und überdies beim Mädchen viele energiſche Erziehungsmittel nicht wohl in Anwendung bringen können, alſo darauf gewieſen ſind, von vornherein das Mädchennaturell ſo zu behandeln, daß die Neigung zu Abirrungen vom vorbezeichneten Wege gar nicht in voller Kraft erwache. Die geſammte Mädchenerziehung iſt unter den heutigen Weltverhältniſſen eine weit mehr prophylaktiſche, als die des Knaben.

Ungewiſſe Hoffnungen und Befürchtungen, Widerſpruch zwiſchen Anſprüchen der Welt und Möglichkeiten ihrer Gewährung, neue Widerſprüche zwiſchen dem Leben nach Neigungen und des Lebens harten Nothwendigkeiten: das iſt überhaupt das Angebinde der Mittelſtände, namentlich aber ihrer weiblichen Elemente. Nicht nur die Ehe, ſondern das ganze Leben bleibt für ihre Frauen von einer Reihe äußerlicher Zufälligkeiten abhängig, über welche ſie nur äußerſt ſelten aus ſich heraus, mit eigener Kraft zu gebieten vermögen, während ſie ſich viel leichter durch geſchickte Anſchmiegung mit ihnen abfinden können. Dieſem Lottoſpiel des Lebens der Mittelſtände zu Liebe iſt die gerade hier ſo allgemeine Allerweltserziehung und Dutzendbildung faſt eine traurige Nothwendigkeit unſeres modernen Lebens geworden. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß wir energiſch ausgeprägten Frauencharakteren, intereſſanten Individualitäten, ſelbſtſtändigen Perſönlichkeiten verhältnißmäßig weit öfter in den oberſten und unterſten Schichten der Geſellſchaft begegnen, als im bürgerlichen Mittelſtande. Auf den Höhen des Lebens legte das Glück der Geburt dem Mädchen eine minder erdrückende Menge von unumgänglichen Nöthigungen zu allerlei Rückſichten und Anſchmiegungen als Angebinde in die Wiege; in den unterſten Sphären der Geſellſchaft erwächſt das Mädchen mit keiner andern Zukunft als derjenigen, welche es ſich ſelber ſchafft. Selbſt die Verheirathung entbindet es unter den heutigen ſocialen Verhältniſſen nur ſelten der Sorge für ſein materielles Wohlergehen, ja als Mutter wird es in den meiſten Fällen die anerkannte Beherrſcherin des ganzen Familienſtandes ſein müſſen, wenn dieſer nicht auseinander fallen ſoll.

Dagegen iſt die traurige Folge der gewöhnlichen Mädchenerziehung in den Mittelſtänden eine weitverbreitete Reizloſigkeit ihrer Mädchenwelt.

In Frankreich ist diese Erscheinung älter als in Deutschland, in England durchschnittlich weniger prägnant als hier, in katholischen Ländern ist sie (durch die hier noch allgemeinere Kloster- und Pensionserziehung) gewöhnlicher als in protestantischen, in politisch und social bewegten Epochen für die Männerwelt noch empfindlicher als sonst. Mit ihrer Verbreitung hält die Abnahme der Verheirathungen in den Mittelständen fast gleichen Schritt; die geringere Innigkeit des Familienlebens ist davon ebenso schwer abzutrennen, als daß sich das Mädchen, gleichsam Ersatz suchend für die innerliche Beengung, den blos spielenden Interessen des Lebens mit Vorneigung zuwendet. Erst die verheirathete Frau darf es ja wagen, sich als Persönlichkeit zu fühlen und geltend zu machen. Dahin zu gelangen wird das Mädchen umsomehr streben, je kräftiger ihr bisher verbogenes Naturell seine angeborene Schwungkraft bewahrt hat. Aber je weniger selbstständig dasselbe an den Moment ihrer Verheirathung herantreten konnte, desto unmittelbarer drohen auch nachher die Verirrungen und Ausschreitungen seiner Lebenskräfte.

Sollen wir nun glauben, nur den Müttern und Erziehern sei solche anerzogene Reizlosigkeit der Mädchenwelt fremd, nur ihnen verhülle sich die darin begründete Gefahr der Zukunft? Es ist nicht anzunehmen, daß irgend eine Frau, welche die Welt unbefangen ansieht, sich über die Lage ihrer heranwachsenden Schwestern täusche oder über das traurige Geschick derselben, falls sie unverheirathet bleiben. Wie nun den Widerspruch vermitteln, daß die heutige Welt am *Mädchen* die starke Entfaltung des individuellen Wesens als Fehler bezeichnet und daß sie dennoch zugleich an die *Frau* die positive Forderung einer starken Ausprägung des persönlichen Wesens stellt, ja nicht übel Willens ist, solchem immerhin zweifelhaften Reize eine Menge allgemein weiblicher Vorzüge unterzuordnen? Eine wahrhaft organische Vermittelung kann nur entstehen, wenn überhaupt im Laufe der Zeiten sich feste Grundlagen einer neuen Gegenseitigkeitsstellung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte aufbauen.

Ist dazu Aussicht vorhanden? Die socialistischen und communistischen Phantastereien sind beseitigt und dennoch arbeitet die sociale Umgestaltung auf allen Gebieten des Lebens unablässig weiter; auch die Frauenemancipation in dem Sinne, welchen ihr frühere Jahre beilegten, gehört längst zu den überwundenen Standpunkten. Dagegen ist das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer besseren Emancipation der Frauen keineswegs schwächer geworden, als es damals war. Man erkennt mehr und mehr die Noth-

wendigkeit an, daß der Frauenbildung als bewegendem und förderndem Elemente im Culturleben ihre volle und oft verkannte Geltung gewährt werden müsse. Freilich mag der Weg noch weit sein bis dahin, daß diese principielle Anerkennung auch zu praktischen Lebensgestaltungen führe, welche auf der einen Seite das weibliche Element den männlichen Interessen wieder annähern, auf der andern Seite aber der Frau auch gestatten, unabhängiger als bisher ihr materielles Leben auf sich selber zu stellen. Denn solange in der Gesellschaftswelt das Weib mit seinen persönlichen Besonderheiten erst dann ungetadelt hervortreten darf, wenn schon über sein Lebensloos entschieden ist — können wir uns verwundern, wenn unterdessen die weibliche Erziehung mit virtuoser Ausbildung gewisser Fertigkeiten in den geselligen Künsten die äußerliche Gefälligkeit vorzugsweise zur Geltung zu bringen sucht? Kann aber dies geschehen, ohne daß darüber die subjective Innerlichkeit sehr häufig zurückbleibt? Diese Fragen sind wohlbegründet, doch mit gleichem Rechte auch die Gegenfrage: ist es nicht ein Resultat unserer bisherigen Lebensgänge?

Die Welt möge dem weiblichen Geschlecht gestatten, daß seine Individualitäten wenigstens einigermaßen die Berechtigung ihrer Besonderheit kund geben dürfen, ehe sie „gemachte Frauen" sind und seine Interessen werden sofort an denen der Männerwelt höher emporwachsen, indem sie sich ihnen enger anschließen. Solange aber diese Gestattung nicht viel mehr ist, als eine ausnahmsweise Nachsicht — solange erscheint es auch unmöglich, daß die Ausbildung des Mädchens in den Künsten gefälliger Gesellschaftlichkeit mehr werde, als amüsante Kunstfertigkeit. Die Uebung guter Musik senkt geistigen Rythmus in die Seele, die plastischen Künste entwickeln das Gefühl für schöne Formen und Ebenmaß nicht blos im sinnlichen, sondern auch im geistigen Leben, die Poesie verfeinert das Herz und das Gefühl. Solange jedoch damit nicht gleichzeitig die Möglichkeit einer selbstständigen Geltendmachung des Charakters, solange nicht bis zu einem gewissen Punkte die unbevormundete Bewegung im Verhältniß zur Außenwelt gegeben ist, solange muß diese innere Bildung an den Aeußerlichkeiten der Gegenstände haften, solange kann sie nicht als wohlbegriffene Gesammtheit sich in sich selber gestalten, solange vermag sie nicht durch productiven Interessen- und Ideenaustausch die von der modernen Welt vielfach zerrissenen Verbindungsfäden zwischen dem Frauen- und Männerleben wieder zu wirklichen Wechselbedingungen organisch zu verflechten. Ao. Bs.

Ein Bild aus dem Pugatſchewſchen Aufſtande.

(Bruchſtück aus den Memoiren des Senators Dmitry Boriſſowitſch Mertwago*).

Meine Aeltern, die ein Gut im Orenburgſchen Gouvernement beſaßen, in dem Lande, in welchem die Pugatſchewſche Empörung zuerſt ausbrach, und ein zweites 500 Werſt davon im Simbirsk'ſchen Gouvernement, im Alatyr'ſchen Kreiſe, lebten auf dem letzteren. Gerüchtweiſe wiſſend, daß viele unſerer Bauern in den Dienſt des Uſurpators getreten waren, hielten meine Aeltern, obgleich auf den Verluſt ihres Vermögens gefaßt, doch ſich ſelbſt für aller Gefahr entrückt, in Betracht der Entfernung und der von der Regierung ergriffenen Maßregeln; aber der unerforſchliche Wille der Vorſehung hatte es anders beſchloſſen.

Pugatſchew, bald von den zur Unterdrückung des Aufſtandes geſchickten Truppen geſchlagen, bald durch eine Rotte von Böswilligen verſtärkt, hatte ſich lange auf den Bergen und in wenig bevölkerten Steppen umhergetrieben, bewegte ſich im Sommer 1774 gegen Norden und umlagerte Kaſan. Die Gegenwehr der Einwohner hielt ihn auf, die geplünderte und eingeäſcherte Vorſtadt wurde ihm ein Capua: der zahlreiche Pöbelhaufe, der ſeine Bande bildete, gab ſich der Völlerei hin, und ſo trafen ihn die Truppen Michelſohns, denen er unterlag, jedoch nicht ſelbſt in die Hände fiel.

*) Geboren 5. Auguſt 1760, † als Senator zu Moskau 23. Juni 1824. Obiges, hier etwas abgekürzte Bruchſtück iſt im Original im „Ruſſkji Weſtnik", Bd. VII., 1857, Januar erſchienen.

Er entfloh mit einer großen Zahl Uebelgeſinnter über die Wolga nach dem Alatyr'ſchen Kreiſe, unſerer bis dahin ſo ruhigen Gegend. Nachdem in wenig Tagen ſeine Rotte ſich durch eine große Anzahl von Hofesleuten und Bauern verſtärkt hatte, erſchien er in der Nähe unſeres Wohnortes, überall ſeine Bahn mit Blutvergießen zeichnend.

Drei Wochen zuvor war meine Mutter niedergekommen, und an dem Tage, an welchem unſer Unglück begann, 22. Juli, feierten wir ihren Namenstag. Nach ländlichem Brauch waren Gäſte geladen und ſchon der Tiſch gedeckt, als plötzlich mein Vater einen Brief von einem ebenfalls eingeladenen Freunde und Nachbarn erhielt, der ihn benachrichtigte, daß der Betrüger 30 Werſt von uns einen Edelhof überfallen, geplündert und den Verwalter aufgehängt habe, zugleich ſchrieb er, daß er ſelbſt mit den Seinen ſein Heil in eiliger Flucht ſuche.

Sofort entſchloſſen wir uns, nach der Stadt Alatyr zu fahren, die 40 Werſt von unſerem Dorfe entfernt war. Vor Anbruch des Abends, ſchon in der Nähe der Stadt, begegneten wir einem Bekannten, von dem wir erfuhren, daß Pugatſchew ſeinen Einzug in Alatyr halte und das Volk mit Heiligenbildern und Salz und Brod ihm entgegenziehe. Die Nachricht war ein Donnerſchlag; man mußte fliehen, aber wohin? Wir lenkten nach einem nahegelegenen Wäldchen ab, wo wir in einem Bienengarten einen einzelnen Menſchen antrafen und in deſſen Hütte die Nacht verbrachten.

In der Morgendämmerung ſetzten wir unſere Fahrt ins Ungewiſſe fort. Im nächſten Dorfe trafen wir auf der Straße zuſammengerottete Volkshaufen. Die Leute umringten unſer Fuhrwerk und fragten uns aus, wohin und zu welchem Zweck wir reiſeten; ihre groben Reden und zuletzt ihre peremtoriſche Forderung, ſofort die Anſiedelung zu verlaſſen, waren für uns das erſte Anzeichen der Volksaufregung und der uns drohenden Gefahr.

Wir wendeten uns nach einem kleinen Mordwinendörfchen, das bei einem großen Walde lag. Bei einem uns bekannten Mordwinen machten wir Halt und erfuhren, daß das gemeine Volk ganz in Aufregung ſei und auf Pugatſchew warte, und daß, wenn wir uns nicht der größten Gefahr ausſetzen wollten, wir in keinem Dorfe einkehren dürften. Nachdem wir uns über den Weg, der ins Dickicht des Waldes führt, hatten belehren laſſen, kauften wir dem Mordwinen alles Brod, das er fertig gebacken hatte, ab und fuhren in den Wald hinein.

Um 10 Uhr Morgens gelangten wir an eine im Dickicht des Waldes gelegene Mühle und fütterten daſelbſt unſere Thiere. Unterweilen machte ſich mein Vater mit dem Müller bekannt und erfuhr von ihm, daß in der Tiefe des Waldes eine Wieſe ſich befinde, in deren nächſter Nähe ein Bächlein fließe, 8 Werſt von der Mühle, ungefähr 15 Werſt von den nächſten Anſiedelungen entfernt, daß der nur wenigen bekannte Weg dorthin ſo ſchlecht ſei, daß man nicht leicht bis zu der Wieſe durchdringe. Der brave Müller war bereit uns hinzugeleiten und verſprach eidlich, unſeren Verſteck nicht zu verrathen.

Mit Mühe und Noth gelangten wir in der Abenddämmerung nach dem Orte, wo der Müller ſich von uns verabſchiedete, ſein Verſprechen wiederholend, das er auch, ſo viel an ihm lag, gehalten hat.

Am folgenden Tage, am frühen Morgen recognoscirte mein Vater die Umgebungen unſeres Zufluchtsortes. Da ſich in der Nähe eine andere Lichtung fand, ließ er die Pferde dorthin bringen; auf unſerer Stelle wurde eine Hütte aufgeſchlagen. Flinten und Piſtolen wurden an Alle ausgetheilt und beſchloſſen, im Fall eines Angriffs ſich zur Wehr zu ſetzen.

So verbrachten wir drei Tage, ohne etwas anderes zu hören als Vögelgeſchrei. Am 4ten Tage begann der Mangel an Mundvorrath ſich fühlbar zu machen. Die Ungewißheit über das draußen Vorgehende, die Hoffnung, daß wie gewöhnlich Truppen dem Empörer auf dem Fuße folgten, denen er ſtets und überall unterlag, vor allem der durch geiſtige und körperliche Unruhe herbeigeführte leidende Zuſtand meiner Mutter, veranlaßten meinen guten Vater, einen von unſeren Leuten nach einem der nächſten Dörfer zu ſchicken, um Lebensmittel einzukaufen und auszukundſchaften, wie es dort ſtehe. Dieſer Menſch ſchien uns zuverläſſig, auch glaube ich, daß er wirklich anfangs keine böſe Abſichten hatte.

In dem Dorfe angekommen, ſuchte er einzukaufen, was ihm aufgetragen war, und zugleich Nachrichten über Pugatſchew einzuziehen. Den Leuten fiel das auf. In der allgemeinen Verwirrung kaufte ſonſt niemand etwas, ſondern jeder nahm, was er wollte, nach dem Rechte des Stärkeren. Angehalten, ausgefragt, wer und von wo er ſei, ließ er ſich wahrſcheinlich durch die eigene Gefahr verleiten, die Wahrheit zu verrathen. Alsbald rotteten ſich gegen 200 Mann aus jenem Dorf zum Angriff auf uns zuſammen, denen der Unglückliche als Führer diente.

Als ſie ſich unſerem Zufluchtsorte genähert hatten, theilten ſie ſich in mehrere Partien, umzingelten uns und überfielen uns plötzlich von allen

Seiten mit Geſchrei. In dieſem unſeligen Augenblick ſchlummerte mein Vater in der Hütte. Unſere Leute, von Furcht übermannt, flohen; meine Schweſtern, die Mutter mit ſich fortziehend, liefen in den Wald, die Böſewichter ſtürzten ſich auf meinen Vater. Er ſchoß auf ſie ſeine Piſtole ab, ohne zu treffen, doch wichen ſie zurück. Die Flinte, die neben ihm lag, und ſeinen Stockdegen ergreifend, bahnte er ſich, da er keinen der Seinigen in ſeiner Nähe erblickte, einen Weg in das Walddickicht. „Lebt wohl, Weib und Kinder"! waren die letzten Worte, die ich von ſeinen Lippen vernahm.

In großer Angſt eilte ich hinter ihm her, doch im Dickicht verlor ich ſeine Spur, ich lief weiter, ohne zu wiſſen wohin. Ueber einen im Wege liegenden verbrannten Baumſtamm ſtolpernd, fiel ich zu Boden, und im nämlichen Augenblick eine geräumige Baumhöhlung erblickend, kroch ich hinein. Kaum hatte ich mich ein wenig geſammelt, vernahm ich nach wenigen Minuten Flintenſchüſſe und wildes Geſchrei: „packt ſie, ſchlagt ſie todt!"

Nachdem ich längere Zeit dagelegen und kein Lärm mehr zu hören war, kroch ich heraus, ſah mich lange nach allen Seiten um, lauſchte; endlich da alles ſtill blieb, begab ich mich nach der Lichtung, wo wir campirt hatten, zurück. Dort fand ich einige Lappen von zerriſſener Wäſche und ein blutiges Tuch, woraus ich ſchließen mußte, daß einer meiner Angehörigen ermordet ſei.

Jetzt ſtelle man ſich einen 14jährigen verwöhnten und verzärtelten Knaben vor, einſam im Walde, zu ſpäter Stunde, des Weges unkundig, ſchutzlos und ohne alle Waffen zur Vertheidigung. Ich betete, empfahl mich der Führung des Herrn, gelobte das Vermächtniß meines Vaters, ſeine weiſen und frommen Lehren heilig zu halten, weinte, nicht wie ein erſchrockenes Kind, nein wie ein Erwachſener vor innerer Zerknirſchung weint, küßte die blutigen Lappen, ſagte allen den mir heimathlich gewordenen Plätzen Lebewohl, wo ich mit dem Vater geſeſſen, ſeine Ermahnungen angehört, wo ich ihn zum letzten Male geſehen hatte; darauf ergriff ich einen Stab, folgte dem Pfade, welchen Räderſpuren zeichneten, faßte allmählig Muth und war voll der Zuverſicht, daß ich nicht umkommen würde.

Nachdem ich eine Strecke zurückgelegt, bei ſchon einbrechender Dämmerung, hörte ich ſeitwärts ein Geräuſch. Ich rief: wer da? Meine beiden Brüder, der eine 10, der jüngere 7 Jahr alt, erkannten meine Stimme. Sie liefen auf mich zu, mit ihnen unſere Wärterin. Wir hatten große Freude über einander, und nicht wiſſend, wohin weiter, entſchloſſen wir uns unter einem Baume zu nächtigen.

Sobald es Morgen geworden, ſetzten wir den Weg ins Ungewiſſe fort. Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel, als wir uns einem kleinen Fluſſe näherten, an deſſen Ufer der Weg hinlief. Die reizende Gegend umher, kleine Lichtungen, die angenehme Morgenfriſche, die über alles ausgegoſſene feierliche Stille, alles das hätte uns wol unſere Lage vergeſſen machen können, aber plötzlich hörten wir das entſetzliche Geſchrei: „packt ſie, ſchlagt ſie nieder!“ Ich faßte den einen Bruder an der Hand, ſtürzte mich dem Fluſſe zu und verbarg mich im Ufergraſe; aber die Wärterin mit meinem kleineren Bruder rannte auf dem Wege weiter. Die Böſewichter, ſie für eine Adelige haltend, ſetzten ihr nach, und einer hieb nach ihr mit dem Beil; vor Schreck hielt ſie die Hand vor, die Schneide durchſchnitt die Handfläche und drang in die Schulter ein; der furchtbare Schmerzensſchrei der Amme erſchütterte mein Innerſtes. Zugleich vernahm ich das Gekreiſch meines Brüderchens, den ſie ergriffen hatten und ausfragten, wohin wir flüchteten. Ohne Bewußtſein, was ich that, ſprang ich aus dem Graſe hervor, trat zu ihnen. Sie fragten nach meinen Namen, ſagten, ſie kennten meinen Vater, was mit ihm geſchehen, hätten ſie nicht gehört; darauf zogen ſie uns die Kleider und das Schuhwerk aus und ließen uns dann, mit weiteren Rohheiten uns verſchonend, in den bloßen Hemden laufen, nachdem ſie uns den Weg zu einer nahe gelegenen Mühle gewieſen.

Ich hob unſere durch den Blutverluſt, noch mehr vom Schreck ſchwach gewordene Wärterin auf und führte ſie unter dem Arm nach der Mühle. Als wir zu dem Damm gelangt waren, ſtürzten ſich auf uns zwei große Hunde, vor denen wir uns nicht hätten ſchützen können, wäre nicht der Müller uns zu Hülfe geeilt. Der gute Menſch, als er unſern Stand erfuhr, ſagte uns gerade heraus, die Wärterin könne bei ihm bleiben, uns aber wage er nicht aufzunehmen, denn es könne ihm und ſeiner ganzen Familie das Leben koſten. Als wir ihm aber geſagt hatten, daß wir ſeit 24 Stunden nichts gegeſſen hätten, lud er uns ein, einſtweilen bei ihm einzutreten und verſprach uns Milch und Brod zu geben.

Bei der Mühlenklete gab man uns jedem ein großes Stück Brod und einen Löffel und ſetzte uns eine Bütte Milch vor. Kaum hatten wir uns an das einem Hungrigen ſo angenehme Geſchäft gemacht, als plötzlich das Weib des Müllers ausrief: „ach, ach, Koſaken, Koſaken!“ Wirklich erblickten wir einen ſich nähernden Volkshaufen. Ich erſchrak heftig und verbarg mich, ich weiß nicht mehr wie, mit den Brüdern unter dem Mühlwerk.

Jener Haufe, die blutig vor der Klete am Boden liegende Wärterin ſehend, fragte, was das bedeute; der Müller geſtand alles und zeigte die Stelle, wo wir uns verſteckt hatten. Zwei aus dem Haufen ſtiegen die Leiter hinab und trugen auf ihren Armen meine Brüder heraus; ein dritter ſchleppte mich an den Haaren die Stiegen hinan, während ein vierter von hinten mit einem Stocke auf mich losſchlug.

Ich ſah den ganzen Haufen bei der Klete, wir wurden in die Mitte genommen und verhört, Alle ſchrieen durch einander und machten Vorſchläge, wie man mich umbringen ſollte; die Brüder ſollten, um ihres zarten Alters willen, kinderloſen Bauern als Pflegſöhne abgegeben werden. Einige ſchlugen vor, mich mit einem Steine am Halſe ins Waſſer zu werfen, Andere, mich aufzuknüpfen, zu erſchießen oder in Stücke zu hauen; diejenigen, welche betrunkener und älter waren, als die übrigen, hatten den Einfall, die jungen, noch nicht des Mordens gewohnten Koſaken ſollten an mir ſich einüben. Zu allen dieſen Erwägungen und Schimpfreden ſagte ich nichts und bereitete mich ſchon zum Tode; aber da ſagte einer aus dem Haufen, er habe in der Stadt vom Uſurpator den Befehl erhalten, ihm einen adeligen Knaben von etwa 15 Jahren zuzuführen, der gut leſen und ſchreiben könne, wofür er 50 Rubel Belohnung geben wolle. Das gefiel ihnen allen, ſie begannen mit mir ein Examen, nöthigten mich mit Kohle auf einem Brette zu ſchreiben, gaben mir leichte Aufgaben aus der Arithmetik und befanden mich ſchließlich würdig, den wichtigen Poſten eines Geheimſchreibers bei dem Pugatſchew zu bekleiden. Sie gewährten meine Bitte, mich nicht von meinen Brüdern zu trennen.

Man blieb bei der Mühle ſo lange Zeit, als nöthig war, um die Pferde abzufüttern und den Wanderern zu Fuß Erholung zu gönnen. Mittlerweile fing man an mir höflicher zu begegnen, titulirte mich Secretair, erzählte von mancherlei Begebenheiten, die den Uſurpator betrafen, von ſeiner Stärke und ſeiner Abſicht, alle Edelleute auszurotten, und endlich von ſeinem Befehl an die Bauern, ſich aus allen Kräften gegen die in kurzem zu erwartenden Militaircommandos zu vertheidigen.

Während dieſes Geredes faßte mich plötzlich ein betrunkener Koſak am Haarzopf und ſagte: „Unſer Väterchen liebt nicht lange Haare, das gehört ſich nur für Weiber“. Und ſofort mich an einen nahen Baumſtamm andrückend, rief er einem anderen zu: „hau ab, Bruder!“ Dieſer, der ebenſo betrunken war, hieb mir mit dem Beil hart am Genick den Schopf ab.

Ich erſchrak ſehr, hatte jedoch ſo viel Geiſtesgegenwart, daß ich über meine Haare ſcherzen und den Trunkenbolden meinen Dank ſagen konnte.

Die Nachricht von der Annäherung der Truppen freute mich; ich fing an zu überlegen, wie ich den Böſewichtern entkommen und auf einige Tage mich vor ihnen verbergen könnte. Einſtweilen jedoch war es unvermeidlich, mit ihnen zu Fuß, ohne Kleidung und Schuhwerk, den Marſch anzutreten.

Während unſerer Wanderung befreundete ich mich mit einem Bauern, der aus einem nahen Dorfe ſich dem Haufen angeſchloſſen hatte. Der Tag neigte ſich ſchon, der Wald begann lichter zu werden, große Felder, mit Getreide beſäet, kündigten die Nähe eines Dorfes an, da hörte ich neue Berathungen einiger Böſewichter, die zu Pferde waren, und äußerten, ſie zweifelten daran, den Pugatſchew in Alatyr zu treffen, man würde mich weiter führen müſſen, ohne zu wiſſen, wo man den Pſeudo-Zaren finden könnte und ob er auch die verhießene Summe zahlen würde; Andere machten bemerklich, daß wenn ſie mich bis zum Dorfe führten und ich mich dort als kaiſerlicher Secretair zu erkennen gäbe, ſie ſogar mich nicht würden zurücklaſſen dürfen und ſomit Mühe und Zeit vielleicht ohne Lohn würden opfern müſſen, und darum einigten ſie ſich über das Auskunftsmittel, mich noch vor dem Austritt aus dem Walde zu tödten, meine kleinen Brüder aber, die ſie wohl für noch nicht ganz unverbeſſerlich hielten, kinderloſen Bauern zur Erziehung abzugeben.

Ich litt viel dabei, dieſes anhören zu müſſen; mir wurde unbeſchreiblich weh ums Herz: dennoch mußte ich ſchweigen und mich ſogar ſtellen, als hörte ich nichts. Jetzt nahm mich mein neuer Freund, der ſich bei der Berathung nicht betheiligt hatte, bei Seite und ſagte: „hörſt du denn nicht, was die Burſche ſprechen"? Ich erwiederte: „ich höre es, und kannſt du, ſo rette um Gottes willen mich und die Brüder". Er nahm mir das Verſprechen ab, daß ich bei ihm Arbeiter werden wolle und verſprach dagegen, mich an Kindesſtatt anzunehmen, gab an, wie ſein Dorf und ſein Haus zu finden ſei, und nachdem er den Böſewichtern geſagt hatte, daß er mit uns etwas bei Seite gehe, hieß er uns in die Gebüſche laufen und uns dort verbergen.

Als es ſchon anfing zu dämmern, kam ich aus dem Walde hervor und ſah das Dorf, wo das Haus meines Retters war, und nahe dabei das kleine Mordwinendörfchen, in welchem wir geweſen waren, als wir in den Wald fuhren. Ich ſchlug den Weg nach dem letzteren ein, dem Hauſe

des erwähnten Mordwinen zu; er ſelbſt war nicht zu Hauſe, aber ſein Weib nöthigte uns als Bekannte freundlich hinein.

Nach einigen Minuten ſammelte ſich bei ihr eine Menge von den Einwohnern des Ortes, die Aelteſten ſagten in ihrer Mundart unſerer Wirthin, wie es ſchien, harte Worte, und einer von ihnen kam auf mich zu und ſagte gebieteriſch, ich ſollte ſogleich mit meinen Brüdern zum Dorfe hinaus, denn es ſei ihnen verboten, Edelleute aufzunehmen.

Ich gehorchte und ließ mich jenſeits der Dorfmarke auf dem Boden nieder. Unſere Rathloſigkeit beengte mir das Herz. Nach dem Dorfe zu gehen, wo unſer Freund und Befreier wohnte, fürchtete ich mich. Während deſſen war die Nacht ſchon hereingebrochen. Die wehmüthig lautenden Stimmen der Leute, welche das Vieh eintrieben, das Brüllen und Geſtampfe der Kühe, dazu die einbrechende Dunkelheit riefen eine ſolche Empfindung in meiner eingeſchreckten Einbildungskraft hervor, daß ich lieber todt ſein wollte, als ſolche furchtbare Seelenqual erdulden.

Ich ſtand eilig auf und ging in das Dorf zurück, wo ich niemandem auf der Gaſſe begegnete. Ich trat in das Haus des Mordwinen und fand die Frau nicht in der Stube. Ein kleines Kind in der Hängewiege ſchrie. Ich ſuchte mir Brod und ein Meſſer, ſchnitt für jeden von uns ein Stück ab und hob meine Brüder auf das Schlafgerüſt, wohin ich ihnen ſelber nachfolgte.

Die Wirthin, mit ihren häuslichen Geſchäften mittlerweile fertig geworden, kehrte in die Stube zurück, zündete Licht an, nahm ihre Mahlzeit ein, ſpielte etwas mit ihrem Kinde und machte ſich alsdann bereit ſchlafen zu gehen. In dieſem Augenblick kam ich raſch vom Gerüſt herab, warf mich ihr zu Füßen, um die Erlaubniß flehend im Hauſe zu übernachten; wenn der Morgen da ſei, möge ſie uns, wenn es ihr gefalle, entweder ſelbſt todtſchlagen oder durch andere todtſchlagen laſſen. Lange blieb ſie ſtumm, blickte dabei nicht ohne Rührung auf mich herab, ſchüttelte dann wieder das Haupt; endlich bewieſen mir die über ihr Geſicht herabfließenden Thränen, daß das Erbarmen über die Furcht geſiegt habe. Sie hob mich auf, ſagte: „wenn es ruchbar wird, daß ich Adelige bei mir verborgen habe, ſo wird man mich, meinen Mann und mein Kind erſchlagen und das Haus abbrennen, doch ſei's drum . . .“ Darauf nahm ſie meine Brüder vom Gerüſt herunter, wo ſie bereits beinahe eingeſchlafen waren, legte uns allen mordwiniſche Kleidungsſtücke an, führte uns nach dem Hinterhof in den Heuſchuppen, legte ein Kiſſen auf die Erde, hieß uns uns niederlegen und ver-

deckte uns mit einem Bauerſchlitten, über den ſie einen Pelz breitete. Aus Ermattung ſchlief ich ſo ſüß, daß mir nichts träumte.

Kaum dämmerte der Tag, ſo weckte mich der Wirth auf und bat mich inſtändigſt, ſein Haus nicht ins Verderben zu ſtürzen und mich aus dem Dorfe davon zu machen ſolange die Leute noch ſchliefen. In kurzen Worten deutete er mir alle Gefahren unſerer Lage an, ſagte, daß man meine Mutter und Schweſter zu Pugatſchew geſchleppt habe und daß ſie gewiß jetzt nicht mehr auf der Welt ſeien. Der ehrliche Menſch weinte ſelbſt mit, als er meine Thränen ſah. Da ich die Abſicht zu erkennen gab, mich nach unſerem eigenen Dorfe durchzuſchleichen, rieth er, ich ſolle, jede Begegnung unterwegs vermeidend, an den Fluß hinabgehen und an ſeinem Ufer hin den Ort zu erreichen ſuchen. Er geleitete uns hinter die Dorfmarke und nahm gerührten Abſchied von mir, ſagend, wir würden uns in Ewigkeit nicht wiederſehen.

Allein geblieben mit meinen kleinen Geſchwiſtern, war ich eben ſo hülf- als hoffnungslos. Gott allein blieb unſere Stütze. Ich erſtieg das ſteile Ufer des Fluſſes, warf mich beim Anblick der aufgehenden Tagesleuchte auf die Knie, betete zu Gott und hieß die Brüder desgleichen thun. Darauf glitten wir den Abhang hinab.

Die kleinen Steinchen auf dem ſandigen Flußrande ſtachen unerträglich in die nackten Füße, welche blutig zerſchrammt wurden; mein jüngſter Bruder konnte nicht weiter, ich nahm ihn auf meine Schultern und hieß den anderen ſich an meinem Hemde feſthalten. So ſetzten wir den Weg fort, dem Rath des Mordwinen folgend, 8 Werſt weit, bis wir an eine Brücke kamen, die wir überſchritten und von da durch einen kleinen Waldweg auf den großen Weg hinauskamen, immer noch ohne irgend einem Menſchen zu begegnen. Endlich, als ſchon bekannte Oerter ſich zeigten und kaum 10 Werſt bis zum Hofe übrig waren, erblickte ich einen Menſchen, der unter einem Strauche lag, ſein angebundenes Pferd neben ihm. Den Kopf erhebend, fragte er, was wir für Leute wären. Ich erwiederte: „Adelige.“ „Halt! wohin?“ ſchrie er. Ich verſuchte zu laufen, aber die Laſt auf den Schultern, die zerſchlagenen, zerkratzten und geſchwollenen nackten Füße, die Entkräftung in Folge des Hungers, alles das raubte mir die Möglichkeit durch die Flucht mich zu retten, und ich wurde von dem Kerl ergriffen, der mich am Hemdkragen zu ſeinem Karren ſchleppte und mir befahl, mich darauf zu ſtrecken, mir auf qualvolle Art die Arme auf dem

Rücken knebelte, Ellenbogen gegen Ellenbogen, und die geknickten Füße mit den Händen zuſammen.

Während er mich feſſelte und ich unter unerträglichen Schmerzen ihn um Erbarmen anflehte, kam ein ihm bekannter Kerl gefahren, auf deſſen Karren er meinen Bruder unterbrachte. Beim Anſpannen ſeines Pferdes ſagte er zu ſeinem Cameraden, daß ſie, wenn ſie uns in der Stadt bei dem Uſurpator ablieferten, für jeden von uns 10 Rbl. erhalten würden.

An dem Wege nach der Stadt, nicht weit von der Stelle, wo ich ergriffen und gefeſſelt worden war, befand ſich ein großes Dorf, deſſen Acker viel adeliges Blut gedüngt hatte und deſſen Inſaßen mehr als andere ſich bei dieſen Gräueln betheiligt hatten. Der große Alatyr'ſche Forſt iſt von vielen Ortſchaften umgeben. Die Bauern wußten, daß die Edelleute der Umgegend, um dem Uſurpator nicht in die Hände zu fallen, ſich mit ihrer Habe in dem Walde verſteckt hielten, und zogen bandenweiſe in den Wald, machten auf die Edelleute Jagd, theilten das geraubte Gut unter ſich, die Perſonen aber lieferten ſie dem Pugatſchew aus. Unſere Seelenverkäufer, in dem Dorfe in der Nähe der Kirche Halt machend, begaben ſich zu einem Volkshaufen, der ſich auf dem freien Platze verſammelt hatte. Während wir ſo allein gelaſſen waren, näherte ſich eine alte Frau, die in dem Gemeindeſpital lebte, meinem Karren, und legte mir um Chriſti Willen ein geſchältes Ei und ein Stück Brod hin mit den Worten: nimm nur! fragte mich dann nach meinen Namen, erklärte, ſie kenne uns, meine Mutter und Schweſtern hätte man den Abend vorher durchgeführt und unweit des Dorfes umgebracht. Als ſie darauf ſah, daß die Eigenthümer unſerer Karren zurückkehrten, nahm ſie von mir Abſchied, mit dem tröſtlichen Beifügen, man werde auf demſelben Platze auch mich umbringen.

Zwei Werſt hinter dem Dorfe ſah ich durch die Ritze des Karrens am Wege hingeworfene Leichen ermordeter Edelleute. Vorausſetzend, daß darunter auch die Leiber meiner Lieben wären, redete ich meinen Quäler an und fragte, wohin er mich führe. „In die Stadt, antwortete er, denn es iſt befohlen, nur dort die Adeligen abzuthun.“ Ich bat ihn, mich loszubinden und zu erlauben, daß ich mir die Leichen meiner Mutter und Schweſter herausſuche, um ihnen ein letztes Lebewohl zu ſagen. Er aber antwortete verächtlich: „wirſt ſie ja noch heute in jener Welt wiederſehen.“

Die Verzweiflung brachte mich zum Aeußerſten, ich begann ihn zu ſchelten, ihm vorwerfend, daß er einen Menſchen martere, der ihm nichts zu Leide gethan, den er für 10 Rbl. ans Meſſer liefere und ihn noch

dazu in ſeinen letzten Stunden des ſchmerzlichen Troſtes beraube, die Ueberbleibſel ſeiner Angehörigen zum letzten Mal zu ſehen; endlich, indem ich ihn mit dem Zorn Gottes ſchreckte, brachte ich es ſo weit, daß er etwas Mitleid verſpürte: er band mir die Füße los, half mir mich umkehren und geſtattete mir auf dem Karren zu ſitzen.

Dieſe Nachſicht gereichte mir nur zu einer Mehrung meiner Pein: ich konnte jetzt die Leiber bekannter und verwandter Perſonen erkennen. Mir wurde ſo weh ums Herz, daß ich nicht länger zu leben wünſchte. Meine Hände waren angeſchwollen, ein Hemdknopf, der an einem Aermel haften geblieben war, drückte mich und machte mir Schmerzen. Ich bat den Kerl, ihn abzunehmen, beifügend: „er iſt von Silber, kannſt ihn brauchen.“ Er that mir den Willen und ſich über den Knopf freuend ſagte er: „na, biſt ein guter Junge, biſt mir doch nicht böſe?“ Ich antwortete, daß, wenn ſich wieder alles ändern und der alte Zuſtand hergeſtellt ſein werde und ich bis dahin am Leben bleibe, ich ihm das Wort gebe, daß er nicht nur für ſein Verfahren mit mir nicht beſtraft werden ſolle, ſondern ich mich bemühen wolle, ihm auch ſonſt etwas Gutes zu erweiſen. Darauf antwortete er trotzig: „dummes Zeug, das wird nicht geſchehen; eure Zeit iſt vorüber!“ doch löſte er mir bald nachher auch die Hände.

In der Stadt angelangt, lieferte er uns in die Canzellei des Wojewoden ab, wo man unſeren Namen aufſchrieb, ihm für jeden von uns 10 R. auszahlte, uns aus dem Karren nahm und in den Kerker führen ließ, der ſich in der Nähe der Canzellei befand.

Mit Mühe ſchleppte ich mich, von einem Menſchen unterſtützt, die Treppe hinauf, und man kann ſich mein frohes Erſtaunen vorſtellen, als ich meine Mutter und meine Schweſtern erblickte, die nebſt einer Menge Adeliger dort eingeſchloſſen waren. Ich ſtürzte mit Entzücken auf meine Mutter zu, aber ſie, mir kühl die Hand reichend, fragte nur: „wo iſt der Vater?“ Ich antwortete, daß ich es nicht wüßte. Darauf ſprach ſie im Laufe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht mit Niemand ein Wort. Eine meiner Schweſtern erzählte mir, daß der Menſch, den Papa aus dem Walde hinausgeſchickt hatte, mit in dem Haufen der Böſewichter war, die uns überfielen, daß er betrunken war und die Mutter und ſie mit einem Knüttel auf den Kopf geſchlagen habe. Ihre blutigen Kleider beſtätigten die Wahrheit ihrer Worte nur zu ſehr. Die Räuber hatten alle Sachen aus den Fuhren genommen und unter ſich vertheilt, dann ſich angeſchickt, meine Mutter und meine Schweſtern zu erſchlagen; aber unſere Leute

hatten um Pardon für ſie gebeten, bezeugend, daß ſie eine gute Herrſchaft geweſen; auch hatten ſie ihnen bis über den Wald hinaus das Geleit gegeben, ſolange ſie mit den Führern Schritt halten konnten, und während der ganzen Zeit den Meinigen Ergebenheit und Ehrerbietung bezeigt; ſogar der Menſch, der uns verrathen und ſich an ihnen thätlich vergriffen hatte, war ſtill geweſen und hatte eine reuige Miene ſehen laſſen. In Folge deſſen waren auch die Anderen artig mit ihnen umgegangen und hatten bei der Ablieferung an den vom Uſurpator eingeſetzten Wojewoden in der Stadt über die „mildernden Umſtände" Mittheilung gemacht. Mit Thränen erzählte meine Schweſter, wie die Mutter ſchon ſeit zweimal 24 Stunden mit Niemand ſpreche und Zeichen der Geiſtesverwirrung blicken laſſe.

Tages darauf kam eine Stubenmagd einer Couſine von uns, die bei dem Aufſtande das Leben verloren hatte, in das Gefängniß, um Almoſen zu vertheilen. Mama fragte ſie, ob ſie etwas über Papa wiſſe. „Man hat ihn geſtern in eurem Dorfe aufgehängt," lautete die kühle Antwort. Als meine Mutter das gehört hatte, fiel ſie in eine Ohnmacht und lag geraume Zeit empfindungslos da. Wir hielten ſie für todt und umringten ſie ſchluchzend. Ihr zu helfen verſtanden wir nicht und hatten auch nicht die Mittel dazu. Wir hatten nicht einmal Waſſer.

Nachdem meine Mutter aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, betete ſie lange, auf den Knien liegend, zu Gott, darauf befragte ſie die Stubenmagd um die näheren Umſtände unſeres Unglücks. Die Perſon erzählte, Papa ſei am frühen Morgen an der Grenze ſeines Dorfes erſchienen, wo er mit unſern Hofesleuten und einigen Bauern zuſammengetroffen ſei. Nachdem er ihnen geſagt, daß er drei Tage und drei Nächte nichts gegeſſen und ſeine Kleider im Walde abgeworfen habe, da er nicht mehr Kraft genug gehabt hätte, ſie zu tragen, habe er ſie um etwas Milch und Brod gebeten, was ihm ſogleich gereicht worden ſei. Als er dann erfahren, daß Mama und die Schweſtern in die Stadt geſchleppt worden ſeien, habe er gebeten, auch ihn dahin zu ſchaffen.

Die Leute, ſeinem Willen Folge leiſtend, hätten zwei Pferde vor einen Wagen geſpannt, auf welchem er aus dem Dorfe gefahren ſei; aber ein im Fluße Wäſche waſchendes Weib habe einem Haufen Schurken, die auf der anderen Seite des Fluſſes vorbeiritten, zugerufen: „unſer Herr iſt hier." Dieſe Menſchen ſeien ſogleich hinübergeſchwommen und als ſie Papa im Dorfe nicht angetroffen, ihm nachgeſetzt. Nachdem ſie ihn einige Werſt vom Dorfe ereilt, hätten ſie ihn mit Gewalt zurückgebracht, alle unſere

Hofesleute und Dorfinſaßen zuſammenberufen und ihnen angekündigt, wer wolle, könne ihn ſchlagen. Da alle ſagten, ſie wären mit ihrem Herrn zufrieden und um Schonung für ihn baten, hätten die Böſewichter befohlen, ihn nach der Stadt zu führen. Da aber habe derſelbe Kerl, der auch gegen meine Mutter und Schweſter den Stock erhoben hatte, Papa mit der Peitſche zu geißeln begonnen, worauf die Koſaken über ihn hergefallen wären, ihn aufgeknüpft und zugleich mit Flintenſchüſſen ihn in die Schulter und Seite verwundet hätten. Nachdem ſie ihn in der Vorausſetzung, er ſei todt, herabgenommen, hätten ſie ihn bei den Füßen an den Fluß geſchleppt und dort im Schlamm liegen laſſen. Aber es zeigte ſich ſpäter, das er damals noch lebendig war, denn ihm ergebene Leute, die einige Tage nachher aus der Stadt hinausgekommen waren, um ſeinen Leichnam aufzuſuchen, bezeugten, daß die Finger ſeiner rechten Hand zum Kreuzeszeichen zuſammengelegt waren.

So war das Ende dieſes Ehrenmannes, wie man ihn mit vollem Recht nennen durfte. Alle, die ihn kannten, bezeugen dies einſtimmig und alle ſeine Thaten beſtätigen es. Feſt in ſeinen Grundſätzen, war er ein ebenſo gerechter als freigebiger Herr.

Des folgenden Morgens, nach 9 Uhr, hörten wir den Lärm eines um die Canzellei ſich drängenden Volkshaufens. Da wir nicht ſtreng bewacht wurden, konnte ich mich nach unten ſchleichen und vernahm, daß Alle ſchrieen: „der Wojewode kommt und theilt Schläge und Hiebe aus.“

Nämlich der Obriſtlieutenant Bjelokopytow, nicht lange vor dem Aufſtand nach Alatyr als Wojewode gekommen, hatte ſich, als er bei der Annäherung des Uſurpators eine gewaltige Bewegung im Volke wahrnahm, mit ſeiner widerſtandsunfähigen Mannſchaft von nur 6 Mann und mit der Caſſe, ausgenommen die Kupfermünze, rechtzeitig in die Wälder gerettet. Jetzt glaubte er den Augenblick gekommen, ſeine geſetzmäßige Amtsgewalt wieder geltend zu machen.

Bald zeigten ſich mit Blut bedeckte Flüchtige, und ihnen folgte nach der Wojewode Bjelokopytow, den entblößten Degen in der Fauſt, um ihn ſeine Garniſon, 5 Mann ſtark, mit Flinten auf den Schultern. Die Thore öffneten ſich vor ihm, er trat in die Canzellei. Alles blickte furchtſam auf ihn und war bereit ſich zu unterwerfen.

In der Gerichtsſtube traf Bjelokopytow auf ſeinem Amtsſeſſel den vom Uſurpator zum Wojewoden ernannten Fähnrich vom Invaliden-Commando, Serdeſchew. Dieſer hatte nicht Zeit gehabt zu flüchten und ſich

daher dem Pugatſchew unterworfen, welcher ihn als Wojewoden angeſtellt und ihm nur die eine Inſtruction ertheilt hatte, alle Adeligen aufzuhängen. Serdeſchew hatte bekannt gemacht, er verbiete die Edelleute auf dem Lande zu erſchlagen, ſie ſollten zu dieſem Zweck in die Stadt eingebracht werden. Er hatte, um den Erfolg dieſer Anordnung zu ſichern, einen Preis für den männlichen Kopf von 10 R., für jedes weibliche Individuum von 5 R. ausgeſetzt. So hatte er viele vom Tode gerettet.

Jetzt begann ein Streit zwiſchen dem alten und dem neuen Wojewoden. Serdeſchew ſagte, er werde ſeinen Platz dem Bjelokopytow nicht abtreten, da durch ſein Verdienſt vielen Edelleuten das Leben erhalten worden ſei. Bjelokopytow, ihm nicht antwortend, ſchrie ſeinen Soldaten zu: „Greift ihn!“ Die Soldaten packten den Serdeſchew ziemlich unmanierlich, zogen ihn von ſeinem Sitz herab und ſchleppten ihn ins Gefängniß. Darauf riß Bjelokopytow das Fenſter auf, welches auf den Markt hinausging, wo viel Volk verſammelt war, und ſchrie mit gebieteriſcher Stimme hinaus: alle früheren Beamten in Stadt und Vorſtadt ſollten ſofort ſich bei ihm einfinden, was auch unverweilt geſchah. Er ging darnach auf die Treppe hinaus und kündigte Allen im Namen der Kaiſerin an, daß er ihnen ihr Verbrechen verzeihe, jedoch mit der Bedingung, daß die Einwohner 300 berittene und bewaffnete Leute ſtellten, denen er je 1 Kopeken täglich Sold verſprach und den Namen „Kopeiſchtſchiki“*) ertheilte. Seiner Forderung wurde ſo ſchnell entſprochen, daß er binnen wenigen Stunden ſchon die ihm vorgeſtellte Mannſchaft überſehen, ihre Namen aufſchreiben und ſie in Compagnien eintheilen konnte, zu deren Anführern er die mit ihm in den Wald entwichen geweſenen Soldaten ernannte. Da er erfuhr, daß eine Partie Rebellen in einem 18 Werſt von der Stadt belegenen Edelhofe ein Saufgelage halte, beorderte er ein Commando dahin, welches ſie gefangen einbrachte. Einige dieſer Gefangenen wurden zu Tode gemartert, die anderen in ein Gefängniß geworfen. Auf die Angabe der letzteren über eine andere Partie, die ſich in einem anderen Dorfe befand, ſchickte Bjelokopytow auch nach dieſer ein Commando aus. Alles dies führte er im Laufe des erſten Tages ſeiner Reſtauration aus.

Ich war Augenzeuge aller dieſer Ereigniſſe. Meine durch den Wechſel der Gewalten factiſch wiedergewonnene Freiheit benutzend, trieb ich mich mit den übrigen Jungen umher, theils auf dem Marktplatz, theils in der

*) Kopekenmänner.

Canzellei. Ins Gefängniß zurückgekehrt, fand ich die Mutter und die Geſchwiſter in großer Beſorgniß wegen meiner langen Abweſenheit. Mit mir kam ein Schreiber, deſſen Mutter, eine Popenfrau, in unſerem Dorfe gelebt hatte. Er bot uns Quartier in ſeinem Hauſe an. Ein lahmer und hochbejahrter Regiſtrator, der Schwiegervater des Schreibers, machte dasſelbe Anerbieten, doch mit dem Beifügen, ich ſollte den Wojewoden um die Erlaubniß dazu bitten, und nicht glaubend, daß das Geſuch abgeſchlagen werden könne, ging er nach Hauſe, um für ein Abendeſſen für uns zu ſorgen.

In die Gerichtsſtube eingetreten, fand ich den Wojewoden mit der Feder in der Hand, beſchäftigt etwas zu leſen. Ich trat an den Tiſch, im bloßen Hemde, das meinen ganzen Anzug bildete. Nachdem ich abgewartet, bis ſein Auge auf mich fiel, ſtellte ich mich als einen Edelmann der Provinz vor, der dem Tode wunderbar entgangen, und bat um die Vergünſtigung, mit meiner Familie im Hauſe des Schreibers zu wohnen. Der Wojewode antwortete nichts auf mein Geſuch und ſagte nur: „fort mit Dir, jetzt hat man keine Zeit für Dich!“ Ich ging aus der Gerichtsſtube und theilte dieſen Beſcheid dem jungen Schreiber mit, der mich anwies, der neubeſtallten Schildwache zu ſagen, der Wojewode habe befohlen, uns hinauszulaſſen. Dieſen Rath führte ich mit gutem Erfolge aus und wir führten unſere Mutter am Arm aus dem Kerker hinaus. Die eingetretene Finſterniß beförderte unſer Fortkommen und als wir in der Wohnung des Schreibers angekommen waren, empfing uns deſſen ganze Familie mit Thränen und brachte uns nach dem Abendeſſen in einem reinlichen Gemach zu Bett.

Am folgenden Tage erweckte uns ſchon vor Sonnenaufgang eine ſtarke Aufregung in der Stadt. Der Lärm, das Schreien, das Rennen in den Straßen verſetzte alles in große Bangigkeit. Die Urſache offenbarte ſich bald. Eine Sotnja*) eines Koſakenregiments war in die Stadt angeſprengt gekommen, hatte mit furchtbarem Geſchrei die Canzellei umſtellt und gefragt, wem man gehorche. Die neuausgehobene Truppe, in der Meinung eine Partie Rebellen vor ſich zu haben, hatte geantwortet, ſie diene dem Uſurpator. Der Commandant der Sotnja beſetzte die Wachtpoſten und galopirte nach dem Hauſe des Wojewoden Bjelokopytow, der in der Angſt ſich im Garten verſteckte, wo ihn Koſaken zwiſchen den Erb-

*) Abtheilung von 100 Mann

ſenbeeten fanden. Vor dem Rittmeiſter, den er für Pugatſchew ſelbſt hielt, bekannte er ſich als Diener des Uſurpators, worauf er einige Ohrfeigen empfing, dann auf dem Markte in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge ausgepeitſcht wurde. Ebenſo wurde mit dem Gegen-Wojewoden Serdeſchew verfahren und beide mit auf den Rücken gebundenen Händen auf Karren geworfen.

Mittlerweile drangen die Koſaken in die Häuſer der Einwohner und plünderten. Unſere Wirthin flehte mit bitteren Thränen um Schonung; aber die Koſaken nahmen alle Sachen, die ſie fanden und fortſchaffen konnten, ohne ein Wort zu erwiedern. Mitleid bemächtigte ſich meiner; ohne ein Wort zu ſprechen, machte ich mich in einem alten bunten Schlafrock und den Pantoffeln des Wirths nach dem Markte auf. Der Rittmeiſter zankte ſich gerade mit dem abgeprügelten, gefeſſelt auf dem Karren liegenden Wojewoden. Ich trat zu ihm, ſtellte mich als einen durch den Aufſtand ins Unglück gerathenen Edelmann vor, der mit ſeiner ganzen übrig gebliebenen Familie bei einem Schreiber Aufnahme gefunden, den die Koſaken ſeines Commando's jetzt ausgeplündert hätten. Der Rittmeiſter, obſchon betrunken, erbarmte ſich meiner und befahl, alles Geraubte mir zurückzugeben. Sofort wurde eine Menge von Kleidungsſtücken und andern Effecten vor mich hingelegt und auf meine Bitte den Koſaken befohlen, alles nach dem Hauſe zurückzutragen.

Ich gefiel dem betrunkenen Rittmeiſter, er küßte mich, theilte mir mit, daß er die Wojewoden habe abſtrafen laſſen, und fragte, ob ſie mir nicht etwas zu Leide gethan, dann wolle er ihnen noch einige Hiebe zulegen. Darnach ließ er die Tages zuvor durch den Bjelokopytow eingefangenen Rebellen auf den Markt bringen, welche die Koſaken auf ihre Piken nahmen und dann erſchoſſen. Nach Ausführung dieſer letzten That ſammelte er ſein Commando und zog mit beiden Wojewoden zur Stadt hinaus, die ohne alle Obrigkeit gelaſſen wurde.

Zu Hauſe wurde ich mit Ehrenbezeugungen von dem Schreiber und ſeiner Frau empfangen; ſie nannten mich ihren Wohlthäter, den Retter ihrer Habe und ſchenkten mir zur Belohnung meiner Heldenthaten den obenerwähnten Schlafrock und die Pantoffeln. Doch bald ſollte ich den guten Leuten viel Unannehmlichkeiten zuziehen.

Am nämlichen Tage gegen Abend rückte ein Garniſonbataillon aus Simbirſk ein und bald nachher kehrte auch der Wojewode Bjelokopytow

zurück, den der Rittmeiſter um Verzeihung gebeten hatte, nachdem er, nüchtern geworden, eingeſehen hatte, daß er mit ihm unverſtändig verfahren war.

Der wiedergekehrte Wojewode ſchickte einige Soldaten nach einer Mühle hinaus, die einem reichen Kaufmann gehörte, um deſſen Sachen nach der Stadt zu ſchaffen und es verbreitete ſich die Kunde, daß er dafür vom Kaufmann 50 Rbl. empfangen habe. Ich war der Meinung, daß man eben ſo gut auch nach unſerem Dorfe ſchicken könne, um unſeren Leuten anzubefehlen, alles zu unſerem Unterhalt Nothwendige zur Stadt zu bringen.

Am folgenden Morgen ging ich, ohne jemandem meine Abſicht mitzutheilen, zu dem Wojewoden; ich fand ihn in der Canzellei und erklärte ihm mein Geſuch. Ohne dieſes zu beantworten, ließ er mich hart an: „wie haſt Du Dich unterſtanden die Schildwache zu betrügen und Deine Mutter und Geſchwiſter aus der Haft zu entführen?“ Ich antworrtete gelaſſen, daß wenn er die Lage meiner Mutter gekannt hätte, er ſelbſt Mitleid gehabt und befohlen haben würde, ſie aus dem Kerker zu entlaſſen. „So ſollſt Du auch kein Commando zum Schicken nach Eurem Hofe haben“, ſagte er finſter. „Wohl deswegen, erwiderte ich, weil ich keine 50 Rbl. habe.“ „Ach Du Saraſan-Träger, Du junger Hund!“ ſchrie der Wojewode. „Ich bin, entgegnete ich, dazu geboren, einen beſſern Rock zu tragen als Du, denn ich bin ein Edelmann und Du ein Soldatenkind.“ Da ſprang er vom Stuhle auf, ſtampfte mit dem Fuß und ſchrie: „Ruthen her! ich werde Dich durchprügeln!“ Ich aber nahm die langen Zipfel des bunten Schlafrocks, den ich anhatte, zuſammen und lief eilends davon, niemandem zu Hauſe etwas von meinem mißglückten Unternehmen ſagend.

Der Wojewode, voll Bosheit gegen den 14jährigen Knaben, ließ den alten Schreiber kommen und befahl ihm uns ſogleich aus dem Hauſe zu treiben. Aber unſer guter Wirth erklärte dem Bjelokopytow, daß mein Vater ſein Wohlthäter geweſen ſei und er daher ſeinem Befehl durchaus nicht nachkommen könne. Der Wojewode zankte, gab ſeinen Befehlen durch Stockſchläge auf dem Rücken des guten Schreibers allen möglichen Nachdruck, aber dieſer hielt geduldig aus und ließ ſich nicht bewegen. Man trug ihn auf den Armen nach Hauſe und mußte ihn zur Ader laſſen.

Tages darauf ließ der Wojewode, als er erfuhr, daß unſer Wirth ſich krank gemeldet hatte und zu Hauſe geblieben war, ihn gewaltſam nach der Canzellei ſchleppen, in Ketten legen und in Haft nehmen, unter dem Vorwande, er habe öffentliche Gelder unterſchlagen und fälſchlich angegeben,

ſie ſeien von den Rebellen geraubt worden; ließ auch ſeine Habe ſequeſtriren und die ſtrengſte Hausſuchung anſtellen, bei der ſich natürlich nichts fand, das ſeiner böswilligen Beſchuldigung zur Beſtätigung hätte dienen können.

Dieſe Vorfälle zerriſſen mir das Herz; Reue und Mitgefühl quälte mich, die Vorwürfe unſerer Wirthin, der Zorn meiner Mutter und ihre bitteren Thränen erinnerten mich jeden Augenblick an meine Verſchuldung und das durch dieſelbe herbeigeführte Elend der Leute, die ein Recht auf unſere Dankbarkeit hatten. Einmal warf ich mich auf dem Marktplatz dem Wojewoden zu Füßen und flehte um ſeine Vergebung. Er war aber ſo grob und boshaft, daß er nichts erwiederte und mich faſt mit dem Fuße ins Geſicht geſtoßen hätte. Dennoch wollte ich ihm bis in die Canzellei nachgehen, aber die Schildwachen wieſen mich zurück.

Als ich zu Hauſe von meinem mißglückten Verſuche erzählte, bekam es mir ſchlecht. Unſere Wirthin faßte einen Haß gegen mich und ſchalt mich ohne Unterlaß. Am ſelben Abende ward ihr Mann gepeitſcht und ihm nochmals angeſagt, uns aus dem Hauſe zu jagen, aber er hielt auch dieſe Prüfung aus.

Am folgenden Abende traf einer unſerer Hofesleute ein, welchen Papa nach unſerem Orenburgſchen Landgut geſchickt hatte, um zu erfahren, wie es dort ſtände, und um den fälligen Obrok einzuſammeln. Auf dem Rückwege hatte er von dem Aufſtande gehört, ſofort den ihn begleitenden Menſchen entlaſſen und zu Fuß in zerriſſener Kleidung ſich aufgemacht, uns aufzuſuchen. Die Treue dieſes Menſchen und ſeine Freude über unſer Wiederſehen war unſeren verwaiſten Herzen eine rechte Wonne, und das Geld, das er mitbrachte, überhob uns der Furcht vor drückendem Mangel. Er meinte, man bedürfe des Commandos vom Wojewoden nicht, und erbot ſich, ſelbſt nach unſerem Dorfe zu gehen, um Leute und alles zu unſerem Unterhalt Erforderliche herbeizuſchaffen. Mama wollte ihn nicht laſſen, fürchtend, auch er könnte ums Leben kommen; aber er ließ ſich nicht halten und machte ſich gleich in der Nacht auf den Weg.

Schon am folgenden Abende kamen 20 unſerer Menſchen und unter ihnen der Kerl, welcher unſer Verſteck verrathen, an meiner Mutter und Schweſter ſich thätlich vergriffen und vor allen bei der Ermordung meines Vaters ſich betheiligt hatte. Bei ſeinem Anblick entſetzte ſich meine Mutter und ſchrie: „um Gottes Willen, laßt ihn nicht zu mir! "Ich befahl ihm, mit mir zu gehen und begab mich, zwei Menſchen mitnehmend, nach der

Canzellei, in welcher ich den Wojewoden nicht antraf. Ich rief den wachthabenden Sergeanten heraus und erklärte ihm das Verbrechen dieſes Menſchen, den ich ſeinen Händen überlieferte.

Aus allem dem entnahm der Wojewode, daß wir nicht mehr in bedrängter Lage waren, ſeine Gnade anrufen zu müſſen, und als ich am folgenden Tage im Auftrage meiner Mutter als Ankläger des ſeiner Haft übergebenen Kerls vor ihn trat, ſagte er zwar noch immer boshaft, doch höflicher zu mir: „verſündigt euch nicht vor Gott, indem ihr den Gerechten zum Ungerechten macht.“ „Es hängt von Ihnen ab, ihn zu rechtfertigen,“ antwortete ich.

An demſelben Tage wurde unſer Schneider beauftragt, aus dem Nonnengewand einer Tante, die Vorſteherin eines Kloſters war, mir einen Kaftan und was ſonſt zum Anzug erforderlich zu verfertigen; auch für Fußbekleidung wurde durch unſeren Schuſter geſorgt. Alles wurde ſchnell fertig und ich war nun nicht länger der Sarafan-Träger, wie mich Bjelokopytow genannt hatte, als er mich in dem bunten Schlafrock des Schreibers ſah. Im neuen Anzug wuchs mir der Muth. Unſer Wirth, aus ſeiner Haft entlaſſen, genas. Seine Frau, mit ihrer ganzen Familie unſere Vorräthe mitgenießend, wurde wieder freundlicher. Mönche, Nonnen, die frommen alten Weiberchen der Stadt, da ſie erfuhren, daß meine Mutter bei Gelde ſei, ſuchten mehr als zuvor ſich bei ihr einzuſchmeicheln. Sie ordnete an, daß in allen Kirchen Meſſen für meinen Vater abgehalten wurden, verbrachte ihre ganze Zeit in Gebet und Thränen und vergaß über ihren klöſterlichen Beſchäftigungen unſer ganz und gar. Ich konnte thun, was ich wollte.

Von Stunde zu Stunde kühner werdend, ließ ich bald keine Gelegenheit vorbei, dem Wojewoden bei Begegnungen mit ihm Grobheiten zu machen, wenn nicht mit dem Wort, doch mit der Miene. Dieſer ſeinerſeits ſetzte indirect ſeine Feindſeligkeiten fort, indem er ſich fortwährend alle Mühe gab, den ſtandhaften Schreiber zu bewegen, uns vor die Thüre zu ſetzen. Den frechen Knaben, der um ſo manche ſeiner Uebergriffe wußte, glaubte er durchaus aus der Stadt entfernen zu müſſen.

Gegen Ausgang des Herbſtes erhielt der Wojewode den Befehl, Quartier für ein Infanterieregiment zu beſorgen. Er wies dem Hauſe unſeres Wirths zwei Officiere zu, während er viele Häuſer ohne Einquartierung ließ, die viel geräumiger waren, als das unſrige, das nur zwei Stuben enthielt, in deren einer wir, in der anderen die ganze Familie des Wirths

zuſammengedrängt war. Demnach war es für uns unmöglich, länger in dem Hauſe zu bleiben. Alles Suchen nach einer neuen Wohnung war vergeblich; kein noch ſo lockendes Angebot vermochte die Furcht der Einwohner vor dem Zorn des Wojewoden zu überwinden. Der Verdruß über dieſe Verlegenheit ergoß ſich in Scheltworte und Schläge über mich. Faſt jeden Tag mußte ich mich zum Wojewoden begeben, ihn um Quartier zu bitten; die Mutter ſelbſt bequemte ſich zu ihm, er aber blieb unerbittlich und wiederholte: „ihr könnt in eurem Dorfe leben.“ Dorthin konnten wir aber nicht, weil meine Mutter einen Widerwillen gegen den Ort empfand, übrigens auch der Aufenthalt daſelbſt noch immer nicht ohne Gefahr geweſen wäre.

So wurden wir zu dem Entſchluß gedrängt, uns nach Penſa aufzumachen, über 200 Werſt von Alatyr. Unſere Lage war eine ſchwierige, wir kannten die Gefahren, die uns auf dem Wege dahin drohten; es war aber nichts zu machen, und wir fuhren am Vorabend des Einmarſches aus, mit Bauerpferden in einfachen Kibitken. Der Schmutz, der ſtrömende Regen, der den ganzen Tag über anhielt, die ſchlechten Pferde und Fuhrwerke, alles das war Urſache, daß wir, bis auf die Haut durchnäßt, kaum gegen Abend uns bis zu einem 20 Werſt von der Stadt entfernten Dorfe geſchleppt hatten, in welchem das Regiment ſein Nachtlager genommen hatte. Einige Stunden mußten wir im Regen auf der Straße zubringen, bis wir mit genauer Noth ein Quartier fanden. Die Mutter durchweinte die ganze Nacht; ſie verfiel in ein Fieber und war ernſtlich krank.

Bei Tagesanbruch bereitete ſich das Regiment zum Aufbruch und wir unſererſeits desgleichen. Da faßte ich mir ein Herz, die Mutter mit der Bitte anzutreten, in die Stadt zurückzukehren, in der Hoffnung, daß der Regiments-Commandeur ſich für uns verwenden werde; wo nicht, ſo ſchlug ich vor, ſollte die Mutter mit den Schweſtern und der weiblichen Dienerſchaft ſich im Kloſter bei der Aebtiſſin einquarticren, ich mit den Brüdern hier den Tag, dort die Nacht zubringen. Nach langer Ueberlegung und auf den Rath eines Menſchen, der uns Theilnahme bezeugte, entſchloß ſich meine Mutter dazu. Im Gefolge des Regiments trafen wir auch in der Stadt ein und fanden auf dem Gehöfte unſeres Wirths die Fuhren der Officiere, deren Leute ſich ſchon in unſerer früheren Stube einkramten. Unſer guter Schreiber wies uns nicht zurück und bot uns an, in einer Stube mit ihm zu leben. Ich zog meinen ſchwarzen Kaftan an und ging

zu dem Regimentscommandeur, dem Brigadier Pyl, bei welchem eben viele Officiere und auch der Wojewode Bjelokopytow waren. Ich trat vor den Brigadier und erklärte ihm, daß ich ein Edelmann ſei, der ſeinen Vater verloren und alles mögliche Unglück erlitten und durch die Bosheit des Wojewoden kein Obdach für mich und alle die Meinigen habe. Ich erzählte die Urſache dieſer Bosheit und verſchwieg nicht, daß ich ihn ein Soldatenkind genannt. Der Brigadier war ſichtlich ſehr gerührt und ſagte mit Thränen in den Augen zu dem erbleichenden Wojewoden gewandt: „Menſch, fürchteſt Du Gott!“ rief den Quartiermeiſter und befahl, ſofort unſer Logis von der Einquartierung zu befreien. Als ich mich von ihm verabſchiedete und ihm dankte, äußerte er den Wunſch, ich ſollte ihn öfters beſuchen, erlaubte mir, mit Bitten jeder Art mich an ihn zu wenden und verſprach, in allem zu helfen.

Ich traf zu Hauſe zugleich mit dem Quartiermeiſter ein. Die Artigkeit dieſes Officiers, die ſchleunige Ausführung der Befehle des Brigadiers und die Ueberzeugung, Schutz gegen den Wojewoden zu haben, gab uns allen neues Leben. Unſer Wirth, ein großer Freund des Gläschens, hatte ſich zur Unzeit betrunken und erwartete die unvermeidliche Strafe; aber der Wojewode prügelte ihn nicht nur nicht, wie er zu thun pflegte, ſondern ſparte ſelbſt die Scheltworte. Das machte ihn ſo zuverſichtlich, daß wir oft durch ſeine Betrunkenheit incommodirt wurden, für die er keine Strafe mehr fürchtete.

Mama befahl mir am folgenden Morgen zu dem Brigadier zu gehen und in ihrem Namen für die uns erwieſene Güte zu danken. Pyl nahm mich ſehr gütig auf, fragte nach allen Einzelheiten unſeres Unglücks und nach unſeren häuslichen Umſtänden, behielt mich zu Tiſche, ließ mich neben ſich ſitzen, war mehr mit mir beſchäftigt als mit dem Wojewoden, der wie es ſchien ihn ſehr fürchtete, und machte mich mit den jüngern unter ſeinen Officieren bekannt. Seine Einladung, öfter ſein Haus zu beſuchen, war mir ſehr angenehm.

Bald nachher traf in der Stadt der Graf Peter Iwanowitſch Panin mit unbeſchränkter Vollmacht zur Regierung des Landes ein. Nachdem er von unſeren Erlebniſſen gehört hatte, befahl der Graf am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft mir anzuſagen, daß ich mich folgenden Tags um 6 Uhr Morgens bei ihm einfinden ſolle. Den ganzen Abend wurde bei uns darüber hin- und hergeredet, was dieſe Ladung bedeute und bezwecke; die frommen alten Weiberchen unterrichteten mich, jede auf ihre Art, was ich

zu thun und zu reden hätte; aber ich machte mir aus keiner von ihnen ſo viel, um auf ihren Rath zu achten.

Dem Befehl nachkommend, erſchien ich um 6 Uhr und meldete mich im Vorzimmer bei einem Beamteten, der mich an die Thür des Cabinets geleitete, welches in dem Staatszimmer des Wojewodenhauſes eingerichtet war. Auf einem großen Tiſche, der mit Papierhaufen ganz überdeckt war, brannten zwei Lichtſtümpfchen, deren matter Schein kaum bis zu der Thür drang, durch welche ich eintrat. Der Graf ſaß am Tiſch, mit Acten beſchäftigt; ich ſah, wie er die Papiere aufmerkſam durchlas und ſeine Reſolutionen auf ihnen anmerkte; endlich kehrte er ſich zu mir und fragte: „biſt du Mertwago?“ befahl mir an den Tiſch zu kommen und ſagte mit freundlichem Ton: „erzähle mir, mein Freund, alle deine Erlebniſſe der Reihe nach.“ Ich erzählte ihm alles ausführlich, außer was die Verfolgung von Seiten des Bjelokopytow betraf; meine Mutter hatte mir ſtreng unterſagt, davon zu ſprechen; übrigens hätte ich auch von ſelbſt es unterlaſſen, da ich wußte, daß der Graf Tages zuvor vor vielen Anweſenden ihn nicht nur heruntergemacht, ſondern mit dem Galgen bedroht hatte.

Während meiner Erzählung wurde der Graf ganz warm, weinte, küßte mich mit väterlicher Zärtlichkeit und ſagte: „ſprich, womit kann ich euer Unglück mildern und der Zerrüttung eures Hauſes abhelfen?“ Ich erwiederte, das könne niemand als Gott, und daß wir nichts bedürften. Die Antwort gefiel ihm. Er umarmte und küßte mich wieder. Seine Thränen, die mein Antlitz netzten, waren ein Beweis des Antheils, den er an unſerem Leid nahm. Auf einen Actenhaufen weiſend ſagte er: „da ſind die Acten über euren Menſchen; er iſt ein Böſewicht, was wollt ihr, daß mit ihm geſchehe?“ Ich antwortete, daß ſeine Schuld nicht unſerm Urtheile unterliege. Aber der Graf entgegnete: „ich habe Macht zu thun was ich will, alſo frage deine Mutter und gieb mir Antwort; er ſoll beſtraft werden, wie ihr es verlangt.“ Ich erwiederte darauf, daß auch meine Mutter nichts ſagen könne. Hierauf entließ er mich, nachdem er mich eingeladen zum Mittageſſen wieder zu kommen.

Zu Mittag fand ich bei dem Grafen eine zahlreiche geladene Geſellſchaft, darunter viele Beamtete, die nach Alatyr gekommen waren, um ſich dem Grafen vorzuſtellen, unter ihnen den Brigadier, unſeren Wohlthäter, und den Wojewoden Bjelokopytow. Bei meinem Eintritt hörte ich, wie der Graf den Wojewoden wegen der Unordnungen in ſeiner Verwaltung ſchalt. Der Graf empfing mich ſehr gnädig, hieß mich näher treten, küßte mich

und ſagte, zum Brigadier gewendet: „ſeht da den Helden und das Haupt ſeiner Familie!“ Bei Tiſche mußte ich neben ihm ſitzen, während an ſeiner andern Seite der Brigadier Pyl ſaß. Der Graf ſagte dieſem, er ſolle mich in ſein Regiment einſchreiben laſſen. Pyl antwortete, daß er mir das längſt angeboten habe, in der Abſicht, mich bei einer bald eintretenden Vacanz als ſeinen Adjutanten anzunehmen; daß aber meine Mutter ohne Berathung mit meinem Großvater ihre Einwilligung dazu nicht ertheilen wolle. Dies wurde nun beſprochen. Der Graf ſetzte auseinander, daß meine Mutter nicht wohl daran thue und befahl, da er ſah, daß ich dazu ſchwieg, meiner Mutter das Geſpräch mitzutheilen. Am folgenden Tage reiſte der Graf ab. Ich beſuchte ſeitdem den Brigadier häufiger; Dank ſeiner gütigen Behandlung und den Freundlichkeiten der Officiere brachte ich die Zeit angenehm hin; der mittlerweile eingetretene Winter brachte mich mit den Straßenjungen, meinen früheren Genoſſen, in deren Geſellſchaft ich faſt verwildert war, auseinander und meine Lebensweiſe ward eine gänzlich veränderte.

Die Gemeinden als Arbeitgeber.

Als Gegengewicht gegen die unbedingte und ſolidariſche Verpflichtung der Gemeinden zur Steuerzahlung, als das ſelbſtverſtändliche und überall anwendbare Mittel zur Erleichterung jener rigoroſen Pflicht gilt in der ruſſiſchen Geſetzgebung das entſprechende Recht der Verwendung der ſäumigen Zahler zur Arbeit. Es ſcheint daher natürlich, daß, wenigſtens von Seiten der Adminiſtration, dies Verhältniß als ein ſich annähernd ausgleichendes betrachtet und die Anforderungen an die Gemeinden in ihrer ganzen Ausdehnung unausgeſetzt geſtellt und realiſirt werden, ohne Rückſicht darauf, ob in der That und in wie weit die vom Geſetze gegebene Berechtigung als praktiſcher und ausreichender Regulator jener Geſammtverpflichtung ſich bethätige. Heißt es doch in den bezüglichen Vorſchriften ausdrücklich, daß die böswillig ſäumigen Steuernzahler zu Arbeit und Erwerb angehalten werden ſollen. Geſchieht dies nun nicht oder nur in unzulänglichem Maße, ſo hat die Verwaltung eine gewiſſe Berechtigung zu der Annahme, daß die Gemeinde ſich der vollen Ausübung des ihr vom Geſetze gebotenen Rechtes ſelbſt begeben habe und ihr daher durch ſtrenge Eintreibung der Steuern nicht zu nahe getreten werde, abgeſehen von den wahrſcheinlich häufigeren Fällen, wo nicht einmal eine ſolche Erwägung eintritt, ſondern die eigene Pflicht nachſichtsloſer Steuereintreibung einfach erfüllt wird, weil eben eine Rückſichtnahme, wie die erwähnte, nicht vorgeſchrieben iſt.

Ebenſo unbedingt, wie die Pflicht der Steuerzahlung, iſt wie bekannt die Verantwortlichkeit der Gemeinden für ihre Bettler und Landſtreicher:

man ſchickt ſie, wo ſie angetroffen werden, an ihre Heimathgemeinden zurück, oft ohne ausgeſprochenen Zweck, immer jedoch mit der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß die Gemeinde ihr Recht wider dieſelben geltend machen werde. Dies Recht umfaßt nun wiederum in erſter Linie die Verwendung zur Arbeit; auch hier wird überall die Möglichkeit angenommen, daß die Gemeinde dies Aequivalent ihrer Verpflichtung unbehindert zur Geltung bringen könne, ja es wird die thatſächliche Ausführung deſſen in die Hand der mit der Polizeigewalt bekleideten Gemeinde-Obrigkeit gelegt. Beſonders aus dem letzteren Grunde darf es daher nicht Wunder nehmen, wenn auch hier die höhere Verwaltung ſich auf eine Berückſichtigung des jeweiligen factiſchen Verhältniſſes ſelten einläßt, ſondern ihrerſeits in der Regel die eigene Sicherung einfach in der Auferlegung der erwähnten unbedingten Verantwortlichkeit auf die Gemeinde und deren Vorſtand ſucht und findet.

Es muß dies vielmehr um ſo natürlicher und unbedenklicher erſcheinen, als das Geſetz noch weiter geht, indem es die Folgen ausdrücklich angiebt, welche eintreten ſollen, ſobald die Verwendung des Schuldners oder Landſtreichers zur Arbeit fruchtlos bleibt und zu keiner Aenderung und Beſſerung der Lebensweiſe führt. Für den Fall des erſten Recidivs ſoll ein neuer Verſuch gemacht, bleibt aber auch dieſer und ein dritter fruchtlos, dann ſoll der Unverbeſſerliche dem Urtheil eines Gemeinde-Ausſchuſſes übergeben und dieſem überlaſſen werden, ihn „der Krone zur Dispoſition zu ſtellen“, eine Dispoſition, welche in der Regel — in der Verſchickung nach den Colonien Sibiriens beſteht.

Die Frage liegt hiernach nicht fern, wie es geſchehen mag, daß bei klaren und präciſen Vorſchriften, welche den Gemeinden, ſcheint es, das vollſte discretionäre Verfügungsrecht über ihre gewiſſenloſen Steuerreſtanten und Vagabunden geben, die Verwendung derſelben zur Arbeit doch nur ſelten und in ungenügendem Maße eintritt, ja daß die Gemeinden in den allermeiſten Fällen die vorausgeſetzte Möglichkeit zur Realiſirung ihres geſetzlichen Rechts in der That nicht beſitzen, während, wie natürlich, von einer Verzichtleiſtung auf dieſes Recht wohl nur höchſt ſelten die Rede ſein kann. An dieſe Frage knüpft ſich nothwendig eine andere, nämlich, wie es habe geſchehen können, daß die Geſetzgebung den Gemeinden das mehrerwähnte Recht gewährleiſtet, ihnen aber gleichzeitig die Mittel zur Realiſirung deſſelben nicht gegeben hat?

Es ſcheint nun auf den erſten Blick allerdings, als nehme die Geſetzgebung keine Rückſicht auf die bedenklichen Folgen, die ſich aus dem er-

wähnten Verhältniß entwickeln müſſen und in der That entwickeln, als beruhige ſie ſich vollkommen bei dem Erlaß ihrer formellen Vorſchriften und finde in den factiſchen Mißſtänden, die aus der mangelhaften Ausführung derſelben entſpringen, keine genügende Veranlaſſung zu abhülflichen Maßnahmen. Und doch ſpringt die Nothwendigkeit der letzteren in die Augen. Bei der Unzulänglichkeit oder gänzlichen Abweſenheit der Mittel, die Verwendung zur Arbeit und mit ihr die Nöthigung und Gewöhnung zur Ordnung und Regelung der Lebensart in ausreichender und angemeſſener Weiſe thatſächlich zu verwirklichen, kann ſelbſtredend auch das zu erſtrebende Ziel nicht erreicht werden; die Zahl der Arbeitsſcheuen und Verdienſtloſen muß ſtetig zu nehmen; mit ihr muß die Steuerlaſt der „ordentlichen Leute“ in bedenklicher Progreſſion wachſen; es muß aus dem Zuſchuß an Bettlern und Landſtreichern eine drückende Vermehrung der Ausgaben für Armenpflege, Transportkoſten u. dgl. entſtehen; es müſſen, was das Wichtigſte ſein möchte, die Elemente der Unordnung und des Leichtſinns ſich fortgehend ſteigern und vermehren. Freilich bleibt der Gemeinde am Ende immer noch ein letztes Mittel, die Abgabe der Unverbeſſerlichen an die Krone, oder, was in der Regel gleichbedeutend iſt, die Verſchickung derſelben nach Sibirien. Allein dies Mittel ſoll, wie bemerkt, ein letztes, äußerſtes, daher ſeltenes ſein; es wird mithin unter den gegebenen Verhältniſſen, wo der vorausgängige wiederholte Verſuch der Nöthigung zur Arbeit faſt überall nicht in nachdrücklicher und erfolgverbürgender Weiſe gemacht werden kann, in der Regel erſt dann eintreten, wenn eine Reihe von Recidiven oder eine ſehr bedeutende Summe von Rückſtänden vorliegt, wenn alſo einerſeits der Gemeinde weit größere Uebel zugefügt worden ſind, als dies bei organiſirter Nöthigung zur Arbeit und Beſſerung der Fall geweſen ſein würde, andererſeits aber die Unmöglichkeit der Beſſerung immerhin praktiſch noch nicht erprobt iſt. Damit Letzteres in genügender Ausdehnung und Nachhaltigkeit geſchehe, damit es den Gemeinden möglich werde, ihr Recht als Arbeitgeber auszuüben, fehlt es — das drängt ſich Jedem auf — an wohleingerichteten öffentlichen Arbeitsanſtalten, über deren Zwecke, Organiſation und Verwaltung wir ſeit einer Reihe von Jahren in der Tagesliteratur Vorſchlag auf Vorſchlag zu leſen gewohnt ſind.

Warum — wir wiederholen die obigen Fragen — exiſtiren nun ſo gut wie gar keine Anſtalten der erwähnten Art? Warum geſchieht in dieſer Beziehung nichts von Seiten der Geſetzgebung und Verwaltung?

Der Vorwurf, welcher in dieſer letzteren Frage zu liegen ſcheint,

möchte ſich bei näherer Betrachtung nicht aufrecht erhalten laſſen. Schon in der Inſtruction für die Geſetzes-Commiſſion vom Jahre 1770 ſtellte eine erleuchtete Herrſcherin, eingedenk ihres Grundſatzes, daß „es ungleich beſſer ſei den Verbrechen vorzubeugen, als ſie zu beſtrafen", unter Anderm als Competenzen der Polizei-Verwaltung auf: 1) „Landſtreicher und Heimathloſe" und 2) „Bettler, welche den Gebrauch ihrer Hände und Füße haben, an die Arbeit zu ſtellen" (§§. 557, 560). Die praktiſche Durchführung dieſer Principien war der Gouvernements-Verordnung vom 7. November 1775 vorbehalten, wo es im §. 390 heißt: „In Betracht der Anordnung und Aufſicht der Arbeitshäuſer für Leute beiderlei Geſchlechts hat das Collegium allgemeiner Fürſorge ſtreng und genau darauf zu achten, daß eine ſolche Einrichtung völlig der Abſicht entſpreche, in welcher es ſolche Häuſer zu ſtiften verordnet wird, nämlich, daß arme Leute durch ihre Arbeit ihren Unterhalt verdienen können. — — Man nimmt auch in die Arbeitshäuſer ſolche Leute auf, die keine andere Zuflucht haben und ſolche, die entweder auf einige Zeit oder auf immer von denjenigen Autoritäten, die in dem Gouvernement dazu befugt ſind, dahin geſchickt werden." Ferner heißt es in dem ergänzenden Ukas vom 20. April 1781 (Vollſt. Geſetz-Samml. 15,152) daß in das, nach § 390 der Gouvernements-Verordnung zu ſtiftende Arbeitshaus von der Ortspolizei „Bettler und Landſtreicher, die arbeitsfähig ſind", geſchickt werden ſollen. Dieſe Beſtimmungen ſind in der Folge in alle drei Ausgaben des Swod der Reichsgeſetze aufgenommen worden (ſ. die neueſte Ausgabe von 1857 B. XIII., Verordnung über die Collegien der allgemeinen Fürſorge Art. 690 ff.) und haben noch gegenwärtig ihre volle Geltung und Anwendbarkeit; es kommen nur noch diejenigen hinzu, welche, ſpäteren Urſprungs, ſich auf das eingangsgedachte Recht der Gemeinden und ihrer Ausſchüſſe beziehen, ſäumige Steuernzahler und liederliche Perſonen zu Arbeiten zu verwenden, und welche in den bezüglichen Paragraphen des Provinzialrechtes, der Rekruten- und Bauern-Verordnungen, ſowie der Verordnung über Prävention der Verbrechen enthalten ſind. Das Provinzialrecht der Oſtſeegouvernements ſagt in dieſer Beziehung Folgendes (B. II., Art. 1502): „Auch können ſie (die Bürgergemeinden) in Gemäßheit der in dem allgemeinen Reichsgeſetzbuche enthaltenen Beſtimmungen diejenigen von den Bürgern der Stadt, welche ſich eine liederliche Aufführung zu Schulden kommen laſſen, ſowie auch diejenigen, welche ihrer Sorgloſigkeit und ihres unordentlichen

Lebens wegen, nicht aber in Folge irgend eines Unglücksfalles außer Stand erſcheinen, die Abgaben zu bezahlen, nach den in dem Reichsgeſetzbuch enthaltenen Vorſchriften zu Recruten abliefern und auf Anſiedelung verſchicken oder auch zur Abarbeitung abgeben. Ebenſo heißt es in der Livl. Agrar- und Bauern-Verordnung v. J. 1849 § 627 u. 631, daß das Gemeindegericht die Individuen ohne feſtes Dienſtverhältniß entweder von ſich aus in Dienſt zu verdingen oder ihnen in- oder außerhalb der Gemeinde Lohn-Arbeit anzuweiſen habe, wohin beiſpielsweiſe die Arbeiten bei Unternehmern öffentlicher Bauten, beim Chauſſéebau, Fabriken u. ſ. w. gerechnet werden.

Dieſe wenigen Anführungen aus den beſtehenden Vorſchriften werden genügen, um darzuthun, daß von Seiten der Geſetzgebung weiteres als das Gegebene nicht füglich beanſprucht werden kann. Denn hat es die Staatsregierung bei der Erhebung der Steuern geſetzlich nicht mit dem einzelnen Bürger, ſondern mit der ſteuerpflichtigen Corporation zu thun, ruht daher auf dieſer die materielle Garantie für ihre Steuer-Reſtanten, Erwerbloſen, Bettler und Vagabunden, ſo folgt, daß alle Maßregeln, welche die Gewöhnung ſolcher Individuen an Arbeit und Erwerb, mithin, abgeſehen von dem Beſſerungszwecke, die Wiederherſtellung ihrer Zahlungsfähigkeit erzielen, vornehmlich das Gemeinde-Intereſſe angehen, daß alſo die Ergreifung der Initiative in dieſer Beziehung in erſter Reihe ſo Recht als Pflicht der Gemeinden und ihrer Vorſtände iſt, während der Staatsregierung nur die Aufgabe zufällt, die Erfüllung dieſer Pflicht den Gemeinden möglich zu machen und zu erleichtern, nicht aber dieſelbe allein und ganz auf ſich zu nehmen.

Mit dieſem Geſichtspunkte ſcheint aber auch eine richtige Beantwortung der beiden obigen Fragen gewonnen. Dieſelbe würde nämlich weſentlich darauf zurückzuführen ſein, daß die Gemeinden ſelbſt ſich ihrer Eigenſchaft als verpflichteter Arbeitgeber überall noch nicht recht bewußt geworden ſind, vielmehr dieſe Eigenſchaft bisher vor allem der Staatsregierung zugeſchrieben haben. Beſondere concurrirende Verhältniſſe dürften übrigens dazu beigetragen haben, es bei den Gemeinden zu einer klaren Erkenntniß in der angedeuteten Beziehung nicht kommen zu laſſen, wohin zum Theil die vorgeſchriebenen hohen Steuer-Cautionen, die Benutzung zufälliger Gelegenheiten zur Arbeit (wie ſich ſolche z. B. in den cit. §§ der A. und B. B. angegeben finden), dann aber auch Indolenz und Gewohnheits-Cultus

zu rechnen wären. Allein daß hier Palliative und Zufälligkeiten nicht ausreichen, daß das Bedürfniß ständiger und planmäßig organisirter Arbeitsanstalten sich praktisch immer mehr zu einer brennenden Frage gestaltet, zeigen nicht allein die oben angedeuteten, tief eingreifenden und von intelligenten Gemeinde-Vorständen in ihrer Gefährlichkeit längst gewürdigten Mißstände, sondern auch die unausgesetzt an die Oeffentlichkeit gelangenden bezüglichen Organisationsvorschläge, endlich die in dieser Beziehung der localen Administration von Seiten der Reichsgesetzgebung zur Richtschnur gegebenen älteren und neueren Vorschriften. Was namentlich die letzteren betrifft, so bestimmt schon die Gouvernements-Verordnung vom J. 1775, daß zu den Verpflichtungen der neu errichteten Collegien allgemeiner Fürsorge die Stiftung von „Arbeitshäusern für arme Leute" gehören solle, allein sie stellte (§ 380) diese Verpflichtung fast ans äußerste Ende der jenem Collegio zugewiesenen verschiedenen Competenzen. Es mochten daher andere, dringendere Gegenstände um so mehr in den Vordergrund treten, als einerseits mit Entwickelung der Strafgesetzgebung die lediglich dem Staate als dem Vollzieher der Strafen zufallende Einrichtung von Zuchthäusern unabweisbar wurde, andererseits aber schon dieselbe Gouvernements-Verordnung voraussetzte (§ 392) daß auch *die Gemeinden selbstständig mit der Gründung von Arbeitsanstalten vorgehen würden*. Die gleiche Voraussetzung findet sich auch in der neueren Gesetzgebung mehrfach ausgesprochen und ordnet namentlich die Instruction für die Civil-Gouverneure vom 3. Juli 1837, §§ 185—87 unter Anderm an, daß die Gouverneure, auf Grundlage der Vorstellungen der örtlichen Obrigkeiten, ihre Vorschläge über neu zu errichtende wohlthätige Anstalten und unter diesen namentlich auch „*über die von Gemeinden zu gründenden Arbeitsanstalten für Mittellose*" dem Ministerium des Innern zur Genehmigung einzureichen haben.

Man sieht, die Administration und Gesetzgebung entzieht sich ihrer Mitwirkung keineswegs; nur hat sie die Initiative bisher den Gemeinden überlassen und den Weg angegeben, den die letzteren einzuschlagen, sowie die Autorität bezeichnet, an welche sie sich zu wenden haben. Somit würden, bei richtiger Erkenntniß dieser Verhältnisse von Seiten der Gemeinden, die Schwierigkeiten allein zu beseitigen übrig bleiben, welche zum Theil in dem geringen Umfang und der Unzulänglichkeit der Mittel der meisten unserer Gemeinden, dann aber auch in der Neuheit der Sache liegen.

Diese Schwierigkeiten sind nun ohne Zweifel nur secundairer Natur

und könnten mit Hülfe der Vereinigung, der Inangriffnahme der Sache durch verfaſſungsmäßige Gemeinde-Complexe, wie Kirchſpiele und Kreiſe, unſchwer überwunden werden, ſind überdies in den größeren Städten kaum vorhanden, während zur Information und Erleichterung für die Stifter und die prüfenden Autoritäten die Statuten ſchon beſtehender, zu gleichen Zwecken eingerichteter Arbeits-Anſtalten mit Nutzen verglichen, beziehungsweiſe adoptirt werden könnten*).

Vorläufig dürfte es indeſſen immerhin beſonders darauf ankommen, in den Gemeinden und ihren Vorſtänden das Bewußtſein zu wecken und zu kräftigen, daß ſie geſetzlich verpflichtete Arbeitgeber ſind und daß, abgeſehen von dem moraliſchen Beſſerungszweck, ihr eigenes Wohl und Intereſſe es erfordert, die Arbeiten, die ſie anweiſen ſollen, zu organiſiren, daß endlich das geſetzliche Mittel hiezu vornehmlich in der Gründung von Arbeitshäuſern gegeben iſt.

*) Hieher gehört insbeſondere das Statut des Moskauſchen Comités der Fürſorge für Bettler vom 5. Sept. 1838 (vollſt. Geſ. Samml. Nr. 11,514) und das Verwaltungs-Reglement des dortigen Arbeitshauſes.

Die Maßregeln gegen die Rinderpeſt im Königreich Polen.

Unſer Jahrhundert hat das Eigenthümliche, daß es den Forſchergeiſt in hohem Grade erweckt, daß der Menſch mit beſonnenen und tauſendfach geſchärften Blicken die Dinge um ſich her betrachtet und ſo von Tag zu Tag in aller Stille die wichtigſten und folgenreichſten Entdeckungen in Bezug auf ihre Zuſammenſetzung, ihre Eigenſchaften und die Reſultate ihres Aufeinanderwirkens macht, von denen ſich frühere Zeiten nichts träumen ließen. Daher der großartige Aufſchwung in den Naturwiſſenſchaften, welcher nicht ohne Einfluß auf die übrigen Wiſſenſchaften bleiben kann und Veränderungen in ihren gegenſeitigen Beziehungen hervorrufen muß, die nur zu oft Veranlaſſung zu einer unrichtigen Auffaſſung der gegenwärtigen Zeitrichtung geben und derſelben wohl gar als einer rein materialiſtiſchen das Verdammungsurtheil ſprechen laſſen.

Und doch hat es im Gegentheil nimmer eine ſpiritualiſtiſchere Zeit gegeben und es iſt auf Erden niemals ſo viel gedacht worden als heute, aus dem einfachen Grunde: weil ſo viel Denkſtoff vorhanden iſt, von dem unſere Väter und Vorväter keine Ahnung hatten. Der Beweis wäre leicht zu führen; ein jedes beliebige Compendium kann ihn liefern. So iſt z. B. über die Zelle, den erſten Entwickelungsanfang des pflanzlichen und thieriſchen Körpers, ſchon mehr gedacht und geſchrieben, als früher über den ganzen Organismus!

Und ſo könnten wir aus jedem Bereiche des menſchlichen Wiſſens Belege dafür herbeiholen, daß unſere Zeit ſich die rieſige Aufgabe geſtellt hat, Alles, was bisher noch auf Routine, Empirie und Schlendrian baſirt war, zu durchgeiſtigen und einer rationellen Behandlung zu unterwerfen, d. h. ihm die wiſſenſchaftlichen Grundlagen zu geben, die allein ſein künftiges, wahres Fortſchreiten ermöglichen und bedingen können.

Dieſes eifrige Streben nun kommt auch einigen Fächern, die, wenngleich wichtig genug für den Staatshaushalt der civiliſirten Völker, doch bisher zu keiner rechten Entwickelung und Anerkennung gelangen konnten, zu Statten, und unter ihnen erhebt namentlich auch die Veterinairmedicin ihr Haupt. Sie war bisher in manchen Staaten von ihrer älteren und angeſeheneren Schweſter, der Medicin, bevormundet und beherrſcht; weil man ſich nun einmal von ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit überzeugt hatte, ſo mußte ſie allerdings einigermaßen berückſichtigt werden, nährte ſich indeſſen oft kümmerlich von den Broſamen, die von der Reichen Tiſche fielen. Nur zu lange glaubte Jeder, der es oberflächlich kannte, das Recht zu haben, modelnd und umgeſtaltend in das Veterinairweſen einzugreifen, wenn er die Macht dazu beſaß. So wurde es nie in die richtige Bahn gelenkt und von einem ſtetigen, freudigen Fortſchreiten konnte nicht die Rede ſein. Auch gegenwärtig, wo es bei uns in dieſer Beziehung beſſer zu werden anfängt, begreifen Viele noch nicht, warum der Staat die Lehranſtalten zur Ausbildung von Veterinairen ſo freigebig ausſtattet, indem ſie von der Exiſtenz einer *wiſſenſchaftlichen* Veterinairmedicin keine Idee haben.

Dennoch fängt dieſe an, wiewohl von der dauernden Unterdrückung eingeſchüchtert, langſamen Schrittes ſich ihr Terrain zu erobern und durch exacte Forſchungen ſich immer mehr und mehr in den Reihen der angewandten Naturwiſſenſchaften geltend zu machen. Um ſo mehr muß es ihre Vertreter ſchmerzen, wenn man ſie ungeachtet dieſes unermüdlichen Strebens, nach wie vor geringſchätzend behandelt und die wichtigſten praktiſchen Fragen, *deren Entſcheidung nur ihr allein zuſteht*, ohne ihr Zuthun und in einer Weiſe erledigt, der ſie ihre Zuſtimmung unmöglich geben könnte.

Daß ſolches geſchieht, kann der nachſtehende Aufſatz bewahrheiten. Er wird auch für die baltiſchen Provinzen von Intereſſe ſein, da namentlich in Kurland nicht ſelten die Rinderpeſt über die polniſche Gränze eingeſchleppt wird.

Die Annalen der Veterinairmedicin haben eines der für ſie merkwürdigſten Ereigniſſe des Jahrhunderts zu verzeichnen. Während man in Deutſchland gegen den „Stock- und Galgencontagionismus“*) zu Felde zog und die Leute zu der Meinung bekehren wollte, daß die Rinderpeſt als eine dem Menſchentyphus analoge Krankheit unter gegebenen Umſtänden ſich überall ſelbſt entwickeln könne; während es in Rußland noch ſehr viele Anhänger dieſer Meinung giebt und die Gegner derſelben darauf dringen: ſie müſſe an der Quelle, in den Steppenländern, bekämpft und ausgerottet werden; ſperrt man ſich in Preußen hermetiſch gegen das von der Seuche verheerte Polen ab und ſchont ſelbſt Menſchenleben nicht, um dieſe Abſperrung in ihrer ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Und in dem letztgenannten Königreiche ſucht man, um den mit der Sperre verbundenen Unbequemlichkeiten und Benachtheiligungen zu entgehen, den gordiſchen Knoten zu durchhauen; man opfert gegen eine halbe Million Silberrubel und läßt über 16,000 geſunde und ſeuchenkranke Rinder niederſchlagen!

Zwar hörten wir ſchon früher von dieſer Maßregel, und hieß es, daß die Vergütungen für das erſchlagene Vieh ſich viel höher und nahezu auf 1 Million Silberrubel erſtreckten. Nicht eingeweiht in die näheren Details der Sache durften wir uns jedoch kein Urtheil darüber anmaßen; ſeit aber in Gurlts und Hertwigs „Magazin für die geſammte Thierheilkunde“ (Jahrgang 23, Heft 2, S. 666 u. ff.) von dem preußiſchen Kreisthierarzt Müller ein Aufſatz darüber erſchienen, die Sache alſo vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen iſt, ſteht ſowohl uns, wie jedem andern Fachgenoſſen das Recht zu, ſeine Meinung über das „Experiment“ — denn anders darf es wohl füglich nicht bezeichnet werden — zu äußern.

Wir ſchrieben daher die nachſtehenden Erörterungen auch ſofort nach Leſung des Müllerſchen Aufſatzes nieder, hofften indeſſen, daß ſich Stimmen aus dem Lande ſelbſt, worin die Maßregel executirt wurde, über den Werth derſelben vernehmen laſſen würden. Vielleicht iſt dies auch in der uns unzugänglichen polniſchen Sprache geſchehen; in andern Sprachen iſt uns nichts darüber bekannt geworden und ſo halten wir es für gerechtfertigt, auch jetzt noch unſere vor bereits mehr als 2 Jahren niedergeſchriebene Meinung mitzutheilen und möglicherweiſe dadurch eine vielſeitigere Beſprechung des hochwichtigen Gegenſtandes anzuregen.

*) S. Die Reform der Lehre von den Contagionen, Epidemieen und Epizootien, von Dr. C. F. Riecke. Quedlinburg 1854.

Wenn wir es verſuchen, die im Königreiche Polen neuerdings gegen die Rinderpeſt ergriffenen Maßregeln einer Prüfung zu unterwerfen, ſo kann dies nicht geſchehen, ohne einen kurzen Rückblick in die Geſchichte der Seuche zu thun und die Motive hervorzuheben, welche dazu führten, ſie in gewiſſen Fällen durch das Tödten der kranken und anſcheinend noch geſunden, aber ſchon verdächtigen Thiere zu bekämpfen.

Manchem wird es bekannt ſein, daß erſt ſeit dem Jahre 1711 wiſſenſchaftlich gebildete Männer ihre Aufmerkſamkeit dieſer verderblichen Seuche zugewandt haben. Sehr lange aber währte es noch, bevor man ſich über die richtigen und wirkſamſten Maaßregeln zu ihrer Tilgung in den verſchiedenen Ländern, welche von ihr zu leiden hatten, einigen konnte. Ja, in denjenigen Ländern, wo das Studium der Seuche hätte beginnen müſſen, weil ſie es ſind, aus denen ſie, ſelbſt nach jahrelangen Pauſen, immer wieder neu hervorbrach, in den Steppengebieten des ſüdlichen Rußlands, kennt man ſie in wiſſenſchaftlicher Beziehung erſt ſeit 1853, wo die Impfverſuche ihren Anfang nahmen, etwas näher.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Rinderpeſt noch oft mit andern Seuchen verwechſelt, was in Rußland und Polen bei dem Mangel an rationellen Veterinairen auch heute noch vielfältig geſchieht. Man brauchte — und braucht in den genannten Ländern noch gegenwärtig — nicht ſelten die abergläubigſten Mittel dagegen. Wo ſie ſich weit verbreitet hatte, Jahre lang graſſirte und großartige Einbußen veranlaßte, da hielt man ſie wohl für eine von Gott geſandte Geißel für die Sünden des Volkes und die däniſche Regierung u. a. ordnete öffentliche Buß- und Bettage an, um das Strafgericht abzuwenden. Später, als ſich durch die öftere Beobachtung der Krankheit auch die Kenntniß derſelben erweiterte, hoffte man durch ihrer Natur entſprechende Heilmittel dem Uebel zu ſteuern und viele derſelben, z. B. die eiſenhaltige Salzſäure ſtanden lange Zeit in großem Rufe, bis die Zeit auch ihre Trüglichkeit documentirte. Auch die Impfung ward außerhalb der Steppenländer mit größerem oder geringerem Glücke in Anwendung gebracht, um den Verluſt zu mindern, bis man für jene Länder in dem Erſchlagen der kranken und verdächtigen Rinder und der Abſperrung gegen das Einſchleppen der Seuche ſicherere Mittel fand.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte ſich nämlich die Anſicht mehr geltend: daß die Rinderpeſt eine dem ganzen Europa fremdartige Seuche ſei und daher überall durch ſtreng ausgeführte polizeiliche

Maßregeln abgehalten oder, wenn ſie ſchon eingebrochen wäre, wieder getilgt werden könne.

Erſt ſpäter gelangte man zu der Ueberzeugung, daß ſie ſich auch in den Steppenländern Europas von ſelbſt erzeugen könne, und daher die Schutzmaßregeln vorzugsweiſe gegen dieſe und das wandernde Rindvieh derſelben gerichtet ſein müßten. Nun erließen auch die Regierungen außerhalb Rußlands Verordnungen, die gegen das Verſchleppen der Krankheit aus den Steppen, durch Quarantainen für das Vieh derſelben, welches die Gränze überſchritt, zeitweiliges gänzliches Einfuhrverbot deſſelben und der als Träger für den Anſteckungsſtoff geltenden Gegenſtände wirken ſollten. Solange dieſen Verordnungen, namentlich in Friedenszeiten, pünktlich nachgelebt wurde, ſahen ſich auch alle Länder, die mit den Steppen nicht gränzten, von der Geißel der Rinderpeſt befreit, und nur Kriegszuſtände, welche die Kraft der Geſetze lähmten, ließen ſie wieder erſcheinen. Sobald aber der Frieden wiederkehrte, nahm man ſich dann auch des Ausrottungswerkes der Seuche mit der größten Energie an, ließ alle erkrankten und verdächtigen Rinder tödten und ſorgte durch die ſtrengſte Gränzbewachung dafür, daß ſie nicht wieder aufs neue eingeſchleppt wurde.

In den Gränzländern der Steppen war aber auch in Friedenszeiten das Einſchleppen der Rinderpeſt nicht immer zu verhüten und die erwähnten ſtrengen Maßregeln mußten wiederholt executirt werden, um den eingedrungenen Feind nicht weiter kommen zu laſſen.

Damit ſind wir nun auf den Standpunkt gelangt, von welchem aus die Beurtheilung der jüngſt in Polen ergriffenen Maßregel unternommen werden kann, wobei wir die Abhandlung von Müller zu Grunde legen wollen.

Müller rechnet mit Recht das Königreich Polen zu den Ländern, in welchen die Rinderpeſt nicht heimiſch iſt und wohin ſie immer durch das Steppenvieh eingeſchleppt wird, unter günſtigeren oder ungünſtigeren Umſtänden ſich mehr oder weniger verbreitend. In dem von ihm gegebenen Abriſſe der neuern Geſchichte der Rinderpeſt in Polen führt er ganz beſonders die vielen Hin- und Herzüge der Truppen als Urſache deſſen an, daß ſie in den letztern Jahren eine ſo außerordentliche Verbreitung erlangt hat, zu einer ſchrecklichen Calamität für das Land geworden und auch, trotz der Maßregeln an der Gränze, wiederholt auf preußiſches Gebiet übergetreten iſt, ſo daß hier endlich permanente, abſolute Grenzſperre angeordnet werden mußte, die indeſſen ſeiner Beſchreibung nach weit hinter den Anforderungen, welche die Veterinairpolizei an eine ſolche

zu ſtellen hat, zurückgeblieben iſt, obgleich ſie mehreren Menſchen das Leben gekoſtet hat. Der Schmuggelhandel wird als ganz beſonderes Moment hervorgehoben, wodurch die Sperre jezuweilen ihren Zweck verfehlen mußte. Obgleich er zugeſteht, daß die in dem Königreiche Polen gültigen Verordnungen gegen die Rinderpeſt zweckmäßig ſind und den in Preußen geltenden an Strenge faſt nichts nachgeben, ſo entwirft er doch das düſterſte Bild von der Ausführung derſelben. Unwiſſenheit, Aberglauben bei dem gemeinen Mann, Apathie der Gebildeteren und Vornehmen, die ſich an das Herrſchen der Seuche als an ein nothwendiges Uebel ſchon gewöhnt haben, Unkenntniß, Ungeſchicklichkeit, Gewiſſenloſigkeit und Beſtechlichkeit derjenigen, welche die Verordnungen zu executiren hatten, bewirkten, daß dieſe ſo gut wie gar nicht gegeben waren und die Seuche immer mehr und mehr um ſich griff.

Da traten denn die neuen Beſtimmungen ins Leben, deren Grundzüge im Weſentlichen folgende ſind:

In jedem Kreiſe wird von den Gutsbeſitzern eine nach der Größe des Kreiſes und der von der Rinderpeſt drohenden Gefahr verſchiedene Zahl von Comitémitgliedern und eine gleiche Anzahl von Stellvertretern derſelben gewählt, welche in Gemeinſchaft mit dem Kreisvorſtande den Kreiscomité zur Tilgung der Rinderpeſt bilden. Jeder Kreis wird in ſo viel Bezirke eingetheilt, als Comitémitglieder vorhanden ſind, von denen jedes einem beſondern Comité vorſteht. So wie ein verdächtiger Krankheitsfall unter dem Rindvieh ſich zeigt, wird dieſes, bei Vermeidung ſchwerer und auch in ſolchen Falle wirklich ausgeführter Strafen, dem betreffenden Comitémitgliede des Bezirks angezeigt, welches ſich ſogleich mit dem benachbarten Comitémitgliede, unter Zuziehung eines Polizeibeamten als Stellvertreters des Kreisvorſtandes (gewöhnlich des Bürgermeiſters der nächſten kleinen Stadt), des Polizeiverwalters (Woyt) der betreffenden Gemeinde und eines Sachverſtändigen (Thierarztes oder Arztes) an Ort und Stelle begiebt und die Krankheit conſtatirt. Iſt wirklich Rinderpeſt vorhanden, ſo wird ſogleich das ſämmtliche Rindvieh der Ortſchaft, gleichviel ob krank oder noch geſund, getödtet und mindeſtens ſechs Fuß tief vergraben, nachdem zuvor die Haut auf den Thieren zerſchnitten und der ganze Cadaver mit Aexten in eine unförmliche Maſſe verwandelt iſt.

Nun folgen noch Maßregeln, die gegen das Wiederaufgraben der Cadaver gerichtet und zum Theil ſehr originell ſind, z. B. das Bepflaſtern der Begräbnißſtellen mit muſiviſch geordneten Steinchen ꝛc. Selbſt Aexte,

Meſſer und Stricke, die bei der Tödtung gebraucht ſind, werden mit vergraben.

Das getödtete Vieh wird mit einem Pauſchquantum von 30 — 35 Rubel Silber für den Ochſen, 20 — 25 Rubel für die Kuh, 10 — 15 Rubel für ein Stück Jungvieh bezahlt, gleichviel ob es ſchon krank oder noch geſund iſt. Die Bezahlung erfolgt ſofort nach dem Erſchlagen der Thiere.

Bis zum 22. November 1856 (wann die Maßregel ins Leben getreten, iſt nicht geſagt) ſind in den von der Rinderpeſt inficirten Ortſchaften getödtet und bezahlt worden:

4401 Ochſen mit	145,782	Rubel 5	Kopeken Silber.
9418 Kühe mit	221,268	„ 35	„ „
2653 Stück Jungvieh	34,422	„ 20	„ „
Summa 16,472 Rinder, bezahlt mit	401,472	Rubel 60	Kopeken.
Koſten der Tödtung	4224	„ 66½	„
Diäten für zugezogene Aerzte und Thierärzte	1611	„ 60	„
	407,308	„ 86½	Kopeken.

Dazu kommen noch 4213 Rinder, die vor der Unterſuchung durch die Commiſſion crepirt und daher nicht vergütet ſind, ſowie 434 Kälber, die nicht bezahlt wurden. In den letzten 6—7 Monaten (1856) gingen alſo 21,119 Stück Vieh verloren und die Rinderpeſt ſoll damit gänzlich getilgt ſein.

Herr Müller ſpricht die Ueberzeugung aus: daß dies Verfahren für Polen ein ganz paſſendes und Preußen jetzt gegen die Einſchleppung der Rinderpeſt geſichert iſt.

Beide dieſe Vorausſetzungen können indeſſen vor der wiſſenſchaftlichen Kritik nicht beſtehen.

Polen gränzt unmittelbar an die Steppenländer, bedarf des Steppenviehes und kann daher durch dieſes jeden Augenblick die Seuche wieder zugeführt bekommen. Es iſt aber eine ſichere Erfahrung: daß ohne Schutz vor dem Wiedereinbringen der Rinderpeſt die Keule nur die Kranken, nicht aber die Krankheit todtſchlägt. Solange alſo nicht erwieſen werden kann, daß die polniſche Gränze gegen die Steppen ſorgfältig geſichert und abgeſperrt iſt, bleibt auch der Erfolg des Niederſchlagens problematiſch.

Nun hat zwar das Königreich in der Zwiſchenzeit eine neue, ſehr ſtrenge Verordnung gegen die Rinderpeſt erhalten, die auch Quarantainen

für das aus den Steppen eintretende Hornvieh vorſchreibt, und zwar eine kürzere von nur 4 Tagen für Schlachtvieh, das den großen Städten unumgänglich nothwendig iſt und daher in ſeinem Marſche nicht lange aufgehalten werden darf, und dann eine längere nach dem Muſter der preußiſchen, von 21 Tagen. Wird nicht durch dieſe Verordnung ein zuverläſſiger Schutz gegen neue Ausbrüche der Rinderpeſt in Polen gewährt? Wir antworten: nein! Denn:

1) iſt es ſchon erwieſen, daß Steppenvieh in ſo leichtem Grade von der Krankheit befallen ſein kann, daß ſelbſt der ſachkundige Beobachter ſie überſieht. Dadurch wird alſo der Nutzen der Quarantainen überhaupt in Frage geſtellt und hat auch die Erfahrung gelehrt, wie das oben von Preußen geſagt wurde, daß ſie zuweilen das Uebertreten der Rinderpeſt nicht zu verhindern vermögen und trotz ihrer doch noch ein gänzliches Einfuhrverbot für Hornvieh und giftfangende Sachen verhängt werden muß.

2) Die 21tägige Friſt für die Quarantaine iſt hauptſächlich deswegen anberaumt, weil man dadurch dem zu begegnen hoffte, daß in Heerden, die geſund und unangeſteckt die Gränzen der Steppen überſchritten, bei einzelnen Häuptern, die eine beſondere Anlage zur Selbſtentwickelung der Krankheit hätten, dieſe noch in der Quarantaine und nicht ſpäter weiter im Lande auf dem Marſche zum Ausbruch käme.

Selbſt der Laie ſieht ein wie trügeriſch dieſe Hoffnung iſt!

Die Erfahrung hat gelehrt, daß dieſe 21tägige Quarantaine faſt wie eine Prohibitivmaßregel wirkt und dem Schmuggel Thür und Thor öffnet.

3) Eine 4tägige Quarantaine giebt gar keine Garantie, indem die Thiere, welche etwa erſt am 6., 7., 8. Tage nach ihrem Eintritt in die Quarantaine ſichtbar erkranken, am 4. dieſelbe anſcheinend geſund verlaſſen können. Endlich

4) läßt es ſich gewiß nicht annehmen, daß wie mit einem Zauberſchlage alle Uebelſtände, alle Mißbräuche, die Müller als ſo ſchreiend in Polen hervortretend bezeichnet, durch die neuen Maßregeln verſchwunden ſein ſollten, ſelbſt wenn ſich auch die Edelleute in ihrem eignen Intereſſe an der Abſtellung betheiligten.

Sind ſie aber nicht gänzlich beſeitigt, ſo iſt auch weder Polen noch Preußen geſichert und die Seuche kann durch Schmuggler ꝛc. nicht nur in Polen eingeführt, ſondern auch wieder bis zur preußiſchen Gränze verſchleppt werden.

Es wird Jeder freilich zugeſtehen müſſen: daß das in Polen neuer-

dings beobachtete Verfahren *ſummariſch* und *bequem* iſt; denn was wäre leichter, als nach Conſtatirung der Rinderpeſt alles Rindvieh eines Ortes zu tödten und zu vergraben? So viel iſt aber auch gewiß, daß ſelbſt dann, wenn die größte *Gewiſſenhaftigkeit* und *Ehrlichkeit* bei der Ausführung der Maßregel vorauszuſetzen wäre, dieſe doch ſchon aus dem Grunde keinen bleibenden Beſtand haben könnte, *weil ſie dem Lande viel zu theuer zu ſtehen kommt*. Nach zuverläſſigen Nachrichten hat ſich 1857 die Auflage zur Aufbringung der Vergütungsſumme auf 45 Copeken pr. Kopf von dem gehaltenen Hornvieh erſtreckt!

Die *allerſtrengſten* Verordnungen gegen die Rinderpeſt ſchrieben bisher nur in ſehr ſeltenen Ausnahmsfällen die Tödtung des Viehbeſtandes einer ganzen Ortſchaft vor.

E. Viborg hemmte 1813 und 1814 die Rinderpeſt, welche ſich in Holſtein in 2 Städten, 4 Flecken, auf 7 adligen Gütern und in 38 Dörfern verbreitet hatte, durch Niederſchlagen und Stallſperre, unter Umſtänden auch Ortsſperre, in weniger als 6 Monaten. An der Krankheit waren geſtorben (größtentheils vor der Anwendung der Keule!) 1132 Häupter; erſchlagen wurden: 486 Stück und 263 Rinder feuchten durch. *Nirgends war es nöthig, den ganzen Viehſtamm eines Ortes zu vertilgen*. In den meiſten Fällen genügte ſchon das Erſchlagen der erſten kranken und verdächtigen Thiere. Selten brauchte dies in einem Orte wiederholt zu werden und noch ſeltener kam es vor, daß die Commiſſion zu dieſem Behufe zum dritten Male in einen Ort zurückzukehren brauchte. Die Gränze war dabei aufs ſtrengſte bewacht, damit keine neue Einſchleppung ſtattfände.

Wo das Niederſchlagen, die ſogenannte Keule, derartig wirkt, da iſt der Vortheil offenbar. Dänemark iſt ſeit der Zeit von der Rinderpeſt nicht wieder betroffen worden.

Wo es ſich aber als nothwendig herausſtellt, daß ſofort *alles Vieh* eines Ortes niedergeſchlagen werde, in dem die Rinderpeſt ausgebrochen iſt, weil man ſich, bei der Unzuverläſſigkeit der Eigenthümer, auf das Erſchlagen und Vergraben des kranken und verdächtigen Viehs allein nicht verlaſſen und beſchränken kann, wo zudem eine neue Invaſion nicht mit Sicherheit zu verhüten iſt, *da iſt die Keule nicht angezeigt und ihre Anwendung* — wie dies Eingangs ſchon geſagt — *als ein bloßes Experiment zu betrachten, bei deſſen Anordnung die wiſſenſchaftliche Veterinairmedicin nicht um Rath gefragt worden iſt*.

Wie bereits angeführt, ſtehen mir keine weiteren officiellen Nachrichten über den gegenwärtigen Stand der Rinderpeſt in Polen zu Gebote; es iſt aber bekannt, daß durch das beſprochene ſummariſche Verfahren und die neue Geſetzgebung dieſelbe dort keineswegs ganz und gar getilgt iſt. Denn als ich im Herbſt 1858 durch Warſchau reiſte, theilte mir der Director der dortigen Veterinairſchule, Herr Eichler, mit, daß er erſt vor wenigen Tagen die Rinderpeſt in der Nähe der Reſidenz zu behandeln gehabt habe. In dem diesjährigen dritten Heft der deutſchen Mittheilungen der freien ökonomiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg, S. 223, wird ein neues Vorbauungsmittel gegen die Rinderpeſt, von demſelben Herrn Eichler empfohlen, bekannt gemacht:

1 Quentchen der Eſſenz von der Wurzel der Bryonia alba wird mit 53 Loth Waſſer verdünnt, und davon Morgens und Abends zu 2 Eßlöffel voll, Kälbern und Stärken zu 1 Eßlöffel, gegeben. Bei eintretendem Durchfall ſoll die Cur einige Tage ausgeſetzt und dann wieder begonnen werden. Nach einem dreimaligen Gebrauch des Mittels — heißt es — wird das Vieh für vollſtändig ſicher vor der Seuche gehalten.

Die Redaction fügt hinzu: „bis zum Eintritt der Impfungsmethode in ihre Rechte greift der Landwirth in ſeiner Noth nach dem Strohhalm.“

Ein ſolcher trügeriſcher Strohhalm wird ihm hier wahrſcheinlich auch geboten; die Darbietung ſelbſt bezeugt aber, daß die Noth, d. h. die Rinderpeſt, auch jetzt noch in Polen vorhanden iſt.

Wir haben uns nicht die Aufgabe geſtellt, zu unterſuchen, welche anderen Maßregeln ſicherer zum Ziele führen könnten, ſondern wollen hier nur noch ſchließlich bemerken: daß alle Länder, welche das lebendige Steppenvieh nicht entbehren können, erſt dann vor der Einſchleppung der Rinderpeſt vollkommen geſichert ſind, wenn ſie nur geimpfte Rinder importiren.

Profeſſor Staatsrath Jeſſen.

Literariſches.

— Unter den lebenden ruſſiſchen Dichtern vielleicht der bedeutendſte iſt Nekraſſow — zwar nicht ſehr geſtaltungsreich, nicht großartig ſchöpferiſch, aber manche Seite der lyriſchen Empfindung mit prägnanter Eigenthümlichkeit anſchlagend. Seine Gedichte ſind 1856 in Moskau erſchienen und haben ihm raſch große Popularität in Rußland erworben. Zu dieſem Erfolge haben indeſſen vorzugsweiſe die Gedichte beigetragen, die Nekraſſow aus reichfließender ſatiriſcher Ader gegen Gebrechen der Zeit gerichtet hat; das „Wiegenlied", „der Ehrenmann", „das vergeſſene Dorf" u. a. m. ſind in Jedermanns Munde, wie ihrer Zeit Béranger's Chanſons in Frankreich. Nekraſſow iſt zugleich Redacteur der gediegenen Monatsſchrift: der Zeitgenoſſe (Sſowremennik), deren Miteigenthümer er iſt. Von ſchneidender Schärfe iſt das „vergeſſene Dorf", von dem wir hier eine Ueberſetzung geben; die Geißelung der „absentees" iſt unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ein ſehr beliebtes Thema und ſichert dem Gedicht noch „für eine Weile" die Unſterblichkeit. Es lautet:

Das vergeſſene Dorf.

Holz, die Hütte auszubeſſern,
Bittet Mütterchen Nenila
Von des Dorfes Aelt'ſtem Blaß.
„Habe keines" — ſagt er brummend,
„Nun, was ſtehſt du? pack dich fort!" —

„Laß der Herr nur kommen", denket
Still die Alte, „er wird zwiſchen
„Uns entſcheiden; ſelber ſehen
„Wird der Herr, daß ſchlecht mein Häuschen
„Und befehlen, Holz zu geben".

Wohnt da ſo ein gier'ger Wuchrer
In der Nähe, der die Bauern
Liſtig um das Ihre bringt;
Schon ein treffliches Stück Landes
Hat er ihnen abprozeßt.
„Laß der Herr nur kommen", tröſten
Sich die Bauern, „lehren wird er
„Schon die ſchlauen Feldvermeſſer!
„Wenn der Herr ein Wort nur ſagt
„Iſt der Acker wieder unſer".

Nach Nataſcha freit Ignaſcha
— Hat ſein eigen freies Gütchen —;
Der Verwalter, von Gemüth
Weichgeſtimmt wie alle Deutſchen,
Weigert ſie zum Weibe ihm.
„Müſſen warten", ſpricht Nataſcha,
„Bis der Herr nach Hauſe kommt."
Kurz, es ſchreien Groß' und Kleine
Durch einander, faſt mit Zanken:
„Laß der Herr, der Herr nur kommen!"

Längſt geſtorben iſt Nenila;
Hundertfältig hat geerntet
Nachbar Schelm von fremdem Land;
Bärt'ge Männer ſind geworden
Aus den Knaben, und Ignaſcha
Als Recrut davongezogen;
Selbſt Nataſcha hat die Hochzeit
Längſt ſich aus dem Sinn geſchlagen;
Doch der Herr iſt nicht gekommen,
Immer kam der Herr noch nicht.

Endlich zeigt beſpannt mit Sechſen
Auf der Straße ſich ein Wagen,
Auf dem hohen Trauerwagen
Steht ein Sarg von Eichenholze,
In dem Sarge liegt der Herr,
Hinterm Sarge folgt der neue.
In die Gruft ſetzt man den alten,
Seine Thränen trocknend ſetzet
In die Kutſche ſich der neue —
Fährt davon nach Petersburg.

„Zur Reviſion des Erbrechts vom Standpunkte der Ethik von E. B. v. W." (Berlin 1860.)

Um unſern Leſern auch einmal das Vergnügen zu machen, in dieſer wunderarmen Zeit etwas Seltenes ſich anzuſehen und daraus Stoff zur Belehrung zu finden, wie er nicht oft geboten wird, theilen wir ihnen nicht nur — denn das wäre zu wenig für „jahrelang gepflegte" Gedanken — eine dürftige Kritik der obigen Schrift, ſondern lieber gleich die ganze Schrift ſelbſt mit, zumal ſie an Länge nicht leidet. Die Einſtreuung einiger kleiner Bemerkungen wird hier wol „vom Standpunkte der Ethik" aus nicht verwerflich ſein. Der Herr Verf. beginnt:

„Da vorliegendes Blatt für das allgemeine Publicum geſchrieben,
„dieſes aber in unſerm Jahrhundert nicht die Muße hat, umfangreiche
„Abhandlungen zu leſen, ſo giebt der Verfaſſer in kürzeſten Worten, was
„er jahrelang gepflegt, und bezeichnet nur den Endzweck ſeiner Ideen."

Nun, dafür wird ihm jeder Freund der Kürze dankbar ſein, und wer weiß, um wie viel ſchwieriger es iſt, ſich kurz zu faſſen, als ſich eines Breiteren auszulaſſen, der wird die kunſtvolle Kürze des Herrn Verf. bewundern. — Es folgt die erſte Prämiſſe:

„Die Rechts-Inſtitutionen bezwecken nicht nur die Sicherheit der

„Perſonen und Sachen, ſondern ſie müſſen auch darauf hinzie-
„len, die Menſchheit zur vollkommenſten Verwirklichung
„der Moral in Familie und Staat hinzuleiten“ —

ein ſehr gefährlicher, weil ſo häufig mißverſtandener Satz, der nicht nur auf dem Gebiete des Civilrechts, ſondern mehr noch auf dem des öffentlichen Rechts viel Unheil angerichtet hat. Die Juriſten brauchen nur an all das Unheil zu denken, das die praktiſche Ausbeutung der relativen Straftheorien vonjeher über die Welt gebracht hat, und ſie werden ſchwerlich den Satz des Herrn Verf. ohne weiteres unterſchreiben. Ein jeder ehrenhafte Juriſt wird ſo gut wie der Herr Verf. die Moral hochſchätzen und ſicherlich niemals Rechts-Inſtitutionen das Wort reden, die allgemein anerkannten und befolgten Grundſätzen ſittlicher Freiheit widerſtreiten, aber die große Mehrzahl wird abweichend vom Verf. die im Volke lebenden und durch die Geſetzgebung gepflegten Rechtseinrichtungen eben nicht nach den nothwendig individuellen und deßhalb ſchwankenden Anſchauungen über die Moralität dieſer oder jener Beſtimmung beurtheilen. Für die Moralität ſeiner Handlungen ſorgt Jeder am beſten ſelbſt, ſie gehört gar nicht vor das Forum des Richters und darum wäre es mit dem Staate ſchlimm beſtellt, der ſich zu einer Erziehungsanſtalt machte, aus welcher lauter fertige höchſt moraliſche Familien hervorgingen. Da dem Herrn Verf. ein ſolcher Zuſtand wünſchenswerth ſcheint, ſo kann er natürlich nur klagen wie folgt:

„In wie weit die Principien des faſt durchgängig in Europa gleich-
„mäßig geltenden Erbrechts dieſen Anforderungen nachkommen, beweiſt
„der traurige Zuſtand der Familie in unſerm Zeitalter — und nament-
„lich der Eheſchließung, die einen Grad der Depravation erreicht,
„welche die Menſchheit tief herabwürdigt.“

Ob der Herr Verf. die Satiren Juvenal's, namentlich die zweite, nicht kennt? oder nicht wiſſen ſollte, daß man ſo häufig beim Nachforſchen über die Gründe ſ. g. „Depravationen“ den Wald vor Bäumen nicht ſieht? — Doch weiter!

„Zur Grundlage ſeiner Deduction nimmt der Verfaſſer als Bei-
„ſpiel das Erbrecht ſeines Vaterlandes, der deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands, mit Uebergehung der kritiſchen Beleuchtung des Inſtituts der Ma-
„jorate, deren ſchädlicher Einfluß auf Moral und Volkswirthſchaft längſt
„von der Wiſſenſchaft zu Tage gelegt worden — dies auch mehr dem
„öffentlichen Rechte zufällt.“

„Das bürgerliche Erbrecht anlangend, ſoll nach oben angeführtem „Rechte das mütterliche Erbe gleichmäßig unter alle Kinder, Söhne wie „Töchter, getheilt, das väterliche aber den Söhnen zwei Töchter-Antheile „zutheilen, d. h. jeder Sohn gilt gleich zweien Töchtern."

Und nun? — „Daraus folgt — daß es reiche und arme Mädchen giebt"; unbezweifelbares Factum, aber wunderbare Logik!

„Die reichen Mädchen werden ihres Vermögens wegen geheirathet „und ſind meiſtens ſchlechter daran und unglücklicher als die armen — „was Jedermann aus dem Zugeſtändniſſe derſelben erfahren kann."

Doch wohl nicht ſo ganz. Es giebt zum Glück auch heute noch Mädchen, deren Natur dem ſittlich reinen Weſen einer Lisbeth gleich iſt und die ſich in ihrer reinen, opferungsvollen Liebe bei aller Armuth doch eben ſo von Gottes Gnaden fühlen als die Reichen ihres Geſchlechts. Es heißt das Edle der Frauennatur gar wenig kennen und ſchätzen, wenn man denkt wie der Herr Verf. Noch mehr:

„Die armen werden um ihre Neigung nicht befragt und ihre Ver- „heirathung, wenn ſie gelingt, kann nur eine Verkuppelung genannt „werden."

Doch auch wol nicht ſo ganz, wenigſtens nicht in der Welt, die ich geſehen habe. Wäre dem ſo, dann freilich „kann ſich den ethiſchen Schluß auf ſolche Verhältniſſe jeder ſelbſt ziehen." — Das wären alſo die Motive zur folgenden Codification — und nun

„geſtatte man dem Verf., ſofort zu ſeinem Erbrechts-Entwurfe „überzugehen, welcher, wie er zum Beſten der Menſchheit hofft, die wohl- „thätigſten Folgen auf das ganze ſociale Leben ausüben muß."

Daß doch „die Menſchheit" niemals für ſich ſelbſt ſorgen kann! daß doch immer Andre für ihr Beſtes ſorgen müſſen!

§ 1. „Sowohl das väterliche als mütterliche Erbe wird zu ganz „gleichen Theilen unter die Kinder, Söhne wie Töchter, getheilt" —

ein verſtändiger Grundſatz, den die meiſten Civilgeſetzgebungen nach dem Vorbilde des römiſchen Rechts anerkennen und, ſobald allein Deſcendenten die Erbfolger ſind, durchführen, deſſen Anerkennung und Durchführung aber, wie das römiſche Recht beweiſt (der Herr Verf. denke nur an die der Nov. 118 vorhergegangene Entwicklungsgeſchichte!) nicht in ſo kurzer Zeit zu bewirken iſt, als der Herr Verf. zu glauben ſcheint.

§ 2. „Jedoch genießen die Töchter nur die Zinſen ihres Erbtheils, „können über den Stamm des Vermögens nicht disponiren."

Wie ſich das mit jener im § 1 decretirten Gleichſtellung beider Geſchlechter verträgt, ſieht wol nur der Verſtand der Verſtändigen, ich vermag die Conſequenz nicht zu entdecken. Die Abſicht freilich merkt ſich leicht; ſie iſt im § 3 ausgeſprochen:

§ 3. „Sobald eine Tochter heirathet, fällt ihr ge„ſammtes Erbtheil, oder wenn ihre Eltern ſchon verſtorben, „ihr geſammtes Vermögen ihren Geſchwiſtern zu, die ſich „zu gleichen Theilen darin theilen."

Originell jedenfalls! Und wie ſchön, wenn die junge Frau ſich alles irdiſchen Gutes ganz entkleidet! Sie ſoll als Mutter ja Moral ſtudiren und auf ihre Kinder, ohne den Bedürfniſſen der Außenwelt große Beachtung zu ſchenken, einen ganzen Reichthum ethiſcher Schätze vererben. Des Lebens Nothdurft ficht uns ja nicht an.

§ 4. „Stirbt ein Sohn ohne Erben oder ſtirbt eine unverheirathete „Tochter, ſo wird ihr Erbe zu gleichen Theilen vertheilt unter die Söhne „und unverheiratheten Töchter."

§ 5. „Die verheiratheten Töchter haben nie und nimmermehr eine „Erbſchaft irgend welcher Art zu erwarten, ſelbſt in dem Falle nicht, „wenn ihre Familie bis in die entfernteſten Agnaten-Zweige ausſterben „ſollte. Das der Art frei gewordene Vermögen wird zum Beſten wohl„thätiger Zwecke dem Staate zur Dispoſition geſtellt."

Es giebt manche Beſtimmungen, die keines Commentars bedürfen. Zu ſolchen pflegten die alten Gloſſatoren ihr „Interpretatione non eget" zu ſetzen und waren oft herzlich froh, daß ſie ſo leichten Kaufs über einige Stellen hinwegkamen, die ihrem juriſtiſchen Gewiſſen nicht ſo recht einwollten. Auch hier „Interpretatione non eget." — Nun kommen zum Schluß die geſunden Früchte jener fünfparagraphigen Geſetzgebung.

„Dieſe Beſtimmungen, meint der Verf, würden zur Folge haben:

1) „daß allen habgierigen Motiven bei Schließung einer Ehe vor„gebeugt würde, indem alle Mädchen ohne Vermögen in die „Ehe träten,

2) „daß aber auch die Unabhängigkeit und Würde der unverheirathet „bleibenden Töchter gewahrt ſei,

3) „daß die Söhne, durch das Erbtheil der verheiratheten Töchter „sowohl, als auch durch das Erbtheil der unverheirathet verstor„benen bereichert, dadurch in den Stand gesetzt würden, heirathen „zu können.

„Die Voraussetzung, daß bei obigem Erbrechte gar keine Ehen mehr „geschlossen werden würden, ist unbegründet, vielmehr ist mit Sicherheit „anzunehmen, daß die Ehen zunehmen würden, indem es keinem Zweifel „unterliegt, daß durch diese Erbrechts-Bestimmungen das gesammte Men„schengeschlecht sich regeneriren, an Kraft und Schönheit zunehmen und „dieser zunehmenden physisch-gesunden Entwicklung die moralische „naturgemäß folgen würde.

„Die Ehe aber ist die Wurzel und die Krone der Moral!

Riga, den 4. Juli 1860."

Möge „die Menschheit" die Hoffnungen des Herrn Verf. nicht zu Schanden werden lassen!

Dr. Beckhaus.

Die Redaction der Baltischen Monatsschrift sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß sie sich außer Stande befindet, Einsendungen in die Monatsschrift aufzunehmen, deren Verfasser sich der Redaction nicht nennen.

Redacteure:

Theodor Böttticher, Livl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Inhalt.

Die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere Kurlands . . . . . Seite 189.
Weltansprüche und Mädchenerziehung . . . . „ 229.
Ein Bild aus dem Pugatschewschen Aufstande . „ 242.
Die Gemeinden als Arbeitgeber . . . . . „ 265.
Die Maßregeln gegen die Rinderpest im Königreich Polen . . . . . „ 272.
Literärisches . . . . . „ 282.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift" wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 C., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatsschrift durch Fr. v. Böttticher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatsschrift in Riga" erbeten.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes viertes Heft.

October 1860.

Riga, 1860.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes viertes Heft.

October 1860.

Acc. 20821.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Das letzte Jahrzehnt deutſcher Literatur und deutſchen Lebens.

Eine zeitgeſchichtliche Skizze.

Unter den Umgeſtaltungsproceſſen, welche das deutſche Leben in den letzten 10—15 Jahren angebahnt hat, tritt die Veränderung der Stellung der allgemeinen Literatur zur Geſammtheit des Volkes als eine der bedeutſamſten Erſcheinungen hervor. Um ſie mit voller Objectivität würdigen zu können, ſteht freilich unſere heutige Gegenwart ſelber noch zu ſehr in der Uebergangsperiode, für deren dereinſtige Geſtaltung ihr ſogar großentheils die entſcheidenden Maßſtäbe fehlen. Man kann ſich alſo bei Betrachtung des Wechſelverhältniſſes zwiſchen Literatur und Leben in den jüngſtverfloſſenen Jahren nur an die offen vorliegenden Thatſachen halten. Dieſe ſind im Großen und Ganzen mehr negativen als poſitiven Charakters.

Im Beginne des Jahres 1848 ſagte eine gegen die damals losbrechenden Bewegungen gerichtete Denkſchrift: „Keines Volkes Leben bewegt ſich in Büchern, es ſei denn das Leben des deutſchen Volkes.“ Sie fügte dazu die Anklage, daß „die ſechszigjährige Herrſchaft einer zerſtörenden Philoſophie den Hochmuth des Geiſtes, welcher die Elemente der chriſtlichen Religion völlig auflöſt,“ nirgends mit ſolcher Wucherkraft entwickelt habe, als eben in Deutſchland, ſo daß dieſe offene Wunde unſeres Zeitalters ebenfalls hier am tiefſten und weiteſten aufklaffe. Der Gang der Dinge ſeit jener Epoche hat ſicherlich gezeigt, wie ungerecht die an eine wenigſtens theilweiſe nicht ganz unrichtige Vorausſetzung geknüpfte Anklage war. Die Vorausſetzung war nämlich inſofern nicht unrichtig, als aller-

dings die deutſche Literatur auf die geiſtigen Umſchwünge ihres Volkes ſeit dem Beginne unſeres Jahrhunderts einen unmittelbareren Einfluß geäußert hatte, als dies bei andern Nationen der Fall war, deren Lebensbewegungen bei gleichem Bildungsgrade durch die politiſchen Herrſchaftsſyſteme weniger an einer praktiſchen Durcharbeitung verhindert wurden. Weil das deutſche Volk in ſeinen Einzelſtaaten wie in ſeiner Bundesgeſtalt faſt in jeder Lebensſphäre an der ſelbſtſtändigen Entwickelung und Geltendmachung ſeiner nationalen Kräfte gehemmt blieb, hatte ſich ziemlich naturgemäß die geſammte Strömung nach dem literariſchen Gebiete hingezogen. Man betrachtete die Vorgänge auf dieſem wie wirkich praktiſche Ereigniſſe; aus ihnen zog die Weiterarbeit des Geiſtes wieder ausſchließlich ihre Nahrung. Das Aufgehen des deutſchen Volkes oder mindeſtens ſeiner gebildeten Elemente im Schriftleben war bis zu einem gewiſſen Grade eine Selbſttäuſchung, als ob die literariſche That an ſich ſchon dem praktiſchen Eingreifen in den Organismus des großen Lebens gleichkomme. Man machte allerdings Bücher zu Ereigniſſen, ohne zu fragen, welche Rückwirkung ihre Ideen auf die nun einmal gegebene praktiſche Möglichkeit zu äußern vermöchten; man beförderte damit allerdings einen gewiſſen Hochmuth des Geiſtes auf Koſten der eigentlichen Thatkraft.

Indeſſen haben wir uns nicht mit jener Vergangenheit zu beſchäftigen, welche wenigſtens zum größten Theile kaum eine Nachwirkung auf die gänzlich umgeſtaltete Gegenwart äußert. Damit iſt natürlich nicht gemeint, daß was damals geiſtig errungen und geſchaffen wurde, nicht in tauſendfachen Beziehungen auch noch heute fortarbeitet. Was wir meinen, das iſt, daß jene Ueberſchätzung der ſchriftſtelleriſchen Production verſchwunden iſt, welche ſelbſt der dilettantiſchen Arbeit eine Bedeutung zumaß, wie ſie kaum dem tüchtigſten und thatkräftigſten Praktiker — welcher aber natürlich mit der Wirklichkeit der Verhältniſſe abrechnen mußte — in ähnlicher Bereitwilligkeit dargebracht wurde. Jene Anmaßlichkeit der äſthetiſchen Literatur, welche mit belletriſtiſcher und dilettantiſcher Handhabung der größten Lebensfragen „Geſchichte machen“ zu können ſich einbildete, darf heute wohl als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden. Die äſthetiſche, namentlich die eigentlich poetiſche Literatur ſcheint zu der Erkenntniß gelangt zu ſein, daß ſie bei dem praktiſchen und poſitiven Streben der Nation wohl anregen und erregen, jedoch nicht entſcheiden ſoll. Noch heute mag der Sänger mit klingender Mahnung an Völker und Könige herantreten; aber darauf hat er verzichtet, mit ſeinen Verſen die Welt geſtalten

zu wollen. Es iſt in dieſer Beziehung ſicherlich von weſentlichſtem Gewichte, daß jene ſogenannte „politiſche Lyrik“ — ein Widerſpruch im Beiworte — welche einmal eine gewaltige Rolle geſpielt hat und manchen Namen aufs Schild hob, der ohne die Tendenz wohl kaum genannt worden wäre, bis auf die letzten Spuren aus dem Meßkatalog und noch mehr aus dem Bewußtſein des Publikums verſchwunden iſt. Die heutige Poeſie ward über alles harmlos und unbedeutend, ja vielleicht allzu reſignirt. Würde die Literaturgeſchichte in der Zukunft fortwährend ſo ungerecht bleiben, wie ein großer Theil ihrer Bearbeiter es gegen die Vergangenheit iſt, würde ſie der poetiſchen Production den erſten Rang einräumen unter den Zeugen und Vertretern unſerer Culturepoche, ſo würde ſich dieſelbe in ſolcher Perſpective äußerſt ſchaal, nüchtern, geiſtesarm, unbewegt und zeugungsſchwach ausnehmen. Denn man darf beinahe ſagen, daß heute jener Wunſch bereits in Erfüllung gegangen iſt, welchen Gervinus in einer ſeiner früheren Schriften dahin ausſprach: für das Beſte des deutſchen Volkes ſei es nothwendig, das Feld der Poeſie eine Zeitlang unangebaut zu laſſen, weil es früher von ſeinen Kräften zu viel daran ausgegeben habe. Man kann es ſich nicht verhehlen, daß die deutſche Poeſie ſeit etwa zehn Jahren nicht bloß immer harmloſer, ja faſt immer dilettantiſcher geworden iſt, ſondern auch, wenigſtens in den letzten zwei Jahren, relativ weniger Erzeugniſſe als früher auf den Buchmarkt geworfen hat.

Dabei ſind zeitbezügliche Stoffe im eigentlichen Gedicht und namentlich auf dramatiſchem Gebiete ebenfalls nicht mehr von hervorragender Beliebtheit. Wenn man die eigentlichen Repertoire-Poeten abzieht, deren Zurechnung zu den Dichtern doch mindeſtens beſcheidenen Zweifeln unterliegt, ſo ſehen wir dagegen ſeit mehreren Jahren in wachſender Zahl Stoffe des antiken Heldenthums zum dramatiſchen Vorwurfe genommen. Darin glauben wir allerdings keinen bloßen Zufall erkennen zu dürfen. Indem der dichteriſche Geiſt den pſychologiſchen Entwickelungen und Kundgebungen gewaltiger Charaktere unter minder complicirten Lebensverhältniſſen als die unſrigen nachgeht und ſie nach den verſchiedenſten Seiten zur Erſcheinung bringt, offenbart ſich auf der einen Seite eine Reaction der Idealität gegen die Künſtlichkeit unſeres ſocialpolitiſchen Materialismus, auf der andern Seite das Sehnen des dichteriſchen Geiſtes nach einer eigengearteten vollen Kraft, deren Eingriffe in die Welt ihrer Zeit und Umgebung vom blanken Utilitätsprincip ebenſo wenig als von „des Gedankens Bläſſe angekränkelt“ iſt. Das ſind, wenn man ſo will, allerdings auch Rückgriffe

auf die geiſtige Excluſivität unſerer klaſſiſchen Literaturepoche. Aber weit entfernt, gleich jener damit die Geiſteswelt des Publicums von der trocknen Nothwendigkeit der Lebensarbeit ablenken zu wollen, haben dieſe dichteriſchen Geſtaltungen, was auch ihr äſthetiſcher Werth ſei, culturgeſchichtlich kaum eine andere Bedeutung als die eines poetiſchen Sichzurückziehens von der unſchönen Wirklichkeit. Das große Publicum ſteht in der äſthetiſchen Literatur unſerer Gegenwart kaum etwas anderes, als ein Unterhaltungsmittel für ruhige Mußeſtunden, und jeder Einzelne hat deren in ſeiner Sphäre heut viel weniger noch als unſere Väter.

Der gewohnte Gang unſerer klaſſiſchen Bildung, die Entwickelung unſeres Geiſtes und Gemüthes unter dem vorherrſchenden Eindrucke der Werke unſerer größten Dichter, das ſpecifiſch deutſche Bedürfniß, Herz und Hirn aus dem Qualme des alltäglichen Lebens hinauszutragen in die klareren Sphären poetiſcher Anſchauung, laſſen uns in einer ſolchen Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen Welt und Dichtung beinahe fraglos den Beginn einer gewiſſen Verwilderung erblicken. Doch legt man auch dieſen mehr idealen Maßſtab nicht an den Geiſt unſerer Zeit, ſo bleibt noch die Frage berechtigt, ob eine derartige relative Geringſchätzung der eigentlichen Poeſie für die Weiterentwickelung unſeres nationalen Lebens Vortheil oder Nachtheil bringt? Als Thatſache muß man jedoch die geänderte Werthſchätzung der poetiſchen Production im öffentlichen Leben jedenfalls anerkennen. Und erklärlich iſt ſie wahrlich! Wenn unſere Heimath ringsum von Feinden bedroht iſt, denken wir wenig daran, Dasjenige zu ſchätzen, was ſie bloß ſchmückt, ob es auch unſerem Geiſte in glücklicheren Stunden reiche Anregungen gewährte. Wenn der Boden unter unſern Füßen dröhnend ſchwankt, iſt nicht die erſte Frage nach den Kunſtſchätzen unſeres Hauſes, ſondern nach dem Inhalte unſeres Lebens, unſerer Zukunft, nach Weib und Kind. Eine gewiſſe Entfremdung gegen die mehr idealiſtiſchen Gaben des Lebens tritt bei jedem Einzelnen und bei jedem Volke ein, ſobald große umgeſtaltende Epochen noch unentwickelt ſeine Thätigkeiten in Anſpruch nehmen. Unſer ſociales Leben iſt aber ſeit 1848 in immer neuen Entwickelungswehen umhergeworfen worden, unſere nationale Exiſtenz iſt ſeit der Mitte der fünfziger Jahre fortwährend genöthigt geweſen, gegen mächtige Feinde auf Wacht zu ſtehen. Der Aeſthetiker, der Künſtler, der abſtracte Culturhiſtoriker ſieht in dieſer Entfremdung von den freien Künſten freilich eine Verwilderung; denn ihm iſt eben Aeſthetik und Kunſt des Lebens Inhalt. Dagegen bleiben beide allen andern Menſchenkreiſen doch immer

mehr nur Schmuck und Zierde, von deren innigem Zuſammenhange mit der Praxis einer ausgebildeten Cultur ihnen wohl ſelbſt die Ueberzeugung nicht nach allen Seiten hin klar iſt. Wir dürfen dabei auch nicht vergeſſen, daß jedes Zeitalter, welches ſich hiſtoriſch feſtſtellt, immer die wirkliche oder ſcheinbare Vernachläſſigung irgend einer Bildungsrichtung erkennen läßt. Aber dagegen tritt auch faſt mit derſelben Geſetzmäßigkeit in der folgenden Epoche jene ſcheinbar vernachläſſigte Richtung in erneuerter Stärke, wenn auch in einer andern Bildungserſcheinung, hervor. Sollen wir nun glauben, daß unſere Gegenwart, ſo gewaltig in Schöpfungen des materiellen und praktiſchen Lebens, keine neue Bildungswendung der äſthetiſchen Schöpfung begründen könne? Nicht bloß die äſthetiſche Literatur, nicht bloß die Poeſie auf ihren verſchiedenen Gebieten, ſondern auch die plaſtiſche Kunſt in ihren verſchiedenen Auszweigungen theilt für jetzt das Schickſal des Zurücktretens aus dem öffentlichen Intereſſe. Wir können jedoch auf der andern Seite ebenſo wenig außer Acht laſſen, daß die literariſche wie künſtleriſche Production auch übereinſtimmend zu außerordentlich hoher techniſcher Vollendung gelangt ſind. Man darf ſogar vielleicht fragen: ob nicht beide in der Technik ſoweit vorgerückt ſind, daß eben darin bis zu einem gewiſſen Punkte eine Urſache, Erklärung und Nothwendigkeit dafür liegt, daß ſich die eigentliche Schöpfungskraft offenbar verminderte, neue Ideen ſeltener geworden ſind, häufig das Abſonderliche mit Genialität verwechſelt wird, der derbe Materialismus anſtatt ſchöner Wahrheit gilt und ſogar die gerade auf der Tagesordnung ſtehenden Fragen als hiſtoriſche Ideen der Menſchheit behandelt werden?

Wir verfolgen dieſe Fragen nicht weiter. Dagegen läßt ſich wohl nicht verkennen, daß andererſeits der techniſche Abſchluß, welcher bis zu einem gewiſſen Punkte in der äſthetiſchen Literatur und in den Künſten erreicht iſt, einen der Haupterklärungsgründe dafür abgiebt, wenn unſere Gegenwart nicht bloß der Literaturgeſchichte, ſondern überhaupt der Kunſtgeſchichte im weiteſten Sinne eine Ausdehnung gegeben hat, wie ſie dieſelbe auf hiſtoriſchem Unterſuchungsgebiete und dem der äſthetiſchen Kritik kaum noch jemals beſaß. Dieſe hiſtoriſche wie äſthetiſche Kritik iſt aber wieder im Ganzen den Literatur- und Kunſtobjecten ſelbſt weniger zugewendet, als ihrer civiliſatoriſchen Bedeutung. Man fragt relativ weniger nach ihrem äſthetiſch-techniſchen Werthe als nach den Vorausſetzungen dieſer und jener beſtimmten Culturepoche, aus welcher ſie hervorgingen. Man behandelt die künſtleriſche Richtung, die literariſche Entwickelung, die äſthe-

tiſche Schule, welche zu der einen oder der andern Zeit vorherrſchte, als Reſultate des außerkünſtleriſchen, des ſocialen und politiſchen Lebens. Die Kunſt- und Literaturgeſchichte unſerer Tage ruht auf der Ueberzeugung, daß die äſthetiſchen Blüthen am Lebensbaume nicht bloß der heitern Schönheit und behaglichen Ruhe ihrer Zeit entſprießen, ſondern auch recht eigentlich vom ſehnenden Drängen, von bangenden Unzufriedenheiten und ernſten Fragen, von peinlichen Unentſchiedenheiten und Kämpfen, vom herbſten Zorne und tiefſten Schmerze ihres Zeitalters geſchwellt wurden. Jene früher nicht ſeltene Illuſion, welche wähnte, die ſchönſten und kraftvollſten Entfaltungen auf dem Gebiete der Kunſt ſeien vorzugsweiſe Zeugen einer gewiſſen innern Befriedigung des Lebens durch ſchwungvolle Thätigkeit oder allgemeine Herrſchaft erhebender Ideen — ſie iſt großentheils verſchwunden.

Die heutige Zeit überſchätzt im Anſchauen großer Kunſt- und Literaturepochen die andern Phaſen ihres zeitgenöſſiſchen Lebens keineswegs mehr in ähnlicher Weiſe, wie es einer früheren kritiſch-hiſtoriſchen Betrachtung nicht ungeläufig war; ſie ſtellt andererſeits deshalb den Culturgehalt eines Zeitalters nicht niedriger, weil daſſelbe weniger Zeugniſſe ſeiner äſthetiſchen Productivität hinterließ. Man iſt dadurch, wenn man es ſo nennen will, vielleicht zu einer ziemlich nüchternen Auffaſſung der Wechſelwirkung zwiſchen äſthetiſcher und praktiſcher Lebensarbeit gelangt; hieraus mag es ſich großentheils auch erklären, daß unſere große Literaturepoche noch immer und ſogar vorzugsweiſe den Gegenſtand kritiſch-hiſtoriſcher Betrachtung bildet. Es iſt keineswegs eitles Sichſonnen einer vergleichsweiſe kleinen Nachkommenſchaft im ſtrahlenden Glanze der Ahnen. Vielmehr gilt es auf der einen Seite, das Räthſel zu löſen, daß gerade dieſe der geiſtigen Production ſo wenig günſtigen Zeitläufe deren vollendetſte Werke erzeugten, auf der andern Seite gilt es, jene Epoche als klar abgeſchloſſenes Geſchichtsbild mit der Zeit ihrer Epigonen in Verbindung zu ſetzen und ihre Nachwirkung auf unſere Gegenwart deutlich zu machen. Die zahlreichen Literaturgeſchichten der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welche gerade im letzten Jahrzehnt veröffentlicht worden ſind, erſcheinen aus ſolchem Standpunkte keineswegs als voreilige Beſtrebungen. Selbſt der Ueberfluß an kritiſch-hiſtoriſchen Beiträgen zur Erläuterung beſtimmter und einzelner Producte unſerer klaſſiſchen Literaturepoche giebt ſich als ein ſehr prägnantes Zeichen der Zeitrichtung, wenn auch unter den Exegeten manche hervortraten, welche geradezu kindiſch und ammenhaft wurden, nicht erklärten, ſondern verwuſchen, nicht aufhellten, ſondern verfinſterten.

Man hat unſer Zeitalter dem byzantiniſchen verglichen. Dieſe Parallele hat ſicherlich in recht vielen Richtungen keineswegs Unrecht; allein man darf ſie doch nicht, wie es eben ſo häufig geſchieht, allzuſehr in das Detail fortführen, ohne den Vergleich mit übermäßigem Hinken zu bedrohen. Die Lehre von den hiſtoriſchen Analogien verſchiedener Jahrhunderte hat etwas überaus Verführeriſches und gerade deshalb wird ſie um ſo vorſichtiger anzuwenden ſein, wo die ſelbſtverſtändlichen materiellen Vorausſetzungen des alltäglichen Lebens ſo gut wie gar keine Analogien mit der geiſtig verglichenen Vergangenheit zulaſſen. In dieſem Falle befindet ſich jedoch unſere Gegenwart. Der Dampf und die Telegraphie haben bis auf ſie herab durchaus kein Analogon. Karl Gutzkow iſt unter den modernen Schriftſtellern vielleicht derjenige, welcher die feinſte Senſibilität für das weſentlich Bedingende des Moments beſitzt. Wir mögen nicht darüber urtheilen, ob ſeine Dichterkraft dieſem feinen Empfindungsvermögen die Waage hält; aber jedenfalls giebt ſich letzteres außerordentlich treffend kund, indem er ſeinen neueſten Productionen ausdrücklich die Aufgabe zutheilt, den „Roman des Nacheinander" durch die „Darſtellung des Nebeneinander" zu erſetzen*) Wir wiederholen, daß wir die ſelbſtgeſchaffene Aufgabe nicht für gelöſt erachten; allein ihre theoretiſche Aufſtellung bezeichnet allerdings das thatſächlich bedingende Moment im Leben der Gegenwart. Durch die Verkürzung der Räume und das mindeſtens für das Telegramm entſtehende Verſchwinden der Zeit hebt ſich für jeden einzelnen Menſchen mehr oder minder die Aufeinanderfolge der Eindrücke von räumlich weit getrennten Thatſachen auf. Der einzelne Vorgang ſelber erhält auf ſolche Weiſe die Modificationen ſeiner eigenen Conſequenzen ſchon im Momente ſeines Entſtehens, noch ehe er ſie ſelbſtſtändig entwickelt; er kann nicht mehr iſolirt gedacht werden. Das praktiſche öffentliche Leben zeigt uns nun in jedem Augenblicke, wie dadurch die ganze

*) Wir glauben unſern Leſern einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie hier auf die mit ſehr geſundem Urtheil geſchriebene „Deutſche Literatur der Gegenwart (1848 bis 1858)" von Robert Prutz aufmerkſam machen. Es heißt daſelbſt S. 31 Band II.: „Jene neuen Bahnen freilich, welche einzelne enthuſiaſtiſche Anhänger des Dichters beim Erſcheinen der erſten Bände verkündigten, haben die „Ritter vom Geiſte" unſerer Literatur nicht eröffnet. Auch jener „Roman des Nebeneinander", den der Dichter ſelbſt im Vorwort der „Ritter vom Geiſte" etwas gar zu eilig ankündigte, hat ſich eben ſo ſchnell wieder verlaufen, wie er in Scene geſetzt ward, ohne irgend welche Spuren ſeines Auftretens zurückzulaſſen. Allein auch darin können wir keine wirkliche Niederlage des Dichters erblicken; wenn der Wein nur gut iſt, was kommt auf den Zettel an, der auf der Flaſche klebt? Dieſer nicht ganz

Auffaſſung der Welt und ihrer Ereigniſſe abgeändert worden iſt. Es wird uns heute ſchon unendlich ſchwer, uns in den Ideengang unſerer Großväter hineinzudenken, und ſelbſt die größte einzelne That damaliger Zeit erſcheint uns leicht in ihrer zeitgenöſſiſchen Darſtellung einſeitig und kleinlich behandelt, weil ſie nach den damaligen Verkehrsverhältniſſen nicht ſofort unter dem Eindrucke ihrer weltumfaſſenden Wechſelwirkungen wiedergegeben werden konnte. Man mag nun freilich fragen, ob dieſe Unmöglichkeit unſerer Gegenwart, das einzelne Leben und den einzelnen Gedankenkreis mindeſtens eine Zeitlang gegen ferne und nahe Wechſelwirkungen abzuſchließen, für die Geſchloſſenheit literariſcher, künſtleriſcher, überhaupt geiſtiger Hervorbringung günſtig iſt. Man kann dieſe Frage aufwerfen, aber man kann die Thatſache nicht wegleugnen, daß dieſer Umgeſtaltungsproceß des materiellen Verkehrs nothwendig bedingend wurde. Man kann weiter fragen, ob das Einleben in dieſe neuen Bedingungen unſeres Denkens, Dichtens und Trachtens bereits weit genug gediehen iſt, um neue Formen und Geſtaltungen der Productivität zu voller und geſunder Blüthe gedeihen zu laſſen. Allein es iſt ebenſo thatſächlich, daß die geiſtige Production unſerer Gegenwart, wenn auch zum Theil unbewußt, unter dem Eindruck einer ſolchen Nothwendigkeit arbeitet. Jedenfalls hat die geſammte Literatur der Gegenwart den großen Vorzug, ein klarerer Spiegel unſeres allgemeinen Intereſſenlebens zu ſein, als ſelbſt jene glänzendſten Schöpfungen, die man als klaſſiſche zu bezeichnen pflegt. Aus dieſem Standpunkte darf man es geradezu als Ungerechtigkeit mancher unſerer größten Literarhiſtoriker bezeichnen, wenn ſie mit Goethe und Schiller unſer eigentlich ſchöpferiſches Literaturleben beendet nennen. Die Productivität hat ſich nur für jetzt nach andern Gebieten als den gewohnten der Poeſie gewendet; ſie iſt in Sphären getreten, in denen ſie früher nicht vorhanden war oder mindeſtens nur für ſehr beſtimmte Kreiſe.

Selbſt die Koryphäen unſerer Literatur wendeten ſich zu der Zeit, da

wohl angebrachte Nachdruck, mit welchem Gutzkow in erſter Vaterfreude ſeinen „Roman des Nebeneinander“ ankündigte, war noch eine unter den obwaltenden Umſtänden doppelt verzeihliche Reminiscenz ſeiner früheſten jungdeutſchen Epoche; es war damals noch ſo Mode, von jeder neuen Novelle und jedem neuen Drama, ja oft nur von einer glänzend geſchriebenen Kritik den Anfang einer neuen literariſchen Epoche zu datiren, und wenn nun ein Dichter, der übrigens ſo viele Beweiſe ſeines raſtloſen Fleißes und ſeiner unermüdlichen Strebſamkeit gegeben hat, ſich von einer ſolchen veralteten Mode auch einmal zur Unzeit beſchleichen läßt, ſo iſt das doch gewiß kein Grund, ihn nun gleich vor ein kritiſches Inquiſitionstribunal zu ſchleppen und das Buch zu verdammen um des Vorworts willen.“ D. Red.

ſie ſchrieben, bewußt und abſichtlich an ſehr ausſchließliche Kreiſe. Es iſt ein Verdienſt der nationalen Bildung, ihnen allmählig das Geſammtintereſſe der Nation zugeführt zu haben. Im Augenblicke ihres Auftretens waren ſie nicht populär und war ihnen ſelber ihre nationale Popularität ein ziemlich fernliegendes Ziel. Dies iſt heute anders, der Schriftſteller wendet ſich direct an die Nation. Darum tritt die Literatur der Gegenwart, ſo ſubjectiv ſie ſich auch in der einzelnen Arbeit ausprägt, nirgends aus dem Rahmen der Intereſſen, die in That und Wahrheit unſer Culturleben beherrſchen.

Dieſe Aenderung iſt überdies noch ſpeciell die naturgemäße Reaction gegen literariſche Zeitverirrungen, die noch keineswegs weit hinter uns liegen. Aus der Geringſchätzung, welche die ſogenannte romantiſche Periode für die praktiſchen und materiellen Bedingungen des Lebens zur Schau trug, und aus der Rückſichtsloſigkeit, womit ſie die Logik des Lebens überſprang, hatte ſich in der daraus hervorgegangenen Literaturepoche, welche nur durch ihre Widerſacherei gegen die Sentimentalität der romantiſchen Gefühlswelt den Anſchein einer kräftigen Reaction erhielt, in der allgemeinen Schriftwelt eine Behandlung der Lebensfragen entwickelt, deren Weitergeſtaltung die Gefahr ſehr nahe rückte, daß das ethiſche Princip den flüchtigen Reizen pikanter Formen und brillanter Einfälle geopfert werde. Man vergaß, daß nur Einfachheit, Würde und Wahrheit bleibenden Werth und treibende Kraft beſitzen. Namentlich die belletriſtiſche Literatur ſtand außerhalb der Gedankenwelt und darum außerhalb des Herzſchlages ihrer Zeit. Nicht darum ſowohl, daß ſie nicht auch dieſen berührt hätte, ſondern darum, daß ſie ihn ebenſo belletriſtiſch behandelte, als ob es nur wieder ein äſthetiſches Gedankenſpiel betreffe. Dabei maßte ſich aber die Belletriſtik an, „Geſchichte machen“ zu können und vergaß dabei ihren Beruf, die höchſten bleibenden Intereſſen der Menſchheit, zu vertreten, die Zeitintereſſen mit dem allgemeinen Culturleben zu vermitteln, die materiellen Richtungen zu vergeiſtigen. So ſtand die eigentlich productive Literatur wurzellos im großen Publicum; ein guter Theil ihrer Bücher wurde geradezu für die Zunftgenoſſen, die „Literaten“ geſchrieben. Dies prägte ſich ſogar äußerlich in einem gewiſſen Modeſtil aus, welcher flitternden, ſprunghaften und blendenden Verzierungen der Schreibart den Vorrang vor dem kernhaften und treffenden Ausdrucke des Gedankens einräumte. Wir wollen gar nicht leugnen, daß jene Uebergangsepoche, welche geſellſchaftliche, politiſche, nationale Ergebniſſe ſo außerordentlich leichten Kaufs erlangen zu

können wähnte, für eine leichte und elegante Handhabung des Gedankenausdrucks weſentlich förderſam geweſen iſt. Denn jegliche Culturbewegung, ſelbſt eine irrthümliche, hinterläßt der nachfolgenden Epoche verwendbare Reſultate. Dagegen läßt ſich ebenſo wenig leugnen, daß gerade jene „jungdeutſche“ Literaturrichtung, weil ſie von falſchen Vorausſetzungen ausging und mißverſtändliche Conſequenzen zog, mit ihren blendenden Erfolgen recht viel zur Verwirrung der Begriffe beigetragen hat, welche in den nachfolgenden Bewegungsjahren die ſocialen und politiſchen Beſtände bis in ihre Grundfeſten erſchütterten, aber nichts Probehaltiges erſchufen. Trotzdem möchten wir in jener Herrſchaftsepoche des „jungen Deutſchland“ die erſten, wenn auch theilweiſe noch ziemlich unklaren, namentlich in frivole Geringſchätzung aller Autorität überſchlagenden Anfänge der wichtigſten unſere Zeit bedingenden Anſchauungen nicht verkennen. Der Geſammt-Charakter unſerer Gegenwart geht mehr und mehr dahin, bis zu einem gewiſſen Punkte die Individualität der Geſammtheit zum Opfer zu bringen. Dieſer Ausdruck iſt nicht mißzuverſtehen. Die Individualität als ſolche hat vielleicht kaum jemals ſo lebhaft nach unbeſchränkter Entfaltung ihrer Kräfte geſtrebt, wie eben jetzt; allein die Berechtigung dazu wird von der Welt eben auch nur ſo weit anerkannt, als die entſprechenden *Kräfte* der Individualität in ihren Kreiſen ausreichen. Es iſt ganz natürlich, daß ſie dieſen Kreis zu erweitern vermag, wenn ſie eine große bewegende Idee vertritt. Aber ſie wird auch ſofort ihre Grenze außerordentlich ſcharf gezogen finden, ſo wie ſie ſich egoiſtiſch geltend machen und ihre ſpecifiſchen Intereſſen denen der Allgemeinheit entgegenſtellen möchte. Scheinbar mögen freilich manche der heutigen politiſchen Erſcheinungen einer ſolchen Auffaſſung der Wechſelbeziehungen zwiſchen Individualität und Allgemeinheit entgegenſtehen. Doch iſt dies unſeres Erachtens eben auch nur ſcheinbar und jedenfalls vorübergehend. Auch die thatſächlich machtvollſte Perſönlichkeit unſerer Gegenwart würde nicht zu ſolcher Herrſchaftskraft gelangt ſein, wenn ſie nicht ein allgemeines Civiliſationsmoment auf ihr Banner geſchrieben hätte und ſie wird über Nacht zuſammenbrechen, ſo wie ſie ihre egoiſtiſchen Intereſſen nicht mehr mit denen des europäiſchen Bedürfniſſes zu vermitteln weiß. Wenden wir uns aber auf das geiſtige Gebiet zurück, ſo würde es, um mit einem Beiſpiel zu ſprechen, heute geradezu undenkbar ſein, daß ſelbſt eine gleich große Begabung, wie die der Koryphäen unſerer klaſſiſchen Literaturepoche, eine außerhalb der Nation ſtehende ideale Weltanſchauung nicht bloß in der Dichtung, ſondern als allgemeine geiſtige

Richtung zu bedingender Herrſchaft zu bringen vermöchte. Denn damals konnte ſich die productive Literatur mit Ausſchließlichkeit an eine geiſtig herrſchende Ariſtokratie wenden, welche durch ihre glücklichen Lebensverhältniſſe dennoch außerhalb der brandenden Wogen der Weltbewegung geſtellt blieb; heute iſt ſie dagegen auf die Geſammtheit des Volkes gerichtet, auf eine Geſammtheit, deren geiſtige Bildung und materielle Intereſſen nach rieſenhaften Maßſtäben erweitert und gewachſen ſind, die jedoch eben darum ihre Exiſtenz auch theoretiſch durchaus nicht von den praktiſchen Bedingungen des Lebens abzuſcheiden vermag. Auch für die literariſche Production giebt es heute keine „Geſellſchaft" mehr, ſondern nur ein Publicum.

Dieſes Moment iſt oft ſehr ungerechter Weiſe bei der Beurtheilung unſerer literariſchen Gegenwart außer Acht gelaſſen. Die Vertreter der deutſchen Schriftwelt ſind heute nicht durch Ungunſt der Zeit oder Verwilderung der Bildung genöthigt, herabzuſteigen in Sphären, die ihrer nicht würdig, ſondern die Allgemeinbildung kommt ihrem Verſtändniß ſo vielfach entgegen, daß es eine falſche Auffaſſung ſein würde, wenn man annehmen möchte, die weiterbildende und bedingende Schriftwelt ſchwebe eigentlich in einer Sphäre, welche nur außerhalb des Gedanken- und Intereſſenorganismus der praktiſchen Welt ihre Befriedigung finden könne. Damit iſt durchaus nicht bedingt, daß nicht auch heute noch die beſten und bleibendſten Erzeugniſſe der Literatur außerhalb des eigentlichen Tagesereigniſſes ihre Wirkung ſuchen und finden. Noch weniger iſt jedoch anzunehmen, daß darin eine Gleichgültigkeit ihrer Autoren gegen das Vaterland, gegen die allgemeine europäiſche Lage ihren mindeſtens paſſiven Ausdruck finde. Indifferenz gegen die wirkliche Welt iſt bei geiſtigen Productionen unſerer Gegenwart eine undenkbare Vorausſetzung geworden. Im Gegentheil, überall tritt auch bei ihren davon ſcheinbar abgewendeten Erzeugniſſen der gute Eifer, über die Tagesereigniſſe und ſelbſt über die Schickſale des lebenden Geſchlechts hinaus dem ſtrengen Drange der Civiliſation, den erhabenſten Ideen der Menſchheit zu dienen, lebhafter und nachdrücklicher hervor, als es zu andern Zeiten geſchah. Die Frucht, welche dabei reift, kommt der Gegenwart von ſelber zu Gute. Denn dieſes Ringen erfolgt unter dem nachhaltigen Eindrucke der harten Erfahrungen, welche die nächſtgelegene Vergangenheit zu Wege gebracht hat. Je allgemeiner Bildung und Erkennen geworden, jemehr die Entfernungen der Zeit und des Orts verſchwunden ſind, deſto klarer und unbedingter herrſcht dieſes Geſetz. Kein Mann kann heute eine welthiſtoriſche That vollführen, ſobald ihre Noth-

wendigkeit nicht dem allgemeinen Bewußtſein innewohnt, und welterſchütternd wirkt auch keine Idee, wenn ſie nicht ein allgemeines Bedürfniß zum Ausdruck bringt, wenn ihr Streben, ihr Ziel, ihre Schöpfung dem Geiſtesdrange der Zeit und der Verhältniſſe, in deren Atmoſphäre ſie tritt, nicht entſpricht. Octroyiren läßt ſich heute auf geiſtigem Gebiete die Welt nichts. Jede Zeit trägt ihr Recht in ſich, ſo auch die unſere. Nur mit Anerkennung dieſes Rechts wird man ihren Erzeugniſſen gerecht ſein, es giebt den Maßſtab ab. — — —

Die heutige Literatur arbeitet mit geſteigertem Fleiße, weil mit dem Bewußtſein, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen mehr oder minder auf äußerlichen Glanz ihres Erfolges verzichten zu müſſen. Und indem wir dieſe Steigerung des Fleißes und der Sorgſamkeit bei den einzelnen Productionen beobachten, erhellt daraus eine Zuverſicht, wie ſie nur eine bereits gewonnene Geiſtesklarheit zu bewähren vermag. Auf Erkenntniß und Durchdringung des wirklichen Lebensinhaltes, des geſammten Lebensorganismus richten ſich in ſtrenger Concentration die Beſtrebungen aller hauptſächlichen Gebiete. Theorie und Idealiſtik erſcheinen zurückgetreten, mit ihnen Phantaſterei und Bizarrerie. Nicht bloß die Literatur der allgemeinen Wiſſenſchaften, welche mit ihrer weiten Herrſchaft eben für jenen ſtrengen Sinn der Stimmung zeugt, der in allen Regionen deutſcher Bildung waltet, ſondern auch die Aeſthetik iſt heute vielleicht minder amüſant als noch vor wenigen Jahren, ſo wie auch minder das, was man damals geiſtreich zu nennen beliebte. Sie iſt dafür einfacher geworden, gehaltener, tüchtiger; und dies deshalb, weil ſie unmittelbarer, logiſcher, klarer wurde. Klänge es nicht überhebend, ſo könnte man ſagen, die deutſche Literatur iſt würdebewußter geworden und darum wieder deutſch. Dies wenigſtens gilt ſicherlich von den Erzeugniſſen, die an der Spitze ihrer Richtungen ſtehen; ſie aber ſind maßgebend für den Geiſt, der herrſcht, nicht der große Troß, welcher handwerkert und dient. Darin finden wir die eigentliche Culturcharakteriſtik unſerer zeitgenöſſiſchen Schriftwelt.

Dieſe Umwandlung iſt übrigens weder von neueſtem Datum noch urplötzlich gekommen, ſondern ſeit länger als einem Jahrzehnt in ſtetiger, oftmals auch abirrender Entwickelung. Man mag ſich gar nicht verleugnen, daß die Neigung des allgemeinen Intereſſes für die poſitiven und hiſtoriſchen Bildungsfächer, welche unſere Gegenwart ohne Frage bezeichnet, in vielen Schichten des Publicums recht eigentlich erſt zum Bewußtſein

kam, nachdem durch die praktiſche Zerrüttung der Weltverhältniſſe in den Revolutionsjahren das Bedürfniß nach einem geſetzlichen Halt und feſten Normen außerhalb der Wirrungen des praktiſchen Lebens empfunden wurde. In dieſem Sinne könnte man vielleicht ſagen, die Vorherrſchaft der hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Literatur ſei ebenfalls das Ergebniß eines Flüchtens der geiſtigen Intereſſen aus der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. Zu einem ſolchen Paradoxon wird ſich jedoch ſchwerlich Jemand erheben, außer jenen anmaßlichen kleinen Geiſtern, welche die Wirkungsloſigkeit ihrer etwaigen Erzeugniſſe mit dem Mangel an Empfänglichkeit der Welt zu beſchönigen pflegen. Man darf vielmehr nicht vergeſſen, daß es gerade die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften im weiteſten Sinne, die Erfahrungswiſſenſchaften waren, welche ſchon vor den Bewegungsjahren mit vollſtem Bewußtſein dahin ſtrebten, aus dem früher ſehr eng gezogenen Kreiſe der Berechnung ihrer Werke auf die Fachgenoſſen hervorzutreten und ſich an die Allgemeinbildung zu wenden. Es iſt auch nicht zufällig, ſondern hängt mit dieſer Strömung innig zuſammen, daß gerade zu derſelben Zeit in der belletriſtiſch-erzählenden Literatur die ſogenannten Volks- und Dorfgeſchichten eine wichtige Stellung ſich eroberten.

Auffällig mag es freilich klingen, wenn dieſe beiden Richtungen ſo heterogener Literaturſphären in einen intellectuellen Zuſammenhaug gebracht werden. Dennoch iſt er ebenſo vorhanden wie die Gemeinſchaftlichkeit der Ziele beider. Beide ſtrebten mit mehr oder weniger Bewußtſein, doch jedenfalls nicht ohne ein ſolches, nach einer Ausſöhnung von Geſellſchaftsſchichten, welche unter den damaligen Bildungsverhältniſſen viel entſchiedenere Gegenſätze bildeten, als ſie das ſeitdem gewordene Leben aufweiſt. In den gebildeteren Ständen hatte die lange Herrſchaft philoſophiſcher Doctrinen nicht nur den Blick für das praktiſche Leben getrübt, ſondern auch allmählig die Kenntniß der thatſächlichen Zuſtände der außerhalb der ſpeculativen Lebensauffaſſung ſtehenden Maſſen leicht als etwas Bedeutungsloſes erſcheinen laſſen. Der große Einfluß, welchen unverkennbar noch wenige Jahre zuvor die Ritter'ſche Weltanſchauung geübt hatte, indem ſie Geſchichte und Culturentwickelung recht eigentlich als nothwendige Ergebniſſe des irdiſchen Lebens d. h. der in der Erdgeſtaltung und der Erdoberfläche gegebenen Bildungen darſtellte — dieſe Anſchauung, welche freilich eine ſehr genaue Kenntniß der Geographie und Geſchichte vorausſetzt, ſie war im größten Theile der herrſchenden Literaturſtrömungen von der bequemen Anwendung halb oder gar nicht verſtandener Sätze aus der Hegel-

ſchen Philoſophie verdrängt, welche nach ihrem Character dem *poſitiv Gegebenen* nur ſehr wenig Recht zugeſtand. Die leichtſinnige und frivole Behandlung, welche überdies alles Beſtehende von der eigentlichen Modeliteratur erfuhr, die belletriſtiſche Abthuung der ſchwerſten Lebensfragen mit leicht hingeworfenen Sätzen, und endlich der vollſtändige Radicalismus, welchen die ſociale Doctrin, von Frankreich ausgehend, in den ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Syſtemen zur Anwendung brachte — dies alles ließ den ſtaatlich vorherrſchenden Mittelklaſſen das Volk beinahe bloß wie eine gefährliche Maſchine erſcheinen, welche man immer unter der Vorausſetzung ihrer möglichen Exploſion zu behandeln habe. Dabei waren aber dieſe Mittelklaſſen ſelber bis zu einem gewiſſen Punkte radical, nur in einer andern, nämlich vorwiegend politiſchen Richtung. Die Leitung und Führung der Staaten ruhte jedoch theils in den Händen der Geburtsariſtokratie, theils einer vollkommen excluſiven Büreaukratie. Dieſen beiden fehlte das weſentliche Verſtändniß für die nothwendigen Conſequenzen, welche der in jeder Beziehung begünſtigte Induſtrialismus für die freie Bewegung des Einzelnen auch außerhalb der eigentlichen Geſchäftskreiſe in Anſpruch nahm. So ſtand der Mittelſtand und damit die Mittelbildung zwei Gegnern gegenüber: nach oben den Trägern und Vertretern der reactionären politiſchen Praxis, nach unten den dumpf aufgeregten Maſſen. Dieſer Mittelſtand fühlte ſich zugleich dem Staate gegenüber als deſſen Erhalter und als Träger der großen praktiſchen Intereſſen, materiellen Bewegungen, induſtriellen Erfindungen u. ſ. w. Den Maſſen gegenüber fühlte er ſich, mit Unterſchätzung ihrer unentbehrlichen Arbeitskräfte, als deren Ernährer und in tauſendfachen Beziehungen als Herr einer dienenden Claſſe.

In dieſes Durcheinanderwogen allſeitiger unzufriedener Factoren war nun das ſogenannte „jung-deutſche" Element der Literatur als noch mehr verwirrender Gährungsſtoff eingetreten und hatte ſelbſt die poſitiven Grundlagen, auf welchen die philoſophiſche Negation beruhte, in den Hintergrund gedrängt. Mehr oder minder war aber auch die Geſchichtſchreibung, ſoweit ſie populär, von dieſem bloß verneinenden Geiſte gegen das Beſtehende angeſteckt. Sie war bloß liberal, d. h. ſie wies eigentlich immer bloß nach, was von je zum vollen Glücke und zur gedeihlichen Entwickelung aller Kräfte gefehlt; aber ſie deutete nirgends darauf hin, welche Keime einer praktiſchen Zukunft aus der Vergangenheit weiter zu entwickeln ſeien. Die Theorie forderte alſo auf allen Gebieten etwas radical Neues, noch

nicht Dageweſenes; ihre ſtillſchweigende Vorausſetzung war ein vollkommner Bruch mit der Vergangenheit, eine vollſtändige Umpflügung des Beſtehenden, damit auf dieſem Ackerboden die neue Welt erwachſe. Was aber war dieſe neue Welt? Das wußte weder der philoſophiſche Nihilismus noch der ſociale und politiſche Radicalismus. Eigentlich fragten auch beide gar nicht danach, ſondern faßten die abgedrungene Antwort nur immer wieder in dem Gemeinplatze zuſammen: die Freiheit. — Dem gegenüber ſtand die gouvernementale Ordnung der Dinge, der praktiſche Staat. Seine Leiter konnten ſich nicht verhehlen, daß die ganze neue Gedankenwelt ihren gewohnten Gedankenkreiſen durchaus feindlich gegenüberſtehe. Beide hatten durchaus keine Beziehung zu einander. So ſtellte ſich auch die gouvernementale Anſchauung ihrerſeits auf einen radicalen Standpunkt: nämlich jegliche Lebensbewegung, welche nicht von ihr ausging, galt ihr von vornherein als revolutionär. Um jedoch auch nicht die geringſte Anerkennung der Nothwendigkeit eingreifender Aenderungen im praktiſchen Staate zu machen, verzichtete ſie ſogar auf den Verſuch, die von ihr ſelber erkannten Mißſtände organiſch zu ändern und zu heilen; mit Palliativen allein wurde die Unerträglichkeit beſtimmter Zuſtände hier und da gemildert, während man ſonſt überall die offenen Wunden des Staates und der Geſellſchaft eben nur bepflaſterte.

Dieſe Zuſtände, welche man als die „vormärzlichen" in unſere zeitgenöſſiſche Sprache eingeführt hat, ſind hier natürlich nicht weiter zu ſchildern. Will man eine Formel für ſie aufſtellen, ſo darf man ihr weſentliches Moment wohl darein legen, daß die einzelnen Potenzen der Geſellſchaft und des Staates einer gegenſeitigen Kenntniß entbehrten, jede die Fortführung ihrer eigenen Gegenwart als Unmöglichkeit fühlte, jede aber auch über die zu wünſchende Zukunft eine wirkliche Klarheit noch nicht gefunden hatte. Mit dem Worte „Epigonenthum" machte man die Vergangenheit für die Gegenwart verantwortlich, mit „Propaganda des Umſturzes" die vorwärts drängenden geiſtigen Elemente zu abſoluten Feinden des Beſtehenden, mit „Communismus und Socialismus" das Volk zur Verkörperung einer chaotiſchen Zukunft.

Halten wir dieſe tagesläufigen Anſchauungen jener vormärzlichen Zeit feſt, ſo lag in der Erzählungsliteratur, indem ſie ſich gerade damals von den vornehmeren Ständen abwendete, um ihnen durch Volks- und Dorfgeſchichten die unteren Claſſen näher zu führen, nicht bloß eine volksfreundliche Reaction gegen die erſchreckenden Wirkungen (und beabſichtigten

Schrecken) der vorausgegangenen Myſterienliteratur, ſondern es hatte dieſelbe offenbar von vornherein eine tiefere und edlere Bedeutung. Sie wollte die höherſtehenden Geſellſchaftsſchichten mit den tiefer ſtehenden Volksſchichten zunächſt gemüthlich verſöhnen, ſie wollte zugleich, was unter den damaligen Verhältniſſen von größter Wichtigkeit war, im Volke ſelber die wohlthuenden Gegenſätze zu dem herben Charakterbilde finden, welches die Myſterienliteratur aus dem Proletariat der Städte zuſammengetragen hatte. Eben darum war auch nicht bloß das große und ſpecifiſche Talent, womit die Begründer dieſer Richtung ihre Erzählungen in das Leben einführten, der Grund der lebhaften Wirkung, welche dieſe Literatur in jener Zeit äußerte, deren äußerliche Bedingungen ihr von vornherein keineswegs beſonders günſtig entgegen kamen. Man hat vielmehr die Urſache dafür theils in ihrer Naturwahrheit, theils darin zu ſuchen, daß ſich im Vorſchreiten der Zeit und der Verkehrsbewegungen wirklich auch das Bedürfniß einer beſſern Kenntniß und wahreren Anſchauung von den außerhalb des ſtädtiſchen Proletariats ſtehenden Bevölkerungsſchichten kundgab.

Wir haben hier natürlich nicht weiter darauf einzugehen, wie im weitern Verfolge der Zeiten auch dieſe Literatur theils von geiſtloſer Nachahmung und Büchermacherei, theils von beſtimmten ſocialpolitiſchen Tendenzen verfärbt, verflacht und verkrüppelt wurde. Während die Nachahmer allmählig dahin gelangten, aus den geſchilderten Volksgeſtalten ſentimentale Gefühlsjäger zu machen, deren angebliche Empfindungen ſchon nach ihren Bildungsſtänden vollkommen unmöglich ſind, ſtand neben ſolcher poetaſternden Lüge andererſeits die Lüge der demokratiſchen Tendenz, welche nur im „Volke" die eigentlichen Märtyrer und Heroen aller edeln Größe, die eigentliche bürgerliche und ſtaatsbürgerliche Tugend findet. Daß aber trotz dieſer widerlichen Schönfärberei das beſſere Moment dieſer Richtung der äſthetiſchen Literatur auch noch heute productiv fortwirkt, zeugt für deſſen geſunde Kraft. Der Name Volks- und Dorfgeſchichten iſt allerdings ſchon wieder altmodiſch. Aber dagegen hat die ganze Novelliſtik und Romanſchreibung unſerer unmittelbaren Gegenwart das Volkselement in ſich aufgenommen und man darf ſagen, es iſt ihr heute geradezu unentbehrlich, während in der Zeit vor der Dorfgeſchichte, wenn man von der durchweg tendenziöſen Myſterienliteratur abſieht, das Volkselement aus den romantiſchen Darſtellungen geradezu verbannt war. Damals bewegte man ſich in recht eigentlichen Geſellſchaftsfragen, in den raffinirteſten ſocialen und pſychologiſchen Conflicten, in ſorgſam erdachten Problemen einer überfei-

nerten Lebenskünſtelei, kurz in Menſchen- und Intereſſenkreiſen, welche im Leben der Geſammtheit nur eine ſehr untergeordnete Bedeutung zu beanſpruchen vermögen, weil ſie zu deſſen Fortentwickelungen nichts Weſentliches beitragen. In dieſem Sinne wurde die erzählende Literatur freilich demokratiſcher, aber man darf es nur nicht mißverſtehen; denn ſie war in jener Zeit, da ſie ſich nur mit excluſiven Zirkeln beſchäftigte und auch von ariſtokratiſchen Händen (namentlich Damen) mit Vorliebe gepflegt wurde, in hiſtoriſcher und ſocialer Hinſicht ſelbſt weit radicaler als heute. Wir glauben nicht vorzugreifen, wenn wir hier die Bemerkung einfügen, daß auch in dieſer Erſcheinung jedenfalls kein unwichtiges Symptom der gewonnenen Klarheit über die Möglichkeiten politiſch-geſellſchaftlicher Entwickelung, ſogar eine ſehr entſchiedene Anerkennung ihrer abſoluten Abhängigkeit vom hiſtoriſch und poſitiv Gegebenen liegt.

Indem wir jedoch der Volksgeſchichte und ihren weiteren Ausbildungen wie Fortwirkungen nachblickten, haben wir die geſchichtliche Literatur in ihrer vormärzlichen Entwickelung aus den Augen gelaſſen. Als die Vorbewegungen des Jahres 1848 begannen, gehörte die Popularität der liberalen Geſchichtſchreibung eigentlich ſchon der Vergangenheit an. Sie hatte die Frage unbeantwortet gelaſſen: was nun? Dagegen hatte ſich der Roman und das Drama derjenigen Schriftſteller aus der Schule des „jungen Deutſchland", welche durch dichteriſche Befähigung und poſitives Wiſſen hervorragten, des anregenden Culturmomentes aus der Geſchichtſchreibung bemächtigt. Mit nicht gewöhnlicher Kraft und techniſcher Gewandtheit wählten ſie entſcheidende Wendepunkte aus der Hiſtorie, um an dieſen die Herauspuppung des Neuen aus dem Alten zu künſtleriſcher Anſchauung zu bringen. Beſonders waren es die letzten Momente des abſoluten Königthums, der eigentlichen Seigneurie, der allmächtigen Hierarchie u. ſ. w. in irgend einem Lande, welche den Vorwurf ihrer romantiſchen und dramatiſchen Darſtellungen bildeten. Bei einer derartigen Verwendung des hiſtoriſchen Stoffes mußten aber natürlich die Cultur- und Localverhältniſſe, die individuellen Beſonderheiten der auftretenden Perſonen, Familienbeziehungen, Reichthum, Armuth, kurz alles Detail, welches dem Kunſtgebilde Wärme, Unmittelbarkeit, Farbe, pulſirendes Leben einzuhauchen vermag, zum künſtleriſchen Zwecke in den Vordergrund gedrängt werden. Dagegen ſtand freilich die hiſtoriſche Kritik oftmals erſchrocken genug vor der Zuſammenlegung des hiſtoriſchen Materials für den künſtleriſchen Zweck. Ihr unwilliges Erſtaunen war aber um ſo größer, als die Strömung der

gelehrten Geſchichtsarbeiter mit einem gewiſſen Bewußtſein gegen die nihiliſtiſche Geſinnungsmacherei der populären Hiſtoriographie gerade damals vorzugsweiſe auf eine kritiſche Reviſion vieler bisher mit großer Autorität umkleideten Geſchichtswerke gerichtet war. Man konnte aber den modernen Dichtern kaum einen äſthetiſchen Vorwurf aus der Willkührlichkeit machen, womit ſie hiſtoriſche Thatſachen techniſch verarbeiten, ohne zugleich anzuerkennen, daß ſie trotzdem der eigentlichen Geſchichtſchreibung vorangeeilt waren in Hervorhebung der culturlichen Bedeutung ihrer dramatiſch oder romantiſch behandelten Thatſachen und Perſönlichkeiten. Daß jedoch eben hierin, abgeſehen von den ſonſtigen Verdienſten, ein weſentliches Moment der Popularität dieſer äſthetiſchen Literatur zu ſuchen ſei, konnte ſich auch die ernſte Geſchichtſchreibung durchaus nicht verhehlen. Wollte ſie aus den rein gelehrten Kreiſen als Lehrerin eintreten in die lebendige Welt, ſo mußte ſie dieſe von ihr mehr oder minder vernachläſſigten Umgebungen der geſchichtlichen Thatſachen ebenfalls in ſchöner Form und anſchaulicher Behandlung mit ihrem Darſtellungskreis organiſch verflechten. Dies zu thun ward nun offenbar das Beſtreben der Jüngeren unter den Geſchichtſchreibern in den letzten Jahren vor 1848 und Jeder, der die zeitgenöſſiſche Literatur kennt, weiß auch, daß ſchon damals nach dieſer Richtung hin (doch meiſtens nur in Monographien) ſehr ſchöne Ergebniſſe erreicht wurden.

Man würde übrigens dieſe Wendung der damaligen Geſchichtſchreibung zu ſchönerer künſtleriſcher Geſtaltung nur ſehr oberflächlich auffaſſen, wenn man darin weiter nichts ſehen wollte, als eine Art von Rivalität mit der gleichzeitigen äſthetiſchen Verwendung des hiſtoriſchen Stoffes. Sie begründete ſich weit tiefer, und wir möchten nicht einmal die Behauptung wagen, daß die neue Entwickelung der Belletriſtik auf hiſtoriſchem Boden die *entſcheidende* Gelegenheitsurſache geweſen ſei, um das längſt gefühlte Bedürfniß der eigentlichen Hiſtoriographie zu einem entſprechenden Ausdruck zu zwingen. Vielmehr regte es ſich ſchon damals auf *allen* Gebieten, um die Wiſſenſchaft in unmittelbarere Beziehung mit dem Leben zu ſetzen. „Populariſirung der Wiſſenſchaft“ war ſchon damals ein allgemeines Schlagwort; aber ſie war es nach den damaligen Stimmungen mehr aus einem unklaren demokratiſchen Gefühle heraus, als in klarer Erkenntniß ihrer Culturnothwendigkeit. Es lag in der noch immer nachwirkenden mehr belletriſtiſchen und dilettantiſchen Behandlung der ernſteſten Lebensfragen, daß ein großer Theil der Vertreter der Literatur, namentlich jener, welche ſich recht eigentlich der Zeitdienerei widmete, die noch man-

gelnde Populariſirung der allgemeinen Wiſſenſchaften nicht ſowohl der großen Schwierigkeit einer ſolchen Behandlung, ſondern vielmehr einem ſich abſchließenden Gelehrtenhochmuthe zur Laſt legte.

Ganz läßt es ſich auch nicht wegläugnen, daß letzterer bei vielen Fachgelehrten vorhanden war, ſo daß gerade die hervorragendſten Männer der Wiſſenſchaft ſich damals nur ſchwer entſchloſſen, unmittelbar zum Volke zu ſprechen. Es lag jedoch darin ſogar eine gewiße Analogie zwiſchen ihnen und den bedeutenderen Kräften der allgemeinen belletriſtiſchen Literatur. Wenn letztere ſich ihren Namen und ihre Carrière durch die Zeitſchriften gemacht hatten, ſo verſchmähten auch ſie es gewöhnlich, wahrhaft thätige Mitarbeiter der Tagesliteratur zu bleiben. Dieſe brauchte ihre Namen nur als Lockvögel bei ihren Abonnementseinladungen und das Publickum erhielt zum Dank für ſein Vertrauen darauf meiſtens bloß die ſonſt nicht verwendbaren Papierſchnitzel und Gedankenſpäne aus der geiſtigen Werkſtätte der Berühmtheiten. Freilich verſteht ſich von ſelbſt, daß von dieſem gewöhnlichen Gange der Dinge auch damals ſchon rühmenswerthe Ausnahmen vorkamen, doch blieben ſie im Ganzen ſelten genug. Dagegen brüſtete ſich die allgemeine Literatur mit ihrer Aufgabe, das Wiſſen zu populariſiren, faſt niemals gleichermaßen, als eben in den letzten Jahren vor 1848. Es war dies auch eine Zeitdienerei und gewißermaßen eine Liebedienerei für denjenigen Socialdemokratismus, welcher das Fernſtehen der Wiſſenſchaft vom Leben nicht wie eine ſehr erklärbare Conſequenz der bisherigen Lebensverhältniſſe, ſondern wie die abſichtliche Vorenthaltung eines Genuſſes behandelte, auf welchen das Volk ein Recht habe. Dies Recht iſt allerdings theoretiſch ganz begründet und praktiſch ließ ſich auch nicht verkennen, daß in England und Frankreich die Wiſſenſchaft ſchon viel lebhaftere Anſtrengungen gemacht hatte, um ſich in allgemeinere Wechſelbeziehungen mit den praktiſchen Bedürfniſſen des Publikums zu ſetzen, als in Deutſchland. Allein eben weil der deutſchen Gelehrſamkeit großentheils noch die Gefälligkeit der Darſtellungsformen abging, war ihr auch das Publikum nirgends mit beſonderer Lebhaftigkeit entgegen gekommen.

Nun hatte ſeit einiger Zeit die Strömung der belehrenden Unterhaltungen und unterhaltenden Belehrungen in Frankreich und England das Illuſtrationsweſen auf ihre Oberfläche gehoben. Die leidige Manie der Deutſchen, jede fremdländiſche Mode zu übertreiben, folgte dem gegebenen Anſtoße um ſo lebhafter, als er zugleich der buchhändleriſchen Speculation ein einträgliches Geſchäft verhieß. Die Xylographie ſtand jedoch damals

in Deutſchland noch (oder richtiger geſprochen: wieder) auf ſehr niederer Stufe. Die Buchhändler kauften alſo die in England und Frankreich ſchon benutzten Holzſtöcke (Abklatſche) und die literariſche Handwerkerei mußte den Text dazu machen. Wenn man nun auch annehmen mochte, daß die illuſtrirten Gegenſtände den momentanen franzöſiſchen und engliſchen Intereſſen, Bedürfniſſen, Bildungsſtänden mehr oder minder entſprachen, ſo war doch ihre unmittelbare Uebertragung in die deutſche Welt eine reine Willkührlichkeit. Die buchhändleriſche Speculation und literariſche Handwerkerei benutzte überdies bei der Textfabrikation meiſtens nicht einmal die ausländiſchen Originalquellen, ſondern nahm das Bild als Thema und paßte ihm etwa bezügliche Artikel der Converſationslexika und encyklopädiſchen Wörterbücher übel und böſe an. Die dort ſchon höchſt fragmentariſche Unwiſſenſchaftlichkeit wurde durch den Jargon alltäglichen Geſprächs oder feuilletoniſtiſcher Abthuung vollends verwäſſert, ſo daß von allem ernſterem Wiſſen und aller praktiſchen Belehrung meiſtens keine Spur blieb. Natürlich verſchwand auch hinter der Buntheit der Bilder ein ſolchermaßen fabricirter Text vollkommen, und kein irgend anſtändiger Schriftſteller lieh ſeine Feder dieſem Treiben. Die buchhändleriſche Speculation und die literariſche Handwerkerei ſchlenderte dagegen in reiner Zufälligkeit und gänzlicher Syſtemloſigkeit, aber alleinherrſchend, eine unendliche Maſſe von großentheils falſchen Vorſtellungen in das Publicum. Die Frivolität des Leichtſinns und die Gewiſſenloſigkeit der Unwiſſenheit, womit dies geſchehen konnte, iſt ſchon heute beinahe unbegreiflich. Hatte nun vorher der Mangel von Vorſtellungen in der allgemeinen Bildung eine gewiße Berechtigung auf vermehrte Zuführung von Gegenſtänden der Belehrung gehabt, ſo mußte jetzt die unendliche Menge von falſchen Vorſtellungen der Cultur faſt noch gefährlicher ſein als jener Mangel, weil das beigefügte Bild ſich doch immer wie ein Zeuge für die Wahrheit und Richtigkeit des Textes ausnahm. Indem aber dieſer außerdem noch ſo erſchreckend unbedeutend und gehaltlos war, gewöhnte ſich die Durchſchnittsbildung immer mehr daran, ihn gar nicht zu beachten, das Bild als genügend anzunehmen, das Leſen ſich abzugewöhnen oder durch Anſchauung des Bildes das Denken über das Geleſene, die eigene Thätigkeit des Verſtandes und Vorſtellungsvermögens für unnöthig zu halten.

Dieſe Verwilderung der Illuſtrationsliteratur war ſicherlich ein höchſt gefährlicher Abweg; allein culturgeſchichtlich betrachtet erſcheint er doch nur als eine momentane Abirrung theils des allgemeinen encyklopädiſchen

Bildungsdranges, theils als ein Nachklang jener vorhergegangenen Literaturepoche, welche überhaupt das poſitive Wiſſen durch eine gewiße geiſtreiche Oberflächlichkeit erſetzen zu können meinte. Dem gegenüber hatte nun die Wiſſenſchaftlichkeit die dringendſte Veranlaſſung ſich nicht bloß wirkſam zu populariſiren, ſondern ſich, ſo zu ſagen, in der öffentlichen Meinung gebührend zu Ehren zu bringen. Gerade der falſchen Populariſirung gegenüber, welche durch die Illuſtrationsmode betrieben ward und alle Gegenſtände des alltäglichen Lebens wie der weiteren Welt in großer Buntheit, doch ohne jegliche Entwickelung ihrer Wechſelbezüge und gegenſeitigen Bedingungen in das Publicum einführte, mußte ſich in den wahrhaftig berufenen Vertretern der allgemeinen Wiſſenſchaften die Ueberzeugung begründen, daß es jetzt ihre Aufgabe ſei, nicht bloß den eigentlichen Fachgelehrten, ſondern überhaupt der höheren Bildung zunächſt den organiſchen Zuſammenhang der geſammten Erſcheinungswelt zum Bewußtſein zu bringen. Dieſe Aufgabe mußte freilich ſelbſt Demjenigen, der ſich ihrer culturgeſchichtlichen Nothwendigkeit aufs klarſte bewußt war, ſo ungeheuer und unlösbar erſcheinen, daß es ganz natürlich blieb, wenn die Verſuche dazu entweder gar nicht gemacht wurden oder ſich ſelber von vorn herein wieder nur auf beſtimmte Gruppen des Geſchaffenen beſchränkten. Indeſſen waren allerdings auf dem Berührungsgebiete zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Geſchichte ſchon ſeit den dreißiger Jahren einzelne mehr populär gehaltene Werke hervorgetreten, welche ein derartiges Ziel mit Glück und Geſchick verfolgten. Als nun in der Mitte der vierziger Jahre (1845) der erſte Band des „Kosmos“ von Humboldt erſchien und mit ſeiner ausführlichen Einleitung die ungeheure Aufgabe eben ſo ſcharf als großartig, eben ſo edel als allgemeinverſtändlich feſtſtellte, da konnte auch die geiſtige Rückwirkung zunächſt auf die naturwiſſenſchaftliche Literatur, außerdem aber auch auf die Geſchichtſchreibung nicht ausbleiben. Man darf wohl ſagen, daß der „Kosmos“ nicht bloß formell das Räthſelwort löſte, wie die edlere Wiſſenſchaft ſich dem allgemeinen Verſtändniſſe zu nähern habe, ſondern daß derſelbe noch in höherem Maße für die Erkenntniß bedingend wurde, wie jegliche Populariſirung der Wiſſenſchaft im guten Sinne des Wortes nicht den untergeordneteren Arbeitern des Gelehrtenſtandes überlaſſen bleiben dürfe, ſondern gerade die höchſte Pflichterfüllung der erhabenſten Fürſten der Wiſſenſchaft ſei.

Mit Wenn und Aber iſt keine Geſchichte zu ſchreiben. Dennoch glauben wir, auf das Dargelegte geſtützt, die Behauptung wagen zu dürfen,

daß „wenn“ die Revolution von 1848 nicht gekommen wäre und nicht beinahe der geſammten, außerhalb der Tagesfragen ſtehenden Literatur ein mehrjähriges Stillſchweigen auferlegt hätte, jedenfalls auch auf die belletriſtiſche Schriftwelt in ihren höheren Gebieten die kosmiſche Anſchauung denſelben erweiternden Einfluß ſofort geäußert hätte, welcher ſich, trotz der Revolution, ſeit dem Erſcheinen des Kosmos in der Geſtaltung der allgemeinwiſſenſchaftlichen Literatur kundgegeben hat. Indeſſen mag es auf der andern Seite auch für die ſchwungvolle Entwickelung der populärwiſſenſchaftlichen Schriftwelt keineswegs ungünſtig geweſen ſein, daß ſie durch die Revolutionsjahre und den unmittelbar nachher eingetretenen Niederdruck der Reaction zu einer längeren Pauſe ihrer größeren Productivität veranlaßt wurde. Denn die Jahre, wo äußerlich Niemand auf ihre Stimme zu hören geneigt war, zeigen auf den verſchiedenſten Gebieten derſelben ein höchſt förderſames Inſichgehen, um ſich und ihre Darſtellungen mit der kosmiſchen Weltanſchauung zu vermitteln.

Am deutlichſten prägt ſich dies natürlich auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete aus. Ein paar Jahre lang, darf man ſagen, ging ihre edlere Populariſirung vollkommen in einer Literatur auf, deren ausſchließliches Streben dahin gerichtet war, die großen Gedanken und Thatſachen des Humboldtſchen Kosmos den verſchiedenen Bildungsſchichten mundgerecht zu machen. Damit wurde einerſeits eine Periode des Vorſtudiums für ſelbſtändige Hervorbringungen durchmeſſen, andererſeits eine formelle Gewandtheit für populäre Darſtellungsweiſen gewonnen, zugleich aber auch einer offenbaren Nothwendigkeit entſprochen. Denn der „Kosmos“ ſelbſt, ſo ſehr er auch eine Zeitlang Modelectüre war, iſt doch nicht entfernt ein Werk, welches an ſich in allen ſeinen Theilen der Durchſchnittsbildung zugänglich iſt. Es erfordert vielmehr eine ſehr entſchiedene gelehrte Allgemeinbildung und auf naturwiſſenſchaftlichem Boden ſogar eine ſpecifiſche Fachbildung. Aber dagegen begründete ſich ſein unermeßlicher Einfluß weſentlich darauf, daß er dem Leſer, ſelbſt wenn dieſem einzelne ſpecifiſche Vorausſetzungen des poſitiven Wiſſens mangelten, die Ahnung vom Zuſammenhange alles Geſchaffenen und Geſchehenden (Schöpfung und Geſchichte) zur unumſtößlichen Ueberzeugung befeſtigt. Indem er nun dieſe Anſchauung in die höhere Allgemeinbildung organiſch verflocht, indem die ihn umflatternde, großentheils mit formeller Geſchicklichkeit erläuternde Literatur dieſelbe Anſchauung auch den anderen Bildungsſchichten zugänglich machte, ergab ſich die natürliche Grundlage für die Empfänglichkeit, welche ſeit jener Zeit

die deutſche Leſewelt der ſchönen Populariſirung der allgemeinen Wiſſenſchaften entgegen bringt. Seitdem aber die Fachgelehrten der Naturwiſſenſchaften, wie der Geſchichte, ſich deſſen bewußt ſind, mit allgemeinverſtändlichen Darſtellungen nicht erſt mühſam ein Intereſſe für ihren Gegenſtand erobern zu müſſen, ſondern auf deſſen Vorhandenſein fußen zu dürfen, iſt es auch natürlich, daß ſich in ihnen der Drang nach immer unmittelbarerer Wechſelwirkung mit dem großen Publicum lebendig und kraftvoll erhält. Ebenſo natürlich muß aber auch die Schriftſtellerei, welche ſich auf den Grenzgebieten zwiſchen Wiſſenſchaftlichkeit und Belletriſtik bewegt, den ernſteren Anſchauungen und den veränderten Weltverhältniſſen gewiſſenhafter Rechnung tragen, als noch vor etwa einem Jahrzehnt. Seitdem die Geſchichtſchreibung nicht bloß mehr die kritiſche Correctur früherer Forſchungen für ihr Ziel hält, ſeitdem ſie nicht mehr blos das politiſche Element als weſentlich bedingend in ſich aufgenommen hat, ſondern auch lernte, mit Freiheit und Sicherheit der Zeichnung die einzelnen Perſönlichkeiten und den Gang der Ereigniſſe als Ausdruck und Nothwendigkeit der intellectuellen und moraliſchen Bildung ihrer Zeit zu lebendiger Erſcheinung zu bringen, ohne doch die Wahrheit der Thatſachen dem anregenden, zeitbezüglichen, fortbildenden Beiwerk zu opfern — ſeit dieſem Fortſchritte der Geſchichtſchreibung iſt namentlich die Löſung der äſthetiſchen Aufgaben des hiſtoriſchen Romans eine weit ſchwierigere als früher geworden.

Sollte man es nun als bloße Zufälligkeit betrachten, daß die wirklichen Künſtler unter unſeren zeitgenöſſiſchen Erzählern neuerdings dem großen hiſtoriſchen Romane beinahe entſagt haben? Gewiß nicht, vielmehr erſcheint dieſe Thatſache ebenfalls als weſentliches Symptom der gewonnenen größern Klarheit über die außerordentlich erhöhten Anſprüche, welche die äſthetiſche Kritik mit vollem Rechte an derartige Hervorbringungen ſtellen muß. Man wird entgegnen: die belletriſtiſchen Kataloge ſind faſt niemals ſo reich an hiſtoriſchen Romanen geweſen, als eben jetzt. Das iſt vollkommen eben ſo wahr, wie daß das belletriſtiſche Leſebedürfniß der Mittelbildung ſich dem hiſtoriſchen Romane mit Vorneigung zugewendet hat. Allein wenn man bei einiger Kenntniß der literariſchen Kräfte die Namenreihe der Verfaſſer dieſer hiſtoriſchen Romane durchgeht, ſo findet man darin faſt ausſchließlich jene Schriftſteller vertreten, welche keinen weiteren Anſpruch erheben, als eben das belletriſtiſche Tagesbedürfniß zu befriedigen. Es befinden ſich darunter namentlich auffallend viel Frauen. Auf der einen Seite mag man es freudig begrüßen, daß ihr productiver

Dilettantismus ſich von den ſogenannten Emancipationsfragen abgewendet hat, die doch eben nur mit einer gewiſſen Hintanſetzung der Weiblichkeit zu erörtern waren; auf der andern Seite ergiebt ſich dagegen die Hinwendung der weiblichen Romantik zum hiſtoriſchen Gebiete immerhin als Unterſtützung der geſtellten Aufgabe und Ueberſchätzung der Möglichkeit des weiblichen Naturells. Dafür zeugen auch die Hervorbringungen auf dieſem Boden. Viele derſelben ſind mit kaum geringerer Virtuoſität der Technik gemacht, als die Saiſondramen der Birch-Pfeiferſchen Fabrik; aber wenige zeugen auch für größere innere Kraft und dichteriſche Begabung.

Auf eine Kritik haben wir uns indeſſen hier nicht einzulaſſen. Mag auch der hiſtoriſche Roman gerade gegenwärtig durchaus keine vollgültige Blüthe und Frucht treiben, ſo zeugt immerhin ſeine lebhafte Bearbeitung von Seiten derer, die auf das große Romanpublicum ſpeculiren, für eine gewiſſe hiſtoriſche Neigung in dieſem ſelber. Darin offenbart ſich abermals ein allgemeines Symptom der Zeit. Sie will ſelbſt in der bloßen Unterhaltungsliteratur nicht nur das Mögliche vermiſcht mit Unmöglichem, Wahrſcheinliches verbunden mit Phantaſtiſchem, ſondern Wirklichkeit, Thatſache, Leben. Sie ſpäht nach dem Vorhandengeweſenen, wie und ob es Beſtandhabendes erzeugte; ſie fragt, wie die hervorragenden Perſönlichkeiten und Geſchlechter entſchwundener Jahrhunderte das Leben nahmen und begriffen, um daraus die Lehre für die Neugeſtaltungen unſeres eigenen Daſeins zu ziehen. In dieſer Richtung des Bedürfniſſes unſerer Gegenwart liegt es zugleich begründet, daß manche derjenigen Schriftſteller, welche ſich früher der äſthetiſchen Production ausſchließlich gewidmet hatten, theils nunmehr ausſchließlich der Culturgeſchichte ſich zugewendet haben, theils ihre äſthetiſchen Productionen auf realen Boden ſtellen. Indem der Roman, die Erzählung, die Novelle, welche ſich mit der Gegenwart beſchäftigt, nicht bloß die geiſtige oder geſellſchaftliche Ariſtokratie belauſcht, ſondern das Publicum zugleich bei ſeiner Arbeit aufſucht, iſt es ein beträchtlicher Fortſchritt auf der ſchwierigen Bahn der Vermittlung zwiſchen Poeſie und Leben, ſich aus den idealiſtiſchen, abſtracten und formaliſtiſchen Sphären loszuarbeiten, um Realität für Alles, auch für eine freiere Nationalpolitik zu gewinnen. Der Schwerpunkt des heutigen Romans liegt weniger in der Leidenſchaft der handelnden Perſonen, als in der Darſtellung des geſunden und hellen Menſchenverſtandes, welcher in der Freude hinreichende Selbſtbeherrſchung mit Humor ausübt, aber auch in Gefahr und Noth bis aufs Aeußerſte Auskunft und Auswege ſucht und findet. Man mag gar

nicht verkennen, daß ſich auch hierin der Materialismus unſerer Zeitſtimmung wirkſam erweiſt. Allein jedenfalls ſind die unvermerkt einfließenden Lebensaufſchlüſſe und Anregungen des Nachdenkens, außerdem ein überall ſichtbarer, thätiger Unternehmungsgeiſt und eine patriotiſche Geſinnung, welche durchſchlägt, ohne Vaterland und Freiheit viel im Munde zu führen, als überaus wohlthuende Erſcheinungen unſerer zeitgenöſſiſchen Romantik zu begrüßen. Jedenfalls beſitzt ſie eben dadurch Inhalt genug, um auch in die Zukunft fortzeugend einzugreifen.

Würden wir hier mehr als allgemeine Andeutungen geben wollen, ſo wäre freilich außerdem auf eine Menge von Mittelgut einzugehen, welches von allen dieſen Vorzügen kaum einen repräſentirt. Würde nicht in Deutſchland, um es materiell auszudrücken, an Romanzeug ſo viel verbraucht, ſo wäre z. B. eine Erſcheinung vollkommen unerklärlich, welche ebenfalls der unmittelbaren Gegenwart angehört und buchhändleriſch den entſprechenden Anklang findet. Wir meinen damit die „Romanbibliotheken", welche einige Buchhandlungen unternommen haben und wovon ſie bereits eine lange Reihe von Producten veröffentlichten. An ſich ſind dieſe Plane ſicherlich für Literatur und Nationalbildung gefährlich; denn ſie führen unmittelbar zu maſſenhafter Fabrikation, zum Arbeiten auf Beſtellung und nach Stückzahl. Daß es dabei von der oberſten Leitung des Unternehmens abhängt, die Verwilderung zu fördern oder die Würde zu wahren, verſteht ſich von ſelbſt. Sind nun auch viele Werke dieſer Romanbibliotheken von ſehr untergeordnetem äſthetiſchem Werthe, ſo iſt doch bisher keine eigentlich verwerfliche Richtung in ihnen vertreten worden. Einzelnen Nachtſeitenmalern und Foltermeiſtern im altromantiſchen deutſchen und neuromantiſchen franzöſiſchen Sinne entgeht man allerdings nicht; im Ganzen bewährt ſich jedoch ein ziemlich ſolides, auf Beobachtung geſtütztes Streben nach Naturtreue neben ſittlicher Würde und formeller Anmuth. Wenigſtens wird faſt durchgängig eine gewiße Höhe der Schilderung und Betrachtung behauptet und im Gegenſatze zu ſpielend gehegten Tendenzen eine Theilnahme an den Aufgaben der Nation, welche wir direct als Wiederſpiegelung und Reſultat der Bildung unſerer Gegenwart anſehen dürfen. Zugleich verminderte ſich durch dieſe Unternehmungen jene unſelige Ueberſetzungsmanie, welche von allen fremden Nationen nicht etwa das Beſte, ſondern gerade vorzugsweiſe das Excentriſchſte jeglicher frappanten Richtung zuſammenborgte und dem Heißhunger der Halbbildung als Leſefutter vorwarf. Als man einem Franzoſen gegenüber die Popularität eines Balzac,

E. Sue, P. de Kock ꝛc. als Symptom der moraliſchen Zerfahrenheit der franzöſiſchen Nation geltend machte, konnte er mit vollem Rechte antworten: „Frankreich hat von jeder Sorte dieſer Schriftſteller blos ein Exemplar verbraucht, aber die deutſchen Ueberſetzer haben jedes ihrer Bücher zehn und zwölfmal wiedergeſchrieben, und Deutſchland hat es verbraucht.“

Hatten wir im Vorſtehenden ſpeciell den hiſtoriſchen Roman und weitergreifend die Erzählungsliteratur im allgemeinen (nicht ſowohl vom äſthetiſchen, ſondern mehr vom culturhiſtoriſchen Standpunkte aus) als Bewohner des Grenzgebietes zwiſchen Wiſſenſchaftlichkeit und Belletriſtik aufgefaßt, um den Einfluß der vervollkommneten Geſchichtſchreibung, wie der kosmiſchen Naturanſchauung auf ſie anzudeuten, ſo iſt nunmehr eine Sphäre der Schriftwelt zu berühren, welche in ihren vollendetſten Erzeugniſſen jedenfalls die nächſten Bezüge zu den Naturwiſſenſchaften im allgemeinen — namentlich als Geographie und Ethnographie — doch kaum eine entferntere zu den Geſchichtswiſſenſchaften — namentlich Publiziſtik und Politik — beſitzt. Man braucht kaum zu ſagen, daß damit die Reiſebeſchreibung gemeint iſt. Seitdem der Wechſelverkehr der Nationen ſich erleichterte und vervielfachte, mußte nothwendig die Reiſebeſchreibung ihren früheren Charakter ändern. Es kam in der Hauptſache nicht mehr vorzugsweiſe darauf an, die entfernten Länder und Völker eben als etwas durchaus Fremdes zu ſchildern, ſondern darauf, das dort angeſchaute Leben mit der europäiſchen Cultur in Verbindung zu ſetzen. Wer nicht bloß zu Vergnügungszwecken durch die Welt gefahren iſt, ſondern ernſteren Beobachtungen nachging, weiß jedoch aus eigener Erfahrung, wie unendlich ſchwierig die Verfolgung dieſes Zweckes iſt. Wenn man dagegen an die ſogenannte Touriſtenliteratur erinnert, welche im Beginne der vierziger Jahre ihren maſſenhafteſten Blüthen trieb, ſo bedarf es eben nur der Nennung dieſes Namens, um die Vorſtellung von einem Literaturzweige wach zu rufen, der in ſeiner alltäglichen Behandlung alles eher brachte, als belehrende Unterhaltung. Je weiter und zielloſer der Touriſt umhergeſchweift war, je abſprechender und decidirter er Menſchen und Verhältniſſe abthat, je rückſichtsloſer und ſubjectiver er ſeine Urtheile zuſammenfaßte, deſto ſchwunghafter ging das buchhändleriſche Geſchäft mit dem Buch. Die Sache ward ſchon etwas ſchwieriger, als die Naturwiſſenſchaften die Neigung des Publicums zu erobern begannen. Nachdem vollends die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe mit ihren Rauchflaggen immer weitere Kreiſe der Erde erobert hatten, nachdem für jeden Einzelnen die bequeme und

wohlfeile Möglichkeit zur Durchmeſſung weiter Strecken gegeben war, verſchwand zunächſt der Nimbus der Entfernungen, die ſich in den Touriſtenbüchern bisher imponirend zuſammengedrängt hatten. Je mehr ſich der erweiterte und beſchleunigte Verkehr geſchäftlich einlebte, deſto mehr empfand ſich auch die flüchtige Oberflächlichkeit des Touriſtenweſens. Jede poſitive, praktiſche Frage, welche man an ſeine Bücher richtete, blieb unbeantwortet; wo man Land, Leute, Verhältniſſe ſuchte, fand man immer bloß den Reiſenden ſelbſt. Ausnahmen davon waren äußerſt ſelten. Denn wirklich hatten die früheren Touriſten den Vortheil gehabt, ihre eigene werthe Perſönlichkeit in der verſchiedenen Beleuchtung der tropiſchen Sonne und des arktiſchen Nordlichtes oder auch nur in den verſchiedenartigen Umgebungen der europäiſchen Culturländer zu einem intereſſanten Gegenſtand machen zu dürfen. Dieſer Genugthuung der Eitelkeit opferten jedoch namentlich die „Reiſendinnen“ allmählig in einem Uebermaß, daß ſich ihre Schriften bereits in der letzten Hälfte der vierziger Jahre in ein Abſchreckungsmittel verwandelten. Die Touriſtenliteratur begann auch wirklich ſchon damals inſofern eine günſtige Reaction zu erleiden, als in den beſſern Erzeugniſſen mindeſtens die bloße Zufälligkeit der Reiſebegegnungen nicht mehr den Hauptinhalt bildete. Sie fing wenigſtens an, nach den ernſteren Seiten der Beobachtung hinüber zu blicken, wenn auch vorerſt noch ſehr beiläufig. Es kam ihr eine Ahnung davon, daß man ohne tüchtiges Allgemeinwiſſen, ſpecielle Vorſtudien und perſönliche Accommodation an Land und Leute nicht zu beobachten und beurtheilen, noch viel weniger der Heimath ein gedeihliches Ergebniß der Erfahrungen zuzuführen vermag. Es gehört auch ſchon in jene Zeit, daß die Touriſten nicht mehr blos reiſten um zu reiſen und zu ſchreiben; ſondern daß ſie ihre Touren ſpeciell nach Ländern lenkten, welche eben dem öffentlichen Intereſſe näher getreten waren.

Natürlich ſchnitt jedoch das Jahr 1848 auch das Intereſſe an dieſen Schriften ab. Als die Bewegung von der Reaction überholt war, fühlte ſich dagegen allerwärts, daß man über den Beſchäftigungen in der Ferne der eigenen Heimath in tauſendfachen Beziehungen fremd geblieben war. Je ungelöſter beinahe alle von der Bewegungszeit empor getriebenen Fragen geblieben waren, deſto lebhafter empfand ſich nun das Bedürfniß, über die wirklichen Beſtände der Dinge nach beſtimmten Richtungen hin klar zu werden. Das äſthetiſche und belletriſtiſche Element der Reiſeliteratur trat jetzt weſentlich zurück und wir ſehen die erſte Hälfte der fünfziger Jahre ſehr charakteriſtiſch durch ziemlich viele Reiſewerke ernſter Wiſſenſchafts-

männer bezeichnet, welche ſpeciell darauf ausgehen, beſtimmte ſociale, politiſche, geſchäftliche, wiſſenſchaftliche Zuſtände und Einrichtungen der verſchiedenen Culturvölker nicht blos zu ſchildern, ſondern mit directer Rückbeziehung auf die gleichnamigen Verhältniſſe der Heimath zu erörtern.

Dieſe Literatur der publiciſtiſchen Tendenzreiſen konnte jedoch natürlich bloß bis zu einem gewiſſen Grade populär werden. Dagegen begann ein lebhaftes Streben, Deutſchland ſelber durch Schilderungen ſeiner Natur und ſeiner Localentwickelungen, durch populäre Behandlung ſeines geologiſchen Baues und ſeiner hiſtoriſchen Geſtaltungen den Deutſchen näher zu bringen und ſomit den nationalen Gedanken zu kräftigen. Daraus entwickelte ſich wieder eine äußerſt ſpecialiſirende Schilderung beſtimmter Landſchaften, Orte, Gebirgs- und Flußgebiete u. ſ. w., hinter deren Sorgfalt der anmuthigen Form immer wieder der Gedanke hervortrat, die unauflösliche Beziehung des einzelnen Theiles zum Ganzen in das öffentliche Bewußtſein einzuführen. Mit welcher ungeheueren Wucht zugleich die unterdeſſen zur Herrſchaft gelangte kosmiſche Anſchauung, die naturwiſſenſchaftliche Neigung und die Formvollendung in der Geſchichtſchreibung auf derartige Hervorbringungen der Reiſeliteratur wirken mußten, bedarf kaum der Bemerkung. Auch iſt die Entwickelung dieſes Literaturzweiges bis heute noch zu keinem abſchließenden Ergebniſſe gekommen, während erfreulicherweiſe fortwährend der Ernſt ihres Strebens mit der Sorgfalt in der Form gleichen Schritt hält. Wenn Schriftſteller trotzdem jetzt ſchon verſuchen wollen, einzelne halb wahre, halb künſtliche culturhiſtoriſche Abſchlüſſe als „Naturgeſchichte des Volks“ geltend zu machen, ſo zeigt ſich darin nur, daß ſie, trotz aller zur Schau getragenen Verachtung der Belletriſten, mit ihrer Bildung in der Belletriſtik wurzeln. Gelungene einzelne Partien und Genrebilder können nicht die Selbſttäuſchung verdecken, welche aus relativ ſparſamen Beobachtungen für die Fortbildung der Nationalökonomie, der Pädagogik, der Rechtsverhältniſſe, des häuslichen und Familienlebens u. ſ. w. mehr als gute Anekdoten darzubieten meint. Wenn vollends die Zukunftsberechtigung der verſchiedenen Stände von der Umkehr zur überlebten Vergangenheit ausſchließlich ihre Hoffnungen ſchöpfen ſoll, ſo mag dies bei manchen politiſchen und hierarchiſchen Parteien viel Wohlgefallen einbringen, doch wird damit für die Lebenspraxis durchaus kein Reſultat erreicht.

Zeigt ſich trotz ſolcher verfrühten und abirrenden Verſuche, ſelbſt in ihnen, nach welchen Richtungen hin die moderne Entwickelung der Reiſeliteratur für die Fortſchritte der Civiliſation fruchtbar zu werden vermag, ſo

iſt auf der andern Seite eine andere Entwickelung derſelben nicht ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, weil auch ſie jedenfalls eine civiliſatoriſche Miſſion verfolgt. Die ſogenannten „Reiſebibliotheken," „Eiſenbahnbücher" u. ſ. w. haben eine entfernte Aehnlichkeit mit den früher erwähnten „Romanbibliotheken." Nur ſind ſie eine ganz unmittelbar aus unſerer Locomotivenzeit hervorgegangene Büchermode. Sammlungen unter gemeinſamem Titel von meiſtens dünnen Bändchen, deren jedes ſein Thema in ſich abſchließt, befinden ſie ſich — wie auch die Thatſachen bezeugen — auf dem abſchüßigſten Wege, Ethnographiſches, Hiſtoriſches, Belletriſtiſches in höchſt zweifelhaften Erzeugniſſen und handwerksmäßigen Ueberſetzungen ganz gedanken- und principlos durcheinander zu würfeln, ſobald ihr Thema nicht unmittelbar mit Reiſen, Länder- und Völkerkunde zuſammenhängt. Dagegen erſcheint eine andere Richtung der Reiſebibliotheken ein wirkliches Culturmoment in ſich zu tragen, indem ihre einzelnen Bände Originalarbeiten anerkannter Schriftſteller über beſtimmte Reiſerouten bieten, auf denen ſie dem Reiſenden eine belehrend unterhaltende Lectüre gewähren ſollen. Sie ſind urſprünglich eine Weiterentwickelung der ſogenannten „Führer," welche trotz der formellen Vollendung im „Bädecker," und „Förſter," trotz der Illuſtrationen im „Weber" und „Lange" u. ſ. w. dem wirklich gebildeten Reiſenden ſelbſt nicht mehr für die Unterrichtung über die flüchtigſt durcheilten Strecken genügen können. Ortsnamen, Gaſthäuſer, Merkwürdigkeitskataloge, Situationspläne entſprechen auch nicht einmal mehr dem Vergnügungstouriſten; und Charakteriſtik des Landes, wie der Bevölkerung, Symptomatik der Geſchichte und Lebensentwickelung, Andeutungen über die Außenbezüge eines Landſtriches laſſen ſich einmal nicht in Tabellen bringen. Indem aber die beſſern Reiſebibliotheken dieſen höheren Bedürfniſſen zu genügen ſtreben, führen ſie die Reſultate der höhern Reiſeliteratur in Kreiſe ein, welche zu Hauſe ſchwerlich Zeit und Gelegenheit fänden, ſich mit derartigen Werken zu beſchäftigen.

Wenden wir uns nach dieſen weiten Abſchweifungen auf Nebengebieten zu den Naturwiſſenſchaften zurück, ſo ſehen wir auch in deren populärer Form eine mehrfache Auszweigung ihrer literariſchen Entwickelung. Um klar zu ſein, muß man abermals auf Humboldts „Kosmos" zurückgehen. Die unmittelbar daran geknüpfte, weiter oben charakteriſirte Erläuterungsliteratur erhielt nicht blos durch das Fortſchreiten des Urwerkes, ſondern auch durch die politiſch-ſocialen Enttäuſchungen Zuwachs an Leſenden und

Schreibenden. Von dem Allgemeinen wandte ſich die productive Literatur dieſes Genres, unter Feſthaltung der kosmiſchen Auffaſſung, ſehr bald den einzelnen naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen und Gegenſtänden zu. „Naturſtudien," „Vegetationsbilder," „die Jahreszeiten," „die Pflanze und ihr Leben," „das Meer," „die Atmoſphäre," „der geſtirnte Himmel" u. ſ. w. ſind lauter Titel ſolcher Werke, oftmals von den erſten Größen der betreffenden Wiſſenſchaft getragen. Sie bezeichnen eine itio in partes. Im allgemeinen gingen aber die meiſten dahin, in anmuthigen Formen das wiſſenſchaftlich Feſtgeſtellte gewiſſermaßen einzuſchmeicheln und gleichzeitig die Aufmerkſamkeit darauf hinzulenken, in wie enger Beziehung alle verſchiedenen Naturgebiete mit dem Ernſte und der Schönheit des alltäglichen Lebens ſtehen. Vergeiſtigung deſſelben, Veredlung ſeiner Erſcheinungen durch engere Verknüpfung mit der Natur iſt ihr Culturziel. Doch gerade dadurch drohte der populären Literatur der Naturwiſſenſchaften eine nicht unbedeutende Gefahr, welche auch noch heute keineswegs überwunden iſt. Weil es Mode wurde, ſich mit dem Mikroskop zu beſchäftigen und naturwiſſenſchaftliche Bücher zur Hand zu nehmen, drängte ſich ſofort auch die Büchermacherei hinzu, um das flüchtige Bedürfniß flüchtig zu befriedigen. Denn bald nach den Enttäuſchungen des Beginns der fünfziger Jahre ſuchte eine Menge Irregewordener nicht mehr in der Natur bloß nach feſteren Grundlagen der Geſetzlichkeit für Leben und Daſein, als ſie ſchwankende Staatstheorien und Staatsmänner gewährten, ſondern eine weichliche Mißſtimmung wollte in der Naturbeſchäftigung geradezu die Wirklichkeit vergeſſen. Für Dilettanten und ſchreibſüchtige Zeitdiener konnte nun nichts willkommener ſein, als auf ein paar halbverſtandene und ungenaue Beobachtungen die wunderſamſten Theorien zu begründen, oder auch die Naturbetrachtung in äſthetiſirende Schönthuerei, unwahre Sentimentalität, verſchwimmende Myſtik überzuführen.

Dieſe Gefühlstendenzler ſtumpften wenigſtens die von der beſſern populären Naturwiſſenſchaft geſchärfte Bobachtung unſerer Umgebungen ab. Direct verderblich ſuchte dagegen der außer Beſchäftigung gerathene politiſche und ſociale Radicalismus die naturwiſſenſchaftliche Popularität auszubeuten. Indem er alles Leben des Körpers und Geiſtes ausſchließlich auf chemiſche Reactionen und phyſikaliſche Experimente zurück führte, würdigte er den Organismus des Menſchen, ja der geſammten Natur zur Maſchine oder zum Deſtillirkolben herab, um ſolchermaßen einen neuen Nihlismus zu predigen. Die Ereiferung für ſolchen kraſſen Materialismus und die

Ableugnung alles geiſtigen Gehaltes war aber natürlich eben auch nur ein Fanatismus des Läugnens, welcher bloß mit geſchickten Sophismen zu verhüllen ſucht, daß dieſes Läugnen doch nothwendig wieder auf ein unerweisliches Glauben hinausläuft. Man kann es beinah als ein Glück bezeichnen, daß der orthodoxe Zelotismus und auch die politiſche Reaction ihren Eifer genugſam entflammt fühlten, um ſich dagegen in Harniſch zu werfen. Denn die Polemik geſtaltete ſich bald auf beiden Seiten ſo abſchreckend widerlich, daß die Materialiſten und Antimaterialiſten von der Leſewelt gleichſam geflohen wurden und endlich beiden ziemlich gleichermaßen die Stimme in der eigenen Verfahrenheit erſtickte.

Kürzer kann man die andere Abzweigung der populären naturwiſſenſchaftlichen Literatur bezeichnen: ſie iſt rein auf das praktiſche Bedürfniß gerichtet und wendet ſich dem zufolge mit ihrer Behandlung der einzelnen Disciplinen an die betreffenden Induſtrien, Gewerbe, Künſte, kurz Geſchäftskreiſe. Ihr Hauptſtreben iſt immer und überall die unmittelbare Anwendung der neueſten Wiſſenſchaftsergebniſſe auf das alltägliche Leben. Ihr allgemeiner Vorzug beſteht darin, daß ſie mit Nachdruck auf die unzweifelhaften Ergebniſſe der Wiſſenſchaft hält, da wo die Forſcher ſelbſt im Ungewiſſen tappen, es offen und unbefangen ausſpricht, um den Künſten der Charlatane die Gläubigen zu entziehen, und aller Orts den noch reichlich verbreiteten Irrthum, Aberglauben und Schwindel bekämpft.

An verſchiedenen Stellen der vorſtehenden Betrachtungen ſind wir immer von Neuem auf die moderne Geſchichtſchreibung geſtoßen und haben nicht nur ihre formelle Vervollkommnung zu rühmen, ſondern dieſelbe geradezu als Reſultat der erweiterten und geklärten Weltanſchauung hervorzuheben gehabt. In der That exiſtirt kaum eine Periode der Geſchichte, welche nicht in neueſter Zeit mit ſorgſamſter Thätigkeit bearbeitet wurde. Man darf ſagen, die Geſchichtſchreibung bildet den Schwerpunct der neueſten Literaturepoche. Dies aber wäre ſelbſt beim beſten Eifer der Producirenden geradezu unmöglich, wenn ihnen das Publicum apathiſch gegenüber ſtünde. Dies iſt nicht der Fall, es beachtet die Erfolge der Wiſſenſchaft mit lebhafter Theilnahme und das wahrhaft Gediegene findet eine raſche Bahn. Es klingt vielleicht banal, allein der beſte Beweis für das hiſtoriſche Intereſſe unſerer Gegenwart ſind die wiederholten Auflagen, welche ſelbſt ſchwere geſchichtliche Werke erfahren. Der innere Grund dafür liegt darin, daß die moderne Geſchichtſchreibung das culturgeſchichtliche Element

nicht bloß in ſich aufnahm, ſondern zur Grundbedingung ihrer geſammten Darſtellungen machte. Dabei hat ſie nicht jenes Streben früherer Epochen, vollkommen kalt über den dargeſtellten Perſonen und Verhältniſſen zu ſtehen. In der Virtuoſität der Darſtellung und in der Vertiefung in die Gegenſtände gingen die früheren Hiſtoriker oftmals völlig auf, verloren jedoch darüber nur allzuhäufig jenes feſte politiſch-ſittliche Urtheil, welches das eigentlich erhebende und bildende Element der Geſchichtsdarſtellung iſt, allein eben darum auch in den Punkten, auf die es ankommt, unerbittlich ſein muß. Die moderne Geſchichtſchreibung ſteht nicht außerhalb der Begebenheiten, es gibt für ſie in der höhern Auffaſſung der Geſchichte keine Vergangenheit. Wir wollen damit nicht ſagen, daß die geiſtvolleren und gebildeteren unter unſern früheren Geſchichtſchreibern dieſe Wahrheit immer verkannt haben; aber die große Menge hat es gethan, und weil gerade ſie auf das Publicum wirkt, wurden die Kenntniſſe und der Ideenkreis des Volkes nicht entſprechend bereichert, ſo daß auch hierin einer der Gründe liegt, weshalb die nationale Politik Deutſchlands noch ſo grenzenlos vernachläſſigt daſteht.

Dazu kam früher freilich noch ein anderer Umſtand, die Geſchichtſchreibung wußte ſich nicht mundgerecht zu machen. Ihren Vertretern entging jene Geſtaltungskraft, die nur aus der Anſchauung des wirklichen Lebens kommen kann; die frühere Geſchichtſchreibung lebte zu ausſchließlich in der Studirſtube. Es iſt auch eine künſtleriſche Fähigkeit, jedem verſtändlich das zu ſagen, was man weiß; und namentlich die engliſchen Geſchichtſchreiber waren uns ſtets darin unendlich überlegen, weil ſie ſtets gleichzeitig das größere Publicum und den Gelehrten im Auge hielten, weil ſie trotzdem dabei der eindringlichen Form die Wahrheit nicht opferten und namentlich nicht — nach franzöſiſcher Manier — die Geſchichtsdarſtellung nach der Romanhaftigkeit hinüber geſpielt haben. Indem die modernſte Geſchichtſchreibung jenen engliſchen Vorzügen nachſtrebte, mag ſie vielleicht hier und da am ſtrengen Ernſte der Forſchung geſündigt haben, allein ihr allgemeiner Charakter iſt es nicht. Im Gegentheil darf man es beinahe als ſymptomatiſch bezeichnen, daß die Geſchichtſchreibung der Gegenwart, je näher ſie unſerer Zeitgeſchichte tritt, mit deſto größerem Muth, Geduld und Ruhe die niederſchlagendſten Ereigniſſe ſtets ſich ſelber richten läßt. Sie giebt kein Urtheil, ſie gruppirt nur die Thatſachen und jenes bildet ſich ſelber. In ſolcher Weiſe hat gerade die Geſchichtſchreibung der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts an Gründlichkeit, Durchſichtigkeit und Lebenswahrheit in den allerletzten Jahren außerordentlich gewonnen.

Unbefangenſte Einſicht in die damaligen Zuſtände iſt aber endlich nothwendig. Erkennen wir die Gewalt des vom Nachbar beleidigten Nationalgeiſtes, ſo verſtehen wir auch, was der im Innern gedemüthigte zu leiſten vermag. Man mag es aus dieſem Geſichtspunkte vielleicht ebenfalls als ein Symptom der Zeit anſehen, daß gerade auch die perſönliche Geſchichtſchreibung, Biographie und Lebensdenkwürdigkeiten, in der neueſten hiſtoriſchen Literatur auffallend zahlreich hervortritt. Wir begegnen dabei auch in dieſem Arbeiten großentheils jenem Charakterzuge unſerer Zeit, welcher die Perſönlichkeit vorzugsweiſe inſofern würdigt, als ſie eine beſtimmte allgemeine Idee zu beſonders kraftvollem Ausdrucke bringt oder die Unklarheit ſich kreuzender Strebungen durch die Macht ihrer Individualität in beſtimmte Brennpunkte zuſammenführt. Selbſt die Memoiren der neueſten Zeit unterſcheiden ſich von den Aufzeichnungen früherer Epochen (namentlich zu Ende des vorigen Jahrhunderts) im Allgemeinen aufs Vortheilhafteſte dadurch, daß die Verfaſſer nicht ihre Perſon zum Mittelpunkte machen, ſondern nur inſofern in den Vordergrund ſtellen, als ſich darin beſtimmte Richtungen oder allgemeine Zeitläufe ihres Lebens reflectiren. Mitunter mag wohl auch perſönliche Eitelkeit oder das Bedürfniß nach individuellen Rechtfertigungen heute wie ehemals ſolche Denkwürdigkeiten dictiren; immerhin iſt aber dieſe egoiſtiſche Richtung nicht die vorherrſchende und bezeichnende für das ganze Genre in ſeiner neueſten Geſtaltung.

Schlägt in der geſammten modernen Behandlung der Geſchichte das culturhiſtoriſche Moment mit Bedeutſamkeit vor, ſo iſt es natürlich, daß auch die Culturgeſchichte als ſolche mit lebhaftem Eifer angebaut wurde. Ja ihr Einfluß erweiſt ſich bereits ſo ſtark, daß nicht nur beſondere Organe und Vereine dafür entſtanden, ſondern auch in den zahl- und einflußreichen Zeitſchriften für Belehrung und Unterhaltung des großen Publicums, deren Leſer nach tauſenden und zehntauſenden zählen, die culturgeſchichtlichen Abhandlungen, Bilder und Skizzen eine ſtehende Rubrik geworden ſind. Sogar in der Roman- und Novellenliteratur grenzt ſich ein beſonders culturgeſchichtliches Gebiet ab, und in dem reformirten Schulunterricht hat die Culturgeſchichte als ſolche Eingang geſucht und gefunden. Mit dieſen raſchen und faſt überraſchenden äußern Erfolgen dieſer beinahe ganz neuen Wiſſenſchaft hat ihre innere Entwickelung kaum Schritt zu halten vermocht. Jedenfalls bedarf es der ernſten und unabläſſigſten Anſtrengungen ihrer Jünger, damit ihre fruchtbare Entwickelung nicht hinter den erregten Erwartungen und wachgerufenen Sympathieen zurückbleibe.

Der Mangel einer feſtbegründeten culturgeſchichtlichen Schule und Methode könnte es ſonſt leicht geſchehen laſſen, daß die hierher gewendeten Beſtrebungen ſich verzetteln und verſplittern, oder daß der Dilettantismus Platz griffe, welcher nirgends verlockender, doch auch nirgends gefährlicher iſt, als auf dieſem Gebiete. Ein ausgeſprochenes Verſtändniß und Einverſtändniß muß die junge Wiſſenſchaft in ihrem Weiterſchreiten leiten, damit Ziel und Weg geſichert werde, damit ſie ſich ſelber als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft legitimire.

Ueberblickten wir im Vorſtehenden, wenn auch nur andeutungsweiſe, die neueſten Geſtaltungen und Wendungen der allgemeinen Literatur, ſo geſchah es doch immer aus dem Geſichtspunkte, welcher die mit dem Tagesereigniſſe unmittelbar zuſammenhängende Schriftwelt abſichtlich ausſcheidet. Nicht aus Gleichgiltigkeit geſchah es oder aus Unterſchätzung ihres Einfluſſes wie ihrer Entwickelungen, ſondern darum, weil es ihr gegenüber beinahe unmöglich iſt, eine volle Objectivität zu bewahren, wie ſie doch nöthig wäre, um ihrem literariſchen Werthe gerecht zu ſein. Seit etwa anderthalben Jahren, ſeit 1859 iſt aber, die eigentliche Fachliteratur abgerechnet, neben ihr faſt jede andere literariſche Bewegung zum Stillſtand gekommen. Es mag ſchwer zu ſagen ſein, ob daraus eine innerliche Sammlung der in den anderen Gebieten der Schriftwelt angebrochenen Richtungen hervorgehen wird oder nicht. Nach dem Schweigen zu Ende der vierziger Jahre trat der Culturfortſchritt in der Verallgemeinerung und vielſeitigen Anwendung der kosmiſchen Anſchauung zu Tage. Die Unterbrechung der Productivität währte übrigens damals kaum länger als ein Jahr und war kaum ſo abſolut wie heute. Ob die heutigen Weltverhältniſſe der von ihr nicht unmittelbar bedingten literariſchen Production ein ebenſo baldiges Wiederhervortreten geſtatten — wer wagt es zu entſcheiden? Dies Eine darf man jedoch wohl als Reſultat der im letzten Jahrzehnt beobachteten Wechſelwirkung zwiſchen der allgemeinen Literatur und dem praktiſchen Leben anſprechen, daß ſich nunmehr der eigentlichen Geſchichte und namentlich der Culturgeſchichte jene Rolle zutheilt, welche im abgelaufenen Jahrzehnt die Naturwiſſenſchaft eingenommen hat. Geſchieht ſo, ſo iſt dies kein launiſcher Modewechſel des Intereſſes, ſondern es geſchieht eben als Weiterentwickelung der kosmiſchen Anſchauung, welche ja ſchon bisher eine wunderſam erweiternde und fortgeſtaltende Kraft auf allen Gebieten der allgemeinen Wiſſenſchaften äußerte. Ao. Bs.

Zur Beleuchtung der agrariſchen Verhältniſſe in den Oſtſeeprovinzen.

Unter dem Titel „Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Ackerbau-Induſtrie in Liv- und Eſthland“ iſt uns in dem Juni-Heft der Baltiſchen Monatsſchrift ein Artikel gebracht worden, der um des Gegenſtandes willen, welchen er behandelt, in hohem Grade von Intereſſe iſt, und können wir nicht anders als dem Verfaſſer dafür Dank wiſſen, daß er die Erörterung einer der wichtigſten Zeitfragen mit Beziehung auf die Verhältniſſe unſerer Provinzen der Oeffentlichkeit übergeben hat. Die Anſichten gehen hierin noch ſo weit auseinander, als es verſchiedene, nicht immer parteiloſe Standpunkte der Beurtheilung giebt; ſie ſind aber auch noch ſo wenig gereift, daß es in der That des wechſelſeitigen Austauſches bedarf, damit das Wahre von dem Falſchen oder nur Scheinbaren ſich ſondere. Es werden oft gewiſſe Axiome feſtgehalten, gleichviel, ob die Erfahrung im Leben des Volkes ihnen widerſpricht oder nicht; man nennt Dieſes und Jenes eine „Forderung der Zeit“ und dies genügt oft, um die Zuſtimmung der großen Menge zu gewinnen. Letzteres beweiſt zwar, daß die Mehrzahl Gott Lob! den Fortſchritt will, es beweiſt aber nicht, daß ſie ihn auch immer richtig verſteht.

Der Kern des erwähnten Aufſatzes iſt die aus der Darſtellung der liv- und eſthländiſchen Agrarverhältniſſe gezogene Schlußfolgerung, daß nur der erbliche Grundbeſitz die Bauern dieſer beiden Provinzen dem Proletariat, welchem ſie verfallen ſeien, entziehen könne, und daß es kein mo-

raliſcheres, den Grundſätzen der Humanität entſprechenderes Mittel zur Beſeitigung eines angeblichen Auswanderungstriebes gebe, als die Uebertragung der Bauerländereien zum erblichen Eigenthum gegen einen möglichſt niedrigen, nach gewiſſen Normen zu beſtimmenden Kaufpreis.

Was nun die vorausgehende Darſtellung der Agrarverhältniſſe jener beiden Provinzen betrifft, ſo wollen wir auf die Einzelnheiten derſelben nicht eingehen, indem wir dies für eine Aufgabe derjenigen halten, welche dieſen Verhältniſſen näher ſtehen. Wir können aber nicht umhin, einige Stellen allgemeinen Intereſſes hervorzuheben, weil dieſelben als Prämiſſen dienen ſollen, deren Richtigkeit wir nicht anzuerkennen vermögen.

Der Verfaſſer ſagt S. 106, daß zwiſchen einem gewöhnlichen Lohnarbeiter oder Dienſtknecht einerſeits und dem temporairen Pächter eines Bauernhofes andererſeits kein weſentlicher Unterſchied beſtehe und daß es daher in Liv- und Eſthland keinen eigentlichen ehrenwerthen Bauernſtand, ſondern nur eine dem Bauerſtande beizählende Arbeiterklaſſe gebe, deren ſämmtliche Angehörige als ſolche in einem allgemeineren Sinne des Wortes Proletarier ſeien.

Die Geſetzgebung ſcheidet indeſſen den Dienſtvertrag vom Pachtvertrag, weil beide vollſtändig verſchiedene Rechtsverhältniſſe begründen. Während nämlich der Dienſtbote oder Lohnarbeiter ſich für einen Lohn perſönlich in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ſeinem Dienſtherrn oder Arbeitgeber begiebt, bleibt der Pächter perſönlich ganz unabhängig und hat nur Leiſtungen oder Zahlungen für den Genuß eines ihm verpachteten Grundſtücks. Ferner unterſcheiden ſich Dienſt- und Pachtverhältniß darin, daß das erſtere nur einen gewiſſen Lohn gegen meiſt unbeſtimmte Dienſte, das letztere dagegen einen mehr oder weniger von eigenem Fleiß und eigener Intelligenz abhängigen Gewinn aus dem Grundſtück gegen im voraus beſtimmte Pachtzahlung in Ausſicht ſtellt. Es ſind endlich auch die rechtlichen Folgen beider Verhältniſſe ſehr verſchieden. Das Geſetz gewährt dem Dienſtherrn eine gewiſſe disciplinariſche Gewalt über ſeine Dienſtboten, dem Verpächter dagegen ſteht nur der Weg der Klage gegen den Pächter ſeines Grundſtücks offen. Dieſe vielfachen Unterſcheidungsmerkmale der beiden Rechtsverhältniſſe begründen die zwei factiſch und geſetzlich getrennten Claſſen von Landbewohnern, welche, beide vollkommen ehrenwerth, zuſammen den als ſolchen anerkannten und mehrfach berechtigten Bauerſtand bilden.

Der Verfaſſer ſagt S. 102, daß nicht eben die Geringfügigkeit einer

nützlichen Beſchäftigung, mit der Jemand ſein ehrliches Brod verdient, und wäre es auch nur die eines Holzhauers, zum Proletarier ſtempele, und daß die Arbeiten und Dienſte der niederſten Volksklaſſe ebenſo nothwendig und wichtig und die ſie Verrichtenden eben ſo nützliche Mitglieder der Geſellſchafts-Oekonomie ſeien, als jene, die ein einträglicheres vornehmeres Gewerbe treiben. Mit dieſer Anſicht, welche wir vollkommen theilen, ſteht aber die weiter entwickelte, daß die ganze Claſſe der liv- und eſthländiſchen Bauern, mit einziger Ausnahme der wenigen Bauer-Grundeigenthümer, dem Proletariat angehöre, im Widerſpruch. Der Mangel ländlichen oder ſtädtiſchen Grundvermögens iſt keineswegs ein Merkmal des Proletariats. Niemand wird den Gelehrten, den Arzt, den Advokaten oder den Kaufmann und Künſtler um deshalb dem Proletariat zuzählen wollen, weil ſie vielleicht kein Grundvermögen beſitzen. Es handelt ſich nur darum, ob Jemand die ſeinem Beruf entſprechenden Subſiſtenzmittel ſicher und dauernd findet oder ob ihm, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, zur Ausübung eines feſten, ſeine Subſiſtenz ſichernden Lebensberufs die nothwendigen Bedingungen fehlen. Nur im letztern Falle iſt er Proletarier, gleichviel welchem Stande er angehören mag. Der Arbeiter als ſolcher iſt es alſo keineswegs, wenn er ausreichende Beſchäftigung findet und eine Löhnung bezieht, welche ihm und ſeiner Familie die landüblichen Subſiſtenzmittel in genügender Weiſe ſichert. Er unterliegt nicht einmal der Gefahr, dem Proletariat anheimzufallen, wo durch eine weiſe Geſetzgebung, wie dies in unſern Provinzen der Fall iſt, ein feſter Gemeindeverband geſchaffen iſt, der auch den erwerbsunfähigen Arbeiter vor äußerſter Noth ſchützt.

Unterſuchen wir nun, ob in unſern Provinzen überhaupt ein Proletariat für die ländliche Bevölkerung im Augenblick zu fürchten wäre. Der Herr Verfaſſer erwähnt in ſeiner Schilderung der Agrarverhältniſſe, daß einestheils noch ſo unendlich viel Eroberungen im Gebiete der Landwirthſchaft zu machen ſeien und daß anderntheils, wo ein Uebergang zur Knechtswirthſchaft erfolgt, die Klage über Mangel an Arbeitern laut werde (S. 112). Letzteres iſt die nothwendige Folge des erſtern Umſtandes und dient zur Bewahrheitung deſſelben. Liegt hier aber nicht der Beweis auf der Hand, daß es der ländlichen Arbeiterklaſſe noch für ſehr lange Zeit an Arbeit nicht fehlen kann? und bedingt dies nicht gerade die Sicherung der nöthigen Subſiſtenzmittel für dieſe Arbeiterclaſſe? Wo liegt alſo die Gefahr eines ländlichen Proletariats? Der Verfaſſer ſagt indeſſen, daß die Ar-

beit an dem eigenen Grundſtück mit mehr Eifer und Liebe betrieben werde und daher größere Reſultate ſchaffen würde. Wir zweifeln keineswegs an der Richtigkeit dieſes Satzes unter gewiſſen Umſtänden, können aber nicht die daraus gefolgerte Nothwendigkeit einer zwangsweiſen Ablöſung des Eigenthums zugeben. Vor Allem glauben wir nicht, daß die angeſtrebten Verhältniſſe, denen zufolge jeder Bauer ſich im Erbbeſitze von Land befinden ſolle, dauernd möglich ſind. Wir brauchen nur an die Ackervertheilungen der Römer zu erinnern, um darzuthun, daß nach geringem Zeitverlauf immer wieder eine Claſſe beſitzloſer Arbeiter auftauchen wird, weil einestheils der Boden nicht ohne große Nachtheile zerſplittert werden kann, anderntheils aber auch nicht Jeder ſich unter allen Umſtänden im Beſitze zu erhalten vermag.

Es würde ſich alſo immer die ländliche Bevölkerung in die zwei Claſſen der beſitzlichen und der dienenden Bauern ſpalten. Wenn aber die dienende Claſſe eine durch die Natur der Dinge beſtehende iſt und für die Dauer ſelbſt mit den gewaltſamſten Mitteln nicht abgeſchafft werden kann, ſo hat ſie auch ein Recht darauf, eine ehrenwerthe genannt zu werden und gewiß auch die Befähigung, dem Stande anzugehören, welcher durch die ländliche Production ſeine Aufgabe im Staate erfüllt.

Sehen wir aber von der dienenden Claſſe des Bauernſtandes ab, ſo fragt es ſich, ob ein höheres Intereſſe etwa fordert, daß die Claſſe der Geſinde-Inhaber Eigenthum an den ihnen zur Benutzung übergebenen Ländereien erwerbe. Hier möchten wir die Worte wiederholen, welche der Verfaſſer ſo richtig S. 100 in Bezug auf die ländliche Induſtrie ſagt: „Man „hüte ſich wohl vor zu argen Sprüngen, wolle nicht ſogleich das Höchſte „und Aeußerſte erreichen, ſondern durch das Einfachere und Näherliegende „zu dem Entfernten und Vollkommenen übergehn.“ Die raſchen Sprünge ſind in der That ſehr gefährlich, weil der wahre Fortſchritt nur ein naturgemäßer ſein darf, um ein bleibender ſein zu können; übereilt er ſich ſelbſt, ſo verliert er die durch die Natur der Dinge ihm gewieſene Spur und es ſind dann oft bedeutende Rückſchritte unvermeidlich, um den verlaſſenen Weg wieder aufzufinden. Bekümmert über die augenblicklichen Zuſtände, will der Verfaſſer nach radicalen Heilmitteln greifen. Die zunächſtliegenden liv- und eſthländiſchen Verhältniſſe befinden ſich aber in einer Entwickelungsperiode, welche das Sammeln genügender Erfahrungen über die Wirkſamkeit der Mittel bisher nicht hat möglich werden laſſen. Hieraus erklären ſich die innern Widerſprüche, in welche der Verfaſſer verfällt, wie

z. B. daß die Zeitpacht ein äußerſt nachtheiliges Verhältniß ſei (S. 107), und dennoch, wo ſolche eingeführt iſt, das Steigen des Wohlſtandes ebenſo unverkennbar als erfreulich ſich darſtelle (S. 108); oder aber, daß zugleich Mangel und Ueberfluß an arbeitenden Kräften vorhanden ſei, und endlich, daß alles Geſindeland den Bauern käuflich überlaſſen werden müſſe (S. 133), obgleich trotz großer Erleichterungen durch die Rentenbank bisher nur in beſchränktem Umfange von Bauern Ländereien gekauft ſind (S. 106).

Uns iſt dies begreiflich, weil wir uns in gleicher Lage befunden, in ähnlicher Weiſe nach Heilmitteln geſucht haben und erſt nach vollſtändiger Entwickelung des Pachtſyſtems in Kurland und durch die im langjährigen Leben mit dem Landvolk gemachten Erfahrungen unſere Anſichten haben berichtigen können. Möge der Verfaſſer hieraus nicht einen Grund herleiten, uns den Vorwurf der Anmaßung zu machen oder gar zu glauben, daß uns der Fortſchritt und das Wohl des Bauernſtandes weniger am Herzen liege als ihm. Wir ſtützen nur unſere Anſicht nicht ausſchließlich auf Theorie, ſondern nehmen die ſichere Erfahrung zu Hülfe und dieſe hat ſich uns in Kurland gewiſſermaßen ſelbſt aufgedrängt, weil hier die Entwickelung in raſchem Schritt den liv- und eſthländiſchen Verhältniſſen vorangeeilt iſt.

Auch wir haben ehedem geglaubt, daß zur Hebung der landwirthſchaftlichen Induſtrie der bäuerliche Grundbeſitz eine Nothwendigkeit ſei, daß nur der Eigenthümer als ſolcher ein Intereſſe habe, den Boden zu cultiviren und daß der Bauer nur auf dieſem Wege die Wohlhabenheit und Geſittung erreichen könne, welche wir noch vor 20 Jahren ſehr allgemein vermißten. Allein alle dieſe Sätze der Theorie werden zu Boden geworfen durch die Erfahrung, daß es in Kurland nur der allmähligen Aufhebung der Frohne bedurfte, damit ein ebenſo wohlhabender als ehrenwerther Bauernſtand ſich entwickele. Nicht trotz, ſondern gerade in Folge Einführung des Geldpachtſyſtems iſt der Culturzuſtand der Bauerwirthſchaften überall geſtiegen und unerachtet der vielfachen Arbeitserſparniſſe, welche durch Aufhebung der Frohne möglich geworden, hat überall die Nachfrage nach Arbeitern und in gleichem Verhältniſſe die Löhnung zugenommen. Die Frohne war es, welche den Fortſchritt hemmte, nicht aber der Mangel eigenthümlichen Beſitzes; die Zeit war es, welche dem Bauern mangelte, nicht der Boden. Letzterer iſt ihm in ſeiner zur Bevölkerung unverhältnißmäßigen Ausdehnung überall zugänglich, während die im Ackerbau ſo koſtbare Zeit ihm durch die Verſäumniſſe einer läſtigen Frohne ſtets verkürzt ward.

Wenn nur die Frohne aufgehoben wird, ſo iſt ſchon der weſentlichſte Schritt zu freier und ſelbſtſtändiger Entwickelung der Agrar-Verhältniſſe gethan und es wird dann Nebenfrage, ob der eigenthümliche oder der auf freie Uebereinkunft beruhende Pachtbeſitz vorzüglicher ſei. Die Löſung dieſer letztern Frage iſt mehr abhängig von den Vermögens-Verhältniſſen und der Intelligenz der einzelnen Geſinde-Inhaber, welche ſo verſchieden ſein können, daß ſich eine gleiche Maßregel für Alle nicht wohl denken läßt. Beſitzt ein Bauer genügendes Vermögen, um den Werth eines Bauernhofes zu bezahlen und verbindet er damit die erforderliche Intelligenz, ſo ſcheint, vom Standpunkt der Ackerbau-Intereſſen geurtheilt, auf den erſten Blick der eigenthümliche Beſitz ſehr günſtige Reſultate zu verſprechen. Allein wäre dies in Betracht der armen Bevölkerung und der geringen Entwickelung ihrer Induſtrie, wie ſie uns der Verfaſſer ſchildert, nicht ein arger Sprung, um ſogleich das Höchſte und Aeußerſte zu erreichen? Bietet ſich nicht das Pachtſyſtem vielmehr als das Einfachere und Näherliegende, um auf dieſem Wege in einer weitern Entwickelungsperiode zu dem Entferntern und Vollkommenern überzugehn? Die Pachtung erfordert keine großen Mittel, ſie iſt daher faſt allen Bauern zugänglich und auch der wenig Bemittelte kann auf dieſem Wege Vermögen erwerben. Sie bietet ferner in Bezug auf den Ertrag der Ländereien dieſelben Vortheile der Unternehmung, wie ſie der eigenthümliche Beſitz gewähren würde.

Man fürchtet übermäßige Forderungen des Grundherrn in Bezug auf die Pachthöhe; die Erfahrung hat aber herausgeſtellt, daß faſt überall die Pachtſätze weit unter dem Bodenwerth vereinbart ſind und in keinem Verhältniß zu andern Werthen ſtehn. Als Beleg hiefür braucht nur angeführt zu werden, daß das Material und der Aufbau der zu einem Geſinde erforderlichen Gebäude ſowie die Rodung der dazu gehörenden Ländereien oft ein größeres Capital abſorbiren würden, als dasjenige iſt, welches durch die Pacht verrentet wird, oder mit andern Worten, daß eine neue Anlage auf abgehölztem Boden nicht immer die Zinſen des Anlagecapitals einbringen könnte. Hierin liegt aber nichts Auffälliges, weil die Concurrenz bei den Pachtſtellen eine ſehr große iſt. Erfahrungsmäßig können viele kleine ſelbſtſtändig beſtehende Höfe, wie ſie unſere Geſinde bilden, nicht von einem Centralpunkt aus mit Vortheil bewirthſchaftet werden: ihre faſt durchweg zerſtreute Lage macht auch das ſogenannte Zuſammenziehen meiſt unausführbar; ſie werden daher vortheilhafter an einzelne Wirthe verpachtet, und dies macht, daß der Grundbeſitzer nur billige Bedingungen

ſtellen kann, indem er ebenſoviel intelligente und vermögende Pächter braucht, als er verſchiedene Geſindehöfe beſitzt.

Man könnte bei der Zeitpacht fürchten, daß ſie nicht zu Meliorationen auffordere, weil ſie keinen für die Dauer geſicherten Beſitz gewähre. Allein hier tritt wieder die Erfahrung entſchieden entgegen. Der kurländiſche Pächter hat nur Zeitpacht, gewöhnlich auf eine gewiſſe Reihe von Jahren; dennoch verbeſſert er ſeine Wirthſchaft, weil dies ihm unmittelbare Vortheile bringt und er ſehr wohl weiß, daß er mit ſeinen Betriebsmitteln dem Grundherrn ebenſo unentbehrlich, als ihm ſelbſt der Boden es iſt, daß daher am Schluſſe der Pachtjahre die im beiderſeitigen Intereſſe liegende billige Verſtändigung über Fortſetzung derſelben nicht ausbleiben kann.

Je mehr die Cultur des Bodens und die Vervielfältigung der Betriebsmittel ſteigt, deſto mehr wird die Auflöſung des Pachtverhältniſſes erſchwert. Dies ſehen wir in Ländern, wo ähnliche Verhältniſſe ſchon länger beſtanden haben, z. B. in England und im nördlichen Deutſchland. Der engliſche Farmer welcher in neuerer Zeit meiſt nur Jahrespacht erhält, hat an Maſchinen, Vieh ꝛc. in dem Betriebe eines landwirthſchaftlichen Grundſtücks ein Capital ſtecken, deſſen Höhe oft den Werth des Grundſtückes ſelbſt erreicht. Er wird daher dem Grundbeſitzer immer unentbehrlicher, je abhängiger der Culturzuſtand des Grundſtückes von ſeinen Mitteln iſt. Wird man das Schickſal dieſes Farmers auch beklagen wollen, weil er nicht, wie der würtembergiſche Bauer, zugleich Eigenthümer des Bodens iſt, obgleich ihm aus ſeiner Unternehmung oft größere Revenüen zufließen, als vielen unſerer Gutsbeſitzer, während der würtembergiſche Bauer trotz ſeines Eigenthums am Boden auswandert? Oder wollte man unter jenen Verhältniſſen auch für den gedeihlichen Fortgang der landwirthſchaftlichen Induſtrie fürchten? Dies würde wenigſtens in England Niemand begreifen. Man könnte uns vielleicht die irländiſchen Zuſtände entgegenhalten; man darf aber nicht vergeſſen, daß dort Wiederverpachtung getheilter Grundſtücke als Wuchergeſchäft betrieben wird, was hier geſetzlich verboten iſt.

Es liegt für Jeden, der unſere ländlichen Verhältniſſe etwas genauer kennt, auf der Hand, daß der allgemeine Fortſchritt in dem Gebiete unſerer Landwirthſchaft gerade durch die Zeitpacht vorzüglich begünſtigt wird, was bei dem bäuerlichen Eigenthumsbeſitz in demſelben Maße unerreichbar wäre. Bei der großen Menge noch uncultivirten Bodens in unſern Provinzen wird

der extenſive Wirthſchaftsbetrieb noch lange das vorzüglichſte Mittel des Fortſchritts ſein. Nun wurde aber ſchon angeführt, daß die Etablirung neuer Anlagen mit unverhältnißmäßigen Koſten verbunden iſt und auf dieſem Wege nur ſelten eine Bodenrente erzielt werden kann; dagegen iſt die allmählige Arrondirung und Erweiterung der Ackerflur bei jeder ſchon beſtehenden Anlage ungleich billiger: erſtlich weil dies gewöhnlich nicht den Aufbau neuer Gebäude nothwendig macht, und dann, weil ſich zu ſolchen Rodungen die in mancher Jahreszeit entbehrliche Kraft aus den ſchon vorhandenen Mitteln verwenden läßt. Würde dagegen der Pachtbeſitz in Eigenthum verwandelt, ſo umgeben ihn feſt abgeſchloſſene Grenzen, über welche der Unternehmungsgeiſt nicht hinausgehn darf; der extenſive Wirthſchaftsbetrieb wäre dann gehemmt, obgleich noch ein Ueberfluß uncultivirten Bodens in nächſter Nähe vorhanden bliebe. Man muß zugeben, daß dies, volkswirthſchaftlich beurtheilt, eine Anomalie wäre.

Welche Vorzüge bietet dagegen der eigenthümliche Beſitz der Bauernhöfe in der gegenwärtigen Entwickelungsperiode? Nur in wenigen Fällen beſitzt der Bauer ein Vermögen, welches nicht im Betriebe ſeiner Wirthſchaft ſteckt. Noch ſeltener wird dies Vermögen die Höhe erreichen, um damit ein Geſinde zu bezahlen. Er iſt alſo auf den Credit angewieſen, der in den meiſten Fällen ſich auf den ganzen Umfang der Kaufſumme wird erſtrecken müſſen. Wir zweifeln nicht, daß der Bauer Neigung zum Kauf hat, beſonders wenn er dadurch der Frohne entgehen kann; wer würde nicht das Eigenthum dem zeitlichen Beſitze vorziehen? Wir ſehen auch unter andern Verhältniſſen leichtſinnige Unternehmungen machen. Um wieviel begreiflicher iſt es daher, wenn der Bauer in ſeiner beſchränkten Auffaſſung nach Vortheilen ſtrebt, welche erſt in der Folge ſich als nur ſcheinbare erweiſen. Wir glauben auch, daß er in einzelnen Fällen ein kleines Anzahlungs-Capital beſchaffen würde; wir wiſſen aber, daß es meiſt zuſammengeborgt ſein wird, ganz ſo wie zum Zweck eines Recrutenloskaufs, und daß dieſe Gläubiger geringer Summen gerade die allerdrückendſten ſind. Angenommen nun aber, daß dem Käufer der Credit für den ganzen Werth zu ſo vortheilhaften Bedingungen wie ſie eine öffentliche Creditanſtalt bieten könnte, offen ſtände, ſo würde er doch unter allen Umſtänden außer den Zinſen auch eine jährliche Tilgungsquote zahlen müſſen. Heißt dies aber nicht, ebenſoviel der Cultur des Bodens entziehen und dem Fortgang der bäuerlichen Wirthſchaft Abbruch thun, welche beide noch ſo viel Mittel der Unterſtützung bedürfen? Der Verfaſſer liefert uns S. 114 ein trauriges

Bild von dem bäuerlichen Ackerbau in Liv- und Eſthland, von den mangelhaften Ackerwerkzeugen, den kleinen Pferden u. ſ. w. Dieſer ſogenannte ſechshundertjährige Stillſtand darf doch nicht perpetuirt werden? Aber dann fordere man nicht, daß der Bauer ſeinen Reingewinn hergebe, um das Grundſtück zu bezahlen, daß er, um Ackerbau zu treiben, ſich der nothwendigſten Mittel dazu entäußere; der Mittel, welche ihm zu vortheilhafterer Benutzung des Grundſtücks hätten dienen und dadurch viel höhere Zinſen tragen können, als er an Zinſen-Reduction gewinnt. Wer kann in der Landwirthſchaft genau berechnen, wie hoch in jedem Falle ſich das Exploitations-Capital verrente? Gewiß iſt aber, daß es, mit Verſtändniß gebraucht, viel höhere Zinſen trägt, als irgend eine Creditanſtalt bieten kann. Wie viel Arbeitskoſten erſpart ein gutes Ackerwerkzeug oder eine Maſchine, wie viel billiger iſt die reichliche Unterhaltung vollkommener Pferde, einer gut erzogenen Viehheerde, im Verhältniß zu ihren Leiſtungen und ihrer Production, als die ſpärliche Fütterung ſchlechter Thiere! Soll der Bauer von den Fortſchritten der Agronomie und des landwirthſchaftlichen Maſchinenweſens nicht Vortheil ziehen? Unſere kurländiſchen Pächter arbeiten ſchon längſt mit verbeſſerten Ackerwerkzeugen, halten ſchon hie und da ausländiſche Vieh-Racen im Stall, bezahlen ihre Pferde theurer als noch vor funfzehn Jahren ein gutes Wagenpferd galt, und es ſind ganz kürzlich ſogar Dreſchmaſchinen für Bauerwirthſchaften beſtellt worden. Das alles trägt aber mehr ein, als wenn der Bauer daſſelbe Geld in Grund und Boden anlegen und dann, wie der Verfaſſer S. 114 beſchreibt, vor den vom Erzvater Adam erfundenen Hakenpflug oder die aus Grähnenſtrauch gebundene Egge das kleine verhungerte Pferd ſpannen ſoll. Er wäre zwar Eigenthümer, bliebe aber dennoch dem Bettler gleich, während der Pächter, ohne Eigenthum am Boden zu haben — wie die Erfahrung von neuem in Kurland gelehrt hat — ſo wohlhabend werden kann, daß er nicht Grund hat, verkommene Bauer-Grundeigenthümer zu beneiden. Es giebt ſolche auch in Kurland; ſie haben noch aus herrmeiſterlicher Zeit, alſo ſeit Jahrhunderten, Erbeigenthum an ihren Geſinden erhalten. Hader und Unfriede unter einander charakteriſiren ihre Gemeindeverhältniſſe, Armuth und ſchlechte Wirthſchaft iſt für ihre Privatverhältniſſe ſprüchwörtlich geworden. Und doch haben dieſe Bauern keinen Kaufſchilling zu tilgen gehabt: was ſteht alſo zu erwarten, wo erſt die unermeßlichen Summen, welche den Werth aller liv- und eſthländiſchen Bauerländereien ausmachen, aufgebracht werden ſollen, ehe auf die Cultur des Bodens außergewöhnliche Mittel verwendet werden können?

Man muß ſich alle Conſequenzen des gemachten Vorſchlages vergegenwärtigen. Der Verfaſſer will „einen möglichſt niedrigen Kaufſchilling nach feſten, wohl nicht ſchwer aufzufindenden Normen.“ Wir behaupten, daß für die Werthſchätzung von Landgütern, gleichviel ob groß oder klein, feſte Normen nicht leicht aufzufinden ſind, es daher auch nur der freien Vereinbarung überlaſſen werden könnte, in jedem Falle wegen des Preiſes übereinzukommen. Wir führen für unſere Anſicht die fruchtloſen Beſtrebungen der Land-Credit-Anſtalten an, genaue Taxgrundſätze für die Güter feſtzuſtellen, und dennoch liegt dieſen Anſtalten nicht ſo ſehr daran, den abſoluten Werth zu finden. So verſchieden die Grundſtücke unter einander ſind, ſo ſehr ihre Ertragsfähigkeit von der Zuſammenwirkung der verſchiedenartigſten Urſachen abhängig iſt, ſo wenig laſſen ſich im voraus gewiſſe Grundſätze der Schätzung aufſtellen, welche überall gleich anwendbar wären.

Der Kaufſchilling ſoll ein möglichſt niedriger ſein. Es wird ganz davon abgeſehen, ob der gegenwärtige Grundeigenthümer nicht vielleicht die Ländereien mittelſt eines ſehr hohen Kaufſchillings ganz rechtmäßig erworben hat; ſein Intereſſe iſt Nebenſache; ihm wird vielleicht ein Theil ſeines wohlerworbenen Vermögens genommen; das Recht des Eigenthums, welches in jedem Staate geachtet iſt, wird ohne weiteres zu Boden geworfen, und es wird dies ſogar ein moraliſches, den Grundſätzen der Humanität entſprechendes Mittel zur Verbeſſerung der Bauerverhältniſſe genannt. Der möglichſt billige Kaufſchilling ſoll dem Bauerwirth aufhelfen. Aber wie lange denkt man ſich, daß der Bauerwirth als ſolcher die Vortheile der billigen Erwerbung genießen werde? Bei der erſten neuen Beſitzübertragung, ſei es durch Kauf oder Erbgang, muß das Grundſtück einen ſeinem Werthe entſprechenden Preis behaupten. Denke man ſich bei Vererbung eines Geſindes noch eine mehr oder weniger große Anzahl Geſchwiſter des neuen Acquirenten. In ihrem Intereſſe liegt ein möglichſt hoher Kaufſchilling oder Antrittspreis, und wie wir den Charakter des Bauern zu kennen glauben, wird keine billige Rückſicht für den Geſindeerben dieſem Intereſſe ein Gegengewicht bieten. Der nächſte Acquirent alſo wird ſich gleich in bedeutend ſchwierigerer Lage befinden; er wird außer der Rentenbank, ſo weit ihre Forderung nicht getilgt iſt, noch eine Menge anderer Gläubiger befriedigen müſſen — Gläubiger, welche ihm entweder Capital vorgeſchoſſen oder als Miterben Forderungen an ihn zu machen haben. Es wird alſo in kurzer Friſt einmal der Kaufpreis ein ſehr hoher und weiter die Schuld eine ſehr drückende ſein, weil ſie jeden

Augenblick dem Schuldner durch erhaltene Kündigung große Verlegenheit bereiten kann. Wer die Bedürfniſſe des Bauern kennt, wird einſehn, daß er ſein kleines Vermögen für die Dauer nicht binden kann. Erfolgt eine Recrutirung oder bietet ſich die Gelegenheit zu irgend einer vortheilhaften Unternehmung, ſo wird der jüngere Bruder ſofort ſein Geld flüſſig machen wollen. Und welche Unternehmung würde ihm nicht vortheilhaftere Zinſen abwerfen, als Obligationen', welche zu gewöhnlichem Zinsfuß auf einem Bauergut hypothecirt ſind? Sehe man doch tiefer hinein in das Treiben der niedern Volksclaſſen. Ein kleines Capital, deſſen landübliche Zinſen nicht genügen, auch nur ein Kind zu ernähren und zu kleiden, dient dem gemeinen Manne zu Unternehmungen, von denen er und ſeine ganze Familie lebt. Ein Krüger, der damit ſeine Pränumeration und den Ankauf einiger Handelsgegenſtände deckt — ein Handwerker, der Material bei Zeiten einkaufen — ein Landmann, der in ſeiner Wirthſchaft immer in Auslage ſein muß, weil er erſt ſäet und nur nach vollendeter Ernte einen Gewinn bezieht — alle dieſe Leute der niedern Volksclaſſen benutzen ihr geringes Vermögen unendlich vortheilhafter in ihrem Geſchäft, als wenn ſie es in Pfand- oder Rentenbriefen oder in Staatspapieren anlegen würden. Kann es daher Wunder nehmen, wenn dieſe Leute ihr Capital flüſſig erhalten wollen? Darum wird aber der Geſindewirth als Eigenthümer, deſſen Hypothek von ſolchen Leuten aus der Erbſchaft oder durch Darlehne belaſtet wäre, nicht minder in ſehr precärer Lage ſein. Seine Zinſenzahlungen werden eine größere Summe betragen, als unter andern Verhältniſſen an Pacht von ihm gefordert wäre, auf die Cultur ſeiner Grundſtücke kann er nichts wenden, und ſein Beſitz wird unſicherer als je ſein, obgleich er nicht der ſo ſehr gefürchteten Willkühr eines Pachtgebers Preis gegeben iſt. Wir haben aller der Gefahren nicht erwähnt, denen er unterliegt, von Wucherern mißbraucht zu werden, von Leuten, welche vielleicht darauf ſpeculiren, ihn zum Concurs zu bringen, um dann ſelbſt in den Beſitz zu gelangen.

Man hat das Ablöſungsſyſtem Preußens ſo hoch geſtellt. Allerdings iſt es gelungen, auf Koſten Anderer dem Bauern augenblicklich bedeutende Mittel zuzueignen. Sehe man aber hin nach dem öſtlichen Preußen: wo iſt der zur naturgemäßen Würde gehobene Bauernſtand geblieben? Die Bauernhöfe ſind vielfach von Perſonen anderer Stände und andern Gewerbes angekauft und meiſt zu größern Complexen zuſammengeſchlagen. Die ehemals ſelbſtſtändig wirthſchaftenden Bauern ſind großentheils zu einer

Man muß ſich alle Conſequenzen des gemachten Vorſchlages vergegenwärtigen. Der Verfaſſer will „einen möglichſt niedrigen Kaufſchilling nach feſten, wohl nicht ſchwer aufzufindenden Normen.“ Wir behaupten, daß für die Werthſchätzung von Landgütern, gleichviel ob groß oder klein, feſte Normen nicht leicht aufzufinden ſind, es daher auch nur der freien Vereinbarung überlaſſen werden könnte, in jedem Falle wegen des Preiſes übereinzukommen. Wir führen für unſere Anſicht die fruchtloſen Beſtrebungen der Land-Credit-Anſtalten an, genaue Taxgrundſätze für die Güter feſtzuſtellen, und dennoch liegt dieſen Anſtalten nicht ſo ſehr daran, den abſoluten Werth zu finden. So verſchieden die Grundſtücke unter einander ſind, ſo ſehr ihre Ertragsfähigkeit von der Zuſammenwirkung der verſchiedenartigſten Urſachen abhängig iſt, ſo wenig laſſen ſich im voraus gewiſſe Grundſätze der Schätzung aufſtellen, welche überall gleich anwendbar wären.

Der Kaufſchilling ſoll ein möglichſt niedriger ſein. Es wird ganz davon abgeſehen, ob der gegenwärtige Grundeigenthümer nicht vielleicht die Ländereien mittelſt eines ſehr hohen Kaufſchillings ganz rechtmäßig erworben hat; ſein Intereſſe iſt Nebenſache; ihm wird vielleicht ein Theil ſeines wohlerworbenen Vermögens genommen; das Recht des Eigenthums, welches in jedem Staate geachtet iſt, wird ohne weiteres zu Boden geworfen, und es wird dies ſogar ein moraliſches, den Grundſätzen der Humanität entſprechendes Mittel zur Verbeſſerung der Bauerverhältniſſe genannt. Der möglichſt billige Kaufſchilling ſoll dem Bauerwirth aufhelfen. Aber wie lange denkt man ſich, daß der Bauerwirth als ſolcher die Vortheile der billigen Erwerbung genießen werde? Bei der erſten neuen Beſitzübertragung, ſei es durch Kauf oder Erbgang, muß das Grundſtück einen ſeinem Werthe entſprechenden Preis behaupten. Denke man ſich bei Vererbung eines Geſindes noch eine mehr oder weniger große Anzahl Geſchwiſter des neuen Acquirenten. In ihrem Intereſſe liegt ein möglichſt hoher Kaufſchilling oder Antrittspreis, und wie wir den Charakter des Bauern zu kennen glauben, wird keine billige Rückſicht für den Geſindeerben dieſem Intereſſe ein Gegengewicht bieten. Der nächſte Acquirent alſo wird ſich gleich in bedeutend ſchwierigerer Lage befinden; er wird außer der Rentenbank, ſo weit ihre Forderung nicht getilgt iſt, noch eine Menge anderer Gläubiger befriedigen müſſen — Gläubiger, welche ihm entweder Capital vorgeſchoſſen oder als Miterben Forderungen an ihn zu machen haben. Es wird alſo in kurzer Friſt einmal der Kaufpreis ein ſehr hoher und weiter die Schuld eine ſehr drückende ſein, weil ſie jeden

Augenblick dem Schuldner durch erhaltene Kündigung große Verlegenheit bereiten kann. Wer die Bedürfniſſe des Bauern kennt, wird einſehn, daß er ſein kleines Vermögen für die Dauer nicht binden kann. Erfolgt eine Recrutirung oder bietet ſich die Gelegenheit zu irgend einer vortheilhaften Unternehmung, ſo wird der jüngere Bruder ſofort ſein Geld flüſſig machen wollen. Und welche Unternehmung würde ihm nicht vortheilhaftere Zinſen abwerfen, als Obligationen', welche zu gewöhnlichem Zinsfuß auf einem Bauergut hypothecirt ſind? Sehe man doch tiefer hinein in das Treiben der niedern Volksclaſſen. Ein kleines Capital, deſſen landübliche Zinſen nicht genügen, auch nur ein Kind zu ernähren und zu kleiden, dient dem gemeinen Manne zu Unternehmungen, von denen er und ſeine ganze Familie lebt. Ein Krüger, der damit ſeine Pränumeration und den Ankauf einiger Handelsgegenſtände deckt — ein Handwerker, der Material bei Zeiten einkaufen — ein Landmann, der in ſeiner Wirthſchaft immer in Auslage ſein muß, weil er erſt ſäet und nur nach vollendeter Ernte einen Gewinn bezieht — alle dieſe Leute der niedern Volksclaſſen benutzen ihr geringes Vermögen unendlich vortheilhafter in ihrem Geſchäft, als wenn ſie es in Pfand- oder Rentenbriefen oder in Staatspapieren anlegen würden. Kann es daher Wunder nehmen, wenn dieſe Leute ihr Capital flüſſig erhalten wollen? Darum wird aber der Geſindewirth als Eigenthümer, deſſen Hypothek von ſolchen Leuten aus der Erbſchaft oder durch Darlehne belaſtet wäre, nicht minder in ſehr precärer Lage ſein. Seine Zinſenzahlungen werden eine größere Summe betragen, als unter andern Verhältniſſen an Pacht von ihm gefordert wäre, auf die Cultur ſeiner Grundſtücke kann er nichts wenden, und ſein Beſitz wird unſicherer als je ſein, obgleich er nicht der ſo ſehr gefürchteten Willkühr eines Pachtgebers Preis gegeben iſt. Wir haben aller der Gefahren nicht erwähnt, denen er unterliegt, von Wucherern mißbraucht zu werden, von Leuten, welche vielleicht darauf ſpeculiren, ihn zum Concurs zu bringen, um dann ſelbſt in den Beſitz zu gelangen.

Man hat das Ablöſungsſyſtem Preußens ſo hoch geſtellt. Allerdings iſt es gelungen, auf Koſten Anderer dem Bauern augenblicklich bedeutende Mittel zuzueignen. Sehe man aber hin nach dem öſtlichen Preußen: wo iſt der zur naturgemäßen Würde gehobene Bauernſtand geblieben? Die Bauernhöfe ſind vielfach von Perſonen anderer Stände und andern Gewerbes angekauft und meiſt zu größern Complexen zuſammengeſchlagen. Die ehemals ſelbſtſtändig wirthſchaftenden Bauern ſind großentheils zu einer

Tagelöhnerclaſſe herabgedrängt, welche von der Hand in den Mund lebt und durch materielle Verhältniſſe von den neuen Grundbeſitzen abhängiger iſt, als ehedem von den Herren des Rittergutes; der Tagelohn in Preußen iſt niedriger als bei uns; der preußiſche Landmann lebt einfacher und anſpruchsloſer als der unſrige, iſt dabei auch beſteuert und findet in Zeiten der Noth nicht die Hülfe, welche unſere Gemeindeverhältniſſe einem Jeden ſichern. Dies ſind die erſehnten Zuſtände, welche vielleicht einzelnen Perſonen, nicht aber dem Bauernſtande zu gute kämen.*)

Carl von der Recke.

*) Ohne irgend auf die Frage einzugehn, ob es wünſchenswerther, daß der Bauer der Oſtſeeprovinzen Eigenthümer oder daß er Pächter des von ihm bebauten Bodens ſei, glauben wir doch, wenn auf die agrariſchen Zuſtände Englands und Preußens hingewieſen wird, bemerken zu müſſen, wie genaue Kenner derſelben ſich dahin ausſprechen: „daß, ſeit es dem Adel gelungen iſt, die Bauernſchaften völlig auszukaufen, der Bauernſtand in England fehlt; der halben Million freier Grundeigenthümer, die einen Hort und Rückhalt Preußens bilden, könne England nur 17,000 Landeigenthümer und 224,000 Pächter entgegenſtellen.“ Man vergleiche den höchſt leſenswerthen, an R. Gneiſt's engliſches Verfaſſungs- und Verwaltungsrecht anknüpfenden Artikel: „das Selfgovernment“ im Juli-Heft 1860 der „Preußiſchen Jahrbücher.“ D. Red.

Zur Erziehungsfrage*).

Die Leſer dieſer Zeitſchrift erinnern ſich ohne Zweifel noch eines Aufſatzes über Mädchenerziehung im December-Hefte des Jahres 1859, welcher, da er manche wunde Seite unſerer ſocialen Zuſtände berührt, Vielen intereſſant geweſen und vielleicht von Einigen mit dem beſten Willen aufgenommen worden iſt, die darin entwickelten Grundſätze im praktiſchen Leben geltend zu machen. So vollkommen wir auch in der Hauptſache mit dem Verfaſſer übereinſtimmen, ſo ſehr wir mit ihm wünſchen, daß in allen Ständen und in allen Lebenskreiſen das Weib zunächſt für das Haus und die Familie erzogen werde, können wir doch nicht umhin, einigen Vorurtheilen zu begegnen, die, ſo verbreitet ſie auch ſein mögen, doch wie alle Vorurtheile ihre Herrſchaft für die Dauer nicht behaupten können.

Wenn wir uns erlauben, in einer für unſere Zeit ſo wichtigen Frage das Wort zu ergreifen, ſo geſchieht es mit dem aufrichtigen Wunſche, das Gedeihen des im Familienleben wurzelnden Gemeinwohls befördern zu helfen, indem wir der Frau einen Standpunkt anweiſen, der es ihr möglich macht, mit dem vollen Bewußtſein ihrer Verantwortlichkeit für die Familie zu wirken und unſerm Volke Männer und Frauen aus der Pflanzſchule ihres Hauſes erwachſen zu laſſen, wie ſie jede Zeit braucht, am meiſten wie man ſagt die unſrige.

*) Dieſe Einſendung iſt der Redaction von einer in Kurland als Erzieherin hochgeachteten Dame zugekommen. Unſere Leſer werden ſich davon überzeugen, daß dieſe Notiz nicht zu dem Zwecke gegeben zu werden brauchte, um die Kritik zu entwaffnen. D. Red.

Wir theilen vollſtändig die in jenem Aufſatze ausgeſprochene Anſicht, daß die Erziehung der Mädchen im Familienkreiſe auf jede Weiſe zu befördern ſei, und ſind überzeugt, daß auch elternloſe Kinder Aufnahme in demſelben fänden, wenn erſt die häusliche Erziehung für die beſte gehalten würde. Damit dieſe Ueberzeugung allgemein werden könne, müſſen wir aber wünſchen und ſo viel an uns iſt dafür wirken, daß das weibliche Geſchlecht auch geiſtig gekräftigt und befähigt werde, ſeinem hohen Berufe zu genügen. Wir können alſo mit dem Verfaſſer jenes Aufſatzes nicht ganz übereinſtimmen, wenn er, ſei es auch im Einklange mit Riehls berühmtem Buche über die Familie, aus Beſorgniß vor dem verrufenen Geſpenſt einer gelehrten Frau die Grenzen ängſtlich beſtimmen möchte, über welche das geiſtige Streben des Weibes ſich nicht hinauswagen ſollte. Verſuchen wir zunächſt dieſes Geſpenſt aus dem Halbdunkel der Beſorgniß in das Tageslicht der Erfahrung zu führen, es wird uns vielleicht unter Händen ſeinen geſpenſtiſchen Anſchein verlieren.

Die Frauen ſind beſcheiden genug, das Wort gelehrt in dieſer Beziehung nur für einen Spottnamen zu halten, denn Keinem fällt es wohl im Ernſte ein, von wirklicher Gelehrſamkeit bei einer Frau zu ſprechen, wenigſtens Keinem, der Kenntniſſe genug beſitzt, um auch nur eine Ahnung von dem Umfange der Wiſſenſchaft zu haben. Es iſt alſo mit dieſem Spottnamen eine Frau bezeichnet, die mit den Kenntniſſen, die ſie beſitzt oder zu beſitzen glaubt, prahlt; oder eine andere, die über der Beſchäftigung mit Büchern ihre häuslichen Pflichten vernachläſſigt; oder endlich eine ſolche, die ohne jene Eitelkeit und ohne dieſe Pflichten eine wirklich ausſchließliche Neigung für Studien hat. Gegen eine vierte Claſſe, die der Schriftſtellerinnen, braucht man in unſern Provinzen noch nicht zu Felde zu ziehen. Fragen wir uns nun, ob bei einer dieſer genannten Erſcheinungen wirklich das Wiſſen oder der Grad der Geiſtesbildung als verderblich anzuklagen ſei.

Es iſt ein ziemlich allgemein anerkannter Erfahrungsſatz, daß die Menſchen gerade mit den Dingen am meiſten zu prahlen pflegen, in deren Beſitz ſie ſich nicht ganz ſicher fühlen. Wie der Halbvornehme am häufigſten vornehm thut, der Halbgebildete am liebſten gewählte Ausdrücke braucht, wie überhaupt das Weſen der Affectation darin beſteht, daß man den Schein von Eigenſchaften anzunehmen ſucht, die man nicht hat; ſo wird auch dieſe Form der gelehrten Frau die lächerlichſte, wenn auch nicht die ſchädlichſte, weil ſie eben nur eine Form ohne Inhalt iſt. Wenn man

eine ſolche Erſcheinung verſpottet, ſo haben wir nichts dagegen, weil wir den Spott für eine bittere, aber heilſame Arzenei gegen viele Verkehrtheiten halten, beſonders aber gegen alle Uebel, die aus der Eitelkeit erwachſen. Wir gönnen ihn alſo der Prahlerei in jeder Geſtalt, weil er ihre verdienteſte Strafe iſt. Nun wird man aber doch nicht behaupten wollen, eine Frau ſei um ſo eitler, je klüger ſie ſei, ſie wolle um ſo mehr um ihrer Kenntniſſe willen bewundert werden, je mehr ſie ſelbſt einſehe, wie unermeßlich weit der Kreis des Wiſſens ſich ausdehnen kann, ſie halte ſich für um ſo ausgezeichneter, je mehr ſie mit dem Leben und Wirken der großen Geiſter aller Zeiten vertraut ſei, je größer ihr Antheil an allem, was dieſe erſtrebten. Warum ſollen wir auf den weiblichen Geiſt nicht anwenden, was doch für das ganze Menſchengeſchlecht gelten ſoll, daß jeder geiſtige Fortſchritt, indem er den Geſichtskreis erweitert, das Errungene kleiner erſcheinen läßt? Die gelehrte Frau dieſer Claſſe prahlt alſo, weil ſie eitel iſt, und nicht weil ſie zu viel, ſondern weil ſie zu wenig gelernt hat.

Wenn es andere Frauen giebt, die um der ſogenannten Gelehrſamkeit willen ihre häuslichen Pflichten vernachläſſigen, ſo giebt es deren noch viel mehr, die derſelben Vernachläſſigung ſchuldig ſind, weil ſie vergnügungsſüchtig, klatſchſüchtig, putzſüchtig oder träge ſind. Wir fordern unſere Leſer auf, ſich in den Häuſern umzuſehen, wo verwahrloſte Kinder, unordentliche Wirthſchaft, unzufriedene Hausgenoſſen ſind; ſie werden da die Hausfrau gewöhnlich nicht vor einem wiſſenſchaftlichen Werke ſitzen ſehen. Viel häufiger liegt ſie mit einem „ſpannenden“ Roman auf dem Sopha oder ſitzt in Geſellſchaft anderer nichtgelehrter Frauen am Theetiſch, wo der gute Name des Nächſten zu ſeinem Schaden, und nicht Humboldt oder Gervinus, Gegenſtand der Unterhaltung iſt. Es gehört zu jeder Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, habe ſie es auch nur mit den erſten Anfängen derſelben zu thun, eine gewiſſe Geiſteszucht, die durchaus auch auf den Charakter wirken muß, dem ſie um ſo mehr Ausdauer und Feſtigkeit geben wird, je ernſtlicher, je länger ſie fortgeſetzt wird. Sollte nun dieſelbe Frau, die mit Anſtrengung ſo manche Schwierigkeit auf dieſem Wege überwindet, weniger Fleiß und Ausdauer für ihre Familie haben als jene, die, vorzugsweiſe von Poeſie und Muſik genährt, wenn ſie überhaupt ſolcher Nahrung bedarf, in weichlicher Gefühlsſchwelgerei ihre Nerven ſchwächt und mit dem beliebten Ausdruck „dem Gefühl folgen“ jede Schwäche bemäntelt? — Unter den vielen Hausfrauen, die ihr Haus vernachläſſigen, mögen ſich nun wohl auch einige ſogenannte gelehrte Frauen befinden; doch müſſen wir

wieder behaupten: ſie vergeſſen ihre Pflichten, nicht weil ſie zu viel Kenntniſſe beſitzen und ſie noch zu vermehren ſuchen, ſondern weil ſie leichtſinnig und unordentlich ſind wie viele andere ungelehrte Frauen.

Die dritte Claſſe der gelehrten Frauen würde nicht ſehr zahlreich vertreten ſein, wenn nicht zu derſelben viele jener etwas zu ſtrenge beurtheilten Gouvernanten — wir nennen ſie lieber deutſche Lehrerinnen oder Erzieherinnen — gehörten, deren Sache wir ſpäter in ein günſtigeres Licht zu ſtellen verſuchen werden. Wir zählten zu dieſer Claſſe alle Frauen, die ihre Neigung zu ausſchließlicher Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften treibt. Abgeſehen von der vielfach beſtrittenen Fähigkeit der Frau, eine höhere Stufe auf dieſer Bahn zu erklimmen, giebt es der Anregung, der Aufmunterung, ja der Erleichterung auf derſelben für ſie zu wenig, als daß außerhalb der Schule eine ſolche Neigung ſich häufig ausbilden und erhalten könnte. Wo ſie dennoch vorkommt, ſollte man ſie in den meiſten Fällen für ziemlich harmlos und für nicht ſchädlicher halten als den Dilettantismus in den Künſten. Es iſt nun eben eine Liebhaberei, der ſich freilich Niemand hingeben darf, der durch dieſelbe an der Erfüllung irgend eines andern Lebensberufes gehindert wird, die man aber nicht mit Recht tadelt, wo die Neigung, wie bei der Lehrerin, mit dem Beruf zuſammentrifft, oder wo ſie die in den höheren Claſſen nicht gerade ſpärlich zugemeſſene Zeit einer reichen Dame ausfüllt, bei welcher ſie ſich ja immer doch mit Mildthätigkeit und Armenpflege verträgt. Da übrigens jene genannte Schrift ſich vorzugsweiſe mit der Mädchen-Erziehung des Mittelſtandes beſchäftigt und weder von den Töchtern der Ariſtokratie noch von den Töchtern des Volkes im engern Sinne ſpricht, wollen auch wir uns auf dieſes Gebiet beſchränken, deſſen Grenzen freilich nicht genau zu beſtimmen ſind.

Wenn wir nun gleich anfangs der Erziehung der Mädchen im Familienkreiſe den Vorzug gaben, wenn wir ferner zu beweiſen ſuchten, daß das Vorurtheil gegen wohlunterrichtete Frauen ein unbegründetes ſei, treten wir damit auch der Behauptung entgegen, daß der Unterricht der Mädchen und Knaben in ſo gar verſchiedener Weiſe zu ertheilen ſei. Ueberall, wo Brüder und Schweſtern zuſammen unterrichtet werden, wie es auf dem Lande gewöhnlich geſchieht, zeigt ſich nicht leicht ein Nachtheil dieſes Verfahrens, ſelbſt wenn es bis zum fünfzehnten oder ſechzehnten Jahre fortgeſetzt wird. Für alte Sprachen bleibt natürlich dem Mädchen bei der Uebung in der Muſik und in weiblichen Arbeiten keine Zeit; in den andern Schulfächern

aber lehrt die Erfahrung gerade nicht, daß die Mädchen hinter den Knaben gleichen Alters zurückbleiben, ja man wäre verſucht an größere Productivität der erſteren zu glauben, wenn man nicht wüßte, daß ihre raſchere körperliche Entwickelung auch eine frühere Reife des Geiſtes mit ſich führt. Obgleich wir nun nicht beſtreiten wollen, daß in der körperlichen Organiſation beider Geſchlechter die Bedingungen ihrer weitern geiſtigen Entwickelung liegen, nach welcher dem Weibe ein engerer Kreis gezogen ſein mag als dem Manne, möchten wir doch in der Erziehung des weiblichen Geſchlechts das Gefühl nicht ſo unbedingt vor dem Verſtande begünſtigen. Gerade weil das Gefühl bei den Frauen ſo vorherrſchend zu ſein pflegt, ſollten wir ein heilſames Gegengewicht in der harmoniſchen Ausbildung der andern Geiſteskräfte ſuchen und nicht durch vorherrſchend muſikaliſche und poetiſche Nahrung eine Richtung zum Phantaſieleben befördern, welche die ſogenannte zarte Weiblichkeit ſteigern mag, aber gewiß für Haus und Familie weniger tüchtig macht als ernſtliches Lernen.

Unmöglich können wir den Unterricht in der Muſik, wie er gewöhnlich ertheilt wird, an Wichtigkeit dem Studium der alten Sprachen für die Knaben gleichſtellen und ihm einen entſprechenden Einfluß auf weibliche Bildung zugeſtehen, zumal wenn die Theorie, das mathematiſche Element in der Muſik, übergangen werden ſoll. Man ſage was man wolle, der Genuß an derſelben bleibt für die Meiſten ein halb ſinnlicher, halb in unbeſtimmte Empfindungen ſich verlierender, und wenn wir dagegen die vielen Stunden in Betracht ziehen, die nöthig ſind, um nur eine ganz mittelmäßige Fertigkeit auf irgend einem muſikaliſchen Inſtrument zu erlangen, ſo bleibt es mindeſtens ſehr zweifelhaft, ob dieſe Stunden nicht in der Regel beſſer anzuwenden wären. Am liebſten geſtehen wir dem Geſange jenen bildenden Einfluß zu, weil er als Träger der Worte zum deutlichen Ausdruck beſtimmter Gefühle und dadurch ein Vermittler der Poeſie wird.

Wenn man nun der Poeſie in der weiblichen Erziehung eine wichtige Rolle zugeſteht und die deutſche poetiſche Literatur in ihrem ganzen Umfange den Frauen als Gebiet ihrer Geiſtesthätigkeit eröffnet, ſollte man ſich doch erinnern, wie ganz anders die Meiſterwerke unſerer Dichter auf einen gründlich gebildeten Geiſt wirken und daß das dem Halbgebildeten natürliche Wohlgefallen an pomphaften Ausdrücken und überſchwänglichem Gedankenfluge gar leicht das Urtheil gefangen nimmt, wenn es ſich nicht an trocknem Lehrſtoffe ſchon geübt und gekräftigt hat. Die

Herrſchaft der Jean-Paul-Periode und nach ihr ſo mancher andern poetiſchen Verirrung wäre nicht ſo allgemein geweſen, wenn nicht die Leſerinnen, in dem Glauben: das Unverſtändlichſte ſei gerade das Schönſte, jeder Frage nach dem eigentlichen Inhalte der hochpoetiſchen Redensarten mit der beliebten Formel ausgewichen wären: „das ſagt ſich nicht, das fühlt ſich nur.“ Wir meinen aber, was ſich auf keine Weiſe ſagen laſſe, ſei auch eine ſehr unfruchtbare Empfindung und ſolche unbeſtimmte Gemüthszuſtände ſeien eher zu vermeiden als herbeizuführen. Mag man die Fähigkeit des Weibes für folgerichtiges Denken noch ſo gering anſchlagen, ſo wird auch eine geringe Fähigkeit doch in irgend einer Weiſe auszubilden ſein, wenn man ſich auch in beſcheidener Entfernung von allem Philoſophiren hält. Verbannt man aber auch ſchon aus dem Schulunterrichte alle theoretiſche Grundlage der einzelnen Fächer, ja ſogar die Grammatik der eigenen Sprache, ſo wird die Mehrzahl der Frauen — ich ſage die Mehrzahl, denn die begabteren ſuchen inſtinktmäßig die Nahrung auf, deren ſie bedürfen — mehr als jemals die Klage hervorrufen, man könne gegen Frauen keine Gründe geltend machen.

Wir haben verſucht die Anſprüche des weiblichen Geiſtes auf Ausbildung etwas mehr auf den allgemein menſchlichen Standpunkt zu verſetzen und damit der häuslichen Erziehung immer wieder das Wort geredet; denn nur in Mädchenſchulen und Penſionsanſtalten könnte jene Beſchränkung der Geiſtesthätigkeit wirklich durchgeführt werden — wie wir denn auch eine ganze Literatur von Lehrbüchern haben, in welchen die Wiſſenſchaften für die weibliche Jugend verwäſſert werden — während in der Familie das Zuſammenleben mit Vater und Brüdern ſolche Schranken nicht zuläßt. Wo nun der Familienvater ſchon für ſeinen Beruf wiſſenſchaftlich gebildet ſein muß, wäre es zu wünſchen, daß auch fremde Töchter im Hauſe Aufnahme fänden, weil hier aller Widerſpruch zwiſchen den modernen Anforderungen an Bildung und der ſehr ſchätzenswerthen Tüchtigkeit für den Haushalt gelöſt werden können. Wir ſagen *können*, denn leider giebt es auch in der Zahl dieſer Familien viele, die dem Zeitgeiſte zu ihrem Schaden huldigen.

Es iſt in dieſer Beziehung ein bedeutender Unterſchied zwiſchen der ländlichen und der ſtädtiſchen Erziehung zu machen. Wir müſſen die Geſelligkeit, in dem Umfange wie ſie jetzt in den Städten herrſcht, entſchieden für eine Feindin der Entwickelung unſerer Jugend halten. So weit entfernt wir auch ſind, klöſterliche Einſamkeit als eine unerläßliche Bedingung geiſtigen Gedeihens anzuſehen, warnen wir doch ernſtlich vor zu häufigen Vergnügungen außer dem Hauſe.

Man wird nicht läugnen können, daß in unsern Tagen schon in früher Kindheit der Grund gelegt wird zu der Zerstreuungssucht, die das erwachsene Geschlecht in fieberhafter Unruhe umhertreibt. Von der beliebten Geburtstagsfeier der kleinen Kinder bis zu den leidigen Kinderbällen für die heranwachsende Jugend, ist man ängstlich bemüht, die lieben Kinder zu amüsiren und zu diesem Zwecke eine möglichst große Anzahl derselben zusammenzubringen. Obgleich wir nun die Gefahr nicht sehr hoch anschlagen, welche im Umgange mit manchem schlecht erzogenen Kinde liegen mag, fürchten wir doch um so mehr den Uebelstand, daß solche Zerstreuungen Gewohnheit und zuletzt Bedürfniß werden. Wenn wir das ganze Gefolge der Vergnügungssucht ins Auge fassen, von dem flüchtigen, zerstreuten Wesen der Schulkinder an durch alle Versuchungen der Jugend bis zu der Pflichtvergessenheit so mancher Hausväter und Hausmütter, wenn wir alle Nachtheile erwägen, die durch steigenden Luxus, der namentlich im Mittelstande in keinem Verhältnisse mit den Geldmitteln steht, durch Putzsucht und alle Formen der Eitelkeit herbeigeführt werden, so können wir nicht eindringlich genug gegen die heutige Ausartung des Geselligkeitstriebes sprechen und in der Erziehung insbesondere nicht ernstlich genug dagegen steuern.

Auch um dieser Gefahren willen wird die häusliche Erziehung der Mädchen vorzuziehn sein. Sie werden durch keine Nothwendigkeit täglich unter eine große Anzahl anderer Mädchen gebracht, also nicht daran gewöhnt, die Stille des Hauses mit einer Art von Oeffentlichkeit zu vertauschen; es fehlt ihnen die Menge der sogenannten Schulfreundinnen und mit ihnen manche Versuchung zu ausgedehnter Geselligkeit; es bleibt vor allem der Familienkreis ein geschlossener, gegen die Außenwelt mehr abgegrenzter, und manche liebliche Blüthe des weiblichen Gemüthes wird dadurch unverletzt erhalten. Wir möchten jugendliche Schüchternheit nicht gegen den zweifelhaften Vorzug gewandter Sicherheit des Benehmens vertauscht sehen.

Wie aber, wird man vielleicht fragen, ist die häusliche Erziehung ohne zu sehr gesteigerte Kosten durchzuführen und wie läßt sie sich namentlich in der Stadt mit vielen hemmenden Verhältnissen vereinigen? Wir müssen auf die erste Frage die einfache Antwort geben, daß die Aeltern, denen Gott die Kinder gegeben, sie auch selbst zu erziehen, wenigstens alle die Kräfte auf ihre Erziehung zu verwenden haben, welche ihr Beruf in der Welt ihnen übrig läßt, daß also die Mütter vorzugsweise wenig Entschuldigung finden, wenn sie sich derselben entziehen.

Neben manchen Einwürfen der Trägheit, des Leichtsinns oder auch

nur der Gedankenloſigkeit müſſen wir auch den gewichtigeren wirklicher Beſcheidenheit und mangelnden Selbſtvertrauens zu begegnen ſuchen. Man hört von mancher wohlgebildeten Mutter die Aeußerung: ſie habe zu viel vergeſſen, verſtehe den Unterricht nicht recht anzufangen, habe nicht Geduld, nicht Erfahrung genug, um die eigenen Kinder zu unterrichten; oder auch: die Anforderungen an weibliche Bildung ſeien geſteigert, die Töchter müßten Vieles lernen, wovon ſie ſelbſt keine Kenntniß habe u. ſ. w. In vielen Fällen ſind dieſe Scheingründe nur bequeme Ausflüchte, wo ſie aber aufrichtig gemeint ſind, leicht zu bekämpfen.

Würde die junge Mutter, ſelbſt wenn ſie nach ihrem Austritt aus der Schule ſich nicht weiter mit dem Gelernten beſchäftigt hätte, nicht im Stande ſein, vom erſten Leſeunterrichte an, den Kindern immer um einige Schritte voraus, mit Hülfe guter Lehrbücher, mit dem Beiſtande vernünftiger Rathgeber oder im glücklichen Falle unter der Leitung des Hausvaters den freilich mühevollen Weg durch die Schuljahre zu machen, wenn ſie nur den feſten Willen und die nöthige Ausdauer hätte? Würde dieſelbe Mutter, wo ſie die Hülfe eines Lehrers in Anſpruch nehmen muß, nicht den lebhafteſten Antheil an dem Unterricht deſſelben nehmen und dadurch die Kinder mehr fördern als ſich berechnen läßt? Und wenn nun die Schuljahre zu Ende ſind, wie ganz anders würde ſich das Zuſammenleben der Mutter mit den erwachſenen Töchtern geſtalten, wo ſie in ununterbrochenem Fortſchritte die Töchter mit ſich zöge. Es bleiben zum Ueberfluß noch die vielen Fälle, wo auch der Vater einen bedeutenden Theil an der Erziehung nehmen kann und häufiger als es jetzt geſchieht wirklich nähme, wenn nicht auch die Männer es nur zu oft vorzögen, den bequemern Weg einzuſchlagen und Fremden die Mühe des Unterrichts zu überlaſſen, ſo ſchwer ſie auch oft die dadurch nöthig gewordenen Ausgaben beſeufzen mögen.

Wenn man noch behauptet, daß die Hausmutter neben der Beſchäftigung mit dem Unterrichte der Kinder ſchwer Zeit finde, auch für das materielle Wohl derſelben, für die Ordnung im Hauſe, für die eigentliche Wirthſchaft zu ſorgen, ſo können wir das nur gelten laſſen, wo Kränklichkeit oder eine ungewöhnlich große Kinderſchaar den freien Gebrauch der Zeit hindert. Wir erinnern aber daran, daß der Tag doch wenigſtens vierzehn Stunden lang iſt, in denen ſich ſehr viel thun läßt, wenn man die Minuten zu nützen verſteht. Uebrigens ſind bei dem häuslichen Unterricht die etwa vorkommenden Unterbrechungen nicht in dem Grade zu fürch-

ten, wie man gewöhnlich glaubt; ja, ſie werden, wenn ſie durch häusliche Geſchäfte der Mutter herbeigeführt werden, für die Töchter, die man an denſelben Theil nehmen läßt, zu eben ſo vielen Gelegenheiten ſich in dieſen Geſchäften zu üben und helfen außerdem die Geſundheit der jungen Mädchen vor den übeln Folgen zu angeſtrengter Geiſtesarbeit behüten. Zählen wir zu dieſen Unterbrechungen noch manchen ſchulfreien Tag, den Beſuche, Krankheit oder ſonſt unvermeidliche Zwiſchenfälle herbeiführen, ſo iſt die Zeit immer dazu anzuwenden, die außer dem Schulunterrichte liegenden Anſprüche an weibliche Erziehung, wie z. B. die Geſchicklichkeit in Handarbeiten, zu befriedigen und giebt immer noch nicht ſo viele unterrichtsloſe Tage als die gewöhnlichen Ferien in den öffentlichen Schulen.

Wir geſtehen zu, daß die häusliche Erziehung und beſonders der Unterricht durch die Aeltern in der Stadt größere Schwierigkeiten als auf dem Lande hat, können dieſe aber doch nicht für unüberwindlich halten, da ſie hauptſächlich in den Störungen beſtehen, die das geſellige Leben herbeiführt. Es mag nun allerdings eine ſcheinbar ſtrenge Forderung an unſere Familienväter und Familienmütter ſein, den Freuden der Geſelligkeit bis auf ein gewiſſes Maß zu entſagen; doch wird man nicht leugnen können, daß die Kinder ſehr berechtigte Anſprüche auch auf die Zeit ihrer Aeltern und nicht bloß auf deren Geldbeutel haben. Diejenigen, welche dieſe Anſprüche durch thätigen Antheil an der Ausbildung ihrer Kinder anerkennen, werden gewiß bezeugen, daß ſie in dieſer Beſchäftigung eine Quelle nicht nur der Mühe, ſondern auch vielfacher Freuden gefunden haben. Wie die Sachen aber jetzt ſtehen, geben die Meiſten in der Theorie wohl zu, daß die Freuden, die man im Kreiſe der Familie genießt, die reinſten und ſchönſten ſind, die Wenigſten aber pflegen ſie da auch in der Wirklichkeit zu ſuchen.

Die Betheiligung der Aeltern an dem Unterrichte der Töchter würde endlich neben vielen andern Vortheilen das geeignetſte Mittel bieten, die jetzt ſo unverhältnißmäßig geſtiegenen Koſten der Erziehung zu vermindern. Wenn auch der Beiſtand eines Lehrers oder einer Lehrerin immer noch hier und da nöthig ſein dürfte, würde das doch nicht mehr in demſelben Umfange und nicht ſo allgemein der Fall ſein.

Wir kommen hier auf die Frage: ob und wodurch die in unſern Tagen ſo ſehr angewachſene Zahl der deutſchen Lehrerinnen eine unerfreuliche Erſcheinung iſt. Gehen wir zunächſt auf den Hauptgrund derſelben, ſo finden wir ihn entſchieden in dem Mißverhältniß der Anſprüche des Mittel-

ſtandes auf Wohlleben und Luxus zu den nicht angewachſenen Geldmitteln deſſelben. Nicht als ob wir behaupteten, die jungen Mädchen wären es insbeſondere, die ſolche geſteigerten Anſprüche hätten. Sie haben ſie viel häufiger nur zu büßen. Wir möchten vielmehr ein ernſtes Wort an alle Familienväter und Mütter richten und ſie fragen, warum es in unſerer Zeit in dem Stande, von dem wir reden, ein ſo gar ſeltener Fall iſt, daß Kinder nach dem Ableben des Vaters vor Mangel geſchützt ſind, wenn ſie nicht gleich wieder ſelbſt erwerben können. Es iſt ein ſehr beliebter Ausſpruch: eine gute Erziehung ſei eine beſſere Mitgabe fürs Leben als Vermögen. Wir entſcheiden uns freilich auch für die gute Erziehung, wenn es ein Entweder-Oder gelten ſoll, ſehen aber nicht ein, warum ſich dieſe beiden guten Dinge nicht ſollten vereinigen laſſen, ſobald man unter guter Erziehung nicht gerade eine koſtſpielige verſteht. Für die Söhne iſt auch im allgemeinen anzunehmen, daß die Aelternpflicht erfüllt iſt, wenn ſie zu einem Amte vorbereitet in die Welt treten können; mit den Töchtern aber iſt dem nicht ſo. Da es immer zweifelhaft bleibt, ob und wie bald dieſe durch Verheirathung eine in den meiſten Fällen doch auch an das Leben des Mannes geknüpfte Verſorgung finden, ſteht ihnen kein anderer Weg offen als der in ein fremdes Haus, wenn ſie nicht bei gewöhnlich ebenſo unbemittelten Verwandten eine Stellung einnehmen wollen, die ſie zu entbehrlichen Mitgliedern eines oft ſchon vollen Hauſes macht. Ganz anders würde ſich die Sache geſtalten, wenn der Unterhalt dieſer Mädchen geſichert wäre und ſie nur die Sorge hätten ſich nützlich zu machen. Da würden ſich wenige finden, die es nicht vorzögen, in irgend einem verwandten Hauſe als Familienglieder zu leben und zu wirken; ſie würden dort häufiger als eine Stütze der Hausfrau, ein Segen der Kinder zu finden ſein, wenn ſie ſich nicht als eine Laſt des Hauſes zu fühlen hätten. Es werden ſich viele unſerer Leſer aus ihrer Jugend ſolcher Hausfreundinnen erinnern, die in unabhängiger und doch ſegensreicher Stellung in der Familie lebten. Wenn dagegen jetzt eine unverheirathete Verwandte in einem Hauſe aufgenommen iſt, hat ſie meiſt das drückende Gefühl, daß alles, was ſie annehmen muß, den Kindern des Hauſes entzogen wird. Nehmen wir noch dazu, daß Zartgefühl eben keine ganz allgemeine Eigenſchaft der Gebenden iſt, ſo werden wir zugeſtehen, daß neben vielfachen Schattenſeiten die Stellung in einem fremden Hauſe gewöhnlich vorzuziehen iſt, weil ſie nicht nur die Mittel zur gegenwärtigen Exiſtenz, ſondern auch noch die Möglichkeit giebt, einen Nothpfennig für die Zukunft bei Seite zu legen.

Soll alſo das wahre Wohl der Töchter des Mittelſtandes gefördert werden, ſo muß mit einer Reform der meiſten Haushaltungen angefangen, es müſſen die Ausgaben auf das nothwendige Maß zurückgeführt werden und der Unterſchied in der Lebensweiſe der Reichen und der Unbemittelten muß wieder größer werden als er jetzt iſt. Man gewöhne ſchon die Kinder ſich genügen zu laſſen und gebe ihnen vor allem ein gutes Beiſpiel, indem man auf Luxus in Wohnung, Hausrath, Kleidung und Nahrung keinen Werth legt. Bei aller beſtehenden Ungleichheit der Rechte, des Vermögens, der Erwerbsquellen iſt man nur in den Bedürfniſſen und in der Lebensweiſe zu einiger Gleichheit gekommen und das gewiß nicht zum allgemeinen Beſten. Wer aber den Muth hat, ſich in dieſer Beziehung zu beſchränken, wird bald finden, daß trotz augenblicklicher Theurung die Möglichkeit noch immer da iſt, im Laufe der Jahre, bis eine Kinderſchaar heranwächſt, eine Summe zu erſparen, die oft hinreichen wird die Töchter vor jener Nothwendigkeit zu ſchützen, die man ſo geneigt iſt ihnen zum Vorwurf zu machen.

So lange dieſe heilſamen Veränderungen aber bloße Wünſche bleiben, wird die Zahl der jungen Mädchen, die ſich in fremden Familien dem Lehrfache widmen, immer groß genug bleiben. Noch giebt es ja viele Kinder, deren Mütter die ſchönſte Seite ihres Berufes nur für eine Laſt halten und jede andere Geſellſchaft der ihrer Kleinen vorziehen. Da findet die fremde Erzieherin in der kindlichen Liebe junger Herzen manchen ſchönen Erſatz für die der ernſten Pflicht geopferten Jugendjahre und in dem Bewußtſein eines nützlichen Lebens einen Seelenfrieden, der auch durch manche trübe Erfahrung nicht dauernd geſtört werden kann. So wünſchen wir denn den jungen Lehrerinnen Gottes Segen in ihrem mühevollen und ehrenwerthen Berufe. Damit ſie zu demſelben aber Geſundheit und Freudigkeit mitbringen können, ſollte der Schulunterricht, den ſie genießen, weniger anſtrengend ſein, als es jetzt bei der Vorbereitung zu dem ſogenannten großen Examen, womit gewöhnlich doch im ſiebzehnten oder achtzehnten Jahre die Erziehung für vollendet angeſehen wird, ſein kann. Eine gewiſſe Prüfung der Lehrfähigkeit von Seiten der Schulobrigkeit iſt gewiß gerecht, doch ſollte der allgemeine Ehrgeiz ſich mit dem kleinen Examen begnügen, wo überhaupt ein Examen nöthig iſt. Es würde damit der Ueberladung mit Unterrichtsgegenſtänden abgeholfen und doch der Zweck erreicht, die Unwiſſenheit auszuſchließen. Am meiſten lernt ſich nach allgemeiner Erfahrung doch durch Lehren, und wer mit dem kleinen Examen

angefangen, wird nach zehn Jahren gewiß zehnmal mehr wiſſen als beim Beginne der Laufbahn. Gerade indem wir den Frauen ein ſtetes Fortſchreiten in der Ausbildung ihres Geiſtes, ein beſtändiges Wachſen ihres Wiſſens wünſchen, müſſen wir uns gegen alles Uebereilen erklären.

Wenn wir nach allem Geſagten mit dem Verfaſſer des oft erwähnten Aufſatzes in dem Wunſche übereinſtimmen, die Zahl der Lehrerinnen vermindert zu ſehen, ſo haben wir dafür nicht den Grund, daß wir ihre für den Augenblick unentbehrliche Wirkſamkeit verkennen, ſondern den in der oben entwickelten Anſicht liegenden, daß die Mütter ſelbſt Lehrerinnen und Erzieherinnen im weiteſten Sinne des Wortes ſein ſollten und daß wir die Nothwendigkeit aufgehoben ſehen möchten, welche das junge Mädchen ſchon in den Jahren von Freunden und Verwandten trennt, da es der liebenden Leitung ſelbſt noch ſo ſehr bedarf. So befriedigend der Beruf einer Erzieherin in ſpätern Jahren ſein kann, ſo wenig iſt er das oft in der Jugend, da die eignen Anſprüche an das Leben und ſeine Freuden noch in voller Kraft beſtehen.

Daß die Lehrerin durch ihre Stellung dem ächt weiblichen Beruf, zu dem doch auch das Erziehungsgeſchäft anerkanntermaßen gehört, entfremde werde, können wir nicht zugeben. Die geringe Zahl der vielgeſuchten älteren Lehrerinnen beweiſt außerdem, daß die meiſten früher oder ſpäter Hausmütter werden; denn die Scheu der Männer vor geſcheidten Mädchen iſt im Grunde nicht ſo groß und nicht ſo allgemein, als man zuweilen behaupten hört. Unter denen nun, welche, nachdem ſie einige Jahre in fremden Familien als Lehrerinnen gewirkt, ein eigenes Haus zu leiten haben, finden wir gerade noch die meiſten jener Mütter, welche nicht nur die Fähigkeit, ſondern auch den Willen haben, ihre Töchter ſelbſt zu erziehen, und wenn eine Erfüllung unſeres Wunſches zu hoffen iſt, ſo haben wir das vielleicht ihrem Beiſpiele zu danken. Eben ſo beweiſt die Erfahrung, daß die Eigenſchaften, welche ein geordneter Hausſtand von der Hausfrau verlangt, bei dieſen Frauen nicht häufiger vermißt werden als bei andern. Im Gegentheil iſt die Gewöhnung an regelmäßige Zeiteintheilung und ausdauernde Pflichterfüllung oft ſehr heilſam geweſen.

Spricht man nun noch von der Unzulänglichkeit der Erziehung durch Gouvernanten, ſo geben wir zwar zu, daß der Unterricht eines tüchtigen Lehrers, d. h. eines ſolchen, der wirklich das Lehren zum Gegenſtand ſeines Studiums gemacht hat, beſſer ſein muß, erinnern aber doch, daß die Erziehung der Mädchen, in ſo weit die Mutter ſie nicht übernehmen kann

oder will, nicht füglich von einem Lehrer geleitet werden kann, zumal in unſern Provinzen, wo außer in den Städten die Lehrer meiſt ganz junge Leute ſind. Will man nun die früher viel allgemeiner herrſchende Sitte zurückrufen, nach welcher die weibliche Jugend der Leitung und dem Einfluſſe einer Franzöſin überlaſſen wurde, die freilich in den meiſten Fällen ſich mit dem Unterricht in den Wiſſenſchaften nicht befaſſen konnte? Wir meinen dagegen, es ſei ein Fortſchritt, daß in unſerer Zeit der franzöſiſchen Sprache weniger große Opfer gebracht werden und daß man es häufig vorzieht, die Töchter in deutſcher Umgebung aufwachſen zu laſſen. Mag immerhin an vielen deutſchen Erzieherinnen mit Recht manches auszuſetzen ſein, im allgemeinen haben ſie doch den unbeſtrittenen Ruf der Zuverläſſigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, Eigenſchaften, welche ihr Wirken in manchem Hauſe ſegensreich gemacht haben, wo man noch lange nach vollendeter Erziehung dankbar ihrer gedenkt. Man will behaupten, dieſe Fälle ſeien vereinzelt, die Wirkſamkeit der Lehrerin ſei nicht bloß durch ihre mangelhafte Befähigung, ſondern auch durch ihre Stellung als fremde, in vornehmen Häuſern bloß geduldete Hausgenoſſin gelähmt. Wir überlaſſen es unſern Leſern die Beiſpiele zu dieſer Behauptung aufzuſuchen. Es giebt ſo viele verſchiedene Schattirungen dieſes Verhältniſſes, als es verſchiedene Perſönlichkeiten giebt. Wir erinnern nur an den Widerſpruch, der darin liegt, daß das Vorurtheil gerade Perſonen, die lange Zeit dieſe wie es heißt ſo demüthigende Stellung eingenommen haben, Herrſchſucht und vorlautes Weſen vorwirft, Fehler, die doch wohl nicht aus der Gewohnheit der Unterwürfigkeit entſtehen.

Abgeſehn von ihrer doch in vielfacher Weiſe anerkannten Wirkſamkeit in ihrem Fache, hat endlich der größere Theil dieſer ſo hart angeklagten Gouvernanten ſtatt des traurigen Gefühls eines verfehlten Lebens vielmehr das wohlthuende Bewußtſein, nicht nur den eigenen Unterhalt auf ehrliche Weiſe erwerben, ſondern auch häufig noch bedürftigen Angehörigen beiſtehen zu können. Wie manche arme Mutter, wie viele unerzogene Geſchwiſter ſegnen die Hand, die das mühſam Erworbene mittheilt; ja ſogar unter jetzt ſelbſtſtändigen Männern wird ſich mancher dankbare Bruder finden, deſſen Studien durch die Hülfe einer Schweſter möglich gemacht wurden, die mit weiblicher Handarbeit nie die Mittel zu ſolcher Unterſtützung erworben hätte.

Es bleibt uns jetzt nur noch ein Wort über öffentliche Anſtalten für weibliche Erziehung zu ſagen, die immer ein Bedürfniß bleiben werden, wenn auch nicht immer in gleichem Grade. Wir wünſchen ihnen als Haupt-

verbeſſerung weniger Zöglinge. Mag immerhin die Zahl der Erziehungsanſtalten ſteigen, wenn die einzelnen nur nicht zu viele Schülerinnen aufnehmen. Jemehr ſich der Umfang derſelben dem einer zahlreichen Familie nähert, deſto mehr werden ſie Gutes wirken, denn wir ſehen nicht ein, warum eine tüchtige Vorſteherin einer ſolchen Anſtalt nicht eben ſo erfreuliche Reſultate erzielen ſollte als eine ſorgſame Mutter.

Was die eigentlichen Mädchenſchulen in der Stadt betrifft, ſo wären ſie nach den entwickelten Anſichten nur von denen zu beſuchen, die auf keine andere Weiſe Unterricht empfangen können, alſo vorzugsweiſe von den Töchtern der ſtädtiſchen ärmeren Bürgerclaſſen, deren Väter und Mütter zum Theil von ihrer Hände Arbeit leben. Wenn wir dieſen bei höherer Begabung auch durchaus nicht eine höhere Bildung vorenthalten wollen, geben wir doch gerne zu, daß es für die Mehrzahl durchaus kein Glück iſt, ſich über den Bildungsſtand zu erheben, den Väter, Mütter und Brüder bis jetzt einnehmen, und haben daher nichts gegen eine Beſchränkung des Umfangs der in dieſen Schulen gelehrten Fächer, wie wir denn überhaupt der Anſicht ſind, daß die Schule ein Fertigmachen der Perſönlichkeit nicht zur Aufgabe habe, ſondern nur den Grund legen müſſe, auf dem ſpäter mit mehr oder weniger Selbſtthätigkeit fortgebaut werden kann.

Wie weit in ſolcher Fortbildung das Weib gehen könne, wird ſich nicht leicht beſtimmen laſſen, und man thut gewiß nicht wohl, irgend einem geiſtigen Streben eine Grenze ſetzen zu wollen, die am Ende ein jeder Einzelne nach ſeinem Standpunkte ziehen wird und die, von den Begabteren doch überſchritten, für Viele nur dazu dient, geiſtiger Trägheit oder Flachheit den Mantel weiblicher Beſcheidenheit umzuhängen. Wir müſſen wiederholen, daß wir keine einzige weibliche Tugend für unverträglich halten mit dem allgemein menſchlichen Streben nach Erweiterung des geiſtigen Geſichtskreiſes, an welchem wir keiner unſterblichen Seele ihren Antheil verkümmern ſollten.

Wenn man zugiebt, daß der Menſch durch die möglichſt vollkommene Ausbildung aller ſeiner Geiſteskräfte ein höheres Daſein gewinnt, ſo gönne man auch den Frauen ihren Antheil an demſelben und ſuche die Urſache des unleugbaren Verfalls der Häuslichkeit und des Familienlebens nicht in den geiſtigen Beſtrebungen der Frauen, ſondern in der wachſenden Genußſucht unſerer Generation, der ſich Männer und Frauen um ſo mehr hingeben, je weniger ſie ein Gegengewicht in edleren Freuden zu finden wiſſen.

Ueber den Zuſammenhang der antiken Architektur mit dem chriſtlichen Kirchenbau.

Ausgehend von der Wahrheit einer Cauſalität alles Geſchehens und dem darauf beruhenden Glauben an die Erziehung des Menſchengeſchlechts, habe ich an einem andern Orte[1]) den Einfluß darzulegen verſucht, welchen die frühe Cultur des Orients auf das griechiſche Alterthum übte, deſſen Berührung mit jenem durch hiſtoriſche Thatſachen erwieſen iſt. Ich nehme dieſe Vorausſetzung wiederum in Anſpruch, nicht um den einflußreichen Verkehr aller Völker und Zeiten weiter zu verfolgen, ſondern um an einem unſerem Geſichtskreiſe näher liegenden Gegenſtande den durch tauſend Fäden vermittelten Zuſammenhang des Alterthums mit der Gegenwart darzuthun. Wenn ich damals die Philologie eine comparative Wiſſenſchaft nannte, weil ſie von Hauſe aus auf die Vergleichung der beiden claſſiſchen Völker begründet iſt, verdient ſie dieſen Namen auch inſofern, als ſie das Verſtändniß vieler Erſcheinungen erſchließt, die mit mächtigen Armen aus dem grauen Alterthum in unſre Gegenwart hinüberreichen. Eine ſolche, dem Philologen geläufige Auffaſſung, welche Alterthum und Gegenwart als eine Continuität betrachtet, wird aber auch bei Andern vorläufig einige Berechtigung finden, da auf ihr zum Theil die Nothwendigkeit der philologiſchen Wiſſenſchaft und deren auf alle Zeiten bewährter erziehender Einfluß beruht. Das Alterthum und die Folgezeit bilden zwar nicht ein ſo innig verwebtes Ganze, wie Leib und Seele im menſchlichen Organismus, aber ſie verhalten ſich trotz aller Gegenſätzlichkeit wie Grund und Folge und es iſt die Aufgabe

der Philologie, das allſeitige Verſtändniß des Alterthums ſo weit zu fördern, daß die verbindenden Glieder und fortleitenden Fäden für die Gegenwart von ſelbſt ſich ergeben.

Dieſe Aufgabe, ſo vielſeitig wie das Alterthum ſelbſt und nicht ohne das Verſtändniß der folgenden Jahrhunderte lösbar, iſt auf vielen Punkten mehr geahnt als entſchieden und kann ihrem ganzen Umfange nach am wenigſten ohne Darlegung ſchwankender Meinungen und unvollendeter Beweiſe mitgetheilt werden, aber ſie wird einmal je weiter entwickelt, deſto mehr den Streit zwiſchen Altem und Neuem verſöhnen und die oft ungerechte Vergleichung auf ihr beſcheidenes Maß zurückführen. Darum wage ich es nicht zwiſchen alter und moderner Staatenbildung eine Parallele zu ziehn, oder die abſtracteren Gebiete antiker und chriſtlicher Sittlichkeit und Religion zu betreten, oder den Antheil zu erörtern, welchen die alten Sprachen an den lebenden haben, ſondern ich wende mich lieber demjenigen Gebiete zu, wo das Alterthum anerkanntermaßen nicht nur hinter der Gegenwart nicht zurückgeblieben iſt, ſondern noch immer als muſterhaft und lehrreich gilt und zugleich ſichtbare Spuren zurückgelaſſen hat, welche die Vergleichung nahe legen und fördern helfen, zu dem Gebiete der bildenden Kunſt. Hier aber iſt es die verbreitete Thätigkeit des Bauens, die Mutter der bildenden Künſte, denen ſie die Stätte für ihre Formenwelt bereitet, welche die Cultur der Völker von ihren früheſten Regungen bis zu ihren letzten Athemzügen begleitend, nicht nur die älteſten und dauerndſten Denkmale der Nationalität geſchaffen hat, ſondern durch ſie auch ihr traditionelles Fortleben und Vererben möglich machte. Nur ein einſeitiges Verkennen ihrer Eigenthümlichkeit hat die Architektur aus dem Gebiet der Künſte verbannen wollen, von denen ſie ſich viel mehr dadurch unterſcheidet, daß ſie mehr als andre den dreifachen Charakter des Handwerks, der Kunſt und der Wiſſenſchaft in ſich ſchließt. Denn wie wenig ſie als ein bloß handwerkmäßiges und zweckerfülltes Thun aufgefaßt werden darf, zeigt ſich gleich darin, daß ſie eben ſo ſehr von Bedürfniß und Gewohnheit, als auch von der Ideenwelt und geiſtigen Richtung der Völker ein beredtes Zeugniß ablegt, daß das öffentliche Leben des Staates und der Kirche in ihr ſich ausprägt, und daß ſie im Dienſte dieſer den Charakter des Monumentalen und der Kunſt erreicht. Wenn ſie ſomit unter den genannten Künſten am meiſten geſchichtliche Bedeutung hat und ein treuer Wegweiſer iſt, wo andere hiſtoriſche Zeugniſſe fehlen, weil ſie das Leben der Völker, deſſen Ausdruck ſie iſt, überdauert und von einem zum andern

wie eine Brücke hinüberreicht, macht ſie dieſen Vorzug auch nach einer andern Seite hin geltend durch die Leichtigkeit ihres Verſtändniſſes. Denn die Schöpfungen keiner andern Kunſt laſſen ſich ſo ſehr in ihre Elemente zerlegen, in keiner die Formen und deren Bedeutungen ſo klar erkennen und auf ſo beſtimmte Geſetze zurückführen, in keiner können daher die geſchichtlichen Veränderungen, das nationale Eigenthum und das entlehnte Fremde, ſo ſicher nachgewieſen werden. Darum muß alle Kunſtkenntniß mit der Architektur beginnen, ſie iſt unter den bildenden Künſten die lehrbarſte und die lehrreichſte. Eben daher begreift ſich aber auch, daß ſie für die Kenntniß des claſſiſchen Alterthums von größter Wichtigkeit iſt. Denn vermöge der organiſchen und geſetzmäßigen Beſchaffenheit dieſer Kunſt haben die claſſiſchen Völker ihre durchſichtigen Gedanken und Tendenzen vornehmlich in ihren Bauten ausgeſprochen und in einem ihrem Charakter entſprechenden Elemente die Kunſt zu hoher Entwicklung gebracht. Wer alſo den Geiſt der alten Architektur verſtehen will, muß eindringen in das Verſtändniß ihrer Elemente, denn wie man ſich über den Charakter einer Sprache kein Urtheil bilden kann ohne die Kenntniß und den Beſitz ihrer Formen und Fügungen bis zur geläufigen Reproduction, ſo muß auch die Beurtheilung des geſchichtlichen und äſthetiſchen Werthes der Baudenkmäler gegründet werden auf das eindringliche Verſtändniß der Bauſtücke, ihrer Juncturen und der Verwendung beider zu größeren Ganzen. Denn nur aus ſolcher Kenntniß des Einzelnen läßt ſich ein richtiges Gefühl und eine gültige Auffaſſung größerer Erſcheinungen geſtalten und allmälig das Lebensprincip wahrnehmen, welches die Glieder zu einem praktiſch und äſthetiſch vollkommenen Körper fügt und durchdringt. Vermöge ſolcher von der Beſchaffenheit dieſer Kunſt geforderten Methode ihres Verſtändniſſes iſt dieſelbe der Philologie beſonders willkommen, als verwandt mit der in ihr herrſchenden Methode, ja ſollte man meinen, verwandt mit aller Wiſſenſchaft überhaupt.

Mit dieſer Verſtändlichkeit und nöthigen Gründlichkeit des Verſtändniſſes verbindet die Architektur aber endlich eine gewiſſe Nothwendigkeit und Nähe deſſelben. Denn was läge allgemeinem Verſtändniß und menſchlichem Intereſſe näher, als die baulichen Formen, die uns umgeben und in denen wir leben, und was iſt zugleich anziehender als dieſe, wenn ſie uns als Kunſterzeugniſſe entgegentreten, in denen ſich die höchſten Gedanken verkörpern? Wem, der auch nicht im äſthetiſchen oder baulichen Intereſſe den Norden Europas mit dem Süden vertauſchte, hat die Mannigfaltigkeit

der Bauweiſen entgehen können, die jedem Lande eigen ſind? und, wer die claſſiſchen Länder betrat, wird gewiß bald ein Auge gewonnen haben für die Unterſchiede antiker, mittelalterlicher und moderner Architektur, oder wer, dem auch nur München zu erreichen vergönnt war, hat nicht verweilt bei den Muſtern kirchlicher Bauſtile, die dort ein kunſtſinniger König zur Schau geſtellt hat, bei der antiken Bonifaciusbaſilika, der byzantiniſchen Allerheiligencapelle, der romaniſchen Ludwigskirche, der gothiſchen Aukirche, in denen im Kleinen die ganze Geſchichte chriſtlicher Baukunſt zuſammengedrängt iſt; oder, wem ſolche Anſchauungen nicht zu Theil wurden und nur für die nächſte Umgebung der Sinn nicht erſtorben iſt, hat ſich nicht ein verſchiedener Eindruck kund gegeben bei dem Anblick gothiſcher Dome mit ihren ſtrebenden Thürmen und byzantiniſcher Bauten mit gewölbten Kuppeln und maſſenhaften Pfeilern; oder wer auch nur ein chriſtliches Gotteshaus betrat, hat ſich nicht über die Vertheilung und den Gebrauch der Räume in Mittel- und Nebenſchiffe, in Langhaus und Querſchiff, in Altarchor und Emporen von Fragen berührt gefühlt, die ſich nicht ohne weiteres aus der bloßen Zweckmäßigkeit beantworten laſſen? Es iſt freilich noch leichter, alle dieſe Erſcheinungen zu ignoriren oder für zufällig zu erklären, und ebenſo pflegen auch die Bezeichnungen des Charakteriſtiſchen der verſchiedenen Stile nur einſeitige und ſubjective Urtheile ohne Erwägung aller Momente zu ſein; aber das gründliche Verſtändniß derſelben und eine darauf ruhende Erkenntniß ihres Geſammtcharakters iſt Gegenſtand ſchwieriger Forſchung, der ſcharfſinnige Männer ihre beſten Kräfte gewidmet haben. Eine gründliche Einſicht iſt auch hier nicht möglich, ohne aus der Gegenwart in die Vorzeit und das Alterthum zurückzugehen und die Philologie hält auch hier den Schlüſſel des Verſtändniſſes in der Hand; ſie hat ihn gefunden, indem ſie mit ihrer Fackel die dunkeln Trümmer und Verhältniſſe des Alterthums beleuchtete.

Der Zuſammenhang chriſtlicher und antiker Architektur beruht aber nicht bloß auf dem vorausgeſetzten Einfluß, welchen überhaupt die Baudenkmale vergangener Jahrhunderte auf die der kommenden üben, ſondern auf der thatſächlichen Grundlage eines ernſten und langwierigen Kampfes des Chriſtenthums mit dem Heidenthum, eines Kampfes, der zwar mit dem Falle des letzteren und dem Siege des Chriſtenthums endigte, aber nicht ohne daß dieſes einige Wunden empfangen hätte und die Narben noch jetzt aufwieſe. „Denn," um in den Worten eines mit heidniſcher und chriſtlicher Theologie gleichvertrauten Mannes[2]) fortzufahren, „eine umſichtige hiſtoriſche

Forſchung vermag nachzuweiſen, daß Vieles was in dem Cultus der europäiſchen Südländer nicht evangeliſch iſt, auf Rechnung eben jenes Kampfes geſetzt werden muß und als Munition der heidniſchen Myſterien aufzufaſſen iſt, als ſie ins feindliche Lager hinüberzogen". Das Verhältniß und die Mittel der ſtreitenden Mächte bedingten den Sieg durch eine kluge Accommodation von chriſtlicher Seite und in Folge deſſen laſſen ſich heidniſche Feſte, Riten und Tempel in den chriſtlichen noch heute wiedererkennen. Aber auch dieſer Uebergang heidniſcher Tempel in chriſtliche Gotteshäuſer iſt es nicht, um den es ſich bei dem erwähnten Zuſammenhang handelt, denn er iſt hinlänglich beglaubigt und könnte nicht zu verwickelten Streitfragen Anlaß geben. Die älteſten chriſtlichen Kirchen haben nicht nur den Namen der Baſilika mit griechiſchen und römiſchen Gebäuden gemein, ſondern es giebt ſich auch trotz aller Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklung ſehr deutlich eine Uebereinſtimmung derſelben unter ſich und mit den Ueberreſten und Beſchreibungen jener heidniſchen gleichnamigen Bauten kund. Darum ſtand in der traditionellen Geſchichte der Baukunſt der urſprüngliche Zuſammenhang der chriſtlichen Kirchen mit der antiken Baſilika feſt. Aber dieſe Ueberzeugung iſt aus denſelben Motiven wie der Glaube an den Zuſammenhang des Orients mit dem griechiſchen Alterthum verlaſſen worden. Es war auch hier die ganz unhiſtoriſche Anſicht von der Möglichkeit einer gänzlichen Iſolirung und unberührten Selbſtſtändigkeit geſchichtlicher Ereigniſſe und Verhältniſſe, es war die an ſich richtige, aber übertriebene Wahrnehmung des Unterſchiedes heidniſcher und chriſtlicher Religion, es war der in jedem einzelnen Falle anders zu modificirende Glaube, daß ſich jedes Princip auch ganz organiſch und rationell verkörpern müſſe, was dazu hintrieb, gegen alle vorangegangene und gleichzeitige Architektur zu verblenden und dem Chriſtenthum wegen der Befähigung, für ſeine Bedürfniſſe die entſprechenden Formen zu finden, die vorhandenen als eigenthümlich und originell zuzuſprechen. Wie es unangemeſſen ſchien, die Griechen einen guten Theil ihrer Cultur vom Orient empfangen zu laſſen, ſo glaubte man ſich auch am Chriſtenthum zu verſündigen, wenn man zugeſtand, daß ſeine Kirchenbauten ihrer Grundlage nach auf dem heidniſchen Alterthum fußten. Dazu kam, daß die Studien über die mittelalterlichen Bauſtile, angeſtellt um die ſtreitige Erfindung des Spitzbogens zu entſcheiden, immer weiter vom Alterthum abführten und daß die Eigenthümlichkeit dieſes Deckungsprincips, das zuletzt den ganzen Bau durchdrang, die im heidniſchen Alterthum wurzelnden Fundamente deſſelben überſehen ließ. Nur daß man hier

wiſſenſchaftlicher als in jener Streitfrage verfuhr und darum wie es ſcheint wider Willen die Wahrheit förderte. Die von der belgiſchen Akademie gekrönte Preisſchrift Zeſtermanns: Die antiken und die chriſtlichen Baſiliken, nach ihrer Entſtehung, Ausbildung und Beziehung zu einander dargeſtellt, (Leipzig 1847)" hat den Zuſammenhang beider geläugnet und jede für ſich als den ſelbſtſtändigen Ausdruck eines verſchiedenen Princips dargeſtellt. Die ſorgfältige Beachtung ſchriftlicher Zeugniſſe macht das Verdienſt dieſer Schrift aus, deren Reſultat aber trotz der übertriebenen Anerkennung von katholiſcher Seite[3]) nicht durchzudringen[4]) vermocht hat, da ſich gegen Einzelnes gewichtige und mit der Anſchauung des Alterthums vertraute Stimmen erhoben haben. Indem ich dieſe Gegengründe zuſammenfaſſend und nach Kräften verſtärkend zu der hergebrachten Anſicht zurückzukehren mich anſchicke, ſcheint es angemeſſen, die Acten dieſes Streites, gleich nach den drei weſentlichen Geſichtspuncten vorzulegen, ſo daß zuerſt die Aehnlichkeit und Differenz der antiken und der chriſtlichen Baſiliken vor Augen trete, ſodann einleuchte, warum dem Chriſtenthum die Bauform heidniſcher Tempel nicht genügte, ſondern warum es eine andere dem Alterthum eigenthümliche Bauform auch zu der ſeinigen machte, und drittens ſich ergebe, ob dies als Nachahmung oder freie Schöpfung anzuſehen iſt.

Dem griechiſchen Namen der Baſilika begegnen wir nachweislich zuerſt im perikleiſchen Athen, wo uns an der Agora eine βασίλειος στοά, d. h. eine Königshalle, genannt wird, in welcher der aus der Königszeit ſtammende und den Namen des Königs bewahrende Archon des Freiſtaats ſeinen amtlichen Sitz hatte. Weder ſichtbare Spuren noch eine Beſchreibung derſelben ſind uns erhalten, ſo daß wir über die bauliche Einrichtung nichts mehr erfahren, als was der Name einer Stoa, einer Säulenhalle ausſagt. Aber ſo vereinzelt, als es ſcheinen möchte, ſteht dies Gebäude nicht, denn die Marktplätze der helleniſchen Städte pflegten mit Hallen umgeben zu ſein und unter dieſen dürfen auch anderswo ſolche Königshallen angenommen werden, wie z. B. jene an der Agora zu Elis, wo die olympiſchen Kampfrichter, die Hellenodiken, den Tag verbrachten[5]). Da ſie dieſe Function von den alten Königen Piſas geerbt hatten, unter denen der mythiſche Oxylos und Iphitos als die älteſten Kampfrichter genannt werden, haben ſie wahrſcheinlich auch das alte Königshaus inne gehabt, und hier iſt es nun von großer Bedeutung, daß uns Pauſanias[6]), der Zeitgenoſſe der Antonine, welcher dieſen älteſten Markt in ſeiner Anlage ausdrücklich von den neueren ioniſchen unterſcheidet, als Augenzeuge meldet, daß dieſe Stoa

im Innern durch Säulenſtellung in drei Räume oder Schiffe geſchieden war. Derſelbe Schriftſteller[7]) beſchreibt uns das Phokikon bei Delphi, wo die Abgeordneten der phokiſchen Städte ihre Zuſammenkünfte hielten, als ein von Mauern umſchloſſenes durch Säulen im Innern dreifach getheiltes Local. Es gab alſo noch im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung in Griechenland Gebäude, welche theils den Namen der Baſilika führten, theils in ihrer baulichen Structur den Königshallen entſprachen. Beſſer unterrichtet ſind wir dagegen über die gleichnamigen Gebäude bei den Römern. Der Cenſor Cato erbaute die erſte Baſilika, nach ſeinem Gentilnamen Porcia zubenannt, am Forum in einer Zeit, wo ſich Rom zur Hauptſtadt der damaligen civiliſirten Welt zu erheben begann. Den Cenſoren lag es nämlich ob, dafür zu ſorgen, daß es dieſer Beſtimmung entſpräche und daß der Schauplatz des politiſchen und gewerblichen Verkehrs, das Forum, dem Fremden ſowohl wie dem Einheimiſchen genügte. Seinem Beiſpiel folgten bald andre in rühmlichem Wetteifer nach, ſo daß man am Ende der Republik ſchon 7 zählte, welche das Forum zu beiden Langſeiten umgaben und den hallenreichen griechiſchen Agoren ähnlich machten. Die Localität alſo, der Name und was wir ſonſt von dieſen römiſchen Bauten erfahren, ſtimmt ſo ſehr mit den griechiſchen überein, daß wir ſie von dieſen abzuleiten geneigt ſein müſſen. Wenn man ihnen dagegen lieber den griechiſchen Hypäthraltempel zum Vorbild gab, hat man gerade den weſentlichen Unterſchied beider, die Bedachung der Baſilika, an der nicht zu zweifeln iſt, überſehen; oder wenn Andre, um auch die Römer, die Erben griechiſcher Cultur, ſich ſelbſtſtändig entwickeln zu laſſen, die Baſiliken gewiſſermaßen als ins Enge gezogene und für beſondre Einzelzwecke beſtimmte Fora anſehen, ſo verträgt ſich dieſe Anſicht recht wohl mit der für dieſe Bedürfniſſe aus Griechenland entlehnten Form, wo die Hallen der Agoren eine gleiche Function gehabt haben mögen. In beiden Fällen aber bleibt der griechiſche Name der römiſchen Bauten unerklärt und weiſt uns, auch wenn wir kein Gewicht auf die Uebereinſtimmung der Localität und Einrichtung legen, immer wieder auf Griechenland zurück. Daß die Römer den Catoniſchen Bau bloß wegen der Pracht mit einem damals gebräuchlichen Fremdworte die königliche, d. h. die Prachthalle genannt hätten[8]), läßt zunächſt dunkel, wie dieſer Name, der das innere Weſen des Baues gar nicht berührt, auf alle ähnliche ohne Weiteres übertragen werden konnte. Im Alterthum aber ſind die Namen keine Phraſen, ſondern Bezeichnungen der Dinge nach ihrer Eigenthümlichkeit. So tritt

auch dieſer Name, der ſtets als Subſtantivum gebraucht wird, gleich anfangs als terminus technicus auf, iſt alſo nicht in Rom erſt mit Cato's Bau entſtanden, ſondern aus ſeiner Heimath, aus Griechenland oder griechiſchen Landen mit dem Plan und Entwurf des Gebäudes eingewandert. Eine Ueberſetzung aber durch das Lateiniſche regia wird wohl abſichtlich gemieden, um dem alten gleichfalls am Forum belegenen Königshauſe des Numa, der hochheiligen regia, auch nicht einmal zum Scheine eine junge Nebenbuhlerin zur Seite zu ſtellen. Und nur einmal hat ein Dichter der Kaiſerzeit[9]) die basilica Aemilia regia Pauli zu nennen gewagt. Wer aber daran Anſtoß nimmt, daß der eingefleiſchte Römer Cato die griechiſche Bauweiſe in Rom eingeführt haben ſoll, mag ſich erinnern, daß derſelbe noch im Alter griechiſch lernte und ſich griechiſcher Vorbilder bei ſeinen Schriften bediente. Wenn nun die griechiſche Ableitung unabweisbar ſcheint, ſo iſt doch inſofern vielleicht eine Vermittlung eingetreten, daß die Römer nicht direct aus Griechenland, ſondern aus den helleniſirten Reichen der Diadochen, mit denen ſie frühzeitig in Berührung kamen, an den im Gegenſatz der öffentlichen Porticus bedeckten Hallen der Königspaläſte Vorbild und Namen ihrer Baſiliken gewannen[10]). Jedenfalls aber erklärt erſt die Uebertragung von einem ausländiſchen Muſter hier genügend die auffällige Benennung. Der gemeinſame Zweck kaufmänniſchen Verkehrs und bürgerlicher Rechtspflege bedingte die Einrichtung dieſer Gebäude. Sie beſtanden demgemäß aus zwei Haupttheilen, aus dem Raum für das Publicum, der eine oblonge Grundfläche hatte, und einem damit zuſammenhängenden halbkreisförmigen als Gerichtsſtätte. Die Größe und Verbindungsweiſe dieſer nothwendigen Theile konnte natürlich wechſeln und es iſt eine übertriebene Forderung, wenn man von einer Bauweiſe, die ſich über das ganze römiſche Reich verbreitete und Jahrhunderte lang geübt ward, überall dieſelben Verhältniſſe und Dimenſionen verlangt und auf ſeltenen Abweichungen die Differenz der chriſtlichen Kirchen begründet. Hier aber handelt es ſich zunächſt nur um das Typiſche, beiden Gemeinſame, auf welcher Grundlage ſpäter ihre Verſchiedenheit zu erkennen iſt. Dahin gehört bei allen entwickelten Bauten dieſer Art und zwar denen des kaiſerlichen Rom, denn nur dieſe können einen Maßſtab für die chriſtlichen Kirchen abgeben, die Umſchließung der ganzen Räumlichkeit durch Mauern, die Theilung des oblongen Raumes durch Säulenſtellungen in ein breiteres Mittelſchiff und ſchmälere Seitenſchiffe, der Eingang auf der einen Schmalſeite des Gebäudes und ihm gegenüber an der andern der halbrunde Ausbau (Apſis, Concha). Alles

Weitere ergiebt ſich aus dem bei der ſtructiven Verbindung eines Bauwerks für die ganze Anordnung und Gliederung wichtigen Elemente der Deckung. Die Räume der Baſilika hatten eine ſolche und zwar der oblonge Raum eine flache, der Ausbau eine Kuppeldecke. Daraus folgte zum Zweck der Beleuchtung, daß ſowohl die Wände der Seitenſchiffe von Fenſtern durchbrochen wurden, als auch, daß über die Architrave, welche die Säulenreihen des Mittelſchiffs verbanden, wiederum Säulen und über ihnen Wandflächen mit Fenſtern geſetzt wurden, um auch dem Mittelraum von obenher Licht zu ſchaffen. Auf ihnen ruhte die Deckung und zwar eine dreifache, indem ſich über den Seitenſchiffen Gallerien befanden, aus denen man ſowohl in das Mittelſchiff als die Gerichtsſtätte blicken konnte. Während der oblonge Raum zu ebner Erde zu ſein pflegte, war die Gerichtsſtätte, das Tribunal, erhöht und durch Stufen mit ihm verbunden, um die gerichtliche Verhandlung ſichtbar zu machen, gleichwie die Kreisform derſelben akuſtiſchen Zwecken diente. Trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Theile und deren verſchiedener Beſtimmung gewährten dieſe Bauten doch ein wohlgefügtes Ganze und eine befriedigende Einheit. Die erhöhte Niſche des Tribunals zeigte ſich gleich beim Eintritt als die Spitze des Ganzen, die perſpectiviſche Bewegung, in welche das Auge durch die Säulenreihen eingeführt wird, leitet daſſelbe an den dazwiſchenliegenden Räumen vorüber und findet in der runden Niſche ihre Beruhigung.

So iſt es zunächſt zwar der Standpunkt der Zweckmäßigkeit, welcher in dieſer Kunſt der ruhenden Ordnung, wo nichts ohne Zweck ſein darf, das Gefühl des Schönen vorbereitet, aber wie es ſchon für jeden Zweck mehre Mittel giebt und vollends die Verbindung mehrer noch größere Freiheit bedingt, ſo liegt der letzte Zweck dieſer Kunſt außerhalb jener Sphäre im Gebiete der Schönheit und Freiheit. Als das Chriſtenthum im römiſchen Reiche nach wechſelvollem Schickſal dauernde Geltung und Freiheit gewann, hatte es ſich für ſeine Gotteshäuſer bereits der vom Alterthum gegebenen Formen bemächtigt. Im Orient wurden die verbreiteten Rundtempel die Vorbilder der chriſtlichen Kuppelbauten, im Abendlande finden wir für die älteſten Kirchen Namen und Geſtalt der römiſchen Baſilika wieder. Es blieb nämlich hier die urſprüngliche, oblonge Grundform, die Dreitheilung im Innern, der Abſchluß durch eine halbrunde oder vier- oder vielſeitige Apſis. Die Differenzen entſtanden durch die veränderte Art der Bedachung. Die auf dem geradlinigen Gebälk der Säulen emporgeführten Mauern des Mittelſchiffs,

wenn auch von Fenſtern durchbrochen, laſteten zu ſchwer. Man half dieſem Drucke dadurch ab, daß man ſtatt der horizontalen Architrave Bögen von Säule zu Säule führte, daß man ſtatt der Säulen ſtärkere Pfeiler eintreten ließ, oder Säulen und Pfeiler ſinnreich mit einander verband. Das nun häufiger erſcheinende Querſchiff, welches ſtrenger den dreitheiligen Raum der Gemeinde von dem erhöhten, der Geiſtlichkeit und heiliger Handlung vorbehaltenen Altarchor ſchied und indem es der Grundfläche die geheiligte Form des Kreuzes verlieh, zugleich der über der Vierung ſich erhebenden Kuppel oder dem Thurme eine feſte Stelle anwies, kann aber nicht als ein weſentlicher Unterſchied betrachtet werden, weil es theils nicht allen chriſtlichen Baſiliken gemeinſam iſt, theils ſchon in der basilica Ulpia oder Aemilia auf dem capitoliniſchen Plane und der von dem Dictator Cäſar zu Antiochia gegründeten ſich vorgebildet zeigt. Mit allen dieſen Modificationen beſtand noch die flache Deckung. Von der Einführung und conſequenten Anwendung des Bogens gelangte man aber zum Gewölbe, das die viereckigen Pfeilerſtützen nach allen Seiten hin verband, die laſtenden Wände kürzte und elaſtiſch auseinander ſpannte, freilich aber auch maſſivere Pfeiler bedingte und Strebepfeiler an den Außenwänden. Dieſe im eilften und zwölften Jahrhundert herrſchende Bauweiſe nennt man wegen der principiellen Anwendung des Bogenelements den Rundbogenſtil, oder wegen ſeiner Pflege bei den romaniſchen Stämmen den romaniſchen, oder nach dem Ausgangspunkt dieſer Richtung, namentlich wenn ſich mit ihr der Kuppelbau verbindet, den byzantiniſchen Stil. Von ihm ſchritt man bei den germaniſchen Stämmen im dreizehnten Jahrhundert fort zum Spitzbogenſtil, deſſen Element, den ſpitzen Bogen, man ſchon früher wohl nach dem Vorgange der Araber in Sicilien bei der flachgedeckten Baſilika angewandt hatte. Indem man ihn überall in der gewölbten eintreten ließ, ſchuf man ein reicheres, dem vegetativen Organismus ähnliches Leben, indem aus den gegliederten Pfeilern eine Springflut ſtrebender Curven emporſchoß und in der Bewegung paralleler Gegenſätze ihren nothwendigen und doch ſcheinbar freien Abſchluß fand. Das einfache Geſetz des Tragens und Laſtens war dadurch bis zu einer dem Alterthum unbekannten Freiheit vergeiſtigt, indem ſtatt horizontaler und verticaler Flächen überall die mannichfachſten Segmente der Wölbung, ſtatt der maſſiven Wände die in die Rippen und Strahlen der Pfeiler eingeſpannten Kappen ſich zeigten und die an die ruhende Ordnung gebundene Kunſt über ihr Grundgeſetz erhoben ſchien, da ſich mit dieſen Mitteln jedes beliebige Planſchema über-

decken, jede bauliche Spannweite und Höhe erreichen ließ. Wer dieſe Entwicklung der Architektur in ihren größten Monumenten mit dem unſcheinbaren Original der alten Baſilika vergleicht, wird beide auf den erſten Blick vielleicht nicht einmal für zuſammengehörig anſehn, und doch läßt ſich der hiſtoriſche Faden dazwiſchen ſtreng verfolgen. Es iſt nur das architektoniſche Netz einer neuen Zeit über den alten Grund geſpannt, gewebt aus Elementen, welche vereinzelt ſchon das graue Alterthum kannte, aber verwendet nach neuen Normen. Es ſind die Gegenſätze des Alterthums und Mittelalters überhaupt, die hier hervortreten, dort das ſtrenge Maß, das ſeines Geſetzes ſich bewußt iſt, hier das unermeßliche Sehnen, die romantiſche Sentimentalität, dort Harmonie des Aeußern, hier die vollendete Innerlichkeit und ihr Reflex im Aeußern, dort das Schöne und Zweckmäßige der Architektur vereint, hier die Freiheit und Kühnheit einer neuen Culturepoche junger Völker, ſelbſtgefällig im Streben und Ueberbieten ihrer Kräfte.

Aber einen ſo entſchiedenen Gang der Entwicklung, als ich ihn eben zu zeichnen verſuchte, hat die chriſtliche Baukunſt, wenigſtens in ihren Anfängen, nicht verfolgt. Wenn ſie auch allmälig die Form der Baſilika bevorzugte, hat ſie doch daneben auch heidniſche Tempel ſich anzueignen nicht verſchmäht. In Rom allein ſollen 39 Kirchen auf alten Tempeln erbaut ſein, eine Angabe, die um ſo weniger Mißtrauen verdient, als ihr Gewährsmann ein katholiſcher Schriftſteller iſt[11]), dem es darauf ankam, die proteſtantiſcher Seits wegen ſolcher Accommodation erhobenen Vorwürfe zu entkräften. Namen, wie Maria sopra Minerva, und S. Andrea in barbara patricia, S. Martina in tribus fatis ſagen es uns zum Ueberfluß ſelbſt, und noch heute hat die armeniſche Kirche Maria Egiziaca, hat das Pantheon, 608 zur chriſtlichen Kirche geweiht, die alte Tempelform bewahrt. In derſelben Stadt erſcheinen aber auch chriſtliche Neubauten in Form von Rundtempeln, wie S. Costanza und S. Stefano rotondo. Es giebt ſich alſo mehre Jahrhunderte lang kein entſchiedener kirchlicher Typus kund, ſondern ein Schwanken zwiſchen den gegebenen Formen, aus dem ſich aber die Gründe für das Vertauſchen der alten Tempel mit dem Baſilikenſtil erkennen laſſen. Dieſe Gründe liegen ſowohl auf der Seite des Heidenthums wie des Chriſtenthums. Die chriſtliche Religion war lange eine unterdrückte, verfolgte, höchſtens geduldete, welche ſich vor ihren Feinden in die Stille der Häuſer und das Dunkel der Katakomben flüchten mußte. Als ſie endlich an das Licht der Oeffentlichkeit treten durfte, war ſie ſich zwar des Gegenſatzes zum Heidenthum bewußt, hatte aber auch ihren Cultus noch nicht zu feſten

Formen ausgebildet. Die heidniſchen Tempel wurden theils verlaſſen, theils im Kampf vernichtet, und die erhaltenen theils als verhaßte Stätten gemieden, theils zum Zeichen des Sieges, oder aus Connivenz und Accommodation, oder aus Mangel und Noth mit geringer Modification in chriſtliche Gotteshäuſer verwandelt. Aber ſie genügten den ſich entwickelnden Bedürfniſſen des Cultus nicht und erweiſen ſich, wo ſie beſtehen, noch heute als unpraktiſch. Denn die Tempel des Alterthums, urſprünglich nur ſchützende Stätten für das Götterbild und daher von mäßiger Ausdehnung, waren nicht Verſammlungsörter der Gemeinde, ſondern ihr Inneres als ein unnahbares Heiligthum nur den Prieſtern zugänglich, und gerade die größten, wie das Parthenon und der olympiſche Zeustempel, von Weihgeſchenken angefüllt nur an wenigen Tagen des Jahres geöffnet. Der Altar ſtand nicht in ihnen, ſondern vor dem Eingange im geräumigen Vorhof, der die Menge aufzunehmen beſtimmt war, welcher der Tempel in der Würde und Schönheit ſeines Aeußeren die Götterwohnung ankündigen ſollte. Daß ſolche Bauten dem chriſtlichen Cultus nicht genügten, iſt einleuchtend; dagegen konnte keine Bauform des Alterthums ſeinen Anforderungen beſſer entſprechen, als die Baſilika. Gegen die Außenwelt durch Mauern abgeſchloſſen, bot ſie größere, bereits zu Verſammlungen beſtimmte Räume dar, im Innern gewährte die erhöhte Apſis dem Altar eine würdige Stätte und der Geiſtlichkeit einen geſonderten Sitz, während die Schiffe des Langhauſes die Scheidung der Geſchlechter begünſtigten, ja ſelbſt der Name dieſer Königshäuſer ließ ſich mit der chriſtlichen Anſchauung vereinigen. So hatte das Alterthum, deſſen Zuſtände gereift waren für die Aufnahme des neuen Glaubens, ihm auch mit ſeinen baulichen Formen gewiſſermaßen vorgearbeitet.

Wenn es nun ſicher iſt, daß ein Theil der älteſten chriſtlichen Kirchenbauten, von denen wir mehr durch Tradition als durch Anſchauung wiſſen, die Form der römiſchen Baſilika hatte und das ganze Mittelalter auf dieſer Grundlage weiterbaute, ſo iſt damit freilich noch nicht bewieſen, daß das Chriſtenthum dieſe ſeinen Bedürfniſſen und Tendenzen entſprechende Bauform von dem Alterthum herübernahm, ſondern es entſteht noch die Frage, ob es dieſelbe ſelbſtſtändig und organiſch aus ſich erſchuf oder abhängig bloß nachahmte und anwandte? Diejenigen, welche im falſchen Eifer für die Ehre des Chriſtenthums zu ſorgen Alles in ihm originell und urſprünglich haben möchten, werden freilich, da ſie die Uebereinſtimmung der heidniſchen und chriſtlichen Baſilika nicht wegzuräumen vermögen —

denn den von Zeſtermann aufgeſtellten Unterſchied beider, den Mangel der Apſis bei den alten, hat Urlichs[12]) beſeitigt — ſie werden dieſe Uebereinſtimmung für eine zufällige erklären und es lieber unerklärt laſſen, wie es gekommen, daß die Zwecke des chriſtlichen Cultus und des antiken Markt- und Gerichtverkehrs ſich durch dieſelben baulichen Formen befriedigten, als aller vernünftigen Analogie gemäß hier einen natürlichen Zuſammenhang zuzugeben. Aber ſie werden damit bei der Wiſſenſchaft wohl ebenſowenig Anklang finden, als jene hartnäckigen Verfechter helleniſcher Originalität gegenüber den Anhängern des orientaliſchen Einfluſſes. Denn ſo wenig es unerhört iſt, daß derſelbe Gedanke in der Weltgeſchichte ſich mehrmals in denſelben Formen verkörpert, ebenſowenig iſt es möglich, daß das Nebeneinanderbeſtehende nicht auch auf einander einwirke. Das Gegentheil annehmen, hieße die Bedeutung des Wirklichen läugnen, hieße die Continuität der Geſchichte, die Natur des Geſchehens aufheben, welche nichts anders iſt, als die fortwährende Kette von Urſachen und Wirkungen, die ſelbſt wieder Urſachen werden. Eine rationelle ebenſowohl wie religiöſe Weltanſchauung muß zu dem Glauben führen, daß in dem großen Entwicklungsgange der Menſchheit nichts verloren gehe, daß auch die vertilgte Cultur nicht die Mutter der Barbarei, ſondern der fruchtbare Humus neuen Lebens werde. Glücklicherweiſe aber ſind wir bei der vorliegenden Frage nicht bloß auf dieſe allgemeine Argumentation angewieſen. Wir müſſen ſie nur nicht als eine iſolirte Einzelheit, ſondern als ein integrirendes Glied des großen Schauſpiels betrachten, welches uns die Auflöſung des Heidenthums in das Chriſtenthum darſtellt. Da finden wir denn, wenn wir nur ſehen wollen, daß ein Einfluß der antiken Formen auf die Anfänge des Chriſtenthums überhaupt ſtattfindet, wir finden das Gebiet, welchem die chriſtlichen Kirchenbauten angehören, die chriſtliche Kunſt, bis in das achte Jahrhundert hin erfüllt von heidniſchen Motiven und Elementen. Die Beweiſe dafür enthält Piper's chriſtliche Mythologie und Symbolik, die ſich die Aufgabe geſtellt hat, die antiken Fäden nachzuweiſen, welche in das Gewebe chriſtlicher Kunſtthätigkeit verflochten ſind. Was dort für die bildenden Künſte der Malerei und Plaſtik geleiſtet iſt, das iſt für die Architektur in gleicher Weiſe noch nicht gewonnen und nur ein Theil dieſer Leiſtung wird von der angeregten Frage ausgefüllt[13]). Wenn nun in bildlicher Darſtellung noch Geſtalten der alten Götter- und Heroenwelt auf chriſtlichen Denkmalen erſcheinen, wenn in ihr Gewand und ihre Attribute bibliſche Stoffe und Perſonen ſich kleiden, wenn dieſe Stoffe neben jenen

verhältnißmäßig erſt ſpät auftreten und erſt allmälig ſich von jenen Zuthaten ſcheiden, was hat es Unwahrſcheinliches, oder vielmehr, war es nicht nothwendig, daß auch die Baukunſt, eine vielweniger freie Kunſt, an der jene beiden Künſte zur Erſcheinung kommen, bei dem heidniſchen Alterthum in die Lehre ging, zumal wenn ſie dort was ſie brauchte vorfand, und in einer Vollendung vorfand, daß ihr während ihrer ganzen Periode der Selbſtſtändigkeit doch nur eine Erweiterung jener Grundlagen gelungen iſt? Dazu vergegenwärtige man ſich noch die beſonderen Umſtände, denen die Architektur mehr als jene individuellen Künſte unterliegt. Ein neuer Bauſtil iſt nicht die Arbeit eines Individuums, iſt nicht das Reſultat eines glücklichen Augenblicks, ſondern die Schöpfung einer ganzen Nation und einer ganzen Zeitrichtung. Die Architektur bedarf der Oeffentlichkeit und Freiheit zu ihrer ſelbſtſtändigen Entwicklung, denn ſie iſt nichts als der aus den Steinen redende Geiſt eines Volkes, welcher nichts verſchweigen darf, ohne ſich untreu zu werden. Während dem älteſten Chriſtenthum dieſe Bedingungen zu einem eigenen Bauſtil fehlten, ſtand es inmitten des heidniſchen Staats und umgeben von den vollendeten Formen der alten Kunſt. Daher erſcheinen die Anfänge ſeiner Baukunſt als ein Ringen und Suchen nach dem entſprechenden Typus. Weit entfernt davon, eine Nation zu umfaſſen, zählte der chriſtliche Glaube ſeine Bekenner unter vielen Völkern, und ſo treten ſeine Gotteshäuſer nach Ländern und Zeiten geſchieden, aber auch an demſelben Orte zu gleicher Zeit in verſchiedenen Formen auf. Wäre die Baſilika der urſprüngliche und aus dem Chriſtenthum ſelbſt entſprungene bauliche Typus geweſen, wie läßt es ſich damit vereinigen, daß auch die periſtylen und die Rundtempel des Alterthums zu Gotteshäuſern wurden und daß die chriſtliche Kunſt neben der Baſilika auch Kuppel- und Centralbauten errichtete und beide mit einander verband? Wie der Rundbogen- und der Spitzbogenſtil mit Recht auch der romaniſche und germaniſche heißen, ſo giebt ſich auch in jenen Erſcheinungen vielmehr ein Einfluß der Nationalität und Sitte auf die Baukunſt, als des Chriſtenthums auf beide zu erkennen. Daraus kann nur der Unverſtand einen Vorwurf für das Chriſtenthum ableiten wollen. Wie ſich dieſes frei von nationaler Begränzung zu allen Völkern verbreitete, ſo bewährte es auch den univerſalen Charakter einer Weltreligion dadurch, daß es nicht gebunden an das Aeußere, unter allen Formen ſein Weſen zu bewahren, alle Formen mit ſeinem Inhalte zu erfüllen verſtand. Das vorausgeſetzte Verhältniß der chriſtlichen Architektur zu der antiken iſt ſomit ein natürliches und erklärliches, denn

es beruht auf der Eigenthümlichkeit dieſer Kunſt und ſteht im Einklange mit hiſtoriſchen Thatſachen. Es iſt derſelbe Fall wie mit der griechiſchen Kunſt, deren Zuſammenhang mit der ägyptiſchen und orientaliſchen immer mehr zu Tage tritt, die dadurch immer verſtändlicher wird, deren Werthſchätzung dadurch nur gewinnen kann, denn das Unbegreifliche verleiht keinem Dinge Werth, außer etwa in den Augen derer, die nur ſtaunen wollen! In dem von uns eingeſchlagenen Beweisgange aber iſt zum Abſchluß noch zweierlei nöthig. Es wäre auffallend, wenn ſich nicht nachweiſen ließe, daß in älteſter Zeit nicht bloß alte Tempel zu chriſtlichen wurden, ſondern daß auch heidniſche Baſiliken in chriſtliche übergingen und wenn nicht an der chriſtlichen Baſilika Spuren ihrer früheren Beſtimmung hafteten und auf ihren antiken Urſprung zurückwieſen. Eben ſo wenig jedoch wie alle heidniſchen Tempel chriſtliche Kirchen wurden, läßt ſich verlangen, daß alle Baſiliken des Alterthums in chriſtliche ſich verwandelten und zwar dieſes noch weniger als jenes, ſchon deshalb, weil die Zahl der Baſiliken geringer war als die der Tempel. Ferner blieben ſie auch nach dem Falle des Heidenthums als Räume des Verkehrs und des Gerichts im Gebrauch. Aber wo die Städte verödeten und die Mittel zu Neubauten fehlten, läßt ſich ihre Verwandlung in chriſtliche vorausſetzen. Wohin anders als nach Rom ſoll man blicken, um dafür Belege zu finden? Dort an der öſtlichen Langſeite des Forums, wo die republicaniſchen Baſiliken ſtanden, an die ſich die prächtigen Fora und Baſiliken der Kaiſer anreihten, nimmt die Kirche S. Adriano wenigſtens die Stelle der alten bas. Aemilia ein. Sicherer aber, trotz aller Einreden, iſt es, daß die benachbarte unter dem Namen des Friedenstempels bekannte Ruine eine Baſilika des heidniſchen Maxentius iſt, von Konſtantin beendet und ſpäter zur chriſtlichen Kirche geweiht. Ebenſo wird berichtet, daß derſelbe Kaiſer den Chriſten die alte bas. Siciniana[14]) übergab, wo ſich ſpäter die ſtattliche Maria maggiore erhob. Die Kirche S. Croce in Gerusalemme, auch basilica Sessoriana genannt, iſt wahrſcheinlich aus einem alten Gerichtsſaal entſtanden, und endlich ſcheint auch die zu Trier wiedererkannte Baſilika kirchlichem Gebrauch gedient zu haben[15]). Aber ſelbſt wenn alle dieſe Beiſpiele ſo unſicher wären, als ſie gewöhnlich bei der mangelhaften Tradition erſcheinen, würden die chriſtlichen Baſiliken ihre Abſtammung von den alten ausweiſen. Denn für den erhöhten Altarchor wird der ſeiner urſprünglichen Beſtimmung entſprechende Name des Tribunals fortgepflanzt, und der Raum unter dieſer Erhöhung, aus dem ſich die Krypten oder Gruftkirchen entwickeln,

gewöhnlich auf eine Reminiscenz an die Katakomben und die unter den Altären beſtatteten Märtyrer zurückgeführt, hat ſchon in der Baſilika zu Pompeji[16]) ſein Vorbild und ſcheint urſprünglich als Gewahrſam der zu Verhörenden oder Verurtheilten gedient zu haben.

Das Reſultat unſerer Betrachtung, die Abhängigkeit der chriſtlichen Baſilika und der aus ihr entwickelten Bauſtile von der des Alterthums, hat nicht nur den Werth einer kunſtgeſchichtlichen Thatſache, ſondern gewinnt auch praktiſche Bedeutung in der vielbeſprochenen Frage nach dem Kirchenbauſtil der Gegenwart. Es iſt ein ſchlechter Troſt, wenn man ſich wegen des Mangels eines ſolchen von der Geſchichte antworten läßt, man ſolle nur das endliche Ziel der Bewegungen, welche die Geiſter der neueren Zeit erfüllen, abwarten; die Form werde ſich dann ſchon von ſelber finden[17]). Wie die Völker was ſie zu thun und zu laſſen haben, am beſten aus der Weltgeſchichte lernen können, ſo weiſt auch die Kunſtgeſchichte den Künſten ihre Entwicklung an. Hat der chriſtliche Kirchenbau ſeine Grundlagen im Alterthum, ſo kann ein neuer unſrer Zeit entſprechender Bauſtil nur eine Regeneration, eine Wiedergeburt des alten ſein. Das verlegene Suchen nach einem ſolchen ſagt uns deutlich, daß auch der gothiſche Stil, in dem der romantiſche Idealismus des Mittelalters ſeinen Ausdruck fand, unſerer Zeit nicht mehr genügt. Und dieſe Abneigung iſt eine vollkommen berechtigte. So hoch auch die gothiſchen Dome zum Himmel emporſtreben und Blick und Herz mit ſich erheben, wir können darin weder das ſpecifiſch Chriſtliche noch das wahrhaft Schöne finden. Denn warum ſollte der Kuppelbau der Sophia zu Konſtantinopel, warum das flache Säulenhaus der Baſilika S. Paolo bei Rom, die doch dem Urſprunge des Chriſtenthums noch näher ſtehen, weniger chriſtlich ſein[18])? Das einſeitige Aufſtreben aber verticaler Linien verletzt das Grundgeſetz architektoniſcher Schönheit, die in dem harmoniſchen Wechſel tragender und getragener Glieder und ihrer geometriſchen Lineamente beſteht. Wollen wir auch nicht mit Göthe[19]) den Mailänder Dom ein marmornes Ungeheuer nennen, ſo liegt doch dieſer Benennung die ganz richtige Anſicht zu Grunde, daß ein Werk der Baukunſt nicht hinter der Unendlichkeit vegetabiler Ornamentik verſchwinden darf, und daß eine Kirche, deren Dach man beſteigen muß, um einen Theil ihrer Wunder zu ſchauen, ihre Aufgabe überſchritten hat. Es iſt derſelbe dem Mittelalter eigene, aber in der Architektur unſchöne Zug zu dem Unermeßlichen, wenn die weitgeſpannten Kuppeln der Ravennatiſchen Bauten dadurch ermöglicht wurden, daß man ſtatt der ſoliden Bauſtücke hohle

Gefäße zu Hilfe nahm. Die Architektur beſitzt ſchon in ihrem Material einfache und unverletzliche Grundgeſetze. Auch ſind dieſe Mängel nicht erſt heute empfunden worden, man hat ihnen nicht erſt jetzt abzuhelfen geſucht. Dieſelben Wahrnehmungen führten ſchon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von Italien her, wo der Sinn für die antike Kunſt ſich neu belebte, zu dem über religiöſe und nationale Einflüſſe ſich erhebenden Renaiſſanceſtil[20]). Was damals unvollkommen zu Stande kam, eine Ausſöhnung zwiſchen den Anſprüchen künſtleriſcher Form und religiöſen Inhalts, das wird ein neuer Kirchenbauſtil durch das Verſchmelzen der antiken Grundlagen mit den Grundideen des Chriſtenthums zu vollbringen haben. Das Alterthum hat uns ſeine reiche Formenwelt hinterlaſſen, es hat aber die Disharmonie zwiſchen dem Innern und Aeußern in der Architektur noch nicht gelöſt, und hier liegt das Problem, welches der chriſtlichen Baukunſt vorbehalten bleibt.

L. Mercklin.

---

[1]) Ueber den Einfluß des Orients auf das griechiſche Alterthum. Rede am Krönungstage. Dorpat, 1851.

[2]) Preller b. Pauly Realenc. Bd. 5. S. 336.

[3]) Kreuſer, d. chriſtl. Kirchenbau. Bonn, 1851. S. 26, fg. Auch der neueſte Schriftſteller über dieſen Gegenſtand, Weingärtner, (Urſprung und Entwickelung des chriſtlichen Kirchengebäudes, Leipzig, 1858) ſtimmt mit Zeſtermann in der Verneinung des Urſprungs der chriſtlichen Baſilika aus dem gleichnamigen antiken Gebäude überein, leitet aber „eine gewiſſe äußere Aehnlichkeit beider" (S. 23, fg) ganz anders ab. Da nämlich die gottesdienſtlichen Verſammlungen der Chriſten anfangs im Privathauſe ſtattfanden, läßt er die altchriſtlichen Kirchen aus den ägyptiſchen Sälen, deren Aehnlichkeit mit den Baſiliken Vitruv VI., 3, 9 ausſpricht. hervorgehen und giebt für eine kurze Zeit auch den Einfluß des jüdiſchen Tempels zu. Wenn nun die öffentlichen für Handel und Gericht beſtimmten Baſiliken in ihrer Conſtruction den Sälen des Privathauſes glichen, ohne daß dieſe ihren Namen trugen, behält es immer noch größere Wahrſcheinlichkeit, daß die Chriſten, als ſie öffentliche Verſammlungsörter bauten, auch die ihren Zwecken entſprechenden bereits vorhandenen öffentlichen Baſiliken als Muſter anſahen und zugleich deren Namen recipirten, als jene Privatſäle nachahmten und einen ihnen fremden Namen auf ſie übertrugen.

[4]) Kugler, Hdbch. d. Kunſtgeſch. 2te Aufl., S. 898. — F. v. Quaſt, Ueber Form, Einrichtung und Ausſchmückung der älteſten chriſtlichen Kirchen, in der Evangeliſchen Kirchenztg. 1853. n 21–23. Sonderabdruck. Berlin, 1853.

[5]) Leere Einwände bei Zeſtermann S. 32.

[6]) VI. 24. cf. VII, 22. Curtius über d. Märkte hellen. Städte in d. archäol. Ztg. 1848. n. 19. p. 295.

[7]) Paus. X. 5, 1.

[8]) Zeſtermann a. a. O. S. 112.

[9]) Stat. Silv. I, 1, 29.

[10]) Gersdorf's Repertor. 1847. Bd. 19. S. 431. K. F. Herrmann in Gött. G. A. 1849. S. 1607.

[11]) Marangoni, Delle cose gentilesche e profane trasportate ad uso e ad ornamento delle chiese. Roma, 1744. p. 256—268.

[12]) Die Apſis der alten Baſiliken. Greifswald, 1847. Dagegen Zeſtermann in Gersdorfs Repertor. VI. Bd. 2. (1848) S. 27—33.

[13]) Die größere Hälfte der oben genannten Schrift von Weingärtner (S. 58—137) ſucht den Einfluß des griechiſch-römiſchen Cultus auf den der altchriſtlichen Kirche an zahlreichen Einzelheiten nachzuweiſen und ſo verdienſtlich dieſer Beitrag iſt, wird durch denſelben doch weder die Anſicht des Vrfs. von dem Urſprunge des chriſtlichen Kirchengebäudes aus dem antiken Privathauſe weſentlich unterſtützt, noch die hier vertretene geſchmälert.

[14]) Urlichs, a. a. O. S. 17.

[15]) Kinkel, Geſch. d. bild. Künſte. Bonn, 1845. S. 59.

[16]) Wackernagel, Pompeji. Kinkel, S. 56.

[17]) Kugler, Vorleſung über die Syſteme des Kirchenbaues. 2te Aufl. Berlin, 1852. S. 3.

[18]) Böttticher, Tektonik der Hellenen. Bd. 1. Excurſe. S. 16. A. 2.

[19]) Nachgel. Werke. Bd. 31. S. 28.

[20]) Ulrici, über den Gegenſatz der antiken, mittelalterlichen und neueren Kunſt in Allg. Monatsſchrf. W. u. B. Halle 1852. S. 507 fg.

Die Phyſiologie der ruſſiſchen Droſchke.

Eine baltiſche Humoreske.

Unſere echte kleine ruſſiſche Droſchke fährt ſo zu ſagen ihrem Untergange entgegen. Schon iſt ſie ſo in der öffentlichen Meinung geſunken, daß z. B. eine Dame ſich lieber von unten auf rädern laſſen als ſie beſteigen würde. Eine Menge von andern modern-übermüthigen und eleganten Equipagen haben ſie überall überflügelt und in Schatten geſtellt. Man zählt ſie den Todten zu oder den ausſterbenden Erſcheinungen, die wie Auerochſen, Dodos, Jukagiren u. a. durch ihr herandrängendes Ende noch einmal die Aufmerkſamkeit der Beobachter auf ſich ziehn.

Die ruſſiſche Droſchke iſt eine ſchmale und längliche Erſcheinung, die offenbar zum Reiten eingerichtet iſt und viel mehr einem phantaſtiſchen Geſchöpf gleicht als einer bürgerlichen Equipage. Eine langjährige vertrautere Bekanntſchaft mit ihr giebt mir das Recht nach Augenmaß zu behaupten, daß der Sitz drei Fuß lang und einen Fuß breit iſt und conſtant die Höhe von drei Fuß erreicht. Sie zeigt zu beiden Seiten zwei eiſerne Tritte von dem Flächenraum eines Quartbandes. Von dieſem Tritte ſteigen zum Sitze ſchräge Flächen empor, Saſſténka genannt, gleichſam die Flanken des eiſernen Reitpferdes. Nach vorn und nach hinten aber ſteigen vom Tritt aus zwei ſchwarzpolirte, oft mit Silber eingekantete glänzende und gefällig gebogene Bretter, Flügel — Krülü genannt — hinauf, biegen ſich etwas über die Räder weg und enden ſtumpfrund.

Sie bilden eine höchſt nothwendige Schutzwehr gegen den Schmutz, der von den rollenden Rädern emporgeſchleudert, ein fortdauerndes Kleingewehrfeuer gegen dieſe Flügel unterhält. Man hat hauptſächlich dieſer 4 Flügel wegen die ruſſiſche Droſchke mit jenem putzigen ſchwarzblauen, auf allen Landſtraßen und Pferdewieſen ſich redlich nährenden Käfer verglichen, scarabaeus stercorarius, der eben Flügel und Flügeldecken ausſpreizt und — davonbrummt.

Dieſer Vergleich iſt aber mehr poetiſch als tief; richtiger kann die Droſchke mit einem Sattel verglichen werden, der vermittelſt Riemen und vier C förmiger eiſerner Federn-Reſſorts — Leſſorü — auf einem vierrädrigen eiſernen Untergeſtell ſchwebt. So definirt und als eine höhere Entwickelung des Sattels betrachtet, ſteht die Droſchke, hier lange Droſchke genannt, und in Moskau aus mir unbekannten Gründen Kalibernaja — unter allem Gefährt einzig da; denn die ſogenante runde Droſchke, die Lineika oder Proliodka, eine Erfindung der Neuzeit, hat ihr nur die Flügel abgeborgt und iſt wenn einſitzig — Egoiſtka — nur ein ſchwebender und fahrender Stuhl, wenn aber zweiſitzig, ein kleines Sopha und im Grunde nichts weiter als eine verdeckloſe kleine Kaleſche und ſomit eine jüngere Couſine ſämmtlicher rein europäiſcher Kutſchen, Wagen, Kaleſchen, Gigs, Phaëtons, Corricolos, Diligencen, Berlinen, Stuhl- und Korbwagen, Trotſchken und „langen Würſte“. In der That ſind alle Fuhrwerke Europas durch die Bank nur Variationen des nämlichen Themas, nämlich des — Stuhls. Man möge alle möglichen Carriolen, Dreſinen und Schlitten in Gedanken durchgehen: ſie ſind alle auf den Stuhl zurückzuführen, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen Fuhrwerks, das ich das „fahrende Seil“ nennen möchte und deſſen Bekanntſchaft ich das Unglück hatte, in Finnland zu machen. Es war vor vielen Jahren in der alten Gäſtgifvaregård (Gaſtgeberei, Station) bei Imatra, der berühmten Strompreſſe. Alle Poſtequipagen, Roſpuſſken, Ratkas, Tarataikas und Britſchken waren fort und ich wünſchte doch ſogleich befördert zu werden. Der Stationshalter, der ſchon ſeit 3 Jahren am Säuferwahnſinn litt, aber gerade einen lichtvollen Moment hatte, ſagte mir mit patriarchaliſch-vorhomeriſcher Einfalt und Goetheſcher Ruhe, es wäre (quelle chance!) noch eine Vorderachſe vorhanden, die er zu meiner Diſpoſition ſtellte.

Aus dem Titelblatt des Freimüthigen, jenes Kotzebueſchen Blattes für die elegante Welt, wußte ich zwar, daß geflügelte Genien auf Achſen balancirend mit geflügelten Greifen ganz gut kutſchiren können, in der Wirk-

lichkeit glaubte ich aber nie einem ſo fabelhaften Fuhrwerk je zu begegnen. Der Merkwürdigkeit wegen ging ich auf den Vorſchlag ein und in einem Nu war die Achſe mit einem Pferde beſpannt und mit zwei horizontalen und zwei verticalen Pflöcken verſehen, die mit Stricken verbunden wurden und ſowohl Platz für mein Gepäck wie für mich ſelbſt und einen Poſtknecht darboten. Auf einem Strick, einem geſpannten Seil eine ganze Station lang Finnlands Naturſchönheiten zu bewundern wurde mir zugemuthet! Ja der Poſtknecht gab mir mit vollkommner Heiterkeit und Unbefangenheit das Zeichen, mich zu ihm auf den Strick zu ſetzen. In dieſer Poſition, die vielleicht Seiltänzern, Affen mit einem Wickelſchwanz, erfahrenen Matroſen, Kakadus, naſſer Wäſche und Finnen bequem erſcheinen mag, fuhr ich wirklich — oder beſſer geſagt, ich wurde von Imatra bis Bentilä, 22 Werſt weit gegen eine Vergütung von 140 Kop. Bco. geſchunden, von unten auf gerädert und gehängt.

Ich kam indeß glücklich mit dem Leben davon und gelangte nach Rußland, dieſem ſechsten Welttheil, wo mir denn auch gleich drei neue Ideen im Fuhrweſen entgegenkamen. Dieſe drei waren: die Telegge, eine mit Rädern verſehene Wiege, der Tarantaſs, die aſiatiſche Sänfte auf Rädern — ein auf elaſtiſchen Holzſtangen ſchwebendes Bett, und die Droſchke — der fahrende Sattel. Alle drei Erfindungen weiſen nach Aſien hin, wo man gern liegt und reitet, aber nie ſitzt. Während nun der europäiſche Stuhl, wie oben gezeigt, tauſenderlei Formen annehmen kann, ſteht die ruſſiſche Droſchke einſam und einzig in ihrer Art da und bildet wie das Pferd, das ſie zieht, eine ganze Claſſe für ſich. Naturforſcher werden mir freilich hier Halt! zurufen und ſagen: der Eſel rangirt ja auch unter die Einhufer! Aber dagegen kann ich als Pendant des Eſels die kleine livländiſche zweirädrige Träberdroſchke anführen, die ſich zur ruſſiſchen Droſchke verhält, wie der kleine asinus zum Pferde. Ja ſelbſt die Vergleiche mit Maulthier und Mauleſel finden ſich wieder in der großen und kleinen vierrädrigen Jagddroſchke. Weitere Variationen auf den fahrenden Sattel kenne ich nicht und halte dieſe Claſſe damit für erſchöpft.

Mit der Erfindung der Droſchke, dieſes höchſtpotenzirten Sattels, war eine Reihe von Erſcheinungen abgeſchloſſen. Die Erfindung war in ihrer Art vollkommen und daher unverbeſſerlich Dies iſt mit dem Stuhl nicht der Fall, der eben ſo der mannigfaltigſten Ausbildung wie der Verbildung unterworfen erſcheint. Als Beweis für letztere führe ich jene abſcheulichen Fuhrwerke an, die man bedeckte Linien getauft hatte; das

Publicum aber zog es vor, ſie Affenkaſten zu nennen. Wahrſcheinlich ſind ſie bereits ausgeſtorben; zuletzt ſahen wir ſie auf der Chauſſée zwiſchen Gatſchina und dem Eiſenbahnhof von Zarskoje einherhumpeln, watſcheln und ſtolpern. Es waren bedeckte Fuhrwerke mit ſtaubigen, ſteifledernen, einäugigen Vorhängen von allen vier Seiten umhängt. Man konnte ſie von allen Seiten beſteigen, es waren eigentlich vier mit dem Rücken aneinander gewachſene Sophas. Die fahrende Geſellſchaft mußte durch ſie einen ganz guten Begriff von dem amerikaniſchen Syſtem der einſamen Abſperrung erhalten, aber nur einen höchſt einſeitigen vom eigenen Lande. Es konnte Reiſenden in einem ſolchen Affenkaſten ergehen, wie einſt einer Eſthin in Dorpat, die ſeit zwanzig Jahren die Stadt gern ſehen wollte, regelmäßig Sonntags hinfuhr und ſie dennoch nie ſah. Dies ging aber ſo zu:

Die Eſthen haben eine ganz beſondere Nationalequipage, Wanker genannt, einen Leiterwagen, bei deſſen Definition einem faſt der Verſtand ſtill ſteht. Wenn auch die plumpen Holzräder rund ſind und nicht viereckig, wie im ſüdlichen Finnland ſpottweiſe von den Rädern bei Cajaneborg behauptet wird, ſo iſt doch außer dieſer runden und alſo vollkommenen Form der Räder wenig an einem Wanker zu bewundern. Zwei hölzerne Achſen ſind mit einander plump beweglich verbunden; ein langes ſchmales Brett bildet den Boden des Fahrzeuges; zwei ſchräge nach außen geneigte, liegende Leitern bilden die Seiten; zwei Bretter ſchließen vorn und hinten den Raum ab; das Ganze erſcheint als ein fahrender Sarg ohne Deckel, nur breit genug für einen Menſchen. Deshalb ſitzt der kutſchende Mann nach vorn gewandt auf einem Bündel Heu, ſein Weib aber ſitzt ihm Rücken an Rücken auf dem nämlichen Bündel und ſieht nach Hauſe hin. So fahren ſie zur Stadt, das vollkommene Symbol einer guten Ehe: der Mann ins Leben ſchauend und ſtrebend, die Frau in die Häuslichkeit ſehnſuchtsvoll rückblickend und beide einander den Rücken deckend. Kam nun jene Eſthin zur Stadt, ſo erblickte ſie ſie natürlicher Weiſe nie, vertröſtete ſich indeß bis auf die Rückfahrt. In der Stadt aber betrank ſich der Mann regelmäßig und ſie mußte ihn nach Hauſe kutſchen, alſo vorn ſitzen und ſah alſo wieder nichts von der ſchönen Stadt Dorpat.

Nach dieſem Seitenblick auf den Wanker, der ſich aber übrigens in neueſter Zeit ſehr veredelt und bis zu eiſenbereiften Rädern hinaufpotenzirt hat, kehren wir wieder zu unſerem Thema zurück.

Ein Engländer kam im vorigen Jahrhundert nach St. Petersburg

und erzählte in ſeiner Reiſebeſchreibung: die Petersburger ſeien paſſionirte, aber auch vorſichtige Reiter, darum hätten ſie ſich künſtliche Pferde mit Rädern gebaut, vor welche ein wirkliches Pferd vorgeſpannt würde, ſolche Pferde hießen dort Droſchken, und ſie glichen dem guten Pferde der vier Haymonskinder, dem Bayart, denn auf dieſem hölzernen Pferde ritten ſowohl der Kutſcher als die fahrenden Herren ohne Lebensgefahr. In Folge dieſer Beſchreibung war es, daß friſchausgeſchiffte Engländer ſich immer capricirten, zu ganzen Geſellſchaften auf den Droſchken reiten zu wollen. So ſah ich zwei, die feſt entſchloſſen waren zu reiten, aber ohne die Regeln der Höflichkeit zu verletzen. Sie ritten alſo auf einer kleinen Droſchke, zwiſchen der Lehne und des Kutſchers Rücken eingepreßt, mit dem Geſicht zu einander gekehrt. Sie waren aber in größter Ungewißheit über die richtige Methode, ihre vier Beine zu placiren. Der vorn ſitzende hob ſie endlich über die des andern, ſtemmte die Füße gegen die hinteren Flügel und ſah nun aus wie ein Mann auf dem Operationstiſch, der eben gefährlich von Leroi d'Etiolles operirt werden ſoll. Sie ſchienen indeß ganz zufrieden, blickten unbefangen um ſich und ſuchten mit den Augen den Gegenſtand, über den das Volk ſo herzlich lachte.

Für Ausländer iſt die Droſchke ein Inſtrument, das ſie anfänglich eben ſo mißtrauiſch betrachten, wie wir eine ſcharfe Hechſelmaſchine oder irgend eine gefährliche Mühle, Oelpreſſe oder einen Eiſenhammer, bei dem man in einem Nu ſeine Finger oder andere wichtige Körpertheile einbüßen kann. Wenn ſolche Ausländer ihre erſte Fahrt auf einer Droſchke glücklich überſtanden haben, ſo ſind ſie mit innigem Dank gegen die Vorſehung erfüllt und wundern ſich über dieſe kleinen Fuhrwerke, die ſo wenig verſprechen und doch ſo viel halten. Im Jahr 1852 ſahen wir eine dicke und nicht ganz junge Franzöſin ankommen. Sie wollte vom engliſchen Quai in die ſogenannte franzöſiſche Colonie auf Kreſtowski hin. Sie miethete eine kleine Droſchke und beſtieg ſie, wie Damen Pferde beſteigen, ſeitlich; aber nicht drei Schritte hielt ſie es aus; ſie konnte nicht balanciren und hätte faſt aus Angſt herunterzufallen den kleinen Fuhrmann mit ihren Umarmungen erdroſſelt. Sie ſah ein, daß es ſo nicht ging, merkte auf, wie die Herren es machten und ſetzte ſich ſchrittlings reitend auf die Droſchke. Nun ging es vortrefflich und ſie rief aus: mais c'est assez commode!

Im Ganzen genommen betrachten ſchon vornehme Handwerker-Frauen und Töchter von Beamten die Beſteigung einer Droſchke mit der des

Montblanc für gleich gefährlich. Die reichſten und vornehmſten Damen machen im Sommer auf dem Lande ganz gern mitunter abenteuerliche Ausfahrten in großer Geſellſchaft auf Teleggen, dieſer ruſſiſchen Wiege, in der man faſt eben ſo geſtoßen wird, wie in einem Apothekermörſer und die man nicht anders beſteigen kann als auf einer Feuerleiter; aber ſie würden eher das Schaffot beſteigen als eine ruſſiſche kleine Droſchke. Und freilich, wer wollte ſich auch gern auf ſo eine arme, elende, jämmerliche Droſchke ſetzen, die ſeit unvordenklichen Zeiten in allen möglichen und unmöglichen Straßen von St. Petersburg herumgeſchleudert, endlich in der allerkläglichſten Verfaſſung von Hand zu Hand bis in den Beſitz eines zerlumpten, nach altgewordenem Hanföl und Knoblauch duftenden Droſchkenkerls gerathen iſt, der kaum je auf beſſere Sädaki (Fahrgäſte) rechnen kann, als todtbleiche hin und herſchwankende Betrunkene der allerletzten Claſſe. Die Flügel der Droſchke ſind geknickt und ſchleifen mit kläglichem Ton an den Rädern hin, die Saſténki (Flanken) von Eiſenblech ſind roſtzerfreſſen, durchlöchert wie alte Kneipenfenſter und der Wind fährt durch die Löcher. Der Sitzpolſter iſt nicht mit blauem Tuch bedeckt wie vor Zeiten, ſondern mit blau und weiß geſtreifter Matratzenleinwand. Im beſtändigen Umgang mit alten Pferden hat die Droſchke gerade wie dieſe einen Sandrücken bekommen und der Sitzpolſter iſt ſo rauh wie ein abgenutztes Straßenparket. Nichts iſt blank an ihr als die Tritte, auf denen der Fuß in unangenehmer Weiſe beſtändig ausgleitet. Die Räder ſtarren von dem verſchiedenen Schmutz der letzten neun Herbſte und zehn Frühjahre. Man könnte eine Prämie ausſetzen für den Riemen, der an dem Pferdegeſchirr ungeflickt wäre, die Federn haben ihre elaſtiſche Jugend eingebüßt und, vor Alter hart und unbeugſam geworden, ſtoßen ſie einem bei jedem Schritt faſt die Seele aus dem Leibe. Und das klappert, klirrt, ächzt, winſelt und ſcheuert ſich ſo furchtbar, die Räder wanken wie betrunken auf das bedenklichſte hin und her und beſchreiben neue, unerhörte und ſelbſt in Laplace's mécanique céleste unbeſchriebene Curven, Aberrationen und Spiralen, und das Pferd ſelbſt, häufig ein Scheck, iſt ein altes Geſpenſt, verdammt wie Siſyphus oder Ixion zur kläglichſten Strafe der Unterwelt, zu den Schatten ewiger Nacht. Aber betrachten wir dagegen eine neue Droſchke.

Auf einem zierlichen, ſchwarzlackirten Eiſengeſtell erhebt ſich der ſchwellende, ſchwebende Sattelſitz, mit blauem, feinen Tuch überzogen, mit bunten Troddeln quincunx gepolſtert. Man ſitzt aufs bequemſte, indem die

Lehne, Sadinka, nur gerade bis zur Taille reicht und ſie feſt umſchließt. Wäre ſie höher, ſo würde jeder Stoß den Rücken treffen. Die hellpolirten Flügel zittern vor Elaſticität und Feinheit. Die buntgeſtreiften Radſpeichen ſind glänzend polirt und lackirt und durch die ſchnellen Umdrehungen erſcheint neben dem Rade ein luſtiger ſchöner Regenbogen, gerade wie bei berühmten Waſſerfällen. Unhörbar rollt das zierliche Fuhrwerk über das impertinenteſte Pflaſter; es ſcheint die Erde nur im Fluge zu berühren und durch zwei ausgeſchweifte Femerſtangen — Oglobli, „Scheere" in Deutſchland — und die von der Spitze der Vorderachſe zu ihnen führenden Seitenſtränge, Täſhü, iſt ſie mit dem edlen Spiegelrappen von Orloffſcher Zucht wie zu einem Weſen verſchmolzen. Ganz vorn aber, dicht an den kleinen Schtſchetók gedrängt — den vorderen ſenkrechten Widerhalt, der ſowohl den Kutſcher wie das Sitzpolſter am Herabgleiten verhindert — den grünen Handſchuh auf den meſſingnen Priſtók oder die Knópka geſtemmt — ſitzt der ſchlanke hübſche Iſwoſttſchick ſchrittlings, die Beine ſorgfältig mit einem blautuchenen Kaftan umwunden, die Stiefel auf die kleine Kolotka, geſtützt und fliegt mit ſeinem blitzähnlichen Geſpann wie ein Vogel zwiſchen dem ärgſten Gewühl von eiligen hinſauſenden Wagen aller Art glücklich hindurch. Dazu kommt die Zierlichkeit des ruſſiſchen Anſpanns, das niedliche ſchlanke Krummholz, der Chomutt aus Leder und Holz mit grünen und goldenen Zierrathen; der mit Ringen verſehene Zaum, durch welchen die Leinen laufen; der Leibgurt und der ſattelartige Polſter, der den Druck des Tragriemens der Femerſtangen mildert u. ſ. w.

So betrachtet läßt ſich nichts einwenden gegen die Schönheit der Erſcheinung, die von der Zeit Kaiſer Peter des Erſten an bis jetzt hundert und fünfzig Jahre unwandelbar ſich behauptet hat.

Aber, wirft man mir ein, trotz alledem ſitzt man auf einer langen Droſchke nicht ſo ſicher und ſo bequem wie auf der runden. — Ich bitte um Verzeihung, wenn ich das Gegentheil behaupten muß. Man frage die Chirurgen, man forſche der Entſtehung von Verletzungen und Beinbrüchen nach und man wird bald erfahren, daß die — obwohl bei uns immer ſeltenen — Unglücksfälle beim Fahren ſich doch faſt immer mit runden Droſchken, Lineiken, begeben haben. Eine aufmerkſame Betrachtung des menſchlichen Baues und die Regeln der Phyſik müſſen uns bei dieſer Frage leiten und gerade in Beziehung auf mögliche Unfälle iſt die genauere Unterſuchung dieſes Gegenſtandes um ſo mehr geboten, je raſcher die alte ehrliche Droſchke durch die moderne Lineika überall verdrängt wird.

Durch die Bewegung nach vorn beim Fahren wird unſerem Körper eine Bewegung nach derſelben Richtung mitgetheilt. Jedem iſt es bekannt, daß man ſich ſehr gefährlich beſchädigen kann und immer zur Erde ſtürzt, wenn man im Fahren abſpringt und zwar gerade ſeitwärts. Die dem Körper mitgetheilte Bewegung dauert noch fort und reißt ihn um; man kann ſich nicht auf den Füßen halten und fällt heftig zu Boden. Hat man aber Geiſte gegenwart, ſo *ſpringt man nach vorn*, nach derſelben Richtung alſo, der zu folgen unſer Körper bereits gezwungen iſt. Man wird jetzt gerade nach vorn geriſſen und iſt gezwungen, noch einige Schritte zu laufen d. h. die Beine müſſen ſo machen, als ob ſie liefen, denn die Laſt des Körpers iſt in Bewegung und um nicht auf die Naſe zu fallen, muß man ſeine Beine ſo lange brauchen, bis die Kraft der mitgetheilten Bewegung ſich erſchöpft hat. Wenden wir dieſe phyſikaliſchen Geſetze auf das Fahren auf der runden und langen Droſchke an, ſo ergiebt ſich, daß man von der runden viel leichter und gefährlicher herunterfliegen kann als von der langen. Auf der runden ſitzt man, ſelbſt zu zwei Perſonen, weniger feſt als auf der langen Droſchke und kann auch nicht ſo gut beobachten, was ringsum vorgeht.

Das Geheimniß, wie zwei Perſonen auf einer ruſſiſchen Droſchke bequem und feſt ſitzen können, iſt folgendes. Gehen wir von der Grundidee der Droſchke, dem *Sattel*, aus und bedenken wir, daß die Tritte nur größere Steigbügel ſind, ſo ſtellt ſich als erſte Bedingung dar, daß auf *einem* Tritt nicht mehr als zwei Füße bequem Platz finden können. Jeder muß alſo einſeitig aufſitzen, damit nur zwei Füße auf den Tritt kommen. Die zweite Bedingung iſt die, daß die Füße den Tritt vollſtändig erreichen und ſich auf ihn ſtemmen können. Sehr häufig ſtecken die Fuhrleute Heu- und Haferſäcke unter den Sitzpolſter und erhöhen dadurch den Abſtand vom Tritt übermäßig, welcher Abſtand aber nach anatomiſchen Verhältniſſen für die mittlere Länge des Unterſchenkels berechnet iſt. Solchen Unfug mit Haferſäcken muß man aber nicht geſtatten, weil die Fahrt dadurch gefährlich werden kann. Die dritte Bedingung, damit außer dem Kutſcher noch zwei Perſonen bequem auf einer Droſchke ſitzen können, iſt die, daß ſie ihre Querdurchmeſſer ſämmtlich nach *verſchiedenen* Himmelsgegenden richten müſſen. Der Kutſcher ſitzt ſchrittlings vorn, ſein Querdurchmeſſer — Breite — iſt alſo quergeſtellt und er nimmt von der Droſchke nur ſoviel fort als ſein Tiefdurchmeſſer beträgt, mithin etwa nur einen halben Fuß. Die dem Kutſcher zunächſt, alſo in der Mitte

ſitzende Perſon, muß ſich einſeitig aufſetzen, ſich an den Rücken des Kutſchers lehnen und ſich mit Geſicht und Bruſt etwas nach hinten wenden. Die dritte hintenſitzende Perſon ſteigt an der andern Seite auf, ſitzt ebenfalls einſeitig, dicht an der Lehne, und ſchaut etwas nach vorn und zur Seite. Die drei Durchmeſſer von drei erwachſenen Perſonen, die unmöglich auf drei Quadratfuß Platz zu haben ſcheinen, geniren ſich auf dieſe Art nicht im mindeſten. Man ſitzt ſo feſt wie eingekeilt und doch bei weitem nicht ſo unbequem wie auf den runden Droſchken, wo bei zwei Perſonen die Rollbecher der Schenkel (gemeiniglich auch wohl zu den Hüftknochen gezählt) in fortwährender Colliſion ſind. Bei der alten ruſſiſchen Droſchke dagegen und in der Art, wie wir ſie zu beſetzen rathen, berühren ſich nur die elaſtiſchen äußeren Schenkelmuskeln. Auch kann man ſich ſehr angenehm und ohne Anſtrengung mit ſeinem Nachbar unterhalten, indem das Ohr des einen ſtets dicht beim Munde des andern iſt, und Gefahren, die von hinten drohen, werden ſogleich von der Perſon bemerkt, die in der Mitte ſitzt.

Es giebt noch eine andere Manier zu fahren, aber ſie iſt unbequem und unfein; hierbei ſitzt die erſte Perſon ſchrittlings und die zweite, mittlere, einſeitig. Dadurch kommen auf einen Tritt ein Fuß und auf den andern drei, was höchſt unbequem iſt. Der Vorſicht halber iſt dieſe Methode gut, wenn man mit Kindern fährt, die man ſo beſſer im Auge hat und feſthält.

Von der Phyſiologie der Droſchken iſt der Uebergang zu ihren Lenkern geboten und ein gewiſſer geiſtiger Zuſammenhang wie zwiſchen „Land und Leuten“ nicht zu verkennen. Man theilt die ruſſiſchen Miethkutſcher in drei große Kategorien und mehrere Spielarten.

Erſtlich der Iſwoſttſchik, von waſitt — führen; der ächte Fiaker, Stadtfuhrmann, er mag nun eine Kutſche oder eine Droſche haben.

Zweitens der Lomovoi, von lomattj — zerbrechen, der ſtädtiſche Frachtfuhrmann. Eine Abart iſt der Waſſerführer mit der tatariſchen Pudelmütze; übrigens bald im Erlöſchen begriffen, indem die Ausführung der allgemeinen Waſſerleitung durch Röhren nahe bevorſteht.

Drittens der Jämſttſchik, von Jama — Loch, Station, der ruſſiſche vetturino und postillione. Er fährt ſtets von Station zu Station oder von Stadt zu Stadt.

Der Lomovoi hat ſeinen wohlklingenden Namen vielleicht der Ironie zu verdanken, weil er mit ſeinen markigen Fäuſten alles Zarte zu zerbrechen pflegt, wie das die in die Sommerwohnungen hinüber- und zurückgebrach-

ten Möbel zweimal jährlich ſeufzend bezeugen können, oder davon, daß er urſprünglich im Steinbruch Bruchſteine zu Tage förderte und ſie ſelbſt dann zum Bau herbeifuhr.

Der Lomovoi iſt das Adagio in dem Trio, der Iſwoſttſchik das Allegro, dieſes aber zerfällt in ein Allegro con brio und ein Allegro quasi andante.

Das Allegro con brio wird repräſentirt durch den eleganten Lichojöd, Lichatſch, (Liho — böſe, jesditt — fahren) ein ſehr ſauberer Iſwoſttſchik mit funkelnagelneuer Equipage und einem Paradör von Pferd, das an der Kolóda auf der Birſha ſorgfältig mit bunter Decke verhüllt, beſtändig daſteht, die Vorderfüße auf ein Brett geſtellt, damit ſie rein und geſund bleiben, und deſſen Beſtimmung keine andere ſcheint als von ſehnſüchtigen Blicken armer, aber ehrſüchtiger Beamten umſchwärmt, mit mehreren Tauben gemeinſchaftlich goldgelben Hafer zu freſſen. Der Lichatſch hat den Ehrgeiz, für einen Privatkutſcher gelten zu wollen, weshalb er das gelbe Blechſchildchen, das jeder Iſwoſttſchick hinten am Kragen hängen hat, ſorgfältig in ſeinem Buſen verbirgt, was den Perſonen, die ihn miethen, durchaus nicht unangenehm iſt. Er rührt ſich nicht von der Stelle, wenn er nicht eine bedeutende Summe erhält, das dreifache wenigſtens von der Taxe, und die andern Fuhrleute definiren ihn gewöhnlich als einen ſolchen, der „s'forssom" fährt (mit Force — gewaltig!) Aber das Kennerauge unterſcheidet ihn dennoch von dem ächten herrſchaftlichen Kutſcher durch ein „je ne sais quoi", am ſicherſten durch die Art den Gurt zu binden, der dem Lichatſch an der richtigen Taille, dicht über der Hüfte ſitzt, dem herrſchaftlichen Kutſcher aber ein paar Handbreit höher, faſt mitten auf der Bruſt, welches bei weitem weniger gefällig ausſieht, aber bei der Claſſe von Privatkutſchern einmal reçu iſt.

Das Allegro quasi andante wird vom Wanka repräſentirt (Diminutiv von Iwan), dem armſeligſten aller Fuhrleute, dem Bönhaſen, dem aus der Nachbarſchaft großer Städte hereinkommenden kleinen Bauersmann, deſſen Rock, Hut, Pferd und Droſchke alleſammt in ſo augenſcheinlicher Auflöſung ſich befinden, daß der erſte tüchtige Landregen, wenn er wollte, ſie eigentlich gänzlich auflöſen müßte. Er hat keine Birſha, an der er ſein Pferd füttern kann, ſucht daher verlaſſene Birſhen des Nachts auf oder füttert ſein Pferd aus der Torba, einem ledernen oder Leinwandbeutel, dem Haferſack, der dem Pferde vor Maul und Naſe gebunden wird, was ihm ein höchſt albernes Ausſehen giebt.

Der Lomovoi iſt ein ernſter, geſetzter, breitſchultriger Mann, wie es

jemandem geziemt, der ſich eines vertrauten Umgangs mit duftenden Apfelſinenkaſten, ächten Moccatonnen und ſchweren Mehlſäcken rühmen kann. Er erſcheint gewöhnlich in Hemdsärmeln und einer rothen Weſte, die hinten eine Art Schürze hängen hat, da er die Mehlſäcke auf den Rücken nimmt, mit einem eiſernen Haken unten feſthält und ſo ſehr raſch die größten Laſten auf- und abladet. Der Lomovoi geht in ſeinen Hemdsärmeln en voisin durch die längſten Durchmeſſer der Stadt und nur beim Regenwetter zieht er einen Rock an und hängt eine Rogóſhe — Lindenbaſtmatte — wie einen Burnus um, wo er denn, auf ſeinem Fuder liegend, nicht ganz leicht von einem Fernambukklotz, Baumwollenpacken oder ſonſt verzollbaren Gegenſtande zu unterſcheiden iſt. Geht er in dieſem Coſtüm nebenher, ſo gleicht er dem Neuſeeländer in dem alten Bertuchſchen Bilderbuch, obgleich der Vergleich für den Neuſeeländer nicht ſchmeichelhaft iſt.

Die Rogóſhe iſt des Fuhrmanns Matratze, Zelt, Bettdecke, Haus, Hof und Paletot. Er breitet ſie des Nachts auf den naſſen Erdboden und deckt ſich mit ſeinem Armäk zu wie Caliban im Sturm. Man begreift Shakeſpeare erſt, wenn man ſolch einen Haufen Kleider mit zwei Beinen geſehen hat. Auch bei den Laternenmännern iſt ſie als Almaviva beliebt und als Windſchutz beim Anzünden. Nichts iſt maleriſcher als in dunkeln Aequinoctialnächten eine ſolche hoch auf einer Leiter an einem Laternenpfahl ſchwebende geſpenſtiſche Rogóſhe, in der ſich der phantaſtiſch beleuchtete Lampenputzer ausnimmmt wie eine ungeheure Caretſchildkröte, die auf unbegreifliche Weiſe klettern gelernt hat und eine Cigarre an der Straßenlaterne anbrennen zu wollen ſcheint.

Der Lomovoi geht gewöhnlich wie ein Peripatetiker in ernſtes Sinnen verſenkt nicht ſowohl neben ſeinem Pferde als vielmehr ſo weit ab, als die unmäßig langen Leinen es nur erlauben. Er nimmt dadurch von den breiteſten Straßen immer etwas mehr als die Hälfte fort, wodurch er die Galle der Iſwoſttſchiks in höchſtem Grade aufregt. Sie rufen ihm auch die unzweideutigſten Redensarten zu, wie Bolwan, Leſchi (Tölpel, Waldteufel), worauf der Lomovoi, der beſtändig an einem großen Weißbrod kaut, in ſtoiſcher Selbſtbeherrſchung nie anders antwortet, als indem er ruhig weiter kaut und auf die Schimpfreden nicht mehr achtet als der Mond auf bellende Hunde.

Der Jämſttſchik iſt 1) der Poſtillon, Schwager, Poſtknecht, der die Reiſenden von Station zu Station fährt und dann wieder nach Hauſe reitet. Er fährt unglaublich langſam oder blitzſchnell, je nachdem man ihn behandelt. Man braucht ihm kein Wort zu ſagen; die Hauptſache iſt, den

früheren Poſtknecht gut zu bezahlen, wenn er auch ſchlecht fuhr. Dieſe Leute haben offenbar Freimaurerzeichen und der gute Leumund des Reiſenden geht bei ihnen von Hand zu Hand. Er ſpricht beſtändig mit ſeinen Pferden, giebt ihnen alle erſinnlichen Schmeichelworte und Ehrentitel, wie z. B. Glockenläuter, Feuerbrunſtlöſcher, Barbaren (!) ꝛc. und im Winter fährt er die ganze Station ſtehend, vorn im hochemporſteigenden Schnabel des Schlittens, mit bloßem Halſe bei 25° Kälte immer heiter und liebenswürdig.

2) Der Frachtfuhrmann und Vetturino. Er fährt langſam einher wie das Grave einer alten Motette. Seine Reiſen ſind ſo endlos lang wie Adagios von Kozeluch. Er durchzieht das Reich von einem Ende zum andern; was Petersburg für den Iſwoſttſchik, das ſind die 350,000 Quadratmeilen Rußlands für den Jämſttſchik. „Die Sprache bringt uns bis Kiew", ſagt er und übernimmt dabei alle Frachten in die entfernteſten Provinzen, wenn er nur tüchtig dabei gewinnen kann. Sein Coſtüm iſt ein Hut, ſpitz wie ein Calabreſer, und ein kurzer Schafpelz, mit dem er verwachſen zu ſein ſcheint. Wenigſtens trägt er ihn Tag und Nacht und in allen vier Jahreszeiten. Er denkt: Hälts das ſchwache Schaf aus, warum nicht auch ich? Sein braunes Geſicht hat die Farbe ſeines eben ſo braunen Hutes, beide ſind von Wind und Wetter colorirt. Er iſt gewöhnlich ſehr lang und auch ſein Frachtwagen iſt lang wie ſein Weg. Alles paßt zuſammen. Er fährt immer mit 3 Pferden. Am Krummholz oder vorn an der Kibitke hängt ein kleines kupfernes Heiligenbild. Zwei Tonnenreifen mit Rogóſhen überſpannt vorn am Wagen gewähren ihm einen nothdürftigen Schutz gegen Wind und Wetter. Zuweilen aber iſt der ganze Wagen mit Matten bezogen und iſt dann ein warmes feſtes Zelt, in das man ein ganzes Haus packen kann und wenn auch langſam, aber doch ganz bequem die größten Reiſen macht.

Der Stadtfuhrmann, Iſwoſttſchik, iſt ein rühriger, fixer Menſch, eine Art Corſar, auf dem Meere der Hauptſtadt umherſchweifend oder wie ein irrender Ritter auf Abenteuer fahrend. Niemandem ſind ſeine täglichen Schickſale weniger bekannt als ihm; er hängt ganz von ſeinem Sſádák ab, ob er nach Ochta oder Catharinenhof fahren wird, in die große Million oder zur Krachmalnaja Worota (auch Truchmalnaja genannt — Triumphthor; Krachmal heißt Stärkemehl).

Ausländiſche Reiſende haben das Volk ſehr häufig nach den Iſwoſttſchiks beſchrieben, weil ſie mit dieſen am meiſten in Berührung kamen; aber dieſe Claſſe unterſcheidet ſich doch ſtark von dem landbauenden Volk im Innern des Reiches. Freilich giebt es Iſwoſttſchiks von jedem Alter;

man ſieht 12jährige Knaben, die oft wie 7jährige ausſehen, auf den Droſchken umherreiten, ſo wie Greiſe von 70 Jahren mit einem vor Alter ſchon tricolorem Bart, aus den ſonderbaren Farben, gelb, weiß und ſchwarz beſtehend, die ihr ganzes Leben eigentlich mehr durchritten als durchlebt haben. Die Jungen ſind immer naſeweiſer als Bauerknaben von gleichem Alter. Dies macht das Gefühl der Selbſtſtändigkeit, das ſtolze Bewußtſein, Befehlshaber zu ſein, wenn auch nur über ein altes ſtark hinkendes Pferd und eine eben ſo hinfällige gichtbrüchige Droſchke.

Ein ſolches Knäbchen, eine muntere Krabbe von der Höhe einer Arſchin, verlangte von mir einſt einen ſehr hohen Fuhrlohn. Damals exiſtirte keine Taxe und der Preis jeder Fahrt wurde vor dem Aufſetzen abgemacht. „Schämſt du dich nicht, kleiner Knirps," ſagte ich, „du forderſt mehr von mir als der Alte dort." Pfiffig lächelnd entgegnete der Naſeweis: „Ich bin auch ein ganz anderes Kerlchen (ich koſte viel mehr!), der Alte da — der hat ſchon ſeinen ganzen Verſtand vernutzt (proſhil umu)."

Die Unterhaltung mit den Droſchkenmännern während der Fahrt iſt oft ſehr beluſtigend, doch rechnen ſie uns die Unterhaltung recht gern mit an und erwarten ein höheres Trinkgeld. Sie verwerthen alles, ſogar die gute Laune des Sſädaks. Ein aufgeweckter Geiſt iſt gar nichts ungewöhnliches bei ihnen und ihr beſtändiger guter Umgang, ihre fortwährende Berührung mit den Perſonen, die hinter ihnen ſitzen, jedenfalls aber über ihnen ſtehen, verleiht ihnen ſogar eine Art Bildung, durch die ſie ſich eben vom Landvolk unterſcheiden, dem ſie aber an Gutmüthigkeit und Beſcheidenheit weit nachſtehen. Sie gebrauchen ſehr gern Fremdwörter. So ſagte einer — ein Lichatſch natürlich — „Meine Tochter beſucht die „Claſſe"! Ein anderer, der in einem Hof ſtand und aufgefordert wurde, anzuſpannen, zeigte auf ſeine bloßen Füße in Schuhen und ſagte: „ja ſliſchkom dekolté! (Ich bin noch zu décolleté.)"

Auf einem großen Platze ſtanden mehrere Generale beiſammen, eine bevorſtehende Revue erwartend. Mein Droſchkenmann, der dicht bei ihnen hätte vorbeifahren müſſen, nahm einen großen Umweg.

„Warum fährſt du nicht gerade?" —

„Wegen der Generale dort." —

„Kannſt du mir ſagen, warum ſie beſſer ſind als du?" —

„Sie ſind reich." —

„Du kannſt auch plötzlich reich werden." —

„Sie tragen Epaulettes." —

„Wenn der Kaiſer will, kann er dir auch Epaulettes geben.“—

Der Mann dachte nun länger nach und ſagte endlich:

„Sie können deutſch! (oni ſnájut po nemetzki.)“ —

„Da haſt du's getroffen,“ ſagte ich, „Bildung kann man nicht plötzlich erhalten.“

Ich ſah einſt einen Droſchkenmann leſen. Es fiel mir auf; ich fuhr mit ihm und befragte ihn um ſeine Lecture. „Es iſt das Leben Kaiſer Peter des Großen.“ — „Wie kommt es, daß du zu leſen verſtehſt?“ — „Ich bin ein Woloſhanin!“ (einer aus Wologda) „Wir lernen alle leſen und viele ſchreiben auch. Faſt alle meine Landsleute ſind hier Buchdrucker.“

In Rußland hat faſt jedes Gouvernement eine Specialität, in der die Mehrzahl ſeiner Bewohner macht, und durch dieſe weitgetriebene Theilung der Arbeit wird eben die bewunderungswürdige Rapidität und Virtuoſität erreicht, ganz im Gegenſatz zu den finniſchen Völkerſchaften, wo jedermann gern Polyhiſtor und Tauſendkünſtler iſt, gern alles macht und jedes Stück in ſeiner Wirthſchaft, Flinte, Stiefel, Rock und Wagen-, aber auch Uhrenrad ſelbſt anfertigt. Der ruſſiſche Steinmetz jedoch, der Granit bearbeitet, befaßt ſich nicht mit Ziegelſteinen und für das Behauen von Flieſen giebt es eine dritte Claſſe. Oft iſt dieſe Specialität durch die Oertlichkeit zu erklären. Die Gouvernements, die viele Ströme haben, liefern meiſt Fiſcher und Bootsleute, ſo z. B. Wologda, Archangel, Twer, Nowgorod; Olonetz, reich an Steinbrüchen, ſendet uns Steinmetzen — Kamenſttſchiki; die weſtlichen ſumpfigen Gouvernements Pſkow, Witebſk liefern vortreffliche Grabenſchneider, die, ihre eigenthümliche hölzerne Schaufel mit eiſerner, an das Gebiß der Schildkröte erinnernder Schneide auf dem Rücken das ganze Reich durchziehen; da ſie aber ein leichterer Menſchenſchlag ſind, ſo läuft ihnen der ſtärkere Woloſhanin den Rang ab. Das landarme, aber volkreiche Jaroslaw iſt berühmt durch ſeine Gärtner, Gaſtwirthe, Krämer und Maurer. Sie gehören ohne Zweifel zu den ſchlaueſten und gewandteſten im Volke.

Die Mehrzahl der Fuhrleute iſt aus den Gouvernements Moskau und Petersburg, theils wegen der nahen Zufuhr eigenen Pferdefutters, theils wegen des arbeitsſcheueren und unternehmenderen Charakters des Landvolks in der Nähe jeder Hauptſtadt. Die beliebteſten, ſchwarzbärtigſten Privatkutſcher aber ſind Tataren, wie denn auch die vorzüglichſten Silberdiener und Kammerdiener häufig Muſelmanen aus Kaſan ſind. Tataren, in deren Adern altes Türkenblut rollt, ziehen es aber vor, Kutſcher zu ſein,

indem ihnen die Beſchäftigung mit Pferden doch anſtändiger erſcheint als das Aufwarten und Bedienen von Giauren.

Man theilt die ruſſiſchen Fuhrleute noch ein — wie Schmetterlinge — in Tag- und Nachtarbeiter, Dennüje und Notſchnüje. Die eleganten Tagfalter flattern von 9 Uhr Morgens bis zur Nacht in der Hauptſtadt umher, die Sphinxe und Dämmerungsfalter kriechen mit der Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervor und karren während der Nacht bis etwa um 7 Uhr Morgens durch die öden Straßen, indem ſie ihr Pferd und ſich ſelbſt durch ein endlos langes Liedchen zu unterhalten ſuchen und dabei mit geſpanntem Ohr auf den Ruf „Iſwoſttſchik" horchen, das ſie beſonders in winterlicher Stille und der geräuſchloſen Schlittenzeit außerordentlich weit hören und worauf ſie denn allſeitig ſchaarenweiſe zuſammenſtrömen und ſich einander den Fahrgaſt wie eine Beute mit vielem Geſchrei und Witzaufwand ſtreitig machen. Das gewöhnlichſte Wort iſt: So fahrt doch wenigſtens mit einem guten! (po krainei merä na charóſchawo). Es giebt aber einen Ruhepunkt, eine Pauſe in der großen brauſenden Symphonie des Straßengeraſſels. Alle Morgen von 7 bis 8 oder 9 Uhr iſt es ſehr ſchwer, einen Fuhrmann zu finden, die Tagfalter ſind noch nicht ausgeflattert und die Nachtfalter ſind bereits verſchwunden. Höchſtens ſieht man ihre Droſchken oder Schlitten in der Nähe einer Chartſchéwnja, eines Traktirs oder einer Reſtorázia letzten Ranges ſtehen. Sie ſelbſt laben ſich nach den böſen Nebeln der nordiſchen Nacht an chineſiſchem Aroma, ſo viel ihnen der Traktirſtſchik für fünfzehn Kop. Silber für drei Mann abzulaſſen beliebt. Heißes Waſſer iſt à discrétion vorhanden und mancher macht alle Morgen ſo die Cadet-de-Vaux'ſche Gichtkur mit 40 Gläſern kochenden Waſſers fröhlich und unbewußt durch.

Die Notſchnüje kennen die Reſidenz nur wenig und durchaus nur von ihrer Schattenſeite, obgleich ſie alle Straßen und Gaſſen auswendig wiſſen, da ſie ſich ja im Dunkeln zurecht finden. Sie haben aber keinen rechten Begriff von der Farbe der Augen der nordiſchen Schönen, weil ſie dieſe nur immer im Schlafe ſchauen. Ich fragte einſt einen ſolchen Nachtfalter, als wir der Bronzeſtatue des Feldmarſchalls Fürſten Barclay de Tolly vorüberfuhren: „Kennſt du dieſen?" —

„Wahrſcheinlich iſt es doch Peter der Erſte!" —

„Meinſt du? Nun und der andere?" fragte ich, auf die Statue des Fürſten Kutuſow zeigend.

Der arme Kerl blickte auf den wohlbeleibten, in einen langen Mantel

gehüllten Marſchall und ſagte: „Gewiß iſt es Peters Hausfrau?“ (Werno chaſäika jewo.) —

„Aber die Statue hat ja Epaulettes. Kannſt du einen General nicht erkennen?“ —

„Batjuſchka — entgegnete der Menſch — ich kann das nicht wiſſen, denn ich bin ein Notſchnoi und von jenſeits Moskau!“ —

Wie viel gebildeter die Tagfuhrleute ſind, erhellt aus folgendem Zuge. Ich fuhr am Tage bei den Statuen der Marſchälle vorbei. „Kennſt du den?“ fragte ich.

„Wie denn nicht! Ei freilich! Es iſt ein Tolly. Auf der neuen Promenade hat man eben zwei kleine Tollys aufgeſtellt, die ſtehen aber auf Säulen und haben Flügel!“

Er meinte die beiden Victorien, ein Geſchenk des Königs von Preußen und verwechſelte Tolly mit Statue.

Es machte mir Spaß, die Anſchauungen des gemeinen Volks über monumentale Erſcheinungen kennen zu lernen und ſo legte ich dieſelbe Frage einige Tage ſpäter einem dritten Iſwoſttſchik vor. Aber ich kam da an den Rechten! Zu meinem nicht geringen Erſtaunen ſagte der Menſch mir folgendes: „Die beiden Figuren an der Promenade (Victorien) ſind „miſologiſche“ und nicht religiöſe Geſtalten — ſie ſind Göttinnen, ſo eine Art Venéra (Venus). Sie halten Kränze in den Händen zu Rußlands Ruhm.“

„Nun aber die Statuen am Kaſanſchen Platz?“ —

„Suworoff — entgegnete der Bartruſſe — hatte drei Zöglinge, die alle ſeine Nachfolger wurden, Kutuſow, Barclay de Tolly und Bagration. Die Denkmale der beiden erſten ſtehen hier und Bagration hat ein Denkmal auf dem Schlachtfelde von Moſhaiſk ſelbſt.“ —

„Kennſt du denn auch die Statuen, die an den Außenwänden der Eremitage ſtehen?“ — „Das ſind Weiſe — Mudrezü.“ —

Ich hörte auf ihn zu examiniren, weil ich fürchtete, er würde bald mehr wiſſen als ich ſelbſt. Dr. Bertram.

Druckfehler im Auguſtheft.

S. 195. Z. 13 v. o. lies „Krankheitsfälle“ ſt. „Krankheitsverſuche“.

Redacteure:

Theodor Böttticher, Lvl. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltin, Rigaſcher Rathsherr.

Inhalt.

Das letzte Jahrzehnt deutscher Literatur und deutschen Lebens . . . . . Seite 289.
Zur Beleuchtung der agrarischen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen . . . . . „ 323.
Zur Erziehungsfrage . . . . . „ 335.
Ueber den Zusammenhang der antiken Architektur mit dem christlichen Kirchenbau . . . . . „ 349.
Die Physiologie der russischen Droschke . . . „ 367.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift" wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 C., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatsschrift durch Fr. v. Böttticher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatsschrift in Riga" erbeten.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes fünftes Heft.

November 1860.

Riga, 1860.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes fünftes Heft.

November 1860.

Acc. 2082!

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Karl Peterſen.

Den drei Oſtſeeprovinzen hat es an Verſemachern nicht gefehlt, viele darunter mit weiten Anſprüchen, einige neuere auch in gepreßtem Einbande und mit goldenem Schnitt; ſie thaten ſich auch wohl zuſammen, z. B. in der Livona oder im baltiſchen Album; ſie fanden mit ihren zarten Gefühlen hin und wieder Beifall, das nächſte Jahrzehnt hatte ſie wieder vergeſſen. Ein wirklich populärer Dichter iſt in den baltiſchen Landen nur Karl Peterſen. Heitern ſich nicht alle Stirnen auf, wenn ein Vers von ihm recitirt wird? Auch wer fernhin verſchlagen iſt, an die Wolga oder an den Baikal, unter die Juden von Podolien oder die Tartaren von Orenburg, oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man ſein Vermögen nach Seelen berechnet und die Waſſermelonen fuderweiſe geerntet werden — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter ſeinen Papieren auf ein Blatt ſtößt, auf dem er einſt ein Gedicht von Peterſen ſich abgeſchrieben. Und ſchamhaft hüten wir dieſe Gedichte, wir ſagen ſie nur her, wenn wir unter uns ſind, und zeigen ſie keinem Fremden — was würde der von ihnen, was von uns halten? Jahrelang auch wurden Peterſens Verſe nicht gedruckt, bezogen auch nach dem Drucke keine Meſſe und ſtehen in keinem Verzeichniſſe. Verlegt hat ſie der fabelhafte Peter Hammer, der in demſelben Jahre nach Cöln kam, wie die heil. drei Könige. Und ſo gebührt ſich's für dieſe Kinder der Gelegenheit. Tradition hat ſie fortgepflanzt, in ihr leben ſie. Auch des Verfaſſers hat ſich die Sage bemächtigt und manche Phantaſien beigemiſcht. Wer aber „den Dicken" noch perſön-

lich geſehen hat, erzählt gern von ihm und man merkt es dem Erzähler an, wie er heimlich ſtolz iſt auf jene Bekanntſchaft. In Dorpat war Peterſen geboren, in Dorpat, dieſem neutralen Centrum der Oſtſeeprovinzen, lebte er; dort hat jeder Gebildete einige Jahre ſeines Lebens verbracht, kennt dort Weg und Steg, die Kneipwirthe und die Gelegenheiten, und hat dort vom Domberge, über die Gärten und Dächer des nordiſchen Heidelberg weg, lyriſch und elegiſch geſchwärmt. Darum iſt Keiner, der es nicht verſtände, wenn Peterſen im „Wallgraben" das desipere in loco übte oder „über Stoppel und Wieſe" „zu der Plego-Lieſe" fuhr und ſich „unter Bouteillen und Nachtigallen" gütlich that. Ja, und war ſein Tod nicht, wie es dem Thoren geziemt, der in Livland zur Welt gekommen iſt? Dieſe Gegend nämlich — informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque — ſucht ein ſo langer und harter Winter heim, daß die großen Landſeen feſt gefrieren und nur zuweilen, wie unwillig, ihre eiſige Decke krachend in langen Spalten auseinanderreißen. Und tief in den Pelz vermummt, das Kinn und die Stirn umwickelt, die Füße bis zum Knie in zottigen Stiefeln, unter und über Kiſſen liegend, kam Peterſen über den See gefahren und ſtürzte mit dem Fuhrwerk in eine ſolche Spalte. Er ward aufs Eis gerettet, aber in dem unwirthbaren Lande kam Hülfe erſt nach acht Stunden. Einige Tage darauf ſtarb er auf demſelben Dome, den er täglich hinangeſtiegen war, wo auf dem Wege zur alten biſchöflichen Kathedrale noch lange der Stein gezeigt wurde, auf dem er zu raſten gepflegt und der nun ein wahrer Denkſtein geworden war.

Werfen wir, ehe wir von dem Dichter ſprechen, einen Blick auf Geſchichte und Natur des Landes, das ihn hervorgebracht.

Die deutſchen Anſiedelungen auf dem Boden Livlands befanden ſich bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts in überaus blühendem Zuſtande. Ueber das Land zog ſich eine Saat von größern und kleinern Städten und Flecken; jedes adelige Schloß hatte ein Hakelwerk neben ſich d. h. einen Stadtanſatz, der, wenn keine gewaltſame Störung kam, ſich gedeihlich entwickeln konnte. Der Biſchof von Dorpat z. B., der die mächtige Hanſeſtadt zu ſeinen Füßen hatte, war auf ſeinem Dome von einem weiten Kranze ihm gehörender Burgen und an die Burgen gelehnter Ortſchaften umgeben — nach Norden die Abtei Falkenau, den Embach hinab Oldenthurn und Warbeck, nach Weſten hin Kawelecht, Randen, Kongota, Ringen, nach Süden Schloß und Stadt Odenpäh, Sagnitz, Uelzen, Sommerpahlen, Kirrumpäh, und als äußerſter Schutz des geſegneten Stiftes

Neuhauſen. Hätten alle dieſe Orte ſich erhalten, es iſt kein Zweifel, daß von dieſen zahlreichen Mittelpunkten aus die Germaniſirung des Landes unaufhaltſam und auf natürlichem Wege vor ſich gegangen wäre — ſo daß jetzt vielleicht das Eſthniſche und Lettiſche, gleich dem Preußiſchen, aus verborgenen Winkeln und nach ſpärlichen Reſten von dem Sprachforſcher wiederhergeſtellt werden müßte. Auf den Schlöſſern des Adels und bei den Bürgern der Städte herrſchte eine derbe, naturfriſche, unerſättliche Lebensluſt. Man kennt den Spruch von dem Fellinſchen Sprung, dem Wittenſteiniſchen Trunk und dem Weſenbergiſchen Vortanz. Es war Colonialleben in einem fernen Lande, welches, an ſich barbariſch und klimatiſch roh, den Menſchen lehrte, ſich wohlthätig zu wärmen, ſich weich zu betten, ſich künſtlich zu ſteigern. Herrſchaft über Wilde gab Raum zu Genuß und Muße; der Handelsgewinn kam wie von ſelbſt; wer ſich rühren wollte, erwarb. Auf die Schilderungen Balthaſar Rüſſows und Timann Brakels von der in Livland herrſchenden Unzucht und Völlerei muß man übrigens, wie mich dünkt, nicht allzuviel Gewicht legen: beide waren Strafprediger, die ein großes Landesunglück erlebt hatten und in der typiſch-kirchlichen Weiſe das Zorngericht Gottes aus den Sünden und Laſtern der davon betroffenen Menſchen ableiteten. Zudem war die ganze Zeit einer groben und unmäßigen Sinnlichkeit zugethan, nicht bloß an der Oſtſee, ſondern auch an Rhein, Elbe und Donau. Die wahre Sünde, die den Untergang herbeiführte, war vielmehr die ſtreng feudale Geſtalt, die der livländiſche Staat in ein neues Zeitalter mit herüberbrachte. In dieſer Sammlung von Privatrechten und Localexiſtenzen, von Privilegien, Corporationen, Freiheiten, Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, Stiftungen u. ſ. w. konnte von wirklicher Politik, von Zwecken ſittlich-politiſcher Praxis nicht die Rede ſein. Der Bürgersmann bedachte ſein Gewerbe, der Geiſtliche die Eintreibung ſeines Zehnten, der Edelmann freute ſich des Schabernacks, den er ſeinem Nachbar ſpielte, Alles lebte nur in den Tag hin, geſtützt auf das Pergament in der Lade. Die frühere ſymboliſch-myſtiſche Einheit, die die reell-ſittliche erſetzt hatte, war ſeit der Reformation dahin, die nun geforderte nächſte Stufe, die Monarchie auf Grundlage umfaſſender Säculariſation, blieb aus. Da kam der moskowitiſche Einbruch und mit ihm die Zeit grauſiger Verwüſtung. Vor dem Schießpulver, dieſem Erſtling der Chemie, die einſt an der Spitze einer neuen realiſtiſchen Epoche ſtehen ſollte, ſanken die kindiſchen Befeſtigungen des Mittelalters, hinter denen die Stände ſich gegenſeitig geſchützt hatten, in Trümmer zuſammen. Merkwürdig

gering war der Widerſtand. Wie ein hohler, von außen noch belaubter Baum ſtürzte der livländiſche Staats- und Culturbau beim erſten Stoße um. Aber es war nicht ein gewöhnlicher Krieg, dieſer Krieg, der im Jahre 1558 begann; er glich nicht den Kriegen dieſes und des vorigen Jahrhunderts, auch nicht dem dreißigjährigen, ſo zerſtöreriſch dieſer auch war. Er glich vielmehr den Mongolenzügen durch Vorderaſien, die alle uralte Cultur jener Gegend bis auf die letzte Spur vertilgten: eine ähnliche aſiatiſche Kriegführung, Niederbrennen der bewohnten Stätten, Wegſchleppen der Einwohner, Sengen und Morden verwandelte Livland bald in eine völlige Wüſte. Seit jenen Tagen hat das Land ſeinen frühern Stand nicht wieder erreicht. Das 17. Jahrhundert fand nur Trümmer vor, als Einwohner verſprengte Bettler und Abenteurer, in weiten Strecken Wald, Sumpf und Wildniß; die Polen quälten das Land durch Gewiſſensdruck, die Schweden durch räuberiſche Reduction. Nachdem dann der nordiſche Krieg theilweiſe die furchtbaren Scenen des 16. Jahrhunderts wiederholt hatte, begann ſeit dem Nyſtädter Frieden eine lange Zeit äußerer Ruhe, aber keine innere Wiedergeburt, keine bemerkbare Erſtarkung: ein ſchleichendes Siechthum ließ das Land lange zu keiner geſunden Blüthe kommen. Die faſt ununterbrochenen Kriege unter den Kaiſerinnen Anna, Eliſabeth und Katharina lockten den Adel unter die Fahnen der Heere; es war Regel, daß der eben erwachſene Junker ins Regiment trat; ſelbſt wenn er zu Schiff nach Deutſchland geſchickt worden, dort mehrere Univerſitäten und unter Anleitung eines Mentors fremde Länder beſucht hatte, ging er nach der Heimkehr „in den Dienſt", in welchem ſich ohnehin ſeine Brüder und Vettern ſchon befanden. Dazu kam die in Folge der Kriege eintretende Entwerthung des Geldes, die immer zunehmende Theurung, das Steigen aller Preiſe, was beſonders bei den Landgütern auffiel und wozu der Grund in allem Möglichen geſucht wurde, nur nicht da, wo er wirklich lag. Bei der Kindheit der damaligen nationalökonomiſchen Begriffe wurde die Kornausfuhr je nach dem Ertrage des Jahres bald verboten, bald erlaubt, was wieder ein verderbliches Schwanken der Kornpreiſe herbeiführte und alle geſunde Speculation unmöglich machte. Häufige Concurſe arbeiteten den Advocaten und Rabuliſten in die Hände: es gab noch kein Creditſyſtem und der fern im Regiment dienende Baron war vielleicht ein Spieler und Schuldenmacher geworden. Zu Hauſe wohnte die adelige Familie nach beſcheidenem, dürftigem Zuſchnitt. Die Häuſer hatte der Krieg niedergebrannt; die Wohnungen, die wieder erſtanden, waren klein,

von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem Schornstein in der Mitte. Die adeligen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen linnenen Kittel, im Winter einen grobtuchenen Rock, beide zu Hause gesponnen, gewebt und zugeschnitten; nur bei hohen Feierlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein, das daher auch lange vorhielt; Ausfahrten machte die Familie in Bauerwagen, wo sichs auf dem Heu nicht unbequem saß; auf den Tisch kamen jene Provinzialgerichte, von denen Hippel sagt: ein Weiser nimmt auch sie mit Dank entgegen. Allmälig fand sich im Lauf des Jahrhunderts bei Reicheren ein steinernes Haus ein, eine schwere Familienkutsche, mit der in die Stadt gefahren wurde, ein Klavier, ein Fäßchen Franzwein im Keller, ein Hauslehrer aus Deutschland, einige Bände französische Klassiker, auch wohl Canitz und Hagedorn, später Gellert und Wieland. Bei den Landpfarrern, auf den sog. Pastoraten, war das Leben ein ähnliches, nur in etwas kleinerem Stil. Die Nothkirchen verwandelten sich in steinerne Gotteshäuser, mit und ohne Thurm; der Herr Pastor, meistens ein gewesener Hauslehrer, lernte, wenn er lange lebte, die Volkssprache oft merkwürdig gut; seine Theologie war Buchstabenglaube. Viel Noth machte die eindringende Herrnhuterei. Das Urtheil über die neue Secte, deren Stifter selbst in Livland gewesen war, blieb unsicher und mißtrauisch; zuweilen wurde ein neugewählter Pfarrer nicht bestätigt, weil er der Hinneigung zur Brüdergemeinde verdächtig war, ja es kamen Fälle vor, wie der im Jahre 1747, wo drei Herrnhuter, der Prediger Hölterhof, der Generalsuperintendent auf Oesel Gutslef und der Doctor Krügelstein zu Dorpat aufgehoben, in die Petersburger Festung geschleppt und nach Kasan verwiesen wurden. Was den Zustand der Bauern betrifft, so hatte die fortgehende Zeit und Bildung dies Fundament der livländischen Gesellschaft ganz unberührt gelassen. Das Elend des Bauernstandes war das natürliche Ergebniß der geschichtlichen Schicksale, wie der Natur und des Klimas dieser Erdgegend. Die schrecklichen Katastrophen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann die Verwüstungen der polnischen und schwedischen, meistens unmenschlich hausenden Soldateska, die „Schieße" und „Podwodden", die erzwungenen Adelsbewilligungen per Haken, der nordische Krieg, die Leibeigenschaft und ihre Geschwister, der Branntwein und die Ruthenstrafe, hatten das Landvolk auf die tiefe Stufe herabgedrückt, auf der wir es noch am Ende des Jahrhunderts erblicken. Regelmäßig im Frühjahr trat Hungersnoth ein, regelmäßig im Herbst herrschte Völlerei. Die dunkle Winterhälfte des Jahres verschlief der

Bauer im eigentlichen Sinne; den Ackerbau trieb er in roher, halb nomadiſcher Geſtalt d. h. Küttisbrennen war ſeine Luſt, und der Haken, deſſen er ſich bediente, auf ausgerodeten, wurzelreichen Waldboden berechnet. Mißwachs, Vieh- und Pferdeſeuchen traten häufig ein, dann ſchoß ihm der Herr Korn auf Bath d. h. auf harten Zins vor und der Unglückliche verfiel in immer tiefere Schulden. Kein Wunder, daß er faul und gleichgültig war: er rührte ſich kaum, wenn er in der Saatzeit Schweine auf dem Acker wühlen oder Rindvieh mitten im Kornfelde ſah. Zahlreiche Wölfe, die in Rudeln umherſtrichen, holten ihm ſein Schaf weg, zerriſſen ihm Nachts ſein Pferd. So voll unabſehbarer Oede war das Land, daß die Aermſten der ländlichen Bevölkerung, die Bettler, die Lostreiber, die Badſtüber oft mitten in den Wäldern, die im Winter der Schnee, im Sommer der Sumpf undurchdringlich machte, trotz der ſtrengen drauf geſetzten Leibesſtrafe eine höher gelegene Stelle ſich heimlich erſahen, ſie abtrieben und mit Korn beſäeten — eine Poeſie des Elends und der Wildniß, von der ſchon Olearius im 17. Jahrhundert gehört hatte, ganz geeignet einen Einblick in die Natur eines Landes zu gewähren, wo im heißen Sommer der Reiſende weit und breit Rauch mit der Luft athmet und links und rechts die Küttisfeuer aus der Erde hervorbrechen ſieht, wo im Winter der Schnee zwiſchen den Zäunen ſich aufhäuft und zwei, auch drei Pferde *vor* einander in langem Zuge den Schlitten vermummter Menſchen ziehen, wo im Frühling die Wege grundlos werden und jedes kleine Rinnſal zum Strome wird und die Brücken abreißt. Herrliche Tage aber dennoch, dieſe Frühlingstage des nordiſchen Livlands, wenn das Land voll Seen und gewaltiger Flüſſe brauſt, ein feuchter Dunſt, wie auf der See, die milde Luft verdickt, aus den unabſehbaren Schneetriften die ſchwarzen Aecker immer deutlicher hervortreten! — Dünn geſäet waren auf dieſem weiten Gebiet die aus den Kriegsgräueln noch übrig gebliebenen Städte. Manche, wie Odenpäh, Kokenhuſen, Ronneburg, Groß-Roop waren ſpurlos verſchwunden; Fellin war ein hölzernes Neſt ohne Magiſtrat, das weitläuftige Wolmar war faſt zum Nichts zuſammengeſunken. Daß Dorpat überhaupt noch exiſtirte, konnte ein Wunder heißen. Nachdem die Stadt ſchon im Jahr 1704 durch eine lange und harte Belagerung zu Grunde gerichtet worden, wurden im Jahr 1708 *ſämmtliche* Einwohner, Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering, in die Gefangenſchaft nach Wiatka u. ſ. w. geſchleppt, die Stadt aber an den vier Ecken angezündet und durch Feuer vernichtet. Als drauf nach dem Nyſtädter Frieden die Verbannten wieder die Erlaubniß

zur Rückkehr erhalten hatten, fanden diejenigen, die in dem langen Elend nicht umgekommen, ihre Häuſer als öde Steinhaufen wieder, die Straßen mit Diſteln und Dornen bewachſen, in denen Schlangen und wilde Brut niſteten; ſie lehnten ihre Nothhäuschen und ſtrohbedeckten Hütten an alte Mauertrümmer und nährten ſich elend und kümmerlich. Die öffentlichen Gebäude waren und blieben Ruinen, ſo z. B. das Schloß auf dem Dom und das Rathhaus am Markte; an die Mauern und Thore rührte eine menſchliche Hand nur, um ſie gänzlich einzureißen, wenn ſie den Einſturz drohten. Noch um die Mitte des Jahrhunderts waren die Einwohner wahre Bettler und kamen, ſtatt vorwärts zu gehen, immer mehr herunter. Es giebt aus jener Zeit eine Flugſchrift, an die Kaiſerin Eliſabeth gerichtet, unter dem Titel: „Denkmal von Dorpat.“ (Auf dem zweiten Blatt:) „Die in den letzten Zügen liegende Stadt Dorpat, vorſtellende 1) ihre gefährliche Krankheit, oder elenden Zuſtand; 2) ihre Cur, oder die unvorgreiflichen Artzeneymittel, wodurch ihr könnte geholfen werden; 3) den Nutzen, ſo aus dieſer Geneſung zu erwarten: von einem dieſer Stadt Wohlwollenden verfaſſet.“ Ohne Jahr und Ort 4°. Verfaſſer iſt der Dorpater Prediger Staden, das Jahr der Abfaſſung, wie ſich aus dem Inhalt ergiebt, 1747. Als Heilmittel giebt der Autor folgende zwölf an: 1) Befeſtigung der Stadt, daß ſie fürs Erſte wenigſtens wieder mit einer Ringmauer, „die mehrentheils noch ſtehet“, und mit Thoren verſehen werde. (Wozu? um die Marktordnung ſtrenger handhaben zu können? oder damit Dorpat ſich wieder als Stadt-Individuum fühle?) 2) Die Oeffnung der in vorigen Zeiten zwiſchen Dorpat und Pernau verſenkten Waſſerfahrt; 3) Freiheit von Einquartirung, Zoll, Acciſe u. ſ. w. auf gewiſſe Jahre 4) Geldvorſchuß ohne Zins, zum Neubau der Stadt; 5) Wiedererrichtung der Univerſität; 6) Rückkehr der hohen Collegien, als Hofgericht und Oberconſiſtorium; 7) Verbot des Landhandels; 8) Befehl, alle Landwaaren auf den Platz Dorpat zu führen; 9) Verbot an die ruſſiſchen Kaufleute mit deutſchen Waaren zu handeln*); 10) Aufhebung des Jahrmarkts zu h. drei Königen; 11) Vermahnung zur Einigkeit; 12) „Die Confirmirung derer Bürger-Privilegien, als wozu ſie bis dato, weil ſie keine Mittel dran zu wenden gehabt, nicht gelangen können“. Dieſe Vorſchläge, von denen einige noch bis auf den heutigen Tag bei den ehrſamen Bürgersleuten der kleinen liv-

*) In dem Exemplar, das wir benutzen, hat ein Leſer in alter Zeit die Anmerkung an den Rand geſchrieben: „würden die teutſche Kauffleute weniger Wein und mehr Quas ſauffen, könnten ſie ihre Wahre auch wohlfeiler verkauffen“.

ländiſchen Städte den politiſchen Katechismus bilden, trafen doch den eigentlichen Sitz des Uebels nicht. Die Eröffnung einer kümmerlichen Waſſerſtraße nach Pernau*), wenn dieſe überhaupt möglich war, würde Dorpat nicht wieder zum Stapelort für das innere Rußland, zum Sitz der Gewerbe für weite Gegenden gemacht haben: das neue Alexandrien, das Peter der Große am Ausfluß der Newa gegründet hatte, drückte die Städtchen der Oſtſeeprovinzen von nun an zur Nichtigkeit herab. Und um ſo mehr, da dieſe einſt mächtigen Orte im Innern an troſtloſer Altersſchwäche litten. Mitten unter zahlreichen Hemmungen, die jeden Aufſchwung hinderten, hielten ſich die zaghaften und engherzigen Bürger für immer noch nicht gedeckt genug, ſuchten immer neue Grenzlinien zu ziehen und bettelten um Hülfe. Unter einander zänkiſch und neidiſch, den Befehlen ihrer eigenen Obrigkeit widerſtrebend, ohne energiſche Erwerbskraft, klagten ſie in ohnmächtiger Verzweiflung die Einquartierungslaſt, die Concurrenz des Landes u. ſ. w. an. Während die Welt im Großen die neuen Bahnen zu betreten anfing, die zu der wunderbaren Entfaltung von Reichthum und Macht im 19. Jahrhundert geführt haben, boten dieſe kleinen mittelalterlich-zünftigen Inſeln das unerfreuliche Bild einer in ſich ſtockenden dumpfen Gewohnheit. Da ſie nicht gut und wohlfeil arbeiten konnten, ſuchten ſie ſich durch alte Vorrechte zu ſchützen; da immer Einer wider den Andern war, ſtatt in dem Vortheil des Andern den ſeinigen zu erblicken, ſo mußte die Regierung in Riga oder weiter hinauf in Petersburg immerfort ihre kleinlichen Händel ſchlichten. Wie ſie ſich ſelbſt gegen das feudale und leibeigene Land eiferſüchtig verwahrten, ſo hatten ihre Einrichtungen in den Augen des Adels und der kaiſerlichen Oekonomie etwas Altväteriſches und Lächerliches, das zur Neckerei und zum Widerſtande reizte. Als mit Einrichtung der Statthalterſchaftsregierung es ſich darum handelte, neue Städte zu gründen, da tauchte die Frage auf, ob mit oder ohne Zunftverfaſſung? Ein politiſcher Denker in Hupels Nord. Misc., Stück VIII., behandelte damals dieſen Gegenſtand und kam nach allerlei Betrachtungen zu dem

*) Auch die Bürgerſchaft von Pernau träumte von einer ſolchen. Bei Anweſenheit der Kaiſerin Katharina II. in dieſer Stadt, im Jahre 1764, war Abends bei der Illumination am fünften Fenſter des Rathhauſes der Fluß, der von Pernau über Fellin nach Dorpat führt, und ein Mathematicus, der ſeine Reinigungs-Inſtrumenta bei ſich hatte, transparent dargeſtellt und unten ſtand die Inſchrift:

Iſt was hier hindert wegzurücken,
So wird es Stadt und Land beglücken.

Schluſſe, die Gewerke müßten erhalten bleiben, trotz „der Mode werdenden freigeiſteriſchen Staatswirthſchaft, in deren Geiſte neuere Schriftſteller wider Zünfte und Innungen declamiren". Ein grelles Licht insbeſondere auf die innern Verhältniſſe Dorpats fällt durch die Auszüge aus den Rathsprotocollen im letzten Bande von Gadebuſch's livländiſchen Jahrbüchern. Da klagen z. B. die Knochenhauer wiederholt, ihre Collegen aus Reval, Narva und Riga kauften Vieh im dörptſchen Kreiſe; umgekehrt beſchweren ſich die Gilden, die dörptſchen Knochenhauer verkauften ihr Vieh auch nach Riga; dann wieder ſträuben ſich die Fleiſcher gegen die vom Rath angeſetzte Taxe, die ihnen immer zu niedrig iſt. Die Sattler ſtreiten mit den Schneidern, der Streit geht bis ans Hofgericht und dieſes ſpricht das Urtheil, den Sattlern komme alle Arbeit zu, die Kleiſter, Hammer und Nägel erfordere. Die Bäcker verklagen einen Koch, der Torten gebacken hat; die Schmiede verlangen, der Uhrmacher ſolle zu ihrer Zunft treten; ein Lohgerbergeſell will eine Perſon heirathen, die nicht amtsfähig iſt und zieht ſich dadurch den Unwillen der ganzen kleinen Gilde zu: da er von der unfähigen Perſon abläßt, erhält er das Bürgerrecht; ein Kaufgeſelle will in Oberpahlen, 10 bis 11 Meilen von Dorpat, einen Gewürzladen anlegen und beide Gilden treten dawider auf. Vergebens wird gegen die Auf- und Vorkäuferei geſtritten: dies Ungeheuer lebt immer wieder auf. Der Statthalter kämpft unausgeſetzt mit dem Rath, die Rathsglieder fehden ſich unter einander heimlich und öffentlich an, der Bürgermeiſter wird von den Bürgern und von den Brigadieren und Generalen, die in der Stadt im Quartier liegen, gröblich beleidigt, der Streit zwiſchen Oberpaſtor und Diakonus wird im Jahre 1759 ſo heftig, daß beide von der Kanzel wider einander predigen; die Schneider führen einen Prozeß mit ihren Geſellen, darüber ob dieſe ſchuldig ſeien oder nicht, die bei der Lade ſitzenden Meiſter abzuholen. Nicht immer nahmen die zahlreichen Prozeſſe ein ſo glückliches Ende wie in folgendem Fall. Einem Knochenhauer war im Jahre 1740 erlaubt worden, neben der Waage unter dem hölzernen Noth-Rathhauſe einen Fleiſchladen anzulegen. Darüber entſpann ſich ein Rechtshandel, der von Inſtanz zu Inſtanz endlich ans Reichsjuſtizcollegium gelangt war — bis das Objekt des Streites, die Fleiſchbude, im Jahre 1775, alſo nach 35 Jahren in der großen Feuersbrunſt zu Grunde ging und ſomit der Rechtshandel von ſelbſt erledigt war.

Je mehr gegen Ende des Jahrhunderts, deſto mehr regte ſich in beiden Provinzen das Bewußtſein der Verſunkenheit, das Streben nach

Verjüngung. Zunächſt wirkte die Ermuthigung, die vom Hofe der großen Katharina, der Freundin d'Alemberts, ausging, dann der allgemeine Geiſt des Jahrhunderts der Aufklärung, der ſich weit verbreitende franzöſiſche Encyklopädismus, der durch die wolfiſche Philoſophie gegebene Rationalismus, die emancipativen Tendenzen praktiſcher Staatsmänner in faſt allen Monarchien Europas. Früher hatte es in den Oſtſeeprovinzen keine Buchladen gegeben: der Buchbinder hielt gewöhnlich einen Vorrath von Bibeln und Geſangbüchern, womit das Bedürfniß gedeckt war. Da kam in den ſechsziger Jahren J. Fr. Hartknoch ins Land und wurde durch ſeine Buchhandlung einer der größten Wohlthäter deſſelben. Sein Geſchäft in Riga nahm allmählig einen außerordentlichen Umfang an, ſeine Verſendungen gingen bis Reval und Petersburg. Die dadurch gewährte Gelegenheit des Bücherkaufs, die gleichzeitig eingetretene Wiedergeburt der deutſchen Literatur weckten das Intereſſe an Lectüre und Bildungsfragen. Bald fanden ſich unter der ſtumpfen Menge orthodoxer Prediger Einzelne, die im Geiſte der neuen Populärphiloſophie der Dogmatik den Rücken kehrten und dem Volkswohl als praktiſche Menſchenfreunde ſich widmeten. In Riga begann Sonntag an der ehrwürdigen Domſchule, an der ſchon Herder gewirkt hatte, ſeine ſegensreiche Laufbahn; in Dorpat dichtete ein fünfzehnjähriger Jüngling, J. M. Reinhold Lenz, ſeinen „Verſöhnungstod Jeſu Chriſti" in klopſtockiſchen Hexametern*), genau um dieſelbe Zeit, wo der junge Göthe, ſein nachmaliger Freund und Genoſſe, ſeine „poetiſchen Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti" in Reime brachte. In Reval weckte ſeit 1783 der junge Kotzebue in anderer Weiſe ein neues Leben. Er errichtete ein Liebhabertheater, an dem die angeſehenſten Perſonen Theil nahmen und das im Laufe des Winters regelmäßig öffentliche Vorſtellungen gab. Man muß ſich die Enge bürgerlicher Anſtandsbegriffe, nach denen das Schauſpielerhandwerk als ein unehrliches galt, ſo wie den Abſcheu, mit dem die pietiſtiſche Kirchenmoral das Theater betrachtete, vergegenwärtigen, um die Größe dieſes Wagniſſes und das Aergerniß, das dadurch

*) Das Gedicht ſteht in den „Gelehrten Beyträgen zu den Rigiſchen Anzeigen auf das Jahr 1766, Stück VII." Der Paſtor Th. Oldekop hatte es eingeſchickt und begleitete es mit den Worten: „Ein ſolches ſeltenes Genie verdient alle Aufmunterung. Ich hoffe die Leſer werden mit mir wünſchen, daß die dichteriſchen Gaben dieſes hoffnungsvollen Jünglings ſich immer mehr zur Ehre unſeres Vaterlandes entwickeln und erhöhen mögen". Hier fällt uns der Gebrauch des Wortes Genie auf, das einige Jahre ſpäter, und gerade mit Bezug auf Lenz und Göthe, in Aller Munde war.

gegeben ward, zu ermeſſen. Die Entſchuldigung, deren ſich die Unternehmer bedienten, war der wohlthätige Zweck, aber ſie wären damit vielleicht nicht durchgedrungen, wenn ſie nicht im entſcheidenden Augenblick die Fürſprache einer mächtigen Perſon, des Generalgouverneurs Browne, den die Petersburger Hofluft gebildet hatte, für ſich gewonnen hätten. Man ſehe Fr. Arvelius ausführliche Darſtellung dieſes Kampfes in der von Lenz herausgegebenen livländiſchen Leſebibliothek, Dorpat 1796. Indeß, wenn auch durch ſolche Theaterabende eine freiere Humanität geweckt wurde, was dieſen Bürgern hinter ihren mittelalterlichen Mauern weit mehr Noth that, als belletriſtiſche Bildung, war Mannhaftigkeit, ſchaffender Muth, Thätigkeit in neuen Bahnen, mit einem Worte Stärkung des Charakters — aber woher ſollte dieſe kommen? zumal, da ſchon damals eine ununterbrochene Auswanderung gerade die unternehmendſten Köpfe fortführte. Gleichzeitig regte ſich die Frage der Bauernemancipation und beſchäftigte bald das ganze Land. Nicht bloß war die Leibeigenſchaft dem Jahrhundert der Aufklärung an ſich ein Gräuel und dem Patrioten eine Beſchämung, auch jede landwirthſchaftliche Reform, jede neue techniſche Methode fand an der Stumpfheit und Faulheit der armen Hörigen ein unüberſteigliches Hinderniß. Der Bürgersmann in den Städten, der kleine Kaufmann, der auf Rundreiſen den Bauern ihren Flachs abnahm, wußte von dem Elend der Unterthanen des Adels Jammergeſchichten zu erzählen und die Zuhörer konnten ſich ganz dem Gefühl des Mitleids hingeben, da *ihre* Privilegien nicht ins Spiel kamen. Es waren aber beſonders die aus Deutſchland gekommenen Hauslehrer, die das durch Gewohnheit abgeſtumpfte Auge der Landjunker über den Zuſtand der Sclavenbevölkerung öffneten. Bald kamen dann auch hin und wieder Fälle vor, daß unter dem an den adeligen Hof genommenen Dienſtgeſinde ſich ein Knabe durch Talent für Zeichnen, für Muſik u. ſ. w. hervorthat: einen ſolchen ließ dann der Herr frei und ſorgte für ſeine Erziehung — darüber allſeitige Rührung. Die dem 18. Jahrhundert eigene Schwärmerei für Würde des Menſchen, die abſtracte Anſicht von der Gleichheit der Menſchennatur in Allen erhielt durch ſolche Beiſpiele neue Nahrung. Kindlichkeit und Zutrauen waren groß. Die Reformer dachten ſich die politiſchen Aufgaben viel leichter, als ſie ſind (wie jetzt häufig ſchwerer). Lieſt man die damaligen periodiſchen Schriften, ſo findet man überall vorſtrebende Aufklärung, in Gedanken, Stil und Sprache etwas Abſtractes, waſſerdünne Allgemeinheit. Die bibliſchen Redensarten ſind verſchwunden, man beruft ſich auf den weiſen Schöpfer und die gütige Vorſehung, preiſt

die Tugend, ſtrebt nach Vollkommenheit, übt Maß und Billigkeit nach allen Seiten, ſetzt den Nutzen auseinander und hofft das Beſte. In den hin und wieder eingerückten Verſen hören wir meiſtens dieſelben Töne. Eine „Livländerin von Stande" ſingt in Hupels Nord. Miscellen (1781) den Dichter Cronegk an:

Wenn deine Schrift der Tugend Würde lehret,
Dem Laſter die geborgte Schminke nimmt:
Dann fühlt man deine Größe und verehret
Dein ſchönes Herz, das nur für Tugend ſtimmt —

Daß Herr von Cronegk ein Edelmann war, wird übrigens nicht ohne Einfluß auf die Begeiſterung der Dame von Stande geblieben ſein. Unter den Gedichten, „größtentheils durch die glorreiche Regierung der allerdurchlauchtigſten Kaiſerin, Katharina der Zweiten, veranlaſſet" (in den vermiſchten Aufſätzen und Urtheilen über gelehrte Werke. Ans Licht geſtellet von unterſchiedenen Verfaſſern in und um Livland. Band 2. Riga bei Hartknoch, 1780—83) finden ſich Gegenſtände wie folgende: die Einimpfung der Blattern, bei der Geneſung J. M. der Kaiſerin und S. K. H. des Großfürſten von der Blatternenr, die an die entferntern ruſſiſchen Provinzen verſandte phyſicaliſche Geſellſchaft — Oden, die für die proſaiſche, aber in ihrer Naivetät liebenswürdige Bildungs- und Nützlichkeitsſchwärmerei der damaligen Menſchen charakteriſtiſch ſind. Schulen einrichten galt als die Panacee für alle ſocialen Uebel und die immer näher kommende Hoffnung, in Dorpat die Univerſität wieder errichtet zu ſehen, belebte die Geſpräche aller Beſſern und Gebildetern.

Hier in Dorpat nun war es, wo unſer Dichter am 16. (27) Juni (oder Brachmonats, wie man damals ſich Mühe gab zu ſprechen) des Jahres 1775 geboren ward. Sein Vater, damals Secretär des Rathes, ſtammte aus Pernau. Wenige Tage nach der Geburt des Knaben, am 25. Juni, brach die furchtbare Feuersbrunſt aus, die faſt ganz Dorpat in einen rauchenden Schutt- und Aſchenhaufen verwandelte. Nach den erſten Monaten eines furchtbaren Elends begannen die Bürger ihre Stadt neu aufzubauen: eine Collecte im Lande hatte über 20,000 Rubel ergeben, die Regierung ſchoß die Summe von 100,000 Rubeln zinslos auf zehn, dann auf noch zehn Jahre vor. Ein neuer Straßenplan war abgeſteckt, in der Stadt durfte nur aus Stein, in den Vorſtädten nur mit Ziegeldächern gebaut werden. Wo alles Aeußere ſeine Geſtalt verändert, da befreit ſich

auch der Menſch von der Gewohnheit und richtet unwillkührlich ſeinen Blick in die Zukunft; glücklich, wenn das alte Philiſterneſt, deſſen herrſchende Sitte Zwietracht und Trunk geweſen, in den Flammen aufgegangen war und die Bürger nur einen Theil der raſtloſen Energie in ſich fühlten, mit der amerikaniſche Anſiedler eine neue Stadt anlegen oder eine abgebrannte wieder aufbauen. Aber ein ſchlimmes Zeichen war es, daß durchgängig Handlanger, Zimmerleute und Maurer aus dem Innern des Reiches zum Bau gebraucht wurden, die dann auch mit dem erlangten Gewinn wieder heimzogen. Auf die Phantaſie des Knaben Peterſen aber mußte das geſchäftige Treiben in den erſten zehn Jahren nach dem Brande, das Aufſteigen der Häuſer, die daliegenden Ruinen, die Erzählungen von der Feuersnoth und den früheren Stätten des Wohnens und Wandelns, die kleinen Nothbehelfe des Lebens und der Einrichtung, die frei daliegenden Gründe der Erde, die in ihren Aſchen- und Trümmerſchichten von dahingeſunkenen Geſchlechtern und Wohnungen ſprachen — einen unauslöſchlichen Eindruck machen. Dorpat iſt in ſeiner Lage, ſeiner Vergangenheit eine poetiſche Stadt. Die hohen Ufer des Fluſſes bilden hier Berg und Thal und gewähren Standpunkte und Ausſichten. Auf dem Dome lag ein Schatz vergraben — wie immer an Stätten alter Herrlichkeit —, und ſo feſt und allgemein war dieſer Wahn, daß einmal ſogar, wie Gadebuſch erzählt, im Rathsprotokoll davon die Rede iſt. Dort oben lagen die Trümmer des biſchöflichen Schloſſes, die ſo ſchöne Gelegenheit zum Klettern gaben, von dort führte ein unterirdiſcher Weg irgendwohin, dort oben ſtand der rieſenhafte Rumpf der alten Kathedrale, die einſt der herrſchende Mittelpunkt des reichen Stiftes geweſen, ſichtbar nach Süden bis zu den Gipfeln des Odenpähſchen Hochlandes, nach Weſten, wie man verſicherte, über den großen See bis nach Fellin. Die Thürme hatte vor kurzem der Generalfeldzeugmeiſter Villebois, der die Binnenſtadt Dorpat zur modernen Feſtung machen wollte, mit frevelhafter Hand abbrechen laſſen: oben auf der Plateform ſprangen jetzt verwegene Knaben, die ſich auf halbzerſtörten Stufen hinaufgewunden hatten, warfen mit Steinen, pfiffen und ſchauten weit ins Land. All' dieſe Pfade, Bogentrümmer, Verſtecke, die daliegenden geborſtenen Grabſteine der alten Domherren mit gothiſchen Umſchriften wird der junge Peterſen wohl gekannt, durchklettert, auch wohl ſinnend betrachtet haben. Das Eſthniſche lernte er, wie in den kleinern Städten von Nordlivland und Eſthland gewöhnlich, von früh auf als eine zweite, untergeordnete Mutterſprache; vom Ruſſiſchen wird er ſchwerlich mehr gekannt

haben, als die Interjectionen und emphatiſchen Redensarten, wie ſie von den Durchmärſchen und der Einquartierung, auch wohl von den einwandernden Arbeitern jedem Dorpater geläufig waren. So ruft er in dem Gedicht No. 6 ſeinem Kutſcher zu: „ſtupai (fahr zu!)“ und in dem Liede No. 15: „ne boiſſ (nur nicht ängſtlich!)“. Acht Jahre alt kam der Knabe in die dörptſche Stadtſchule, die ihre Zöglinge, wenn dieſe lange genug aushielten, auf die Univerſität zu entlaſſen pflegte. Dieſe Anſtalt, deren erſte Gründung ins Mittelalter hinaufgeht, datirte damals ihren rechtlichen Beſtand von 1689, in welchem Jahre Krone und Stadt ſich dahin verglichen hatten, daß die jetzt ſo genannte „vereinigte Kron- und Stadtſchule“ vier Claſſen und vier Lehrer haben ſollte, Rector, Conrector, Subrector und Rechenmeiſter. Der nordiſche Krieg vernichtete mit der Stadt natürlich auch die lateiniſche Schule. Im Jahr 1731 neu eingerichtet, konnte ſie, gleich dem übrigen Gemeinweſen, zu keiner Blüthe gelangen. Der Zuſchnitt war ärmlich, die Gelder waren knapp oder blieben aus, Rath und Pröpſte waren laxe Scholarchen. Die aus Deutſchland berufenen Rectoren ſuchten baldmöglichſt auf eine Pfarre, die ein beſſeres Auskommen verſprach, abzugehen. In Prima war oft gar kein Schüler, auch Secunda ſtand im J. 1749 ganz leer. Griechiſch wurde aus dem Neuen Teſtament gelernt, lateiniſche Claſſiker wurden in der pedantiſchen Weiſe der ältern lutheriſchen Schulen exponirt; doch da Alles in der Schule lateiniſch herging, ſo waren die Zöglinge dieſer Sprache bei weitem mächtiger als die Gymnaſiaſten des 19. Jahrhunderts. Daß der Bakel tüchtig gehandhabt wurde, geht aus einem Vorfall hervor, den Gadebuſch unter dem Jahr 1751 mit folgenden Worten anmerkt: „Der Rector hatte einen Knaben von etwa 12 Jahren blutrünſtig, braun und blau geſchlagen und ſich dabei in Worten wider den Rath vergangen. Dieſer nahm ſich der Sache an und klagte beim Generalſuperintendenten.“ Vermuthlich war der Range der Sohn eines Rathsverwandten, denn woher ſonſt die Zärtlichkeit eines hochedlen Rathes und die begleitende Rede des Rectors? Indeß kam, wie in der Kirche der Rationalismus, ſo der neue pädagogiſche Humanismus in Livland immer mehr zur Geltung. In Riga hatte der Rector der Domſchule, der treffliche G. Schlegel, der im Jahr 1780 ſeinem würdigen Nachfolger Snell das Amt übergab, in einem Aufſatz von Baſedows Beſtrebungen nicht ohne Anerkennung geſprochen; Rector der dörptſchen Schule wurde der vielverehrte Lorenz Ewers, der mit der Tüchtigkeit der alten Zeit das liebevollere Verſtändniß der Kindernatur verband, nach welchem

die neuere Zeit ſtrebte. Daß Peterſen ſich hier eine bleibende claſſiſche Bildung erwarb, lehrt faſt jede Seite ſeiner Gedichte. Achtzehn Jahre alt, im J. 1793, nahm er in einem öffentlichen Redeact*) von der Schule Abſchied, um auf einer deutſchen Univerſität Theologie zu ſtudiren. Er ging erſt nach Halle (Nekrolog im Oſtſeeprovinzenblatt von 1823), dann nach Jena. Der Sprung von den veralteten Begriffen des ſtillen Städtchens weit hinten jenſeits der Oſtſee in den literariſch-philoſophiſchen Strudel des geiſtbewegten, gährenden Jena, aus dem Flachlande in die Berge, von der Schulzucht zu dem Uebermuth akademiſcher Licenzen, von der mäßigen wohlmeinenden Weisheit der provincialen Schul- und Kirchenlichter zu der ſpeculativen Idealität Schillers und Fichtes — dieſer Uebergang konnte einen Geiſt wie Peterſens wohl berauſchen. Als Theologe war er hingekommen, in Goethes Zauberkreiſen ward er ein Jünger der neuen äſthetiſchen Ethik, die auf den Trümmern des frühern Dogmatismus ſich aufbaute. Aus den Oſtſeeprovinzen fand ſich damals gerade ein Kreis ſprudelnder Jünglinge zuſammen, die ſich nach den Schilderungen Heinrich Schmidts (Erinnerungen eines Weimariſchen Veteranen, Leipz. 1856) durch Feinheit und Adel des Benehmens vor den übrigen Muſenſöhnen auszeichneten. Denn roh und renommiſtiſch war das Studentenleben auf dieſer kleinen Univerſität, die von ihren fürſtlichen Protectoren wie eine Macht gleichen Ranges geſchont und gefürchtet wurde. Da zogen die akademiſchen Bürger zuweilen, wenn ſie glaubten, daß ihnen ein Unrecht geſchehen, mit Helmen und Säbeln und Ränzchen auf den Schultern zur Stadt hinaus, um die Univerſität anderswo zu errichten. Dann flogen ihnen Boten aus Jena nach, der Zug hielt an und nach einigen Verhandlungen und Bewilligung ihrer Forderungen rückten ſie dann wieder, wie einſt das römiſche Volk, brüllend und mit den Hiebern raſſelnd zum Thor hinein. Aus dieſer Zeit (1795) iſt uns ein Gedicht Peterſens: „der alte Burſch“ erhalten worden, welches mit lebendigen Farben jene Ausſchweifungen ſchildert, die dennoch, wie man wohl ſagen darf, nur die Gegenſeite der geiſtigen Freiheit waren und wie eine rauhe Schale die innere Unſchuld bedeckten. Gewiß mit demſelben Gleichmuth, wie ſein alter Burſch,

Wenn er vor dem verſammelten Senate,
Wie Catilina, ſchnöde Reden führt,

*) Welcher nach Recke und Napiersky gedruckt wurde. Uns iſt das Schriftchen nicht zu Geſicht gekommen. Warum gab aber der Sammler von Peterſens Gedichten, wenn er es nicht ganz aufnehmen wollte, nicht wenigſtens einen Auszug oder eine Inhaltsanzeige?

Und wenn ihn ein Beſchluß vom hohen Rathe
Auf neun und neunzig Jahre relegirt —

kehrte auch Peterſen in ähnlichem Falle der Muſenſtadt den Rücken und fand ſich bei den Eltern in Dorpat wieder ein. Die kleine Stadt lebte damals in glänzenden Hoffnungen. Die vorgeſchoſſenen hunderttauſend Rubel freilich, die im J. 1795 fällig waren, aufzubringen, ſchien faſt unmöglich und koſtete manchem Bürger ſein neugebautes Haus — allein die vielen leeren Räume ſchienen zur Aufnahme einer Univerſität wie geſchaffen und wie viel Erwerb und Verdienſt, wie viel Nahrung und Bildung verſprach eine ſo große Anſtalt! Was im Lande, beſonders in der Nähe Dorpats, an gebildeten Hauslehrern lebte, machte ſich Hoffnung, bei der neuen Univerſität verwendet zu werden. Das Rathhaus, deſſen Grundſtein noch Gadebuſch gelegt hatte, ging ſeiner Vollendung entgegen, über den Fluß führte eine ſchöne ſteinerne Brücke, der Dom, als Grund und Eigenthum der neuen Corporation, ſollte wie in biſchöflichen Zeiten mit eigener Immunität an das Territorium der Stadt gränzen. Daß ein friſch von der Akademie Gekommener, wie der junge Peterſen, zunächſt Hauslehrer wurde, war der Regel gemäß und ſo hatten die Eltern, die ihn in der Nähe Dorpats und der künftigen Univerſität behalten mochten, eine Stelle für ihn fertig — im Hauſe des Geheimeraths v. Vietinghof, der ſelbſt ſpäter einen thätigen Antheil an der Gründung der Univerſität nahm. Als Glied dieſer Familie und im Amte eines Hofmeiſters verbrachte nun Peterſen die nächſten Jahre bald in Dorpat, bald auf Schloß Marienburg, fand auch Gelegenheit nach Riga und St. Petersburg zu reiſen und Freunde zu beſuchen, die zerſtreut im Lande wohnten. Eine uns vorliegende Reihe Briefe aus den Jahren 1798 und 1799, die zwar nicht von Peterſen, aber von einem Jugendfreunde an ihn geſchrieben wurden, werfen hinreichend Licht auf ſeine damaligen Meinungen und Beſchäftigungen. Man erſieht daraus, daß er alle Reſultate der ungeheuren äſthetiſch-religiöſen Umwälzung, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutſchland vor ſich gegangen war, bereits als perſönliche Ueberzeugung in ſich trug. Zum Geiſtlichen im bisherigen Sinne, auch zum rationaliſtiſchen Aufklärer im Predigerrocke war er verdorben und es bedurfte keiner hämiſchen Zungen, ihm dieſen Stand zu verleiden. Sein Abgott war Shakeſpeare; mit dem hellblickenden Naturalismus dieſes Dichters beurtheilte er Menſchen und Dinge um ſich her, traditionelle Einrichtungen, heilige Autoritäten. Hatte er ohne Scheu und Scham mit

der Waffe des Witzes ſich Raum geſchafft, dann gab er ſich den großen Genien mit um ſo innigerer Huldigung hin. Der Reiz, den auch die Romantiker in Deutſchland empfanden, der blöden Menge und ihrem Handwerksverſtande mit tieferer Einſicht und feinerem Phantaſiegenuß gegenüberzuſtehen, mußte in einem Lande, wo ſo vieles, Klima und Volk, unendliche Winter, lange Nächte, gefrorene Fenſter, dicke Oefen, Branntwein und Sclaverei, kurz die ganze Geſtalt des Lebens unmittelbare Barbarei an ſich trug, von beſonderer Stärke ſein. Es war doppelt ſüß von Griechenland zu träumen, indeß der Schnee alle Dinge begrub und rohe Pelze die edle Menſchenform unkenntlich machten. Daß Peterſen an eine Dichterlaufbahn dachte, die ihm beſchieden ſein könnte, geht z. B. aus ſeiner Aeußerung hervor: „Freue dich, Brüderchen, im 25. Jahre ſchrieb Shakeſpeare ſein erſtes Stück!“ Der Freund nimmt davon Anlaß, Peterſens poetiſche Anlagen zu preiſen, fordert ihn dringend zu äſthetiſchen Verſuchen auf und ſchließt damit: das Feld, zu welchem ihn ſein Genie beſtimme, ſei das der Satire, oder wie wir heutzutage mit einem damals noch wenig gebräuchlichen Ausdruck ſagen würden: des Humors. Als dann im Jahre 1802 die „Irrwiſch-Univerſität“, wie Peterſen ſie nennt, „die hier entſteht und dort vergeht“ (denn man ſchwankte anfangs zwiſchen Dorpat und Mitau, auch wurde Pernau genannt), endlich in Dorpat gegründet und nach den damaligen Umſtänden reichlich dotirt war, da fand auch der geiſtreiche junge Hauslehrer an ihr ſein Plätzchen: er wurde Cenſur- und Bibliothekſecretär, zugleich auch Lector der deutſchen Sprache (bis zum Jahre 1819). Von nun an lebte er in ſeiner Vaterſtadt ohne großen Schickſalswechſel, von ſeinen Freunden vergöttert, wegen ſeines heitern Witzes überall willkommen, ſchwelgend im Mitgefühl der großen Dichter aller Zeiten, Morgens fleißig in Amtsgeſchäften, Abends gern beim Glaſe Grog, die Seele eines wechſelnden Kreiſes alter und neuer Genoſſen. Und nicht bloß als geiſtreichen Geſellſchafter und wackeren Trinker (er nennt ſich ſelbſt ſcherzend eine „Ciſterne“ und einen „kühnen Wahrheitsforſcher“, weil in vino veritas), ſondern auch als humoriſtiſchen Dichter kannte ihn bald Stadt und Land. Kleine Gelegenheiten des localen Lebens wußte er zum Entzücken der Philiſter durch heitere Verſe zu adeln und in eine größere Bildungsſphäre hinüberzuführen. Die Zunftgelehrten in dem neuen corpus academicum mögen ihn wenig beachtet haben, auch hatte er ſelbſt kein näheres Verhältniß zu der ſtrengen Wiſſenſchaft, doch war Haltung und Sitte der Univerſität in jenen Jugendjahren leichter und es gab noch manchen Pro-

ſeſſor, der lieber ein Citat verloren gehen ließ, als einen Witz unterdrückte. Daß Peterſen ſchon frühe den Beinamen „der Dicke“ verdiente, lehrt die Selbſtſchilderung vom Jahre 1801: „Ein monstrum horrendum et ingens,

Ein Bonzenangeſicht, das wie der Vollmond glänzte,
Ein Kopf, der geiſtlos wie ein Kürbis war,
Auf dem ein Reſtchen dünnes Scheitelhaar
Wie ein Saturnusring die blanke Glatze kränzte —“

und mit der Wohlbeleibtheit wird ſich eben ſo früh ihr Correlat, die launige Behaglichkeit eingefunden haben. Für die Enge und Gleichgültigkeit des proſaiſchen Lebens in der kleinen Stadt entſchädigten die Bacchusfeſte, die einer und der andere der Freunde in ihren Häuſern veranſtalteten, die Abende auf der „Muſſe“, im ſtillen Hauſe im Wallgraben, im Winkelclub bei Volkmann und bei Richter, der phantaſtiſche Scherz, die tolle Poſſe, die Traumfreiheit, die aus den Gläſern aufſtieg. Da öffneten ſich „Goethe's und Shakeſpeare's Zauberwelten“; da ſteigerten ſich die Eigenheiten der Individuen in gegenſeitiger neckender Uebertreibung zur befreienden Komik, die dann von ſelbſt das Band der Liebe noch inniger knüpfte. Bezeichnend für den Geiſt, der bei dieſen Zuſammenkünften waltete, iſt z. B. folgender Zug: die Genoſſen ſind verſammelt, der Hochzeit eines abweſenden Freundes zu gedenken; die Plätze um den großen runden Tiſch ſind beſetzt, die Gläſer gefüllt — worin beſteht die Hauptfeier des Abends? Einer der Anweſenden, ein Paſtor, lieſt zur Erquickung einen Abſchnitt aus Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken vor! Herabſtimmend aber wirkte ſpäter die bei Peterſen ſich einſtellende Harthörigkeit, ein trauriges Uebel bei ſeinem gerade auf geſelligen Verkehr ſo ſehr angelegten Naturell; dann häusliches Unglück, eine geiſtige Krankheit ſeiner Frau, einer Franzöſin, mit der er ſich im Jahr 1803 verbunden hatte, der Verluſt zärtlich geliebter Kinder. Seinen einzigen übrig gebliebenen Sohn hatte er einem Freunde zur Erziehung übergeben müſſen, dem Propſt Berg in Halliſt; dieſen zu beſuchen fuhr er zu Weihnacht 1822 bei heftiger Kälte über das Eis des Sees, brach mit dem Schlitten in eine offene Spalte, ward halberfroren nach Dorpat zurückgebracht und endete in der Neujahrsnacht auf 1823, in der vollen Kraft des Mannesalters, zum Entſetzen der Freunde, weit und breit beklagt, ein erbärmliches Opfer eines tückiſchen Zufalls und unholden Klimas.

Ueberblicken wir die hinterlaſſenen Gedichte des Dorpater Humoriſten im Zuſammenhange, ſo finden wir Inhalt und Gegenſtand mehr äſthetiſcher

als politiſcher, mehr perſönlicher als allgemeiner Natur. Auch darin ſind ſie Kinder der Zeit. Denn zwar gingen damals die gewaltigſten Begebenheiten über den Welttheil; Länder wechſelten ihre Herren wie Landgüter, wurden zerſtückelt oder zuſammengeſchlagen wie dieſe; jedes Jahr brachte glänzende Feldzüge, entſcheidende Schlachten — dies war für den Bürgersmann, der Abends kannegießerte, ein unerſchöpflicher Stoff, aber politiſch verhielt er ſich dabei nicht. Zwar wirkte zum Sturze Napoleons die Theilnahme des niederſächſiſchen Volkes mit, aber nur als dumpfer, reagirender Racenwiderwille, nicht im Dienſte einer politiſchen Idee. Für das Deutſchthum aber konnte Peterſen ſo wenig, wie Goethe, ſich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl (!) hatte ihn die humane Bildung, die aus unſern Claſſikern ſprach, erhoben; über E. M. Arndt drückt er ſich einmal wegwerfend aus, ein andermal verhöhnt er die Siegesfeier eines damaligen Kriegshelden in einem ironiſchen Gedicht, ja er ergriff, wie man erzählt, förmlich für Napoleon, als ſeinen Helden, Partei. Unter andern Umſtänden hätte Peterſen, dem es nicht an ſcharfem Blick, auch nicht an Kühnheit fehlte, wohl ein politiſcher Satiriker werden mögen. In ſeinen frühern Gedichten fehlen kleine Züge der Art nicht, z. B. wenn er von einem Hunde rühmt:

Und ließ ſich ruhig peitſchen wie ein Eſth' —

oder einem Hauslehrer, der einen Junker zu erziehen hat, zuruft:

Und wiſſe, jeder junge Herr von
Wird einſt ein alter Herr von Von,
Trotz dem moraliſchen Geplärr von
Dem ἀγαθόν und dem καλόν —

oder wenn er wünſcht, ſich auch von Peterſen nennen zu dürfen:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
Daß ich mich könnte von Peterſen nennen,
Daß ich dann könnt' im — — —
Den wahren Stein der Weiſen finden
Und 's Satans Alchymie ergründen,
So thät' ich von Herzen gern Verzicht
Aufs letzte Fünkchen Seelenlicht —

oder wenn er den faulen Sybaritismus ſeines Heimathlandes verſpottet:

Wohl iſt, ſeit ich wieder frier' im Norden,
Manches davon pur Fett geworden,
Bin doch ein Livländer comme il faut —

aber ſein ſatiriſcher Kampf iſt doch hauptſächlich gegen die veralteten Begriffe in Poeſie und Aeſthetik gerichtet und ſeine Feinde ſind im kleinen Kreiſe dieſelben, gegen welche die romantiſche Schule, auch wohl die Xenien-dichter ſelbſt im Felde lagen, der phantaſieloſe Alltagsverſtand, die hausbackene Trivialität, die vulgäre Plattheit. Denn wie Goethe's Genius nicht allſogleich die große Menge in Preußen unterwarf, ſondern Nicolai, Bieſter, Mendelsſohn, Engel, Garve immer noch die ächten Organe des dort herrſchenden Volksgeiſtes blieben, wie dort nicht Wilhelm Meiſter, ſondern Laſontaine's Romane von allen Seiten ein thränenvolles Echo des Entzückens erweckten, ganz ſo in Livland, welches Merkel erzeugt hatte, und in Eſthland, wo der beim Demos weit und breit gewaltige Kotzebue lebte. Wie tief Peterſen dies gemeine Urtheil und die Wortführer desſelben verachtete, ſehen wir aus der „Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel." Da klagt z. B. der kleine hölzerne Nußknacker, der perſonificirte „Freimüthige", daß ſein Rachen nicht weit genug ſei, um die beiden ungeſchlachten Kokosnüſſe, Goethe und Schelling, zerknacken zu können; da ſchildert der Hanswurſt die altväteriſche Gelegenheitspoeſie in der guten Stadt Riga:

Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunſt!
Zwar nicht als Kunſt, doch eben als Nichtkunſt,
Ohn' alle Inſpiration und Magie,
Ganz nüchterne Caſualpoeſie!
Da ſchlägt jeder Bäcker und jeder Bader
Sich ſelber die poetiſche Ader —
Da fällt kein Sperling vom Rathhausdach,
So ſchallt ihm ein Nänie nach.
Giebt Hans der Grete die rauhe Hand,
So umflattert ſie ein bedrucktes Band
Und ein Geſtöber von weißen Blättern
Ueberſchneit ſie von Baſen, Muhmen und Vettern.

Peterſen ſelbſt lebte und webte ſo ſehr in Schiller und Goethe, daß er nicht bloß Sentenzen beider Dichter häufig im Munde führte und z. B. in den letzten Tagen mit erfrorenen Füßen noch ausrief:

Das Haupt iſt friſch, der Magen iſt geſund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen —

ſondern auch in ſeinen Gedichten die Parodie Goetheſcher und Schillerſcher Originale beſonders gern zu komiſchem Effekt benutzt. Da wird die Un-

geduld bei einer Fahrt vom Lande in die Stadt (Nr. 22) mit den Schmerzensrufen der Kindesmörderin ausgedrückt oder die Vorſteher der dörptſchen Muſſe ſingen nach der Melodie des Reiterliedes:

Auf, auf, Kameraden, zu Tiſch, zu Tiſch —

und die „Prinzeſſin" beſteht faſt ganz aus parodiſcher Verwendung allbekannter Dichterſtellen, wie wenn die Joſe ausruft: Nach Reval möcht ich! und der Hanswurſt darauf erwiedert:

Zum Kotzebue?
Du ahnungsvoller Engel du!

Allmälig aber gewinnen Motive und Geſichtspunkte der romantiſchen Schule Herrſchaft über Peterſen und ſeine Gedichte tragen den neuen romantiſchen Hochgeſchmack an ſich. Er befreundet ſich mit Hans Sachs und Fiſchart, mit Burkard Waldis und der naiven Thierfabel; er bildet eſthniſche und finniſche Volkslieder nach und führt den alten Owen in deutſchem Kleide vor; er alterthümelt und erzählt chriſtliche Legenden; er dichtet ein phantaſtiſch-ironiſches Märchendrama, in welchem, ganz nach Weiſe der Romantiker, literariſche Kritik die Maske des Zauberglaubens bald vornimmt, bald lüftet und die dramatiſche Kunſt ſich ſelbſt und ihre eigenen Zwecke verhöhnt. Die „Wiege" und „St. Peter und der Dreſcher" ſind heitere Schwänke mit dorfmäßiger Lebensmoral, im glücklichſten Knittelverston, die aber doch wieder durch gefliſſentliche Häufung von Archaismen und Fiſchartiſchen Wortfratzen ganz romantiſch ſich ſelbſt ironiſiren. Die „Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel", die übrigens um einige Jahre zu ſpät kam, enthält Anſätze von Charakteriſtik, von dramatiſcher Wahrheit, die mitten in dem Selbſtvernichtungsſpiel ſich wie unwillkührlich geltend machen und von des Dichters geſundem, auf das Wirkliche gerichteten Talent Zeugniß geben, während das gleichnamige Stück von Falk nirgends die Sphäre des Abgeſchmackten verläßt. Auch heller und unterhaltender finden wir das Peterſenſche Drama, als z. B. „Prinz Zerbino" oder den „geſtiefelten Kater", Stücke, deren Reichthum an Geiſt auch nicht ſo groß iſt, als ſie ſich die Miene geben möchten. Mehr als in dieſen vornehmeren Producten glänzt nach unſerem Urtheil Peterſen's Muſe in den Scherzgedichten an Freunde, in den Gelegenheitsverſen. Hier iſt überall ſprudelnder Witz, offene Munterkeit, ohne daß der Hintergrund gediegener Bildung verſchwände, die dem bloßen Luſtigmacher fehlt. Selbſt wo der Dichter nur Spaß zu treiben ſcheint, z. B. in den beiden Traueroden auf hingeſchiedene Hunde, belacht er, gleich dem Dichter des Atta Troll, doch

nur das Menſchenleben. Er hat für das Charakteriſtiſche menſchlicher Perſönlichkeiten einen ſcharfen Blick, darum eine böſe Zunge, aber das unverkennbar freundliche Gemüth, die gewinnende Herzlichkeit halten auch da, wo die beißenden Anſchuldigungen weit gehen (z. B. Nr. 13), alle Kränkung fern. Die Wärme der Freundſchaft, die wir überall empfinden, verwandelt und veredelt die muthwilligſten Läſterungen zum ächten poetiſchen Humor.

Was Mittel und Stil der Darſtellung im Engern betrifft, ſo ſpielt unſer Humoriſt aufs übermüthigſte in Vergleichungen des Hohen mit dem Gemeinen, in koloſſalen Uebertreibungen, in groben Obſcönitäten. Ein Wort, das in Goethe's Jugendkreiſe beliebt war, iſt auch bei Peterſen nicht ſelten. Arge Cynismen begegnen auf jeder Seite; daß ſie für den Dichter Reiz haben, ſpricht für die Keuſchheit ſeiner Seele, obgleich wohl für einen urſprünglich dualiſtiſchen Sinn. Der Rhythmus fließt mit gefälliger Leichtigkeit dahin; in der Virtuoſität, ſchwere, ſeltene, zuſammengeſetzte Reime aufzufinden und komiſch zu benutzen, wird Peterſen auch von Heine nicht übertroffen, z. B.

Wer wonniglich dann wie ein Buchfink
Dich leben ſo und lieben ſieht,
Wie Cincinnat, der hinterm Pflug ging,
Und Curius, der Rüben briet —

oder

Und ſchläft aus allen Nüſtern ſchnarchend,
Als wär' er ſchon Papſt und läg' auf Barchent.

Am meiſten aber wird der poetiſche Stil charakteriſtiſch durch Einmengung der localſten Livonismen, die ſonſt in Schrift und Druck keinen Eingang finden und ſich mit pathetiſchen Reden, lateiniſchen Floskeln, Dingen von allgemeiner Geltung aufs ergötzlichſte ſtoßen und begegnen. Wer künftig ein livländiſches Idiotikon zuſammenſtellen will, der wird in Peterſen's Gedichten zahlreiche und werthvolle Beiträge finden. Ich will nur ein Beiſpiel anführen. Prinz:

Drauf reich' ich dir meine fürſtliche Hand!
Und Geld ſollſt du haben...

Hanswurſt: Wie Meer am Sand!

Dem liv- und eſthländiſchen Dialekt iſt es nämlich eigenthümlich, daß das Geſprochene ſehr ſchnell vom Munde geht, der Redende daher häufig ſtrauchelt und Verwechſelungen wie im obigen Falle begeht.

Wir ſind am Schluſſe mit unſerer Skizze, deren Gegenſtand ohnehin Manchem als der Rede nicht werth erſchienen ſein wird, und fügen nur noch für diejenigen, denen dieſe Gedichte nie zu Geſicht gekommen ſind, eins derſelben hinzu, das ſich allenfalls mittheilen läßt. Es ſchildert eine Winterfahrt von Dorpat nach der Gegend von Fellin und zeigt uns den Dichter in ſeiner ganzen ſcherzhaften Liebenswürdigkeit. Auch ahnungsvoll ſind die ſchönen Worte von der funkelnden Bahn, auf der der Ton, gleich dem Leben, dumpf verhallt, denn auf demſelben Eiſe war es, wo der Dichter ſpäter, wie mehrmals erwähnt, einen frühzeitigen Tod fand.

An Julius Lohmann in Woiſeck.

Nach bekannter Melodie.

Bruder brüderlich!
Herz- und liederlich
Drück' ich dich an meine Bruſt!
An Woiſeck denk' ich Nacht und Tag,
An dich, an Arrak und Tabak.
O ſüßer Wahn!
O Schlittenbahn!
Du bringſt mir Lieb' und Luſt.

Komm, Winter, bald;
Sei ſtreng und kalt
Wie ein Verſtandesmann!
Komm, zieh des Wirzjerws „feuchtem Weib"
Den Eiſespanzer auf den Leib,
Und ihr, Moräſt',
Seid brückenfeſt!
Ich leg's aufs Brechen an.

Mel.: Hebe, ſieh in ſanfter Feier.

Hebe dich zur ſanften Feier,
Herbſt! und nimm den Muff zur Hand.
Zieh' den weißen Marmorſchleier
Ueber See und Land.

Ein wenig iſt's Land zwar gepudert,
Ein wenig gefroren der Dreck;
Doch im Wirzjerw wird noch gerudert,
Und die Sonn' leckt den Schnee wieder weg.

Mel.: Bekränzt mit Laub.

Geduld, Geduld! Wer hinkt, kommt auch zu Biere;
Was langſam kommt, wird gut!
Geduld, bald ſteht der Schlitten vor der Thüre,
Steig ein mit frohem Muth!

Mel.: Freut euch des Lebens.

Bringt mir den Pelz her!
Schlingt mir den Gurt um den Leib!
Setzt mir die Müz' auf!
Mach fort, mein Weib!
Allein das Weibsvolk nählt und quält;
Bald hier, bald da, bald dort was fehlt;
Sie ſieht mich an und ruft: „Herr Je!
Erfrier dir nicht den großen Zeh!“

Mel. des Kuhreigens: Ho i nit a ſchöne gute Wetzſtoa.

Ho ich nit a ſchöne Paar Pelzſchua?
Didl dul tua, didl dul tua,
Didl dul tua, didl du! —

Geldners Mel.: Der Schäfer putzte ſich zum Tanz.

Und fort nun gehts — der Kutſcher pfeift,
Die Peitſche knallt, der Schlitten ſchleift,
Als hätten Roſſe Schwingen.
Die Stadt im Nebelflor entflieht,
Und kniſternd pfeift der Schnee ſein Lied,
Juchhe, juchhe! juchheiſſa he!
Und hell die Schellen klingen.

Mel.: Brüder lagert euch im Kreiſe.

Rechts und links die Dörfchen fliegen,
Ilmazal bleibt ferne liegen,
Porri — ſo vom Dreck benannt —,
Prangt im ſilbernen Gewand.

Mel.: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.

Bei Werrewa geht's auf den Wirzjerw dann,
Hoho!
Wie ſtrahlet und funkelt die herrliche Bahn,
Halloh!
Es ſtampfen die Roſſe, daß weit es erſchallt,
Und dumpf in der Ferne der Ton verhallt:
Hoho! halloh! hoho!
Auch das Leben verhallet alſo!

Mel.: Wo willſt du klares Bächlein hin.

Des Waldhorns Töne hört mein Ohr,
Von wannen?
Ein wirthlich Dach blickt dort hervor
Aus Tannen.
Da wohnt die ſchöne Förſterin
Mit blauem Aug' und Taubenſinn.

Mir wird's ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu ſcheiden!
Hier lebt' ich gern und immerfort
Mit Freuden!
Ihr Arm und Buſen iſt ſo weiß,
„Es wird mir gleich zum Dampfen heiß!"

Mel.: Schöne Minka, ich muß ſcheiden.

Schöne Jägerin, muß eilen,
Darf nicht mehr in Waibla weilen,
Darf dein — — — —
Doch Dir bleibt mein Herz.
Und auf hochbeſchneiten Auen,
Unterm Schnapſen, unterm Kauen
Werd' ich zart nach Dir miauen,
Wie der Hinz im März.

Mel.: God save great George the King.

So geht's wie auf der Flucht
Bei Addra quer die Lucht
Und — nous voilà.
Und von der Treppe ſpricht
Mit freundlichem Geſicht
Lohmann: „Du dicker Wicht,
Biſt endlich da!"

Victor Hehn.

Ueber die geographiſchen Gränzen und die Nationalität der Wiſſenſchaften.*)

Der Naturforſcher im weiteſten Sinne des Wortes hat nicht nur die Verpflichtung, Neues zu entdecken und zu erfinden, um ſeinen Trieb zur Erkenntniß des Wahren zu befriedigen und ſeinem Nebenmenſchen zu nützen, ſondern aus demſelben Grunde iſt er berufen, Irrthümer und althergebrachte Vorurtheile, deren einzige Stütze der Autoritätsglaube iſt, aufzudecken und zu vernichten.

Dieſer letztere Beruf iſt nicht beneidenswerth: denn einmal iſt der Gegenſtand, welcher vernichtet werden ſoll, nicht immer ſo wichtig, daß durch den Umſturz deſſelben ein wiſſenſchaftlicher Zweig eine bedeutende Vervollkommnung erreicht oder eine vollſtändige Umwandlung erleidet; das Verdienſt des Umſtürzenden iſt alſo nur ein ſehr geringes. Auf der andern Seite iſt ein ſolch' revolutionäres Beginnen ein undankbares, weil es eben an hergebrachten Vorurtheilen, an der Bequemlichkeit rüttelt und nach verſchiedenen Seiten hin die Eitelkeit verletzt, eine Schwäche, deren ſich ſelbſt die hervorragendſten Geiſter nicht immer entſchlagen können und deren geringſtes Symptom ein ſelbſtzufriedenes Schmunzeln iſt.

Wer die Geſchichte der exacten Wiſſenſchaften, beſonders der ange-

*) Dieſe Rede war zum Vortrage in einer der allgemeinen Sitzungen der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte zu Königsberg beſtimmt. Ein unliebſamer Zufall verhinderte den Verfaſſer dort zu erſcheinen.

wandten Heilkunde, nicht ohne ethiſchen Kriticismus überſchaut, wird unſchwer bemerken, daß manche Erfindungen und Entdeckungen mit dem Namen des Landes bezeichnet werden, in welchem ſie augenfällig gemacht und aus welchem ſie in andere Länder eingeführt wurden, mochten ſie nun eine große oder geringe Bedeutung für den betreffenden Zweig der Wiſſenſchaft haben. Man ſpricht von deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und anderer Länder Erfindungen, die Heilkunde beſitzt deutſche, franzöſiſche, engliſche, indiſche, ruſſiſche, ſpaniſche, amerikaniſche Heil- und Operationsmethoden und man nimmt gewöhnlich ſolche Benennungen in gutem Glauben hin, ohne daran zu denken, ob ſie auch eine Berechtigung zu ihrer Exiſtenz beſitzen, ob ſie nicht vielmehr aus einer ſchlecht verhehlten Eitelkeit und einer unrichtig angewendeten Vaterlandsliebe entſtanden ſind, gleichviel ob die Entdecker und Erfinder ſelbſt oder Andere eine ſolche Benennung in Lauf gebracht haben.

Ich ſpreche von vorn herein jeder Entdeckung oder Erfindung die Berechtigung ab, ſich den Namen irgend eines Landes beizulegen; ich halte eine ſolche Benennung für unwiſſenſchaftlich und für das Land, von welchem der Name genommen wurde, in mancher Beziehung für bedenklich.

Mag dieſe Behauptung vor der Hand paradox erſcheinen, ich werde dieſelbe zu begründen ſuchen, doch möge es mir nicht verargt werden, wenn ich die Beiſpiele, an welche ich meine Beweisführung knüpfe, vorzugsweiſe demjenigen Zweige der exacten Wiſſenſchaften entnehme, deſſen Bearbeitung der Zweck meines Daſeins iſt.

Alle Völker unſeres Erdballs ſind bildungsfähig nach der Organiſation ihrer Sinne im Allgemeinen und wir dürfen von dieſem Ausſpruche ſelbſt keine Ausnahme für Botokuden, Feuerländer und Neuſeeländer machen, denen bis jetzt noch die geringſte Intelligenz zugeſprochen wird. Nur äußere zufällige Verhältniſſe, Beſchaffenheit des Landes, Zahl der Bevölkerung, Regierungsform, Verbindung mit andern Völkern haben auf einige Völker günſtiger als auf andere eingewirkt, weshalb jene ſich vorzugsweiſe die *gebildeten* nennen. Würden ſolche vereinten günſtigen Verhältniſſe bei anderen Völkern, die wir *wilde* zu nennen pflegen, eingewirkt haben, ſo wäre die Reihe vielleicht an uns, Barbaren genannt zu werden. Aus dieſem Grunde haben wir kein Recht, uns ſtolz Nationen gegenüber zu ſtellen, die unſere vermeintliche Bildungsſtufe noch nicht erreicht haben,

ſondern nur die Pflicht, uns dieſe Bildungsſtufe zu erhalten und anderen weniger gebildeten Nationen mitzutheilen.

Der Ausdruck: *Bildung* iſt ein ſehr relativer Begriff, weil er ſich meiſtens nur auf eine kleinere Zahl von wahrhaft Gebildeten bezieht, die als ſolche den Ton angeben und daher in dieſer Beziehung als Repräſentanten ihrer Nation gelten. Würden wir z. B. den allein richtigen Maßſtab einer geiſtigen Bildung: das Vermögen, Gedanken durch Zeichen aufzunehmen und durch Zeichen wieder zu geben, kurz *Leſen* und *Schreiben* auf Frankreich, England, Belgien und Italien anwenden, ſo würden wir die Bewohner derſelben nicht zu den Gebildeten rechnen dürfen, weil der Mehrzahl derſelben dieſes Vermögen abgeht. Und doch thun wir dies nicht, weil wir fühlen, daß gleiche geiſtige Bildung nicht das Gemeingut einer ganzen Nation ſein kann, ſondern nur einer kleinen Anzahl Begünſtigter zugetheilt iſt, denen die höhere Erkenntniß nicht von der Maſſe des Volkes zugetragen, nicht von ihm auf jene aufgehäuft wurde.

So wenig daher eine ganze Nation für die Verbrechen und andern Ausſchreitungen *eines* ihrer Landsleute verantwortlich gemacht werden kann, ebenſo wenig kann ſie eine Entdeckung oder Erfindung, welche von einem ihrer Mitbürger gemacht wurde, für eine nationale anſehen und derſelben ihren Namen aufdrücken, — nur freuen kann ſie ſich, hervorragende Menſchen zu den Ihrigen zu zählen.

Noch ein anderer Grund, welcher die Benennung einer Erfindung nach einem Lande nicht rechtfertigen läßt, liegt in dem Umſtande, daß häufig dieſelben Entdeckungen und Erfindungen an verſchiedenen Orten gleichzeitig gemacht werden, und es erſt oft einem Bevorzugten durch Zufall oder Berechnung gelingt, aus den mehr oder weniger unvollkommenen Verſuchen ſeiner Vorgänger dieſe Entdeckungen für die ganze Menſchheit nutzbar zu machen. Verſchiedene Nationen haben alſo dazu beigetragen, ein augenfälliges Reſultat hervorzubringen und keine iſt ſomit berechtigt, *ihren* Namen allein demſelben beizulegen. Aus dieſem Grunde iſt es falſch zu ſagen, Amerika ſei eine *ſpaniſche Entdeckung*, denn einmal war Columbo kein Spanier und ſchon vor ihm waren Normannen nach dem ſogenannten Weinlande verſchlagen worden.

Ebenſo wenig iſt die *Verwendung des Waſſerdampfes zur Bewegung* von Maſchinen eine *engliſche Erfindung*, da Verſuche zu dieſem Zwecke früher ſchon in andern Ländern angeſtellt worden waren.

Nur *eine* Entſchuldigung, aber auch nur *Entſchuldigung* für die

Benennung einer Erfindung nach einem Lande liegt in der Unkenntniß über den Erfinder ſelbſt. So ſagen wir, der Seidenbau ſei eine *chineſiſche* Erfindung, ſo wie der Anbau der Theeſtaude, — wir nennen das unterjährige Bier *bairiſches*, weil uns der Name des würdigen Kloſterbruders abhanden gekommen, der daſſelbe zuerſt zufällig bereitete; — wir nennen die Operationsmethode: eine neue Naſe aus der Stirnhaut herzuſtellen, die *indiſche*, weil die oſtindiſche Criminaljuſtiz durch häufiges Naſenabſchneiden einen oder mehreren ungenannten indiſchen Aerzten Gelegenheit gab, über den Erſatz der verloren gegangenen nachzudenken und Reſtaurationsverſuche zu machen, was in einem andern Lande unter gleichen Verhältniſſen ſicher ebenfalls geſchehen wäre; — wir nennen hingegen eine neue Naſe aus der Armhaut genommen nach der *italieniſchen* Methode bearbeitet, weil ſich dieſelbe wahrſcheinlich traditionell unter einigen zünftigen Familien Süditaliens entwickelte und erhielt, bis ſie das Gemeingut der Wundärzte wurde. Es iſt uns aber bis jetzt nicht gelungen, aus dem Charakter der Indier ſowohl als der Italiener und ihrer damaligen Bildungsſtufe zu beweiſen, daß nur von einem Mitgliede dieſer Völker dieſe und jene Methode erfunden werden mußte, und ſo hat die Benennung *indiſch* und *italieniſch* nur die Erlaubniß in hiſtoriſcher Beziehung angeführt zu werden, darf aber nie als Eintheilungsprincip in Vorträgen und Lehrbüchern über plaſtiſche Chirurgie gelten.

So wie indeſſen ein einmal begangener Fehler im Verlaufe neue gebiert, ſo ging es auch der plaſtiſchen Chirurgie; die italieniſche Methode wurde von v. Graefe durch theilweiſe Vereinfachung modificirt und aus dieſem Grunde die *deutſche* genannt; folgerichtig hätte Dieffenbach ſeine noch viel weiter gehende Vereinfachung die Märkiſche oder Berliner Methode, Burow ſeine Plaſtik mit dreieckigen Hautausſchnitten die oſtpreußiſche Methode nennen können. Aufgeſchreckt durch den Ausdruck: *deutſche Methode* beeilte ſich Serre in Montpellier eine *franzöſiſche* Methode der plaſtiſchen Chirurgie zur Geltung zu bringen und ſtempelte dazu ein ſchon von Celſus beſchriebenes Verfahren, durch horizontale Einſchnitte verlängerte Hautlappen einander zu nähern, ein Verfahren, welches nach ſtrengen Begriffen der Plaſtik gar kein plaſtiſch-chirurgiſches Verfahren iſt.

So geht eine fehlerhafte Benennung, ſich allmählig vergrößernd durch die Gelehrtenwelt und artet zuletzt in Widerſinn aus, denn ihr fehlte der wiſſenſchaftliche Grund, ihre Mutter war Unwiſſenheit oder Eitelkeit und

ihre Geburt giebt zu Eiferſüchteleien und zu Reclamen Veranlaſſung, welche eine ernſte Wiſſenſchaft erniedrigen.

Glaube ich hiermit kurz bewieſen zu haben, daß Benennungen von Erfindungen und Entdeckungen nach einem Lande, ſowohl in Beziehung der Bildung einzelner Individuen als der internationalen Verhältniſſe, wiſſenſchaftlich nicht begründet ſind, ſo ſchließe ich eine Frage über einen Gegenſtand an, welche eine Folge des Vorgeſagten iſt, nämlich:

Giebt es eine nationale Wiſſenſchaft, d. h. dürfen wir dieſelbe als deutſche, franzöſiſche, engliſche u. d. m. benennen?

Solche Ausdrücke hören wir öfters, aber die Benennung hat, wie mir ſcheint, eben ſo wenig Recht der Exiſtenz als die nationalen Erfindungen.

Die Wiſſenſchaft iſt der Inbegriff der Geſetze, nach welchen wir den Weg zur Wahrheit einzuſchlagen haben; da dieſe Geſetze aber ſelbſt noch nicht alle feſtgeſtellt ſind, ſo iſt es erklärlich, warum es auch verſchiedene Wege giebt ſich dem Endziele eines jeden Forſchens, der Wahrheit zu nähern oder ſie zu erreichen.

Dieſe Wege ſind entweder *ſpeculative* oder *exacte*.

Was die erſteren anbelangt, ſo kann nicht geläugnet werden, daß der Charakter eines Volkes ſich in denſelben theilweiſe abſpiegelt, aber auch nur ſo lange als die internationalen Beziehungen zwiſchen den Repräſentanten gar nicht beſtanden oder nur ſchwach angebahnt waren. Wir halten einen *altgriechiſchen* Philoſophen für extravagant in ſeinem Ideengange, wir erkennen an einem *franzöſiſchen* Philoſophen als charakteriſtiſch eine graciöſe Darſtellung der erhabenſten Gedanken, wodurch dieſelben weniger erklärt als mundgerecht gemacht werden; den *deutſchen* Philoſophen erkennen wir an der Tiefe der Gedanken ſelbſt, welche jedoch bald transcendental werden und dem Nichteingeweihten durch Schwerfälligkeit der Darſtellung und eine Reihe neuer Wortbildungen unverſtändlich bleiben.

Solche allgemeine nationale Charakteriſtiken der Philoſophen waren bis vor nicht langer Zeit begründet, haben ſich aber neuerdings durch die häufigeren internationalen Beziehungen verwiſcht; die franzöſiſche Philoſophie hat namentlich durch Couſin viel deutſchen Ernſt angenommen und deutſche Denker haben ſchon ſo viel franzöſiſche Grazie in ihrer Darſtellungsweiſe gewonnen, daß ſie als Salonphiloſophen gelten können.

Man *konnte* alſo von griechiſcher, deutſcher, franzöſiſcher, ja engliſcher Philoſophie ſprechen.

Ganz anders ſteht es mit den exacten Wegen; in ihrer Verfolgung hört jede nationale Eigenthümlichkeit auf, denn es iſt jede Gefühlsregung ausgeſchloſſen, nur was meßbar und wägbar iſt, kann zur Geltung kommen. Dieſe Wege werden von den Gebildeten aller Nationen gleichmäßig betreten, manche von ihnen ſchreiten in einer Richtung raſcher vor als andere, die dann unterſtützt werden. Hier hört man nichts mehr von nationalen Erfindungen und Entdeckungen, eine jede neu aufgefundene Thatſache wird ſogleich Gemeingut aller Gelehrten ohne Berückſichtigung ihrer Nationalität und kirchlichen Anſchauung; Dampf und Telegraph verbinden ſchnell die Gedanken von einem Orte zum anderen und eine und dieſelbe Thatſache wird zugleich an mehreren Orten aufgedeckt.

Unter ſolchen Verhältniſſen erſcheint es kaum gerechtfertigt, bezüglich der Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne von der Nationalität derſelben zu ſprechen, ja ihnen ſogar geographiſche Gränzen aufbürden zu wollen, oder man müßte ſich in manche Widerſprüche verwickeln. Wenn z. B. vor zwei Jahren ein Redner zu Carlsruhe Königsberg als die Gränze der deutſchen Wiſſenſchaft bezeichnete, ſo konnte demſelben eingewendet werden, daß dieſe würdige Univerſitätsſtadt in politiſcher Beziehung nicht zu Deutſchland gezählt wird; und gelang es ihm dieſen Einwand durch die Erklärung zu beſeitigen, er habe hierbei keineswegs politiſche Gränzen im Sinne gehabt, ſondern die Nationalität der Bewohner Königsbergs, ſo möge er nicht vergeſſen, daß es noch jenſeits des Memelſtromes Gegenden giebt, in welchen gebildete Bewohner aus deutſchem Herzen und in deutſcher Sprache für das Wohl ihres geliebten Kaiſers beten,

wo die deutſche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder ſingt; —

man möge ſich erinnern, daß in dieſer nördlichen Gegend eine Pflanzſtätte der Wiſſenſchaft beſteht, deren Lehrer faſt ohne Ausnahme deutſcher Abſtammung ſind, an welcher in deutſcher Sprache gelehrt wird, eine Hochſchule, welche den meiſten Univerſitäten des engeren politiſchen Deutſchlands durch wiſſenſchaftlichen Ernſt und Eifer würdig zur Seite ſteht, — welche faſt von allen Hochſchulen Deutſchlands Gelehrte zu ſich berief und ſolche den Univerſitäten Königsberg, Breslau, Berlin, Halle, Roſtok, Erlangen, Gießen, Würzburg und Jena zurückgab, — deren Lehrer und Schüler mit deutſcher Emſigkeit die eiſigen Gefilde von den Aleuteninſeln an bis zur Mündung des Amur durchwanderten, bis China, Samarkand und Herat

vordrangen und mit deutſcher Gründlichkeit Entdeckungen auf Entdeckungen häuften, deren Reſultate der ganzen Gelehrtenwelt angehören.

Ich erinnere außerdem daran, daß die erſten Auflagen der Werke von dem Sterne Königsbergs — Kant — in Riga gedruckt wurden.

Ein engliſcher Touriſt ſtellte einſt hinſichtlich der Gränzen Deutſchlands den Satz auf: Deutſchland gränze an ſich ſelbſt. In ethnographiſcher Beziehung läßt ſich gegen die Richtigkeit deſſelben nichts einwenden, in wiſſenſchaftlicher Beziehung hingegen iſt er zu eng gefaßt, denn hier muß es heißen: Wo Wiſſenſchaft zu Hauſe, da ſind auch Deutſche, und wo Deutſche ſind, da gedeiht die Wiſſenſchaft.

Blicken wir nach Frankreich und wir finden dort in Philologie, Anatomie, Phyſiologie, Augenheilkunde hervorragende deutſche Namen außer den Stammesgenoſſen im Elſaß und in Lothringen; — in England finden wir deutſche Koryphäen der Philologie und Chemie, der Künſte und des Fabrikweſens. Amerika beſitzt ausgezeichnete Deutſche in jedem Zweige des menſchlichen Wiſſens in Fülle, und wo noch ſonſt die wahre europäiſche Civiliſation Fuß zu faſſen beginnt, werden Deutſche Pionniere derſelben.

Aus dieſen Erſcheinungen dürfen wir jedoch keineswegs den Schluß ziehen, daß jede Wiſſenſchaft vorzugsweiſe eine deutſche ſei. Die eigenthümlichen Verhältniſſe Deutſchlands haben zur Folge, daß eine Fülle von Bildungsanſtalten beſteht, in welchen eine vergleichsweiſe mit anderen Ländern größere Anzahl tüchtiger Köpfe gebildet wird, mehr wenigſtens als Deutſchland ſelbſt bedarf, und ſo kann es nur mit Stolz auf eine Auswanderung blicken, welche Bildung überallhin verbreitet und hilft, wo es fehlt.

Der Deutſche macht nicht die Wiſſenſchaft, ſondern wird von ihr zu dem gemacht, was er iſt: zum eifrigen Träger derſelben. Die Wiſſenſchaft ſelbſt iſt aber unbegränzt wie des Menſchen Geiſt, ſie iſt an keine Scholle gebunden und darf daher auch nicht einmal durch den Namen eines Volkes beengt werden.

G. Adelmann.

Die Schule und das Leben.

Ein Fragment nach dem Ruſſiſchen N. Pirogow's.

Wir haben uns längſt daran gewöhnt, Schule und Leben einander entgegen zu ſtellen und es ruhig anzuſehen, daß Erziehung und Leben unabhängig von einander ihre Wege gehen. Wir ſind gewohnt anzunehmen, die Forderungen des Lebens ſeien mit denen der Schule nicht in Einklang zu bringen. In der That, je unentwickelter der Culturzuſtand eines Staates iſt, deſto unvermittelter ſtehen ſich in ihm die Begriffe Schule und Leben gegenüber.

Allerdings laufen die Beſtrebungen aller denkenden Männer in der Neuzeit darauf hinaus, eine Harmonie zwiſchen beiden herzuſtellen. Bis jetzt iſt es aber bei dieſen Beſtrebungen geblieben und über ein Reſultat werden wir uns ſehr bald einigen: daß wir von der Erkenntniß der nothwendig unzerreißbaren Verbindung zwiſchen Leben und Schule noch weit entfernt ſind und die Behauptung, daß leben und lernen daſſelbe ſei, wird wahrſcheinlich die Lippen unſerer Leſer zu keinem verächtlichen Lächeln zwingen. Ein großer Theil der Gebildetſten unter uns wird überhaupt nicht mehr zu ſagen wiſſen, als daß das Schulleben für das wirkliche Leben vorbereiten ſolle.

Es kann auch nicht gut anders ſein. Gewöhnlich beginnen die Menſchen ſchon im Kindesalter damit, erzogen, belehrt und gebildet zu werden und die Begriffe über Erziehung, Unterricht und Schule fallen mit denen über das Kindesalter zuſammen. Aber die Kinder leben das Leben noch

nicht, das wir par excellence das wirkliche Leben zu nennen gewohnt ſind. Das Kindesleben iſt unſerer gewöhnlichen Anſicht nach noch eine Art von Vorrede und gehört unter die hors d'oeuvre unſerer ſonſtigen Exiſtenz. Mit dem Kindesleben braucht man, der gewöhnlichen Anſchauung nach, noch nicht beſondere Umſtände zu machen, mit ihm kann man noch ſchalten und walten wie man will; man kann es in jede beliebige Form gießen und daraus ausſcheiden, was uns — den Erwachſenen, den wirklich Lebenden — ungehörig dünkt. Nur als officielle Phraſe laſſen wir den Satz, daß die Erziehung des Menſchen mit ſeiner Geburt beginne und mit ſeinem Tode aufhöre, daß Bildung Licht, Unbildung Finſterniß ſei, ſtehen, — aber officielle Phraſen ſind eben da, um geſprochen, nicht um geglaubt zu werden. Sollen wir den großen Haufen der Aeltern, Anverwandten und Vormünder, die erziehen oder erziehen laſſen, in Kategorien bringen, ſo läßt ſich das am geeignetſten thun, wenn wir folgende drei Arten derſelben annehmen:

Die Einen erziehen und unterrichten ihre Kinder, weil es ſo hergebracht iſt und bereitwillig und ohne weitere Reflexion gethan werden muß.

Die Andern erziehen ihre Kinder ebenſo, aber mit dem Hintergedanken, die Kinder müßten das doch im ſpäteren Leben Alles eigentlich noch einmal lernen.

Die Dritten endlich — und dieſe ſind es, die mit der meiſten Ueberlegung zu Werke gehen — ſchicken ihre Kinder in die Schule, um ſie ſpäter auf dem Lebenswege in das Leben zu ſchicken, der ihnen der vertrauteſte iſt, oder der am nächſten zu dem a priori abgeſteckten Ziele zu führen ſcheint.

Sind wir aber berechtigt, uns über ein ſolches Reſultat zu wundern? Haben ſich unſere Verhältniſſe nicht vielmehr ſo geſtaltet, daß wir es für ein Wunder halten müßten, wenn die große Menge ein richtigeres Verſtändniß für die Verbindung von Schule und Leben hätte? Haben nicht Schule und Leben ihrerſeits das Mögliche gethan, um der großen Menge den Gedanken nahe zu legen, zwiſchen ihnen ſei keine Vermittelung vorhanden, ſie hätten nichts mit einander zu theilen? Die Schule, wie das Leben, beide tragen die Schuld ihrer gegenſeitigen Entfremdung, denn beide haben einander nicht berückſichtigen wollen und ſind ihre eigenen Wege gegangen.

So iſt die Zeit bis heute verſtrichen, ſo verſtreicht ſie heute noch. Spät oder früh aber werden die Folgen dieſer irrthümlichen und verkehrten Anſchauungsweiſe zu einer Ordnung der Dinge führen, die ſich gleich-

zeitig als unerträglich und unhaltbar ausweiſen muß, weil ſie uns mit uns ſelbſt in beſtändigen Widerſpruch bringen und uns in einem Athem „Ja und Nein“ zu ſagen zwingen wird. In einem ſolchen widerſpruchsvollen Zuſtande befinden wir uns aber mit unſern Anſichten über Erziehung jetzt ſchon. Von der einen Seite beginnt die Schule ſchon jetzt einzuſehen, daß ſie in ihrer unvermittelten Stellung zum Leben, in ihrer inneren Lebloſigkeit zur Abgeſchmacktheit werden muß, von der andern Seite ſteht es unzweifelhaft feſt, daß das ſociale Leben keine Fortſchritte machen kann, ſo lange die Schule in ihrem Stillſtand beharrt — daß ein Rückwärtsſchreiten nach einer ewigen Naturnothwendigkeit aber unmöglich iſt; es fühlen alle Denkenden, daß Leben und Schule ihrem Weſen nach ein einheitliches Ganze ſind, daß das Leben des Schülers ſeine ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit, ſeine organiſchen Geſetze ebenſo gut hat, wie das Leben des Erwachſenen und Lehrenden. Haben die Kinder aber weder die Kräfte noch die Mittel dazu, die Geſetze unſeres Lebens umzuſtürzen und umzuformen, ſo haben wir doch auch kein Recht dazu, die Geſetze der Kindeswelt willkührlich und ungeſtraft über den Haufen zu werfen.

Es ſteht den Aeltern, ja der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft ohne Zweifel das Recht zu, für die Zukunft des heranwachſenden Geſchlechts Sorge zu tragen, dieſes Recht beſchränkt ſich aber auf die Verpflichtung, das Segensreiche in der natürlichen Begabung der Kinder zu entwickeln. Weiter geht unſer Recht nicht, weiter kann es nicht gehen ohne das Recht der Perſönlichkeit zu verletzen, das im Erwachſenen, wie im Kinde gleich unantaſtbar iſt.

Allerdings iſt jene Begrenzung des Erziehungsrechts der Geſellſchaft vor der Hand eine ideale; ohne logiſchen Widerſpruch iſt aber eine Abweichung von ihr in der Praxis nicht denkbar. Iſt das Ideal ein richtiges, ſo iſt auch das Streben nach dem Ideal gerechtfertigt und die bürgerliche Geſellſchaft iſt alſo auch verpflichtet, die Verwirklichung dieſes Ideals nach Kräften anzuſtreben.

Wenn die geiſtige und materielle Beſchränktheit und Unbehilflichkeit der Väter und Mütter einem ſolchen Fortſchritt zum Beſſeren nicht nachzukommen vermag, ſind der Staat und die Geſellſchaft nicht da verpflichtet — vorausgeſetzt, daß ſie an Erkenntniß und Mitteln reicher ſind — ihrestheils zur gedeihlichen Entwickelung des natürlichen guten Keims, der in die Kindesbruſt gepflanzt iſt, mitzuwirken? Und wird dieſe Verpflich-

tung der Geſellſchaft oder des Staates nicht dann eine noch heiligere, wo der Staat das Recht zur Kindererziehung zu ſeinem Monopol macht?

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß das von der Geſellſchaft beanſpruchte Monopol auf die Kindererziehung, wie jedes Monopol mit einem Hintergedanken übernommen worden iſt; die Geſellſchaft benutzt dieſes Monopol zur Erreichung ihrer Zwecke, macht die Erziehung in den meiſten Fällen nicht zu einer allgemein-menſchlichen, ſondern legt ſie auf ein ganz concretes Reſultat an. Wird dieſe Abweichung von dem idealen Zweck der Erziehung nothwendig von dem praktiſchen Leben mit ſich gebracht, ſo verdient ſie eher entſchuldigt zu werden, als wenn dieſe das Reſultat einer falſchen Erziehung im älterlichen Hauſe iſt. Je vollendeter und complicirter die Organiſation der Geſellſchaft iſt, je höher und reiner darum ihre Zwecke ſind, deſto gerechtfertigter erſcheint auch vor dem Richterſtuhl der Geſchichte ihr Anſpruch darauf, die Kindererziehung ausſchließlich in ihre Hand zu nehmen und ſie auf concrete, a priori hingeſtellte Zwecke hinzuleiten. Eine weit mindere Entſchuldigung kann von dem Vater beanſprucht werden, der trotz ſeiner Verpflichtungen, die er gegen die Geſellſchaft hat und der Vortheile, die ſie ihm zuwendet, den Zweck der Erziehung ſeiner Kinder aus den Augen verliert und dieſelbe nur für die Pläne ſeines egoiſtiſchen, einſeitigen Utilitarismus ausbeutet. Gerechtfertigt erſcheint aber die Geſellſchaft, die das Erziehungsmonopol beanſprucht und für ihre Zwecke ausbeutet, ebenſo wenig wie der Vater, der ſeine Kinder zur Realiſirung egoiſtiſcher Pläne erzieht; denn durch das Gebahren beider wird die Vermittelung und Ausſöhnung von Schule und Leben nicht gefördert, ſondern gewaltſam geſtört. Jede einſeitige künſtliche Erziehung zu vorgeſteckten irdiſchen Zwecken führt früher oder ſpäter zu einem Conflict mit dem Leben; denn das Leben in ſeiner ewigen Bewegung fordert immer wieder eine vielſeitige, lebensvolle Entwickelung aller menſchlichen Anlagen und nur wenn die Bedingung einer ſolchen eingehalten wird, kann das durch die Erziehung ſelbſt Gebotene lebendig in Fleiſch und Blut übergehen.

Fragen wir nach der urſprünglichen Entſtehung der Schule, ſo finden wir, daß ſie aus dem Leben ſelbſt herſtammt. Was anders als der dem Menſchen angeborene Drang nach Weiterentwickelung hat den Anknüpfungspunkt für die Entſtehung der Schule hergegeben? Aber nehmen wir auch an, die Schule ſtamme aus dem Leben her, ſo gerathen wir mit dieſem Reſultat doch ſofort in einen neuen Conflict; wie konnte die Schule ſich

dem Leben entfremden, aus dem ſie herſtammte, deſſen Bedingungen auch die ihrigen waren? Es ſcheint, daß dieſe Entfremdung des urſprünglich Zuſammengehörigen ſich aus denſelben Gründen erklären läßt, die das unvermittelte Verhältniß, in das die Kirche in älterer wie neuerer Zeit ſo oft zum Leben gerathen iſt, herbeigeführt haben. Zwei Möglichkeiten nur giebt es, das ſcheinbar Unerklärliche zu erklären: entweder ſind die in der Schule geläufigen Begriffe vom Leben irrige und rechtfertigen ſich vor dieſem ſelbſt nicht, oder die Anforderungen, die die Welt und das Leben an die Schule ſtellen, ſind falſche, unerfüllbare.

Mag dem ſein, wie ihm wolle, es iſt einmal nicht zu leugnen, daß die Meiſten in der Schule nicht zu leben, ſondern nur zu ſterben lernen und daß die Welt, das wirkliche Leben, ſo weit gekommen iſt, den Nutzen und die Nothwendigkeit aller Schulbildung in Frage zu ziehen; und wie eine aus dem Leben hervorgegangene Krankheit oft das Leben zerſtört, ſo drohen auch die krankhaften Elemente der Schule zerſetzend auf das Leben einzuwirken.

Jetzt endlich — Dank dem Himmel — begann die Menſchheit zur Erkenntniß darüber zu kommen, daß Kirche, Schule und Staat untrennbare Momente des Völkerlebens ſeien. Aber bis die Menſchheit dahin gelangt, allendlich Schule und Leben mit einander zu verſchmelzen, wird die Schule noch mancherlei Kämpfe und Umwandlungen zu beſtehen haben, denn eine exacte Formel iſt für ſie noch nicht aufgefunden worden und die moderne Geſellſchaft hat ſich wie ein Fiſch auf dem Eiſe bis jetzt nur vergeblich bemüht, dieſe Formel zu entdecken, weil ſie ein Modell zu finden beſtrebt war, nach dem ſich die Heranbildung von Menſchen zu verſchiedenen ſocialen Zwecken bewerkſtelligen ließe. Die Geſellſchaft gab gewiſſermaßen die Kundſchaft ab, für die die Schule ihr Fabrikat je nach Anfrage und Bedarf lieferte. So lange eine ſolche „Anfrage" da war und es nur darauf ankam dieſer zu entſprechen, konnten beide Theile zufrieden ſein, denn das ſogenannte „ſchreiende Bedürfniß der Gegenwart" findet immer leichter eine Beachtung, als die Mahnung der anſcheinend noch fernabliegenden Zukunft. Man fragte wenig darnach, daß in 25 bis 30 Jahren ein neues Geſchlecht das bisherige zu erſetzen und ſeine Stelle einzunehmen beginnen würde — das Reſultat mußte darum auch ein Unbehagen darüber ſein, daß man die Zukunft mit der Elle der Gegenwart gemeſſen und ſich nicht dazu erhoben hatte, auch ihren Anforderungen in der Erziehung Rechnung zu tragen. So war die Schule, die ſelbſt mit der Entfremdung vom wirklichen Leben

begonnen hatte, zu der Erkenntniß deſſen gelangt, was ihr Noth that — der Verſchmelzung mit dem Leben. Aber wie ſollte dieſe vor ſich gehen?

Staat und Geſellſchaft haben, indem ſie das Recht auf die Kindererziehung zum Monopol machten, die Ausſöhnung von Schule und Leben dadurch zu vollziehen geſucht, daß ſie durch die Schule ausſchließlich ihre Anſchauungen und Ideen unter dem heranwachſenden Geſchlecht verbreiten und durch ſie diejenigen Specialiſten heranbilden ließen, deren ſie nach ihrem augenblicklichen Standpunkt zur Erreichung beſtimmter Zwecke bedurften. Die Väter und Mütter ſchloſſen ſich dieſer Richtung der Geſellſchaft an und ſchickten ihre Kinder mit der Abſicht in die Schule, ſie für einen künftigen Broderwerb, womöglich auf fremde Koſten, heranzubilden und ihnen die Anſchauungen und Vorurtheile ihres künftigen Berufs bei Zeiten einprägen zu laſſen.

Iſt aber durch dieſe Art, Schule und Leben in Harmonie zu bringen, direct etwas gewonnen worden? Im Gegentheil, die Erreichung allgemeinmenſchlicher Zwecke wurde nicht einmal angeſtrebt; die Schule war noch einſeitiger und beſchränkter geworden, als bei ihrem früheren Beſtreben, deſſen ausſchließlich idealer und humaner Charakter ſie zu einem Zwieſpalt mit dem Leben geführt hatte.

Sollte aber nicht dennoch jede Verſöhnung mit dem Leben, welcher Art ſie auch ſei, mehr werth ſein als der Zwieſpalt mit ihm? Ich glaube, ja! und darum ſcheint mir das neue Stadium, in das jetzt die Schule getreten iſt, ein Fortſchritt gegen ihren früheren Zuſtand zu ſein. Die wahre Verſöhnung zwiſchen Schule und Leben iſt bis jetzt aber doch nur zur Hälfte vollzogen und ſie wird unvollkommen bleiben, ſo lange die Schule ohne alle Selbſtſtändigkeit iſt und in einer knechtiſchen Abhängigkeit vom Leben ſteht, während ſie als die Pflanzſtätte des Geſchlechts der Zukunft wohl ein Recht hätte, die Hegemonie in den wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen Leben und Schule zu beanſpruchen, denn der Zukunft fällt die Welt der Gegenwart einmal zu.

Wir aber, die wir die hergebrachte Anſchauung von dem Gegenſatz zwiſchen Schule und Leben, Theorie und Praxis über Bord geworfen und die Nothwendigkeit einer Einigung dieſer bisher getrennten Elemente erkannt haben, wir dürfen nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Der Staat und die Geſellſchaft ebenſo wie der einzelne Vater müſſen alles daran ſetzen, den Rechten und Anſprüchen der Schule, die aus dem Leben ſelbſt hervorgegangen iſt, ihre gebührende Anerkennung zu verſchaffen und ſie das

werden zu laſſen, was ſie ſein ſoll — eine Pflanzſtätte der Zukunft. Dieſer Zweck wird aber nur dann erreicht, wenn eine richtige Organiſation der Schule die Mittel giebt, alle der menſchlichen Natur geſchenkten Anlagen und Fähigkeiten ohne Hintergedanken und verfrühte Berufszwecke frei und continuirlich zu entwickeln. Wenn Unterricht, Schule und Erziehung der Geſellſchaft zu ebenſo inſtinctiven Bedürfniſſen geworden ſind, wie Speiſe und Trank dem Körper, dann wird den Anſprüchen des einzelnen Berufs ohne beſondere Mühe Rechnung getragen. Wir müſſen dahin gelangen, unſerer Sprache und Ausdrucksweiſe ſelbſt richtigere Begriffe unterzulegen und wenn wir von Erziehung ſprechen, die Begriffe „Unterricht, Welt und Bildung" an die Stelle deſſen treten laſſen, was wir bisher unter Erziehung verſtanden, — die Ernährung, von der nur dem Körper, nicht aber der Seele gegenüber die Rede ſein darf.

Nur wenn der Beruf oder die Beſtimmung zu einem Beruf ſich naturwüchſig aus ſich ſelbſt ergiebt, ohne von unreifen Geiſtern künſtlich gemodelt und erzielt worden zu ſein, können wir ruhig der Zukunft ins Auge ſehen und auf einen wirklichen Fortſchritt des ſocialen Lebens rechnen.

Der menſchliche Geiſt, wenn er wahrhaft vielſeitig und allgemein entwickelt iſt, wird ohne beſondere Zu- und Vorbereitungen das ſeiner Neigung Entſprechende aufzufinden und zu benutzen wiſſen, denn er bedarf keines ihm angepaßten Rahmens und keiner Schablone; ſeiner ewigen Beſtimmung bewußt, wird er ſich ſelbſt ſeine Formen zu ſchaffen wiſſen.

Muß die Erziehung zu einem beſtimmten Beruf auch bei der jetzigen Verfaſſung der bürgerlichen Geſellſchaft als unentbehrlich beibehalten werden, für mehr als ein nothwendiges Uebel kann ſie nicht gelten; daß die Kinder zu einem von vorn herein beſtimmten Beruf erzogen werden müſſen iſt nur ein Beleg dafür, wie lahm noch unſere Kräfte ſind, wie lau unſere Liebe für die Wahrheit, wie ſchwach noch unſere Begeiſterung für das Wohl der Menſchen.

Die Gründe, die es in unſerer Zeit unmöglich machen, allen Schichten der Geſellſchaft eine umfaſſendere und tiefergehende Bildung angedeihen zu laſſen, ſind zum größten Theil wenigſtens derartig beſchaffen, daß ſie beſeitigt oder mindeſtens abgeſchwächt werden könnten, wenn es uns um die Erreichung des als nothwendig erkannten Zieles Ernſt wäre. Begeben wir uns darum an eine unparteiiſche Prüfung der Urſachen, die eine allgemeinere und tiefere Volksbildung noch nicht haben aufkommen laſſen.

Der Hauptgrund iſt die angeborene Beſchränktheit, Trägheit und Einſeitigkeit der Schüler. Nächſtdem iſt der bedrängten materiellen Lage vieler der Schüler und ihrer Eltern Rechnung zu tragen, die ſie dazu nöthigt, möglichſt früh einem Erwerbe nachzugehen. Zu dieſen Gründen kommt drittens das Bedenken hinzu, das man davor hegt, die niederen Claſſen ihrer angeborenen Sphäre von Beſchäftigungen, Gewohnheiten und Anſchauungen zu entrücken. Eine Berückſichtigung wird es viertens auch verlangen, daß die Bedürfniſſe der Geſellſchaft zu ihrer Befriedigung der begränzten und bloß mechaniſchen Thätigkeit einer großen Mehrheit von Menſchen in Anſpruch nimmt; zu dieſem Umſtande kommt fünftens noch, daß die Beſchaffenheit vieler Specialfächer eine ausſchließliche Beſchäftigung mit ihnen von Jugend auf fordert. Sechſtens müſſen endlich alle Standes- und Bildungs-Vorurtheile und Rückſichten der Eltern und der Geſellſchaft ſelbſt in Betracht gezogen werden.

Faſſen wir alle dieſe Gründe zuſammen, ſo rechtfertigt ſich die verfrühte Beſchäftigung mit Specialfächern doch nur aus der menſchlichen Schwachheit und Einſeitigkeit, zu der dann noch die eigenthümliche Beſchaffenheit einiger Berufsarten kommt; außer Augen darf dabei nicht gelaſſen werden daß der allgemeine Fortſchritt ſowohl, wie die Weiterentwickelung der Wiſſenſchaften im Einzelnen, hierin noch mancherlei Veränderungen und Verbeſſerungen herbeiführen werden. Wie viele beſchränkte und geiſtloſe Individuen würden wir noch jetzt unter unſern Schülern haben, wenn wir die alte Methode, das A B C zu lehren, beibehalten hätten? Wie mancher Schüler wird auf der Schule von ſeinen Lehrern für beſchränkt und unbedeutend gehalten, und weiſt ſich im Leben als tüchtiger wie ſeine Lehrer aus. Noch weniger läßt ſich annehmen, diejenigen Specialfächer, deren Erlernung ihrer jetzigen Beſchaffenheit nach die verfrühte Thätigkeit des Kindes in Anſpruch nimmt, würden mit der Weiterentwickelung des geſammten Culturzuſtandes nicht auch vereinfachter und darum zugänglicher und weniger zeitraubend werden. Wenn in dieſer Frage auch nur von Sachkennern ein entſcheidendes Urtheil gefällt werden kann, ſo möchte man doch z. B. glauben, das Seeweſen könne ſeit der Erfindung der Dampfſchiffe in weit kürzerer Zeit erlernt werden, als früher. Von den übrigen Gründen, die bisher der Bildung aller Volksclaſſen entgegenſtanden, läßt ſich noch weniger annehmen, daß ſie das gegenwärtige Geſchlecht überdauern werden.

Was iſt nicht Alles gefördert worden, wo eine wahre Liebe und ein

wirklicher Eifer für die Verbreitung einer allgemeinen und humanen Bildung thätig geweſen ſind! Wer hindert uns daran, in größerem Maßſtabe Sonntagsſchulen und öffentliche Courſe für die freien Stunden der arbeitenden Claſſen zu eröffnen und ſo die Saat allgemeinmenſchlicher Bildung in viele Herzen zu ſtreuen? Sollte ſich mit Beihülfe von einzelnen Fachmännern nicht eine ausreichende Bildung auf dieſem Wege verbreiten laſſen? Die Zeitopfer, die auf dieſe Weiſe den niederen Claſſen unſererſeits gebracht würden, ließen ſich leicht von der Zeit unſerer Muße erübrigen.

Die Befürchtung, daß durch die Verbreitung einer allgemeineren Bildung eine große Claſſe von Menſchen der Sphäre ihrer bisherigen Anſchauungen, Gewohnheiten und Beſchäftigungen entrückt würde, entbehrt allerdings nicht einer gewiſſen Berechtigung, aber dieſe iſt doch nur eine ſehr relative.

Nur eine durch die verſchiedenen Bevölkerungsſchichten zu ungleichartig vertheilte Bildung kann der Geſellſchaft wirklich ſchädlich ſein und nur ſie hat zu dem Wahn geführt, die Bildung ſei ein Monopol gewiſſer Kaſten; die durch ein ſo innormales Verhältniß erzeugten Anſchauungen laſſen dann den maſſenhaften Uebergang aus einer Claſſe in die andere wie eine Calamität erſcheinen, was er ſeinem Weſen nach nicht iſt. Bedarf es überhaupt eines Beweiſes dafür, daß die Verbreitung allgemeinmenſchlicher Bildung durch alle Geſellſchaftsclaſſen vorzugsweiſe dazu geeignet iſt, dem ganzen innormalen Zuſtande unſerer Geſellſchaft ein Ende zu machen und die Schranken einzuſtürzen, die zwiſchen den verſchiedenen Ständen beſtehen.

Das aus einem lebendigen Bedürfniß entſtandene, aber über ſein natürliches Maß hinausgegangene Begehren nach einſeitigen, aber tüchtigen Specialiſten iſt auch ein ſchädliches Moment für die Verbreitung allgemeinmenſchlicher Bildung geweſen. Wenn nur guter Wille und geſunder Sinn da ſind, ſo läßt ſich auch das eine mit dem andern verbinden, fehlen aber dieſe, ſo werden wir auch mit den tüchtigſten Specialiſten nicht weit kommen und der Specialismus ſelbſt wird ein unverdautes Moment im ſocialen Leben ſein und niemals in deſſen Fleiſch und Blut übergehen.

Sollen wir endlich auf alle die unzähligen Vorurtheile zu reden kommen, die uns in der Geſellſchaft, wie in der Familie begegnen, die bald an einzelnen Perſonen, bald an ganzen Ständen haften und das künſtliche Syſtem der Special-Erziehungen vorzugsweiſe aufrecht erhalten? Diejenigen, die an dieſen Vorurtheilen laboriren, ſind unheilbar, der Verſuch, ſie anderer Anſicht zu machen, wäre darum ein vergeblicher.

Der in der vorliegenden Betrachtung verfolgte Zweck wäre aber völlig verkannt, wenn man dem Verfaſſer den Gedanken unterſchöbe, er halte alle Special-Bildung für überflüſſig. Die hier aufgezeichneten Gedanken ſind nur Variationen über das eine Thema „Schule und Leben", ein gemeinſames Gepräge hat ihnen die feſte Ueberzeugung aufgedrückt, daß ſich die hier ausgeſprochenen Grundſätze nothwendig einmal Anerkennung verſchaffen müſſen, mag es koſten, was es wolle. Daß dieſe Ueberzeugung eine idealiſtiſche und darum nicht völlig durchführbare iſt, kommt nicht in Betracht. Die Aufgabe beſtand nur darin, den Weg und die Richtung im Allgemeinen zu bezeichnen, den wir zur Erreichung des hohen, aber fernen Zieles einzuſchlagen hätten.

Die Schule kann ſich mit dem Leben nur feſt und unauflöslich verbinden, wenn ſie ſich zu gleicher Zeit angelegen ſein läßt, die ſpecialiſtiſche, wie die allgemeine Bildung zu fördern. In der Jetztzeit beginnen aber die Hauptrepräſentanten wahrhaft humaner Bildung — die Univerſitäten — ſich zu ſpalten und dadurch zu Special- oder Facultäts-Schulen hinab zu ſinken. Die Napoleoniſchen Reformen haben in Frankreich begonnen, das Band zwiſchen den verſchiedenen Facultäten zu löſen.

Der beſtändige Zuwachs des allgemeinen wiſſenſchaftlichen Materials bringt es täglich mehr und mehr dahin, daß ſich jede wiſſenſchaftliche Branche zu einer ſelbſtſtändigen Doctrin erhebt. „Kurz iſt das Leben, doch lang die Kunſt" iſt die Klage die ſich auf allen wiſſenſchaftlichen Gebieten wiederholt und darum überall die Specialbildung auf Koſten der allgemeinhumanen fördert. Dieſer Umſtand trägt zwar im Allgemeinen dazu bei, das organiſche Band zwiſchen den Wiſſenſchaften über alle internationalen Unterſcheidungen hinaus zu fördern, er macht es aber dem Einzelnen unmöglich, zwei oder mehrere Wiſſenſchaften gleichzeitig mit Ernſt zu betreiben. Die Beſtrebungen der umfaſſendſten Geiſter früherer Jahrhunderte ſind aus eben dieſem Grunde für unſere Zeit unbrauchbar geworden.

Dieſer Grund alſo iſt es hauptſächlich geweſen, der auch die wiſſensdurſtigſten Geiſter gegen ihren eigenen Willen dazu gezwungen hat, ſich mit ihren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auf ein engeres Gebiet zu beſchränken; aber noch andere Gründe haben ſich mit dieſem zur Beförderung des Specialſtudiums vereinigt; für den größeren Theil der geiſtigen Naturen ſind mannigfaltige Kenntniſſe nicht nur nicht nützlich, ſondern ſelbſt gefährlich, weil ſie leicht Oberflächlichkeit mit ſich bringen. Viele Dinge muß man gründlich oder gar nicht verſtehen und je enger das Feld

einer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit iſt, deſto leichter läßt ſich der Gefahr eines oberflächlichen Studiums entgehen. Wie überall, muß denn auch in dieſer Frage noch der menſchlichen Trägheit und Beſchränktheit Rechnung getragen werden.

Alle dieſe Bedenken müſſen auf eine halbreife Geſellſchaft, die noch nicht zu logiſch-conſequentem Denken fähig iſt, die es noch nicht verſteht, neben den nahe liegenden Folgen auch die ferner liegenden und oft wichtigeren in Betracht zu ziehen, von der ſtärkſten Wirkung ſein; bei einer ſolchen mangelhaften Bildungs- und Entwickelungsſtufe der großen Menge ſind die erſten Eindrücke die bleibendſten und darum mußten die augenfälligen und unleugbaren Vortheile der ſpecialiſtiſchen Berufserziehung die öffentliche Meinung für eine Zeitlang über die Nachtheile, die dieſes Syſtem im Gefolge hat, täuſchen.

Die Anſchauungen, an die die Menſchen ſich ohne zu denken gewöhnt haben, legen ſie am ſchwerſten ab, und es giebt eben darum kaum ein ſchwierigeres und undankbareres Unternehmen als dies, die Vorurtheile der öffentlichen Meinung zu bekämpfen. Wer aber den Beruf dazu einmal fühlt, wem ſich dieſe Pflicht unabweislich aufgedrängt hat, der muß ſeinem inneren Drange folgen und ſich über dieſe nur allzubegründeten Bedenken erheben.

In Wahrheit dreht ſich alle Oppoſition gegen die Verbreitung einer allgemeinmenſchlichen Bildung um die Beantwortung einer für viele Menſchen noch ungelöſten Frage: Warum ſoll man etwas lernen, wenn ſich daraus kein directer Nutzen ziehen läßt? Dieſe Frage dürfte aber von denjenigen gar nicht aufgeworfen werden, die die belebende Kraft jeden Zweiges der menſchlichen Wiſſenſchaft im Allgemeinen nicht anerkennen oder verſtehen; denjenigen, die dieſelbe nicht an ſich ſelbſt erfahren haben, kann auch gar nicht begreiflich gemacht werden, um was es ſich im vorliegenden Falle handelt. Zieht man überhaupt die Nothwendigkeit in Frage, die läuternde Macht geiſtiger Thätigkeit auf ſich wirken zu laſſen, ſo hat man das ganze 19. Jahrhundert auch nicht entfernt verſtanden. Von — Wiſin hat in ſeinem „Nedorosl“ dieſen Zuſtand ewiger Unmündigkeit trefflich zu ſchildern gewußt, und dieſes Luſtſpiel verdient in Ehren zu bleiben, wenn es auch vorwiegend auf Verhältniſſe des vorigen Jahrhunderts Beziehung hat.

Ließe ſich die vorliegende Frage der großen Menge klar machen — und das könnte nur durch die eigene Erfahrung des Individuums geſchehen — ſo bliebe nur noch zweierlei zu beweiſen: erſtlich, daß auch

für unſere Zeit die allgemeine humane Bildung, trotz des mächtig angewachſenen wiſſenſchaftlichen Materials, inſoweit nothwendig geblieben iſt, als man ihrer zu einer allſeitigen und gleichförmigen Entwickelung der Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes bedarf und zweitens, daß bei einer richtigen und zeitgemäßen Fortführung und Entfaltung dieſes Syſtems allgemein-humaner Erziehung und Bildung, die Gefahr der Oberflächlichkeit und Vielwiſſerei — des bloßen Encyklopädismus — umgangen werden kann. Das kann geſchehen und geſchieht, wenn man mit der Erziehung und Bildung überhaupt zeitig beginnt und zeitig zum Special-Studium einzulenken weiß und ſolche Hülfsmittel bei dem Unterricht in Bewegung zu ſetzen verſteht, die für jede wiſſenſchaftliche Branche die entſprechende geiſtige Fähigkeit des Lernenden weckt; hat doch die geiſtige Welt ebenſo ihr Geſetz der Schwere und der Anziehung, wie die materielle. Es muß endlich durch eine geſchickte Anordnung und Auswahl des Lehrſtoffs die doppelte Gefahr umgangen werden, die Kräfte des Lernenden durch zu große Mannigfaltigkeit der Lehrgegenſtände zu zerſplittern und durch Einſeitigkeit und Einförmigkeit zu ermüden.

Hat man dieſe drei Bedingungen inne gehalten, ſo braucht man nicht mehr zu fürchten, daß die allgemein-humane Bildung zu geiſtiger Oberflächlichkeit führt. Einem regelmäßig entwickelten Geiſte wird die Vertiefung zum Bedürfniß und zwingt ihn, wo erforderlich, zu concentrirter Thätigkeit.

Es iſt eine grobe Täuſchung anzunehmen, daß die einſeitige und ausſchließliche Beſchäftigung mit einem und demſelben Gegenſtande zu tieferem Verſtändniß und zur wahren Gründlichkeit führe. Wo ſich ein Geiſt, ohne allſeitige und umfaſſende Entwickelung ſeiner ſeeliſchen und geiſtigen Eigenſchaften wahrhaft concentrirt, kann das nicht für eine Folge angemeſſner Erziehung, ſondern nur für eine directe Gottesgabe angeſehen werden. Mangelt Jemandem die gehörige Vorbildung und Vorbereitung, ſo mag er das ernſteſte Streben haben und die umfaſſendſten Kenntniſſe einſammeln, immer wird er in der richtigen Beurtheilung des wiſſenſchaftlichen Objects zurückbleiben, weil ihm die Fähigkeit abgeht, denſelben mit den übrigen, in andere Sphären gehörigen Gegenſtände in die entſprechende Verbindung zu bringen. Die Fähigkeit, das Einzelne mit dem Ganzen in den gehörigen Einklang zu bringen und ſo dem einzelnen Gegenſtande ſeine richtige Stellung anzuweiſen, läßt ſich eben nur durch die gehörige Bekanntſchaft mit allen Zweigen der Wiſſenſchaft und ihrer Beſtimmung für die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes erwerben.

Eine Hauptſchwierigkeit wird dabei immer die richtige Zeiteintheilung bleiben. Es bedarf eines großen Geſchicks dazu, ausfindig zu machen, wann man bei einem Gegenſtande länger ſtehen bleiben muß und wann man auf einen andern übergehen darf. Dieſe Schwierigkeiten und Gefahren ſind aber auch dem Special-Studium keineswegs erſpart und überall wird es darauf ankommen, ob die geeignete Perſönlichkeit mit dem Lehramt betraut iſt.

Wer von der hohen Bedeutung, die die Schule für das Leben hat, irgend durchdrungen iſt und ein Verſtändniß für geiſtige und ideale Beſtrebungen hat, dem iſt die Frage über die Wahl des Erziehungs-Syſtems ſchon beantwortet. Nur drückende Armuth kann den Vater entſchuldigen, der ſein Kind von vorn herein für einen Special-Beruf beſtimmt und auch nur, wenn dieſer beſondere Beruf, ohne die beſſeren geiſtigen Anlagen zu unterdrücken, eine unabhängige Stellung im Leben früher ermöglicht, als dieſe ſonſt errungen zu werden pflegt.

Aber auch diejenigen Väter, welche ihre Kinder in allen den Standes- und Corporations-Vorurtheilen zu erziehen wünſchen, in denen ſie ſelbſt ſtecken, entgehen darum der Verpflichtung, mit einer allgemein-humanen Erziehung zu beginnen, noch nicht, denn wenn ein Kind in den Windeln ſchon mit all' den Attributen ſeines künftigen Berufs umgeben wurde und den Anſchauungen deſſelben überall begegnet, ſo wäre die Befürchtung des Vaters, ſeine Pläne könnten durch eine allgemein-humane Erziehung gefährdet werden, gerade zu lächerlich; denn dieſe vermag allerdings ſchlummernde Anlagen des Kindes zu wecken, aber ihr Einfluß kann unmöglich ſo weit gehen, daß ſie eingepflanzte und beſtändig genährte Neigungen entwurzelte! Man braucht nichts zu übereilen, das Kind wird und muß zu dem Beruf zurückkehren, für den man es, zuweilen von ſeiner Geburt an, vorbereitet hat und man thäte ihm ein Unrecht an, ließe man es die Segnungen der allgemeinen und humanen Bildungsgrundlage entbehren. Die Nothwendigkeit einer ſolchen wird eigentlich auch von Niemanden völlig geleugnet; wer wollte noch darüber ſtreiten, daß jeder Gebildete, ſei er Specialiſt oder Nicht-Specialiſt, Schreiben, Leſen und Rechnen können müße. Es wird alſo eigentlich nicht das Princip in Frage geſtellt, ſondern nur darüber geſtritten, welchen Grad der allgemein-humanen Bildung von Jedermann zu erreichen ſei. Die Einen halten eine höhere Stufe für nothwendig und wollen der rein humanen Bildung für den Anfang eine ausſchließliche Herrſchaft ſichern und erſt den völlig entwickelten Menſchen

zur Wahl ſeines ſpeciellen Lebensberufes ſchreiten laſſen, die Andern begnügen ſich mit einer niederen allgemeinen Bildungsſtufe und wollen auch dieſer ſchon ein realiſtiſches und ſpecialiſtiſches Element beigemiſcht wiſſen. Während die Erſteren alſo die Erziehung, die ſie ihren Kindern ertheilen, nach den geltenden ſocialen Anſprüchen modeln, wollen die Letzteren durch das ideale Moment, das der allgemein-humanen Richtung zu Grunde liegt, auf die geſellſchaftliche Ordnung und Entwickelung einwirken und den Anſprüchen des Fortſchritts und der Zukunft Rechnung tragen.

In völligem Gegenſatz mit dieſer Anſchauung befinden ſich endlich diejenigen, die für jede Claſſe der bürgerlichen Geſellſchaft eine entſprechende Modification der allgemein-humanen Bildung und Erziehung verlangen; aber auch von dieſem Standpunkte aus muß zugegeben werden, daß der Bildungsgrad eines bürgerlichen und ſtaatlichen Organismus immer am höchſten ſein wird, wo bei der Erziehung der Jugend Stände und Privilegien am wenigſten in Betracht gezogen worden waren.

Die richtige Norm wird in der Mitte liegen und die Extreme aller dieſer Richtungen in gleicher Weiſe ſcheuen. Der *eine* Weg wird für die große Menge derer eingeſchlagen werden müſſen, die jener Bevölkerungsſchichte angehören, die durch ihre dürftige Lage gezwungen iſt, die Vortheile einer allgemeinen Bildung nur vorübergehend zu benutzen und möglichſt direct auf das loszugehen, was materiellen Nutzen gewährt.

Der andere Weg aber bleibt eine feſte Norm für alle diejenigen, denen es um die Erlangung des möglichſt höchſten Bildungsgrades zu thun iſt, einerlei, ob ſie bei einer rein humanen Bildung ſtehen bleiben wollen oder allmälig auf einen ſpeciellen wiſſenſchaftlichen Zweig übergehen.

In allen eigentlichen Volksſchulen, mögen ſie in der Stadt oder auf dem Lande befindlich ſein, muß mit der allgemein humanen Bildungsgrundlage darum möglichſt zeitig begonnen werden, damit direct und nicht zu ſpät zur Real- und Special-Bildung übergegangen werden könne. Was die höheren Stände und den ſogenannten Mittelſtand anbetrifft, ſo darf der Grad der humanen Vorbildung dieſer bis zum Uebergange zum Special-Studium in nichts von einander verſchieden ſein. Naturgemäß ſollte auf die Bildungsſtufe dieſer Claſſen weder ein Standes- noch Kaſten-Unterſchied einwirken, ſondern die materielle Lage, die es dem Einen länger möglich macht als dem Andern, ohne Rückſicht auf die damit verbundenen Koſten, der Wiſſenſchaft obzuliegen.

Wenn ſich ſomit ein verſchiedenes Bildungs-Syſtem für die zwei Haupt-

ſchichten der Bevölkerung ergeben hat, ſo bliebe noch übrig zu unterſuchen, welche wiſſenſchaftlichen Zweige in das eine oder das andere aufzunehmen wären. Dieſe Frage kann aber niemals endgiltig entſchieden werden, weil ſich die einzelnen wiſſenſchaftlichen Branchen nicht wie mathematiſche Größen abwägen und abſchätzen laſſen, ſie bleibt ein Problem der Wiſſenſchaft und der Pädagogik, für die Eltern hat ſie auch ebenſo wenig ein Intereſſe, wie die Entſcheidung darüber, welche Methode bei der Behandlung eines kranken Kindes in Anwendung zu bringen ſei, wenn das Kind nur geſund wird!

Warum wollt ihr darüber ſtreiten, ob es für euer Kind nützlicher iſt, Griechiſch und Latein oder Englich und Franzöſiſch zu lernen? Unter den Händen des rechten Pädagogen wird die Erlernung der einen oder der andern Sprache immer von Nutzen für die Entwickelung der geiſtigen Anlagen des Kindes ſein. Den Aeltern liegt eine andere und größere Sorge ob — die Auswahl der geeigneten Perſönlichkeit für die Leitung der Kindererziehung. Mag das Kind die alten oder die neuen Sprachen lernen, vorzugsweiſe mit mathematiſchen oder hiſtoriſchen Unterrichtsgegenſtänden in Berührung gebracht werden, — wenn es nur zum Menſchen wird. Die Schatten- und Lichtſeiten jeder einzelnen der Lehrmethoden und Unterrichtsgegenſtände ſind in unſerer Zeit zu häufig beleuchtet und erörtet worden, als daß ſich ein endgiltiges Urtheil darüber fällen ließe, welche die beſte iſt.

Solange Schule und Leben noch in ausgeſprochenem und vollem Gegenſatz zu einander ſtanden, erſchien die Schule wie ein Grab, man hielt die Erlernung der Buchſtaben und der eignen Mutterſprache für Ballaſt und meinte ihrer für das wirkliche Leben entbehren zu können. Man lebte und damit war es gut. Heutzutage handelt es ſich bei dieſem Streit nur noch um die alten Sprachen und anderen Gegenſtände der humaniſtiſchen Bildung und darum iſt der Kampf zwiſchen Schule und Leben auch jetzt noch nicht beigelegt. Wie es ſich beim Beginne dieſes Kampfes auch für die höheren Stände darum handelte, klare Einſicht über den Nutzen der Verbindung von Bildung und Leben zu erhalten, ſo iſt Vielen auch jetzt noch die organiſche Verbindung des Lebens mit den höheren Stufen des Humanismus unverſtändlich und ſie wollen, nachdem ſie ſich mit der Wiſſenſchaft im Allgemeinen verſöhnt haben, vor den Theilen derſelben, die ihnen Kopfbrechen machen, die Flucht ergreifen und ſich dem Realismus in die Arme werfen.

Schule und Leben ſind durchaus noch nicht verſöhnt.

J. E.

Zur Geſchichte und zum Verſtändniß der eſtniſchen Volkspoeſie.

Es ſind noch nicht drei Jahrzehnte verfloſſen, ſeitdem Lönnrot's glänzende Eroberungen für den finniſchen Liederſchatz anfingen die Aufmerkſamkeit aller Sprachforſcher und Freunde des innern Volkslebens auf ſich zu ziehn. Seine Erfolge blieben nicht ohne Einfluß auf den Geiſt verwandter Forſchungen. Der Verſuch lag ſo nah, auch bei dem eſtniſchen Volksſtamm nach ähnlichen Schätzen methodiſch zu forſchen. Es war im Jahr 1839, als ich bei einer flüchtigen Anweſenheit in Helſingfors das erſte Exemplar der Kalewala für Dorpat erwarb und ich erinnere mich lebhaft des Eindrucks, den der ſtaunenswerthe Fund eines uralten und doch von Geſchlecht zu Geſchlecht treu und friſch überlieferten Gedichts von zwei ſtarken Bänden*) auch auf die damals eben entſtandene Gelehrte eſtniſche Geſellſchaft machte.

Vertraut mit den Lauten der Eſten-Sprache ſind wir Nordbaltiker ſchon von früher Jugend durch unſere aboriginen Wärterinnen, aber wer ſuchte vor 40 bis 50 Jahren hinter dem verachteten „Undeutſch" irgend etwas der ernſten Aufmerkſamkeit gebildeter Menſchen würdiges? Wer wußte damals, daß dieſe Sprache ein Glied der großen ural-altaiſchen Idiome bildet, daß ein Studium ihres Weſens zum Verſtändniß der Ungariſchen, Mongoliſchen, Türkiſchen, ja der Mandſchu-Sprache beitragen

*) Die erſte Ausgabe zählte 12,000 Verſe, die neue 17,000.

könnte? Wer glaubte an eine Poeſie im Eſtenlaul? — Ich kann nicht umhin, ein Wort des alten, übrigens höchſt achtungswerthen Sprachforſchers Hupel hier anzuführen, indem es am beſten einen Begriff giebt von der hausbackenen Anſicht der Gelehrten des 18. Jahrhunderts über Volkspoeſie, bevor Herder durch ſeine „Stimmen der Völker" ein ganz neues Regiſter in der großen Orgel der Dichtkunſt aufzog.

Hupel giebt in ſeiner Sprachlehre eine Probe von einem eſtniſchen Gedicht mit der Entſchuldigung: es möge folgen, da es nicht viel Raum einnehme!

Klage eines Verſchmähten.

O Marri, kleine Blumenblüthe
Schlankgehobner Halm im Felde!

Warum im verwichnen Winter
Biſt Du nicht mein Weib geworden?

Bitten ſandt' ich Dir und Boten,
Wein der Werbung, blanke Becher,
Siebenhundert ſüße Worte!

Hätte Dir gebaut ein Häuschen
Ganz von Gänseeierſchalen,
Kammern klein von Hühnereiern,
Kühlen Keller bunt von Kieſeln;

Und dabei ein Seidenbette,
Neuverlobter Ruhelager,
Jungen Weibes Schlummerwiege.

Man wird mir zugeben, daß es ein artiges Volksgedicht iſt und Hupel ſagt hiervon: In andern Liedern iſt mehr geſunder Menſchenverſtand! und zum Beweiſe führt er ein Bruchſtück aus einem andern Liede an, wo einem Krieger von ſeiner Schweſter der Rath ertheilt wird, ſich hübſch in der Mitte zur Fahne zu halten, denn die vordern würden getödtet und die letzten umgebracht!

So ſtand es alſo bei uns mit der Achtung vor der Volkspoeſie; ſo wenig bemühte man ſich ſie zu pflegen, ja man verfolgte ſie aufs erbittertſte, wie wir ſehen werden. Kein Wunder, wenn dieſe Laute der Natur gänzlich verſchollen wären! Ich fürchte, jene von Finnland einerſeits, von Herder und Jacob Grimm andererſeits ausgehende Anregung zur Erfor-

ſchung der Volkspoeſie iſt bei uns um einige Decennien zu ſpät gekommen. Wir haben bis jetzt wenig mehr als Trümmer gefunden. Allerdings hat unſer tüchtiger Sprachkenner Dr. Kreutzwald mit Benutzung von Bruchſtücken, Sagen und Liedern ein längeres Gedicht von 14,000 Verſen hergeſtellt und wenn es dahin käme, daß der Eſte dieſes Gedicht als ein urſprüngliches, ihm angehöriges begrüßte und weiterſänge, dann wären die Wünſche der Eſtenfreunde gekrönt. Dies wäre abzuwarten. Es giebt aber zweierlei Arten von Eſtenfreunden, die zwei Parteien bilden. Die eine beſteht aus Freunden der Volkspoeſie und Verehrern alles Urſprünglichen. Sie wollen das Volk auf dem natürlichen Entwickelungsgange aus ſich ſelbſt einem erhöhten Selbſtbewußtſein, einem nationalen Gefühl und dadurch einer höheren Bildung entgegenführen. Sie wollen, der Eſte ſolle Eſte bleiben und als Eſte ſich eine ehrenvolle Stellung in der Reihe gebildeter Völker erwerben. Wir nennen dieſe Partei die Genuinen. Die andere Partei will aber die Sprache und Nationalität ganz vernichten, weil ſie kein Heil für das Volk im Beharren bei ſeiner Nationalität erblickt. Wir wollen ſie die Radicalen nennen. Dieſe rufen den Genuinen zu: „Wollet nicht eſtniſcher ſein als die Eſten ſelber"! Die Radicalen wollen germaniſiren, die Genuinen wollen das Nationalgefühl erwecken, und unterdeſſen gehen die Geſchicke des Volkes ihren eiſernen Gang. Kleinere Nationalitäten ſind den niedrigen Inſeln im Meere vergleichbar, die von den Fluthen allmälig vernichtet werden. So wurden die Liven zwiſchen Eſten und Letten allmälig aufgerieben, ſo drängt auf Eſten und Letten jetzt die Bildung zwei großer Nachbarvölker und eine Abſorption iſt nicht unwahrſcheinlich. Möge es denn den Genuinen wenigſtens vergönnt ſein, das Schwanenlied der ſterbenden Nationalität aufzuzeichnen.

Der Todesurſachen waren für die eſtniſche Volkspoeſie genug vorhanden. Finnland konnte durch ſeine vereinſamte und geſchützte Lage beſſer ſeinen Liederſchatz hüten als Eſtland, deſſen Geſchichte die einer Schlacht iſt, die ein halbes Jahrtauſend dauerte. Aber Krieg und Brand, Peſt und Gefangenſchaft haben nicht ſo die Volkspoeſie unterdrückt, wie die von Deutſchen und von Eſten ſelbſt angebahnte ſtille Wirkung myſtiſch-religiöſer Richtungen. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, welchen Einfluß dieſe Richtung auf den materiellen Wohlſtand und die ſittliche Bildung des Landvolkes gehabt hat; man verſichert, daß er wichtig und erfolgreich war; hier iſt nur von den Folgen für die Volkspoeſie die Rede. Seit einem halben Jahrhundert hat eine Art Brüdergemeinde (Pühha oder Seltſirah-

was, Heilige, Geſellſchaftliche) in den Baltiſchen Provinzen Fuß gefaßt und indem ſie nur wohlhabende Bauern aufnimmt, eine compacte Ariſtokratie in der Bauerſchaft gebildet. Dieſe Secte hat vor allem das Anathem über das Volkslied ausgeſprochen und das Singen weltlicher Lieder bei der Arbeit wie der Freude ihren Mitgliedern ſtreng verboten. Aber auch Nichtmitgliedern wird das Singen durch mitleidige und Erleuchtung vom Himmel herabflehende Gebärden vergällt. Es iſt eben fromme Einfalt! Der noch vor 50 Jahren fröhlich weitſchallende Geſang der Schnitterinnen oder der hallende Sangesjubel von den feſtlich mit Blumen geſchmückten Pfingſtſchaukeln herab war den Stillen im Lande nichts als Teufelslärm und Höllenlockung. Vor der weiteren Verbreitung dieſer puritaniſch-düſtern Richtung verwelkten die Blüthen der Volkspoeſie; der Geſang, der Laul, zog ſich zurück vor dem Choral in einſame Wälder, wie der rothe Menſch vor dem weißen, oder er beſchränkte ſich auf kleine und arme Gebiete, wo entweder jene Anſchauungsweiſe noch nicht hingedrungen war und wo daher das alte Volksleben noch lebendig blieb, oder wo Gutsherrn und Prediger Luthers Motto: Wein, Weib und Geſang — richtig auffaßten und dem Myſticismus Widerſtand leiſteten.

Es iſt bemerkenswerth, daß die griechiſche Kirche in dieſer Beziehung eine größere Toleranz zeigt, als das ascetiſch-einſeitige Herrnhuterthum. Von denjenigen Eſten, die zur griechiſchen Religion übergetreten ſind, erhält man es ſehr leicht, daß ſie ihre Lieder und Runen dictiren. „Wir brauchen uns nicht vor dem Paſtor zu fürchten, ſagen ſie; der Pope erlaubt uns bei der Arbeit zu ſingen nach Herzensluſt!“ Daher hat man auch die meiſten alten Volkslieder bei den Kareliern und in dem Theile von Finnland gefunden, wo der griechiſche Ritus herrſcht. In ſolchen Kirchſpielen Eſtlands aber, wo die Bauern vorzugsweiſe zur Brüdergemeinde gehören, iſt keine Ueberredungskunſt im Stande, den Schlüſſel zu dem geheimen Schatzkäſtlein der Poeſie von den Eſten herauszubekommen.

Kirrik isſand ſaab ſedda kuulda, ſiis mind kutſutaks muſta kambri.

Es iſt dies um ſo bedauerlicher, als die eſtniſche Volkspoeſie insbeſondere das günſtige Urtheil verdient, das einer der erſten und competenteſten Richter in dieſer Hinſicht, Roſenkranz in ſeinem Werke: Die Poeſie und ihre Geſchichte S. 280, über finniſch-ſlaviſche Lyrik im allgemeinen ausſpricht. Er ſagt: „Sittliche Reinheit, faſt möchte man ſagen jungfräuliche Zartheit iſt in der Poeſie der ſlaviſch-finniſchen Stämme ganz ebenſo herrſchend wie in den Oſſianſchen Geſängen. Die Lieder dieſer Völker

ſind ohne Vergleich tauſendmal poetiſcher als viele Jahrgänge gedruckter Kunſtpoeſie bei civiliſirten Nationen, die in ihr Alexandriniſches Zeitalter treten. Sie ſind ein ſtrahlendes Zeugniß der Kraft des heiligen Geiſtes der wahren Kunſt, der auch aus dem Munde des gedrückten mit Noth und Sorgen, mit der Härte des Schickſals kämpfenden Menſchen ſiegreich hervorgeht."

Wenn nun an der Ausrottung des Volksgeſanges die Geſellſchaft der Stillen die meiſte Schuld trägt, ſo darf man doch nicht überſehen, daß auch ſchon früher Verfolgungen ſtattfanden. Es war mir intereſſant als Beleg hierzu unter den mir zugeſandten Volksliedern auch eines zu finden, worin der Grimm des Sängers ſich über dieſe Verfolgung ausläßt. Da dieſes Lied auch dazu dienen ſoll, den eſtniſchen Versbau zu erklären, ſo gebe ich es im Urtext und wortgetreuer Ueberſetzung.

Kandle wihha.	Der Harfe Zorn.
Laulakſin lugoda kakſi,	Gerne ſänge ich zwei Märchen
Weretakſin wiiſt kuuſt,	Rollte hin ſechs Melodien,
Ma ep tohin töſista laulda	Doch ich darf ja dreiſt nicht ſingen
Healt ei häsli kuulutada;	Nicht die Stimme laut erheben!
Ep olen ligi külada,	Bin dem Dorfe viel zu nahe,
Ligi Leedi moiſaada,	Hart an Ledis Herrenhauſe,
Ligi Laiuſe rajada.	Dicht an Laïs, des Schloſſes Gränzen.
Seal kuulab kuninga poega (1),	Dort belauſcht des Königs Sohn mich(1),
Seiſab ſerwi ſakſalane;	Steht verborgen ſtill der Sachſe.
Kuuleb kulasta kägoda,	Horcht des goldnen Kukkuks Weiſen,
Öbetaſſe one lindo:	Des Gehöftes Silbervogel:
Kuho tulaud kukkumaie	Sagt, wohin kam er zu rufen
Meie metſa elaimaie?	Hier in unſrem Wald zu hallen?

1) Saks heißt ein Deutſcher, denn die Deutſchen, die zuerſt nach Livland kamen, waren Niederſachſen. Der Ausdruck ging über in den allgemeinen Begriff des Herrſchenden, Vornehmen; daher ſagt der Eſte auch: Wenne Saks — ein ruſſiſcher Sachſe, ſoll heißen ein ruſſiſcher Herr. Sakslane iſt zuweilen ein armſeliger Deutſcher, Diener, Handwerksburſche, aber auch ein ächter Sachſe. Ledis gehörte mit Flemmingshof im 17. Jahrhunderte dem Miniſter Grafen Flemming und in Schloß Laïs reſidirte eine Zeitlang König Karl XII. Das Gedicht iſt aus jener Gegend und ich deute das kuninga poega, vereint mit dem Rotſi auf Karl XII., ſo wie das Sakslane auf den Grafen Flemming.

Mina kuulſin koſtſie wasto:
Juba mina mullo laulin,
Tunamullo murrin keele,
Aaſta ſönad osatin.

Sönnad pannaſe tähhele
Piſtetaſſe pibelesſe
Ropſitakſe ramatusſe
Homme ette eidetaſſe.

Mul on kurri kulesſaggi
Walli wasta pannesſaggi

Omma ellida Sönnoda
Lahheda laulaſid.

Ma ep tohhi tooſta laulda,
Healt ei häsli kulutada.

Meil on kulajat küllaſta,
Sönna wötjat wasſusſa
Eale ſöjad Oawikusſes.

Mina moiſtſin, koſtſin wasto:
Oh teie kurama köerad (1)
Rotſi ruged rebbaſed

Erge ſöge ealekesta
Joge kulla kurpokesta.

Söge te ſannasta ſüsſi
Lawwa alta lehtiſida. (2)

Et laſs ütlen ümber jälle
Lööu taggaſi teiſe korra:

Ich vernahm's und ich erwiedert:
Sang ich doch im letzten Lenz ſchon,
Uebte mich im vorvergangnen,
Stammelt' Worte ſchon ein Jahr lang.

Worte ſetzt man feſt in Zeichen,
Steckt ſie ein in dicke Bibeln,
Prügelt ſie hinein in Bücher,
Morgen wirft man ſie uns vor.

O ich habe böſe Hörer,
Allzuſtrenge grimme Gegner

Meiner hellen Sangesworte
Meiner lieblichen Geſänge!

Darf drum eben dreiſt nicht ſingen,
Nicht die Stimme ſtark erheben.

Horcher haben aus dem Dorf wir,
Wortefänger in dem Wäldchen,
Tönefreſſer in dem Eſpwald.

Und ich merkt' es und entgegnet:
O du kuriſch Hundsgeſindel (1),
Rothgeſchwänzte Schwedenfüchslein!

Eßt mir nicht mein holdes Stimmchen,
Trinkt nicht meine goldne Kehle,

Eßt der Badeſtuben Kohlen,
Blätter unterm Brettgerüſte! (2)

Nein, laßt mich es widerrufen,
Um es ſtoßen was ich ſagte:

1) Zuweilen heißt es auch Kurrema koerad. Kurreſaar iſt die Inſel Oeſel. Ich wähle kuuramaa, weil die Feindſchaft zwiſchen Letten und Eſten bekannt iſt und die Oeſeler dagegen gute Eſten ſind. Bedenkt man indeß, daß die Oeſeler deſperate Seeräuber waren, die noch vor 15—20 Jahren (!) einen Piratenzug an die Küſte der ſchwediſchen Inſel Gotland machten, ſo habe ich auch weiter nichts dagegen, wenn jemand auf dem kurremaa koerad inſiſtirt.

2) Der Sänger bietet ſpöttiſch nichtnutzige Dinge den Horchern an, wie erloſchene Kohlen und von den Badebüſcheln abgefallene Birkenblättchen. Das Brettgerüſte iſt eine Reihe amphitheatraliſcher Sitze in den Schwitzbadſtuben, die den ruſſiſchen bekannten Dampfbädern ganz ähnlich ſind.

Ma ei anna Saunasta ſüssi	Nicht die Badeſtubekohlen
Lawwa alta ei Lehtiſida,	Nicht die Blätter ſollt ihr haben;
Olgo ſöed tulle piddada,	Kohlen mögen Feuer hüten
Lehhed Lapſi leppitada.	Blätter ſchrei'nde Kinder ſtillen!

Eine derartig Jahrhunderte lang fortgeſetzte methodiſche Mißgunſt konnte nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Die alten epiſchen Geſänge, von denen noch viele Epiſoden exiſtiren, ſind in ihrer Totalität untergegangen. Aber der Geiſt eines Grimm, der in ſeinem Werke über deutſche Mythologie gezeigt hat, was Fleiß und Combinationsgabe vermögen, kam über viele Männer in baltiſchen Landen und auch die Frauen entzogen ſich nicht dem Nachforſchen. Die älteren Sammlungen von Roſenplänter und Knüpfer wurden hervorgeſucht. Fleißige Männer, wie Fählmann, Kreutzwald, Neus und Damen, wie Fr. v. z. Mühlen, Fr. v. Bleſki ꝛc. ſammelten unermüdlich und zwei gelehrte Geſellſchaften bildeten ſich mit dem beſonderen Zweck der Erhaltung und Erforſchung eſtniſcher Sprache und Alterthümer.

Allerlei Polemik miſchte ſich natürlich mit hinein; denn es iſt einmal Eigenheit der Menſchen: was andre thun — gleich zu beſchwätzen! — Aber alle Wortklaubereien und querelles d'Allemands ſchadeten dem einmal angefachten Eifer wenig und nützten ohne es zu wollen.

Neue Sammlungen wurden von der gelehrten eſtniſchen Geſellſchaft in Reval herausgegeben und von der Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg lobend anerkannt, die eſtniſche gelehrte Geſellſchaft in Dorpat gab bis jetzt 11 Hefte von Abhandlungen heraus, und zwar jetzt den Kalewipoeg von Kreutzwald, und ſomit iſt die Hoffnung nicht ganz ſanguiniſch zu nennen, daß die öffentliche Meinung, aufmerkſam gemacht auf den Werth und die Verfolgung des Volksgeſanges, ſich gegen letztere erheben wird oder wenigſtens ein allgemeines Sammeln von Volksliedern begünſtigen möchte.

Von dem fröhlichen Laul bei der Arbeit und bei Feſten iſt keinerlei Schaden für das Seelenheil zu befürchten. Selbſt das Kameel vergißt ſeine Müdigkeit, wenn Muſik erſchallt, und dieſes pſychiſche Belebungsmittel hat man dem Arbeiter genommen und ihm die Branntweinsſchenken gelaſſen! Das Schlimmſte iſt hierdurch für die Volkspoeſie zu befürchten; ſie wird ſich auf die privilegirten Stätten der Völlerei zurückziehen und in dieſer verpeſteten Atmoſphäre das erzeugen, weſſen man ſie anklagt. Wer nun

das helle, zarte, reine Volkslied zu Ehren bringt, der kräftigt das ganze Volk und das kann niemandem ſchaden, denn „reiche Bauern, heißt es, reiche Herren!“

Wir gelangen jetzt zu Betrachtungen über die metriſchen Eigenthümlichkeiten der eſtniſchen Runen und der Sprache überhaupt.

Dehnungen, Sylbenwerth, Tempo.

Die neuere Orthographie verlangt ſo zu ſchreiben, wie das Volk ſpricht; ich geſtehe, daß ich ungern einen einfachen Conſonanten hinſetze, wo ich einen doppelten höre.

In dem Gedicht: „der Harfe Zorn“ ſchreibe ich nach der neuern Orthographie Lugoda, höre aber zwei g. Gewöhnt man ſich erſt jeden einzelſtehenden Vocal kurz zu betonen, ſo geht es auch mit der neueren Orthographie. Das ganze Geheimniß beſteht in den Dehnungen oder beſſer im Tempo, dem Zeitwerth der Worte. Es gibt deren drei: man nennt ſie alle zuſammen Dehnung, aber das iſt nicht ganz paſſend, denn was iſt eine kurze Dehnung? Ein Mangel an Dehnung iſt eben keine Dehnung. Daher ziehe ich das Wort Tempo vor. Die Eſten haben in ihrer Betonung ein Adagio, ein Andante und ein Preſto.

z. B. Liina (Karoline) wird langgedehnt, etwa Liihna ausgeſprochen. — ∪

Der Ton dauert (Liina) eine halbe Secunde. Es iſt das Adagio. — ∪

Linna (Stadt) Andante. Drei gehen auf eine Secunde. Lin-na, beide Sylben haben gleichen Werth — eine Pauſe zwiſchen den Sylben iſt deutlich fühlbar.

Lina (Lein) Preſto. Es wird faſt tonlos und raſch ausgeſprochen und braucht kaum $^1/_4$ einer Secunde. Lina, durchaus keine Pauſe zwiſchen den Sylben. ∪ ∪

Alliteration.

Roſenkranz handelt die ſlaviſche und finniſche Volkspoeſie zuſammen ab, indem er in beiden als gemeinſame Elemente die Abweſenheit des Reims und daſſelbe Metrum, das vierfüßige trochäiſche Versmaß, annimmt.

Ich ſehe mich genöthigt dem durchaus zu widerſprechen.

Der Reim als ein Element der chriſtlichen Kirche, aus den lateiniſchen und deutſchen gereimten Mönchsgedichten, Evangelienharmonien und

Hymnen hervorgegangen, ſteht in allen ſlaviſchen Poeſien eben ſo bedingend da, wie die Alliteration in den altdeutſchen vorchriſtlichen und finniſchen Runen.

Es iſt alſo ein radicaler Unterſchied in proſodiſcher Beziehung zwiſchen ſlaviſchen und finniſchen Volksliedern.

Auch bei den Böhmen, Galliziern, Serben, Polen und Kleinruſſen iſt der Reim conſtant. So auch bei den Großruſſen in den allermeiſten Fällen, und in den weniger regelmäßig gereimten Liedern iſt ein Streben nach Conſonanz in den Ausgängen erkennbar. Der Reim iſt ſo ſehr Bedürfniß der ſlaviſchen Volkspoeſie, daß er auch in Erzählungen, Räthſeln und Märchen, die in Proſa verfaßt ſind, dennoch bald an den Enden der Perioden, bald im Anfang von Zeit zu Zeit durchklingt. Nur in den allerälteſten Denkmälern der ruſſiſchen Volkspoeſie fehlt Reim und Aſſonanz. Der Parallelismus kommt in den ſlaviſchen Poeſien häufig vor, Alliteration iſt ihr aber gänzlich unbekannt.

Die Forderung eines trochäiſchen Rhythmus liegt ganz im Geiſt der finniſchen Sprachen, die keine Präfixe kennen und auch einſilbigen Fremdwörtern einen Vocalauslaut geben, wie Herr-a, Prau-a. Immer und unabänderlich ruht der Accent, die Hebung auf der erſten Sylbe jedes mehrſylbigen Worts, und ſelbſt zweiſylbige Fremdwörter, die jambiſchen Accent haben, erhalten im Eſtniſchen den trochäiſchen z. B. Madám wird ausgeſprochen Mádam. Präfixe aber läßt die Sprache ganz fort wie im Finniſchen ebenfalls oder verſetzt ſie, um die betonte Sylbe vorangehen zu laſſen z. B. Rélkata ſtatt tarélka (ruſſ. Teller), ſtatt Equipage — Kippas. So ſagte ein eſtniſcher Rathsdiener einem Untergebenen: Nimmt nu zwei Wiſiten u zwei Wäliden un prinkt Geld auf Póſtokaſſe. (Nehmt zwei Inquiſiten und zwei Invaliden und bringt das Geld auf die Depoſitencaſſe.)

Die Alliteration, Stabreim, Buchſtabenreim iſt das ächte Kriterium der Runen, ſo daß man auf dem erſten Blick eſtniſche, von Deutſchen geſchriebene Gedichte von Runen unterſcheiden kann. Es giebt viele eſtniſche Gedichte von Predigern, Liebhabern der Landesſprache oder germaniſirten Schulmeiſtern geſchrieben, die ſind aber ſtets gereimt. Die Verſe des Kalewipoeg, die Kreutzwald geſchrieben, um die älteren Bruchſtücke in Verbindung zu bringen, ſind in ſprachlicher Hinſicht und proſodiſch vollkommene Runen und nur inſofern unächt als ſie nicht Producte des unbewußtene Naturtriebes ſind, ſondern eine im Geiſte des Originals von einem gebildeten Manne

verfaßte und reflectirte Dichtung. Es iſt eine Reſtauration und gewiß eben ſo berechtigt als die von verſtümmelten Statuen.

In einem alten, ſcherzhaften Gedicht kommt Alliteration mit Reim verbunden vor. Es fängt ſo an:

Kuule kilter, Hanſo Jaan
Kus mo kallis ſakſa ſaan? ꝛc.

Es ſtammt ohne Zweifel von einem germaniſirten Eſten oder einem Deutſchen her, der zwar die Alliteration als eſtniſches Element erkannt hat, aber als Deutſcher den Reim hinzufügte.

Was iſt nun Alliteration?

Jeder Runenvers*) enthält wenigſtens zwei Worte, die mit demſelben Buchſtaben beginnen. Meiſt ſind es Conſonanten, aber auch Vocale und Diphthongen. Die finniſchen Sprachen geben Conſonanten und Vocalen dieſelbe Geltung und daſſelbe Recht. Daß häufiger Conſonanten alliteriren, kommt daher, daß es weniger Vocale als Conſonanten gibt. Im Eſtniſchen iſt das Verhältniß der mit Conſonanten anfangenden Worte zu den mit Vocalen beginnenden, wie 15 : 3.

Beiſpiele:

1) Zwei Alliterationen.

Poiſid **p**oole ſaapaaſſe.
Häält ei **h**ääſti kuulutada.
Weretajad ella **w**ennad.
Kiwi ſuuri alla **K**ike.
Emma **k**itſe **k**örwa täis.

Die Alliteration ſteht bald nebeneinander, bald getrennt.

2) Drei Alliterationen.

Mullikat **m**erre **m**urole.

3) Vier Alliterationen.

Säel **ſ**aab **ſ**ikko **ſ**arwe täis.

4) Beiſpiel von fünf Alliterationen.

Part **p**ani **p**aljo **p**ippart **p**eale

*) Man möge nicht Runen — alliterirte nordiſche Verſe — mit Runen, altnordiſchen Charakteren, verwechſeln. In Edinburgh ſah ich in einem öffentlichen Garten einen großen 5½ Fuß hohen Runenſtein, der von Schweden als Geſchenk herübergebracht war: Er zeigt, ganz wie unſere alten Steinkreuze, eine Kreisſchrift um ein Kreuz und enthält in Runencharakteren folgende Worte:

Ari raſti ſtain aftir Hialm Fader ſin. Guth hialbi ant Hans.

Ari errichtete dieſen Stein für Hialm, ſeinen Vater. Gott helfe ſeiner Seele.

6) Verſchränkte Doppelalliteration (die wohlklingendſte).

Seate **p**öllo ſörwa **p**eale.

7) Eingeſchloſſene Doppelalliteration.

Küla **a**lla **a**llikaſſe.

8) Auf einander folgende Doppelalliteration.

Taſſa **t**ömbab **u**e **u**kſe.

Bei mehrſylbigen Wörtern kann die in der Hebung ſtehende dritte Sylbe ebenfalls alliteriren:

9) **K**uller**k**uppud, **n**aller**n**adit.

Kiwwi ei makſa hinge**k**eſta.

Bei Dialogen kommt eine Art Kettenalliteration vor. Der Eine alliterirt die Worte des Andern mit neuen Alliterationen.

Der Reim.

Der Reim iſt dem Eſten etwas ganz Unbekanntes. Man trifft ihn wohl auch in ächten Runen, aber er ſteht da ungeſucht und ungehört als natürliche Folge gleicher Flexionen.

Zuweilen erſcheint eine Art Reim bei Onomatopöien, wenn ein Naturlaut nachgeahmt werden ſoll, z. B.:

Möldri kiwid müriſewad,	Müllers Steine murren,
Kangro kerad kerisſewad	Webers Knäule ſchnurren

oder:

Tute, lute, lehmakenne	Tute, lute, gute Kuh

ſoll den Ton des Hirtenhorns nachahmen

oder:

Kiigutajad, kullakeſed	Schaukelnde, goldene,
Liigutajad linnokeſed	Gaukelnde Vögelchen

oder:

Puna wälja purſatas	Heraus das Rothe rauſchte
Weri wälja wirſatas.	Und Blut im Strahle ſpritzte.

In den einzelſtehenden Verſen (ohne Parallelvers), die hier und da eingeſchaltet werden, kommt ein Parallelismus zwiſchen der erſten und zweiten Vershälfte und auch bisweilen Aſſonanz oder Reim vor, z. B.:

Emakene, Memmekene,
Kokkakene, Mokkakene.

Während ſolcher Schaltverſe beſinnt ſich der Sänger gleichſam auf das weitere. Auch wird durch ſie ein neuer Abſchnitt bezeichnet.

Beiſpiele von gleichen Endungen. Drei Infinitive auf **a** mit der angehängten Silbe **ie**, um den vierten Trochäus zu vervollſtändigen, alſo rhythmiſcher Zuſatz, euphoniſcher Laut:

Kui | lähhe | naista | wötte|**ma**ie
Pürge|kesta | püüde|**ma**ie
Nörga|kesta | noõde|**ma**ie

Aija Äeia ukſe ette
Aija Ämma aja ette

Tereta ſiis äijake**sta**
Tereta ſiis ämmake**sta**
} 2 Accuſ. auf **ſt**. Das **a** iſt angehängt als muſikaliſch metriſche Aushülfe. Dieſe letzte Silbe benutzt der Sänger um Athem zu ſchöpfen. Er ſingt ſie daher, indem er inſpirirt.

Tere Äeia tere ämma
Tere küüd küüſila**ſed**
Tere naud naſtola**ſed**
} zwei Vocative.

Kas on neioke kodos**ta**
Ei olle neio kodos**ta**
} ta iſt rhythmiſcher Zuſatz, athmende Silbe.

Neid läks wiroſt wette tooma
Arjo külma allikas**ta**
Jerwe pakſusta pajus**ta**
} das Suffix ta zeigt im Finniſchen die Bewegung von irgendwoher an.

Ajan alliga järele
Soidan ſüſi-muſta**elle**
Kihotan ma kimme**lille**
} zwei Adeſſive; ich reite auf dem kohlſchwarzen, Eile auf dem Schimmel.

Mis leidſin heio tegemaſt
Leidſin wetta wedamaſt

Neiokene, noorokene! (Schaltvers)
Winna wette weikſel juwa
Kanna küla karja juwa

Süſſi muſtae maiſotada
Kimmelille kibbe kaijatelle.

Ma olen waene teedekäija,
Teedekäia, maade ſöitja,
Saksa asja ajaja,
Raeraamato lugeja,
Sune kirja kirjotaja

} gerundia auf ja.

Metrum.

In den Poeſien der Finnen und Slaven nimmt Roſenkranz als gemeinſchaftliches Element das trochäiſch vierfüßige Versmaß an. In den ſerbiſchen Volksgedichten herrſcht allerdings das trochäiſche Versmaß, aber bald fünf-, bald vier-, bald ſieben-, acht- und zehnfüßig. In den eſtniſchen immer nur das vierfüßige und nur in tändelnden Kinder- oder Hirtenliedern das zweifüßige. Da der Eſte ſeine Lieder faſt immer nach einer Melodie ſingt, ſo iſt ihm ein feſtes Metrum nothwendig. Im ruſſiſchen Volksliede finden dagegen eigentlich nur in jedem Verſe 1—3 Hebungen ſtatt, die man den logiſchen oder rhetoriſchen Accent nennt und um den herum ſich tonloſe und ungezählte Silben gruppiren.

Der Ruſſe hat nicht wie der Eſte eine, ſondern tauſend Melodien und ſingt vieles ohne allen Tact, frei phantaſirend, oft einen Vocal ins Unendliche variirend in auf- und abſteigenden Tonfolgen, bis ihm der Athem ausgeht, worauf nach raſcher Inſpiration eine neue Silbe an die Reihe kommt und eben ſo behandelt wird.

Bei den Eſten iſt der Trochäus als Maß durch den Geiſt der Sprache geboten, da die accentuirte Wurzelſilbe conſtant am Anfange des Wortes ſteht und Präfixe nicht vorkommen. Schwieriger iſt es zu erklären, warum der Vers immer aus vier Trochäen beſteht. Aus muſikaliſchen Gründen haben die meiſten Melodien acht Tacte. (Nur die engliſche Volkshymne von Händel „God save“ hat ausnahmsweiſe im erſten Theil eine Melodie von 6 Tacten, der zweite aber beruhigt das Ohr wieder durch die verlangten, regelmäßigen acht Tacte.) Allerdings trifft dies allgemeine muſikaliſche Geſetz auch hier zu, da die zwei zuſammengehörenden Parallelverſe wirklich ſtets acht Tacte enthalten. Jeder Vers drückt im Eſtniſchen einen vollſtändigen Satz aus und bei dem großen Reichthum der Sprache an zweiſilbigen Worten und dem Ueberfluß an Suffixen, kann in vier Tacten der Eſte allerdings ſehr leicht einen Gedanken zum Abſchluß bringen.

Die gewöhnliche Form iſt alſo dieſe:

1) — ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪

Statt des Trochäus kommen aber auch andere Maße vor, die indeſſen muſikaliſch immer wie Tacte von gleichem Zeitwerth behandelt werden:

2) — ∪ | — ∪ | — ∪∪ | — ∪
3) — ∪ | — ∪∪ | — ∪ | — ∪
4) ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ ma ollen waine teete kaija
5) — ∪∪ | — ∪∪ | — ∪ laulaſin lugoda kakſi
6) ∪∪∪∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪ kimmelille kibo karjatelle.

Nr. 2 und 3 geben Beiſpiele von untermiſchten Daktylen, die nur in den drei erſten Tacten vorkommen können, da auf den vierten die Inſpiration kommt in doppeltem Sinn. Der Improviſator beſinnt ſich oft erſt am Ende des einen Verſes auf das, was er im zweiten ſagen ſoll.

Nr. 4. Beiſpiel von einem Auftact. Im Geſange um eine Terze tiefer genommen als die erſte Hebung.

Nr. 5 hat nur drei Accente. Der Sänger, um der Melodie gerecht zu werden, verdoppelt dann eine Silbe und würde ſingen:

Laulaſin | lugoda | kaak | ſie

Er thut alſo, was in allen Sprachen beim Geſange vorkommt, wo gerade mehr Töne da ſind, als Silben. Hupel bemerkt mit ſichtlichem Aerger dazu: „Der Eſte verlängert oder verkürzt beim Singen manches Wort unerhört!“ Freilich hängt er neue Silben des Wohllauts halber an oder ſchiebt eine Silbe ein, wie wottemaie ſtatt wottma, aber das thun wir auch, indem wir z. B. ſtatt geliebt zuweilen geliebet ſagen.

Nr. 6 giebt ein Beiſpiel von einem Procelensmaticus. Im Geſange haben auch dieſe vier Silben, wie Sechzehntheile behandelt, zuſammen nur den Zeitwerth eines gewöhnlichen Tactes.

Sehr ſelten ſind Gedichte mit nur zwei Accenten, z. B.:

Kille kits | karja

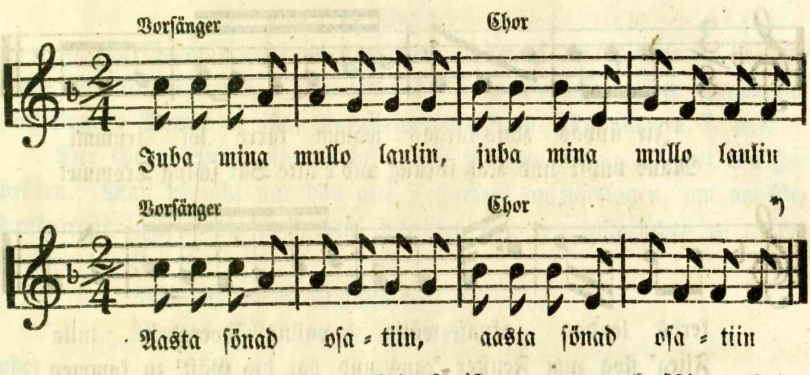
Ulle merre | metſa

To mulle | heina

Minna heina | lehmale ꝛc.

Volksgeſang, Laul.

Der Laul, das Lied, wird geſungen. Der Eſte declamirt oder recitirt nie, ſtets ſingt er ſeine Lieder. Die Hauptmelodie iſt folgende:



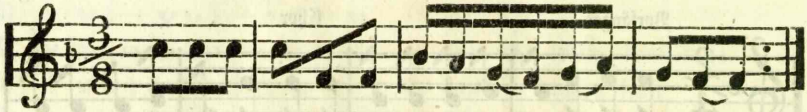
Da die Lieder oft ſehr lang ſind, ſo iſt es ganz zweckmäßig, daß der Vorſänger eine Pauſe macht, während der Chor ſingt, und umgekehrt. Auch beſinnt ſich der Sänger in der Pauſe auf einen neuen Witz.

In dieſer Melodie fängt der Vorſänger alſo in der Tonica an und geht im zweiten Tacte in die Dominante über; in dem nämlichen Dominanten-Accord übernimmt der Chor den Geſang und führt ihn in die Tonica gleichſam dem Vorſänger wieder zurück. Es fehlt bisher an einer Sammlung eſtniſcher Melodien und würde dieſe gewiß ſehr ſpärlich ausfallen. Ich kenne nicht mehr als vier verſchiedene Melodien, die große Mehrzahl aller Lieder ſchien mir nach der gegebenen Hauptmelodie geſungen zu werden. Ich bemerke, daß die fünf Töne des Liedes ſich auf der finniſchen Kandele von zwei Saiten, die mit dem Bogen geſtrichen wird, wiederfinden. Die tiefergeſtimmte c Saite bleibt unverändert; denn die vier Finger der linken Hand, die durch ein Loch im Griffbrett verkehrt hineingeſteckt werden, berühren mit ihren Rücken nur die f Saite, die eine Quarte höher geſtimmt iſt. Dieſes höhere f giebt nun (in plagaliſcher Stimmung) durch Berührung der vier Fingerrücken: des kleinen Fingers — c (die Octave der Grundſaite), des Ringfingers — b, des Mittelfingers — a, des Zeigefingers — g. An der vollen Octave fehlt dieſem Inſtrument d und e.

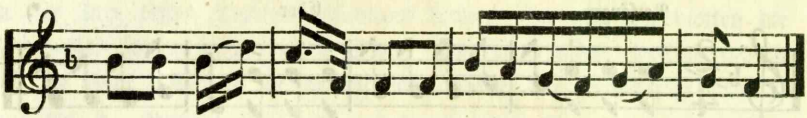
Solche Harfenſpieler haben auf den Fingerrücken der linken Hand warzenförmige Schwielen.

*) Ich glaube, daß der vierte Ton im zweiten und vierten Tact auch anders geſungen wird, nämlich ſtatt g und f ſingt der Eſte a.

In der Dudelſack- und Tanzmelodie Jir üppas, Thierhochzeit, kommen ganz dieſelben Töne vor. Doch ſcheint mir im zweiten Theile (vierten Ton des erſten Tactes) noch ein d als Leitton hinzuzutreten.



Jir üppas Kaſs kargas wanna karro löi trummi
Maus hüpft' und Katz ſprang und'r alte Bär ſchlug Trommel



kerbs lendas aknaſt wälja pallus woerad tulla
Flieg' flog zum Fenſter 'raus und bat die Gäſt' zu kommen

Gedankenreim.

Der Eſte, der den Wortreim nicht kennt, außer in geiſtlichen Liedern im Geſangbuch, hat in ſeinen Volksgeſängen dafür den Gedankenreim. In den Schaltverſen müſſen ſtets zwei ähnliche Gedanken vorkommen, z. B. Neitſikenne, noorokenne!

oder: Emmakenne Memmekenne!

In den Parallelverſen wird der Gedanke des erſten Verſes im zweiten und zuweilen in noch mehreren wiederholt. Hierin beſteht die poetiſche Form der Strophe, wie in der Alliteration die Bedingung des Verſes.

Wer eſtniſche Runen dichten will, muß wenigſtens zwei analoge Gedanken nebeneinander ſtellen können. Er muß einen Gedanken zweimal ausführen. Der erſte Vers enthält immer einen vollſtändig abgeſchloſſenen Satz, einen Gedanken und der zweite Vers entwickelt dieſen Gedanken in paralleler Weiſe, ſo daß Handlung, Subject und Beiwort ſich geiſtig — begrifflich — reimt. So würde die Erwähnung von Gold ſogleich im nächſten Verſe die des Silbers verlangen, die Erwähnung des Vaters den analogen Gedanken der Mutter.

In dem oben mitgetheilten Gedicht „Der Harfe Zorn" ſind die zuſammengehörigen Parallelverſe neben einander geſtellt:

Gerne ſänge ich zwei Märchen,
Rollte hin ſechs Melodien.

Hier reimen drei analoge Begriffe:

Singen — Hinrollen
Märchen — Melodien
Zwei — Sechs.

Iſt ein Gedanke reich an ähnlichen, ſo bringt der Dichter ſie in mehreren Parallelverſen an. So giebt in einer Brautfahrt der Freier ſich fünf fingirte Aemter in fünf Parallelverſen (S. o. Ma ollen u. ſ. w.).

Der Gedankenreim kommt bei vielen Völkern vor, z. B. bei den Hebräern. Man braucht nur das alte Teſtament aufzuſchlagen, um am Gedankenreim ſogleich die poetiſchen Schriften von den hiſtoriſchen zu unterſcheiden, z. B.

Moab iſt mein Waſchtöpfen,
Meinen Schuh ſtrecke ich über Edom.

oder:

Der Herr zerbricht eherne Thüren
Und zerſchlägt eiſerne Riegel.

Hier reimt geiſtig Handlung, Subject, Object und Prädicat.

Aſſonanz, Farbe.

Hierunter möchte ich die Anhäufung gleicher oder aſſonirender Vocale und Diphthongen begreifen, wodurch jeder Vers eine beſtimmte Farbe erhält, die bald heiter, bald ſchwermüthig erſcheint.

Beiſpiel. (Klage des Verſchmähten ſ. o.)

Oh Mari mure madala
Angerpiga peenikene!
Miks ſa mullo mull' ei tulnud
Kui käiſid käſud järele?
Wied wiinad, kuëd kruuſid,
Seitſemed ſaad ſõnumed!

Gegenüber den dumpfen, klagenden Vocalen a und o im erſten Verſe ſehen wir im Parallelverſe als euphoniſchen Gegenſatz, als Licht neben dem Schatten die gefälligen, hellen, mittleren Vocale e und i. Im dritten Verſe herrſcht wieder das dumpfe troſtloſe u vorwurfsvoll vor, wogegen im vierten Verſe weiche und plaſtiſch geſchäftige Diphthonge abſtechen.

Im fünften Verſe ſteht dem hellen i in der erſten Hälfte das u in der zweiten gegenüber und alle Worte klingen auf ed oder id aus. Im ſechsten dominirt der Ziſchlaut ſ und ſchildert das Geflüſter der Liebesboten.

Einem aufmerkſamen Ohre kann es nicht entgehen, daß in den eſtniſchen Verſen ſtets ein Gegenſatz durch andere Conſonanten und Vocale hervorgerufen wird, wodurch die Einförmigkeit vermieden und ein gewiſſer Wohlklang hervorgebracht wird. So ſteht das a dem e, das u dem i, das ö dem ü, das k dem w gegenüber, und jeder Vers erhält eine Färbung durch Veränderung und Gegenſatz anders klingender Buchſtaben*).

Dr. Bertram.

Womba Wido**).

Eine Erzählung nach eſtniſchen Elementen und in Runenform.

Erſte Rune.

Im Walde.

Der Held erzählt ſeine traumhaften Abenteuer im Walde.

Wildem Wald war ich entwichen,
Kehrte athemlos zur Heimath,
Zu des Vaters feſtem Wohnſitz,
Zu der theuren Schweſter Schwelle.
Finſter ſchaut auf mich der Vater,
Staunend blickt mich an die Schweſter,
Sorgend ſprachen alle beide:
Wie? Du weineſt, Womba Wido?
Sage uns, was iſt geſchehen,
Sprich, ob Böſes Dir begegnet?

*) Ich ſchrieb dieſe Beiträge zur Proſodie der Eſten von allen Hilfsquellen entfernt und noch weiter entfernt von der Idee, als ob ich etwas auch nur annähernd Erſchöpfendes geliefert hätte. Mögen die Herren, die wie das Docht mitten im Fett ſitzen, mich ergänzen, und eines Beſſeren belehren und mir, wo ich das Rechte getroffen haben ſollte, ein freundliches jaudo! zurufen.

**) Die Eſten beſaßen keine Familien-, ſondern nur Taufnamen, vor welche der Name des Gehöftes im Genitiv geſetzt wurde zur genaueren Bezeichnung einer Perſönlichkeit. Erſt mit Aufhebung der Leibeigenſchaft wurden Familiennamen eingeführt und in germaniſcher Weiſe dem Taufnamen nachgeſetzt. Womba iſt hier Name des Gehöftes oder Geſindes, Wido (Guido) kommt von Vitus.

Ich vertraut' es meinem Vater
Sprach es in das Ohr der Schweſter:
Hört, was heute mir begegnet
Merket auf, nicht Märchen ſind es.
Einſam wandelt heut' im Wald' ich,
Grüßte alle grünen Auen,
Von der Sonne ſüß umſchmeichelt,
Mittenmorgens*) kühlem Koſen,
In des Thaues Zittertanze,
Nebelregens buntem Bogen**).
Vögel ſangen Frühlingslieder,
Bienen ſummten Sommerworte,
An des Baches Moosgehänge
Saßen meine Sonnentage,
Spielten meine Jugendſcherze,
Jauchzten meine Knabenſpiele! —
Mädchenaugen, blaubekannte,
Guckten aus des Baches Wellen,
Rieſelten längs bunten Steinen,
Floſſen zwiſchen Schilf und Binſen
Alle lächelnd, eilig, eilig!

Und da kam es wie von ferne
Wie entlegenes, länderweites;
Und es ſtiegen aus der Feuchte
Vier***) Jungfrauen goldgeſtrählet —
Blonder Köpfe Flatterwallen —
Rother Bänder Schimmerleuchten.
Und ſie neigten ſich und beugten,
Wallten auf und wallten nieder,
Hier verſchwindend gleich zum Gräschen,
Plötzlich hoch wie Erlengipfel,
Sinkend zu Marantha's†) Wurzel,

*) Keſt hommiko (8—9 Morgens).

**) Es iſt hier die farbige Erſcheinung des Nebelbogens am frühen Morgen gemeint, uddo wikkerkaas.

***) Die Zahl 4 iſt bei den Eſten die heilige und poetiſche.

†) Ranunkel.

Flammend zu der Fichte Wipfel;
Hier nach grünen Zäpfchen greifend,
Dort um Zauberkräuter kreiſend,
Hexenhals und Trudentapfen
Katzenkopf und Teufelstaſchen;
All' das pflückten ſie und flochten
Sich's um ihre blonden Köpfchen.
Lüſtern lauſchte ich im Laubbuſch,
Schaute ſehnſuchtsvoll verſtohlen;
Hin zu gehen hatt' ich das Herz nicht,
Nicht den Muth um ſie zu minnen.
Doch die ſchönen Waldesweibchen
Schauten ſchelmiſch zu mir nieder,
Lispelten mir Liebeslieder,
Sangen ſüße Schalkgedichte
Schauerwonn'ge Sehnſuchtsworte.
Und von ungewiſſem Wehe,
Ungeſtillten Wonnewünſchen
Bebte mir die Bruſt beklommen,
Schauert' mir die Menſchenſeele.

Zitternd, zaudernd, eingewurzelt
War ich Baum und Baum war Weſen;
Ich verſteinert, ſie belebet
Wundervoll in Weiberfülle
Blendend, blondbezaubernd, bräutlich!
Zornig brach ich Bann und Zauber.
Mich ermannend minnemuthig
Drängt ich mich durch Dorn und Dickicht,
Zu umfaſſen, zu umarmen,
Einzuathmen ſie der Seele.

Plötzlich aus des Waldes Wipfeln,
Aus der Wolken Weitgewölbe
Tönt es nieder wie Trompeten!
Ich blickt' auf, in Keil und Haufen
Schwebten wilder Schwäne Schaaren,
Warnend klang's gleich Glockentönen,

Heimwärts floh'n ſie, ich mit ihnen
Zu des Vaters Heimathhauſe,
Zu der theuren Schweſterſchwelle,
Und nun wandle ich in Thränen
Tief im Herzen wohnt das Wehe,
Wieder hin zum Walde zieht mich's,
Zu den blonden Wunderblüthen.

Doch der Vater gegenredet:
Meine Flinte will ich laden,
Meine Armbruſt will ich ſpannen,
Will Dir ſchon ſo loſe Vögel
Mit des Bleies Bolzen treffen.

O wie ſprichſt Du nur mein Vater!
Hier iſt nicht von Flintenladen,
Von der Armbruſt nicht die Rede;
Gold und Silber muß ich haben,
Sammetborten, ſeidne Bänder,
Theures Tuch aus deutſcher Kammer.
Damit minn' ich um die Mädchen,
Damit werb' ich um die Waldmaid.

Doch der Vater ſprach bedenklich:
Laß Dich nicht von Nixen täuſchen,
Trügen von des Haljas Töchtern;
Minne Dir ein Menſchenmädchen,
Dann wird Deine Trauer enden,
Dann wird Weh und Sehnſucht weichen.

Ich verſtand es und erwiedert':
Nein! Ich will kein Menſchenmädchen!
Dörflerinnen — plumpe Dirnen,
Harte Hand und rauhe Lippe.
Um die Waldmaid will ich freien.

Doch der Vater ſagte zürnend:
O Du unverſtänd'ger Knabe!
Giebſt dahin die Menſchenſeele
An ein nichtig Nixenmädchen!

Jetzo halt' ich Dich im Hauſe,
Hüte Dich in meiner Hütte,
Bis der Zauber iſt zerfloſſen,
Bis das Blendwerk iſt verblichen,
Das Dir angethan die Argen.

Zweite Rune.

Die Waldgeiſter.

Unſer Held entſpringt, geht auf die Freie, aber fängt es verkehrt an.

In des Waldes Wipfelbäume
War die Sonne ſpät geſunken*).
Raſtlos rauſcht der Bach am Hauſe
In die Ferne, in die Freiheit,
Ungebunden, ungefeſſelt.
Ich nur lag in enger Kammer
Und die Thür war feſtgefüget.
Wohin fließt ihr, feuchte Fluthen?
Wohin wallt ihr, Wellenwogen? — —

Und die wirbelnden Gewäſſer
Sprangen, ſpritzten, ſtürzten, rannten
Unterm Stege, über Steine
Alle wie erſchreckt von dannen.
Bringt ihr Botſchaft von den Bäumen?
Sagt ihr was von meinen Schönen?
Liebelüſtern Minneflüſtern?
Süßgemurmelt Plauderplätſchern?

Wilder ward der Wellen Hochgang
Warnungsworte rief die Woge.

Chor der Wellen.

Im Walde, im wilden — ohhu!
Rauſcht's in der Nacht,
Stürzt, bricht und kracht —
Schauer und Pracht! —

*) Eſtniſche Weiſe, die Zeit kurz vor dem Sonnenuntergang zu bezeichnen. Pääw metſa ladwa otſas, die Sonne iſt in den Wipfeln des Waldes.

Im Walde, im wilden — ohhu!
Liefen wir die Quer;
Großer Geiſter Heer
Hinter uns her! —
Im Walde, im wilden — ohhu!
Geh' nicht hinein,
Laß, laß es ſein,
Du wirſt zu Stein! —

Der Gefangene.

Nein, ich hab' ein Herz im Buſen,
Wellen, Wellen, fühlt nur hier!
Fühlt, es klopfet, fühlt, es dränget
Hin zum Walde, hin zu ihr!

Und mich ſoll die Nacht erſchrecken?
Tauſendſtimmig ruft ſie lind;
Iſt die ſchwarzgeaugte denn nicht
Mutter von dem ſchönſten Kind?

Heimlich zeugte ſie die Liebe
Und der Vater war der Tag,
Und mit Dämmerungserröthen
Denken beide drüber nach.

Länger werden ſchon die Schatten
Seht, der ſchöne Vater eilt —
Zögernd winkt die Nacht dem Gatten. —
Stille! — — — — —

Vater, Deine Feſſeln fallen,
Deine Thüren tret ich ein
Unterm Dach nicht duldet's mich,
Zu den Waldesmädchen will ich,
Zu des Haljas holden Töchtern.

Und ſo ſprang ich aus dem Hauſe
Trat ſie ein die Tannenthüre,
Riß den roſtigen Eiſenriegel,
Brach das ſtarke Schloß in Stücke,

Faßte noch des Vaters Flinte
Und entrann dem Hof und Raume,
Eilte an des Waldbachs Windung
Zu den rauſchenden Gebüſchen,
Die von ferne wehend winkten,
Spähte ſorgſam rings am Sumpfe
Bis die Sonne ging zum Schöpfer,
Finſterniß die Länder deckte.
Aber plötzlich war verirrt ich,
Taſtete gleich wie im Traume.
Wachteln hört ich ferne ſchlagen,
Waſſerhühner pfiffen eifrig,
Auerhähne balzten ſchallend,
Schwarzes, düſtres Waldgefieder
Rauſchte durch die thau'gen Büſche,
Aus dem Dickicht glotzt die Kröte
Und der Igel huſcht vorbei.

Meinen Weg gab ich verloren,
Und auf einem Birkenberge
Kallewſohnes Rieſenlager*)
Macht' ich mir ein flackernd' Feuer,
Eine warme Flammenquelle,
Draus ich mit den hohlen Händen
Eifrig Gluth und Wärme ſchöpfte;
Lehnt' die Flinte an die Föhre
Legte mich zum Schlummerſchlafe,
Ueberm Haupt des Himmels Hochdach,
Unter mir der Hünenhügel. —

Matter flackerte die Flamme
Und der Rauch zog um die Nüſtern —
Horch, da kniſtert's im Gebüſche!
Und ein Laut, wie leiſes Wehn,
Weckte mich aus erſtem Schlafe.

*) Betten des Sohnes Kalew, Kalewi poea ſängid, ſind ſattelförmig ausgeſchweifte Hünengräber (oder heidniſche Opferplätze?) die einer vorgeſchichtlichen Zeit angehören.

Dämmernd aus des Dickichts Dunkel,
Traten zwei in deutſchen Kleidern
Glichen ſächſiſchen Geſellen.

Und ſie wärmten ſich am Feuer.
Einer faßte meine Flinte,
Roch am Hahn, beroch die Mündung,
Reicht ſie zweifelnd dann dem Zweiten.

„Das iſt Womba Wido's Waffe"
Grinzt geſpenſtiſch grimm der Graue.
Beide fletſchten Hundezähne,
Spitze Zähne eines Hechtes.
Eiſenzähne eines Rächen.

Jetzt den Feuerbrand erfaſſend,
Rief ich: fort von meiner Flinte!
Eilig rannten ſie von dannen.
Wild verwirret, ſcharfen Schwunges
Schleudert ich den ſchweren Brand hin,
Traf ſie kräftig, aber plötzlich
Standen ſie wie eingewurzelt —
Arglos, alte Birkenbäume,
Ruh'ge, rauhe Rüſternrücken
Und ihr Rauſchen klang wie Kichern,
Und am ſtärkſten dieſer Stämme
War ein ſchwarzer Fleck zu ſchauen.

Voll Entſetzen rannt' ich eilig
Fort von dem geſeiten Orte;
Doch weh' mir, wohin mich wenden!
Voller Unruh rauſcht der Tiefwald,
Tauſend wirre Grausgedanken
Weht er wirbelnd um den Kopf mir,
Hörbar hämmerte das Herz mir,
Zugeknöpft ſchien mir die Kehle.
Ich begann vor Angſt zu ſchreien:
Sieh, da ward der Hals mir weiter,
Und mir kam ein Glückgedanke
An des Vaters Jägermittel:

Schnell verkehrt' ich meinen Handſchuh
(In des Rockes Taſche ruht' er)
Eilig auf die andre Seite.

Sieh', da lag der Steg ja vor mir
Zu des Vaters Heimathhauſe!
Und im Windeswirbelſauſen
Flog geſpenſtiſch eine Flocke*).
Als ich nun nach Haus gekehrt war,
Zu des Vaters Hütte heimkam,
Schmerzte's mir im rechten Arme,
Wehe fühlt' ich von dem Wurfe
Und ich klagte es dem Vater,
Dem berühmten Waidgenoſſen.
Laut auflachte da der Vater:
Seht doch an den feinen Freier!
Will um Waldesweibchen werben
Und zerbläut des Schwähers Buckel!

Und er lehrt mich, ein Stück Silber**)
Hinzubringen zu dem Hügel,
Wo die weißen Birken blinken,
Auf des Rieſen Kallew Lager,
Wo die Beiden ich beleidigt.
Und die Schweſter kochte Speiſe:
Ein Gemiſch von rothen Zwiebeln
Mit dem Fleiſch von einem Hahne,
Einem ſchwarzen, rothbehelmten,
Trug der Zwiebeln bunte Schalen

*) Die Eſten ſagen: der Waldgeiſt führe Wandrer in die Irre. Um den Bann zu brechen, muß man ein Kleidungsſtück umkehren, dadurch würde der Haljas gezwungen, zu erſcheinen. Der Wandrer erblickt dann plötzlich den Weg und findet ſich zurecht, aber zugleich ſieht er auch etwas, was er früher nicht bemerkte, eine Flocke, eine Feder, ein Bündel Heu. Alle dieſe Formen nimmt der Haljas an. Ein wahrer Proteus! —

**) Wenn Jemand im Freien ſchläft und die Glieder ihm ſteif werden, ſo haben das die Alraunen gemacht (maa alluſed). Die müſſen durch ein Stück Silber beſänftigt werden; oder man kratzt auch nur von einer Silbermünze oder ſeiner ſilbernen Spange (Breze) höbe walguſt (Silberglanz) an der verhängnißvollen Stelle, um die maa alluſed zu verſöhnen (maa alustelle lepitseks).

Und des Hahnes Helm und Sporen
Zu dem Haine auf dem Hügel
Unſres Hauſes heil'gem Iſe,
Band dann wollen-bunte Bänder
An der alten Birken Zweige;
Eilte dann zur Nebelquelle,
Warf hinein dort blanke Perlen,
Einen roſt'gen Eiſenſchlüſſel,
Und zuletzt den Silberſchilling;
Schöpfte drauf mit heil'ger Schale,
Und beſprach das Wunderwaſſer,
Ging dann dreimal rings im Kreiſe
Um mich her von Oſt nach Weſten,
Und ſie gab mir's dann zu trinken,
Daß der Zauber möge enden
Und das Blendwerk von mir wiche.*)

Dritte Rune.

Im Dorfe.

Der Held verliebt ſich in ein Menſchenmädchen.

Als der Zauber ſo zerfloſſen,
Als das Blendwerk ſo gebannt war,
Sprach zu mir die ſchlaue Schweſter:
Heute Abend hinterm Dorfe
Schleiche um das hohe Hanffeld,
Tritt zu Ligus Tenne leiſe;
Dort mit andern Mädchen möcht ich
Ein Geheimniß ſtill begehen.

*) Manche dieſer abergläubiſchen Gebräuche waren wenigſtens bis vor wenigen Jahren in vielen Gegenden Liv- und Eſtlands anzutreffen. 1827 zerſtörte ein Prediger in Lettland (Ermes) 28 heilige Haine in ſeiner Pfarre (Siehe Inland. Jahrg. 1836). Das Waſſer aus dem Uddo-allik — Nebelquell beim Paſtorat Pilliſtfer — iſt berühmt und wird unter den beſchriebenen Ceremonien angewandt bei Thier und Menſchen. Geld, Schlüſſel, Metallſachen habe ich in vielen Quellen gefunden, die bei Augenkrankheiten gebraucht werden; z. B. im Quell dicht bei der Kirche von Rappel (1836).

Ich glaube nicht, daß ein Aberglaube, der 600 Jahre lang dem Chriſtenthume widerſtanden hat, in den letzten 20 Jahren beſiegt iſt.

Heute in der heil'gen Mondnacht
Webt ſich jede einen Gürtel
Mit Geſang und leiſen Liedern,
Daß in jeglichem Gewebe
Sich ein Freier künftig fange.
Dort will ich von Dir erzählen
Und die Schönſte kannſt du wählen.

Als die Sonne ſich geſenket
Und zum Herren heimgegangen,
Finſterniß die Länder deckte,
Ging ich heimlich hinterm Dorf hin,
Schlüpfte durch die ſchrägen Stäbe
Längs dem Feld von hohem Hanfe
Hinter ſchlanken Hopfenſtangen,
Trat zur Tenne auf den Zehen,
Wo um Pergelflammenfeuer
Weiber ſo wie Mädchen wallten.
Anna webte Gold im Gürtel,
Nedo*) nähte Silberſeide,
Tio**) webt den Wollengürtel,
Maie***) zwickelt bunte Zeichen.
Wie vom Winde reingefeget
War die Tenne anzuſchauen,
Von den ſchwarzen Wänden wallten
Flachsgeſpinnſte weiß wie Seide,
Und ſie webten und ſie ſangen,
Zauberinnen, leiſe Lieder.

Annas Hochzeitslied†).

„Schmückerinnen! Eilet, eilet,
Daß mein Bräutchen bald erſcheine!
Schmückt ſie mir dem Manne ſchneller.
Eile, eile, Ehehälfte,

*) Agneta.
**) Dorothea.
***) Magdalena.
†) Ein Epithalamium. An ſolchen ſind die Eſten ſehr reich.

Zaudre nicht, du Elternhälfte,
Ungeduldig wird der Gaul ſchon,
Sieh der Hengſt ſchaut hinter ſich.
Roggenfreſſer ſcharrt die Erde,
Haferfreſſer bäumt empor ſich,
Heuzermalmer wird unbändig!"

Doch die Schmückerinnen ſingen:
Bräutigam, Du lieber Junge
Ei, wie biſt Du ſelbſt unbändig;
Gabſt Du Weile ihr zu wachſen,
Gieb nun Zeit auch ſie zu ſchmücken.
Lange wartet, ach, die Waiſe,
Müht ſich mutterloſes Mädchen
Und es altert, die da arm iſt.
Keine Schweſter iſt zum Schmücken,
Keine Mutter zum Vermitteln,
Und kein feſtlich Vaterhaus.

Und es ſprach der einz'ge Bruder:
Bräutigam, mein braver Schwager,
Magſt denn meine Schweſter nehmen,
Magſt ſie minnen, heim ſie führen.
Mögeſt Du auch treu ihr bleiben,
Laß das Kind mir niemand ſchlagen,
Nicht von Andern ſie bedrängen,
Wehr der Magd mit loſem Maule.
Kommt der Knecht, um anzuklagen,
Kommt die Schwägerin zu ſchmähen,
Schelten ſie die andern alle, —
Widerſteh dann einer Wand gleich,
Schlag dagegen mit dem Schwerte,
Steh ein Pfeiler unter ihnen.

Gretas Klagelieder.

Als die ſchöne Ann geendet,
Sang das Weib von Kige Karel
Kröök, die ſtarke, webſtuhlkund'ge:
Jüngferchen, Du junges Blut,

Haſt Du Heirathen im Sinne?
Blickeſt Du auf unſre Männer?
Und auf unſere ſchwarzen Brüder?
O dann ſei Dein Haupt von Eichholz,
Und von Ahorn Deine Arme,
Und von Fichten Deine Finger,
Und von Nußholz Deine Nägel,
Wohl bedenk, was Dich bedräuet.
Bauernbrod iſt pfefferfarben
Und gemengt mit Stroh und Spreukorn;
Das erfordert harte Finger,
Starke Sehnen, feſte Fäuſte,
So zum Kneten, wie zum Feuchten,
Wie zum Backen großer Bröte.
Um die Wirthſchaft zu beſorgen,
Eile bald zur Vorrathskammer,
Laufe wieder zu den Ställen,
Wandle zwiſchen Haus und Hütte.
Willſt Du nicht zum Quell und Brunnen
Wird die Sorge Dich ſchon treiben,
Wenn Du Deine Kühe melkeſt,
Fängſt Du an wohl einſt zu weinen:
Wer melkt nun des Vaters Kühe?
Streichelt meiner Mutter Kühe?
Liebkoſt unſre lieben Lämmchen?
Wo Du weileſt, da auch weinſt Du;
Wo Du hintrittſt, biſt Du traurig;
Wo Du an die Wand Dich lehneſt,
Iſt ſie naß von Deinen Thränen;
Und dann ſingſt Du Sehnſuchtsworte,
Und dann klagt das Mädchen alſo:
Mutter, eignes Mütterchen!
Wenn du das gewußt doch hätteſt,
Wenn du das geſehn im Traume,
Wenn du das im Schlaf geſchauet!
Als ich Vatersworten folgte,
Auf der Mutter Diele weilte,

Lag ich gleich dem Ei im Graſe;
Wie ein Apfel, der am Baume
Ueber dem Gehöfte glänzet.
Ach nun kam ich arme Beere
In die Fremde, in die Ferne,
Vogel auf entlegne Flächen,
Gänschen ganz zu andern Auen.
Bin nicht werth das Kraut im Korne,
Nicht das Hälmchen Stroh im Hofe,
Nicht das Stäubchen in dem Stübchen.
Schrecklich iſt der Schwiegervater,
Mürriſch iſt des Mannes Mutter,
Schnöd' iſt gegen mich der Schwager,
Schnippiſch ſind die Schwägerinnen.
Iſt der Schwiegervater ſchrecklich,
Angeſchirrt ſind gleich die Ochſen;
Iſt des Mannes Mutter mürriſch,
Gleich gemelket ſind die Kühe;
Iſt der Schwager ſchlimm und ſchnöde,
Gleich geſtriegelt iſt der Graue;
Sind die Schwägerinnen ſchnippiſch,
Gleich beſchaffet ſind die Schweine! —
Wo iſt Deiner Tochter Luſtort?
Wo muß immerfort ſie weilen?
In dem Stall und an dem Schwengel
Und am Feuerheerd im Hauſe!
Als man mich zur Eh' beſchwatzte,
Und mich unter Frauen führte,
Zog ich an das Hemd des Harmes,
Hüllt' mich in das Tuch der Thränen.
Hütet Euch, ihr jungen Mädchen!
Lieben Schweſtern, ſagt' ich's nicht?
Hab' ich nicht gewehrt der Theuren?
Geh nicht mit dem Trunkenbolde,
Mit dem Trinker hin zur Trauung;
Denn der Säufer hat nie Groſchen,
Schenkenläufer nimmer Schilling!

Alle Groſchen ſind vergeudet
Und die Schillinge verſchwelget.
Seht! da kömmt der Kneipengänger
Schenkenthürenſchloßaufklinker!
Keipenthürenwinſelmacher!
In-des-Krügers-Scheuer-Schläfer!
Zwiſchen-zweien-Schenken-Läufer!

Nedos Wildgeſang.

Wohl bedenklich ſchauten alle
Bei der grauen Greta Klagen,
Hielten an in ihrer Arbeit,
Senkten alle Kronenköpfchen.
Doch die ſchlaue Schweſter neigte
Sich zur Nachbarin, der Nedo,
Mit den heißen Feuerwangen,
Mit den blitzend hellen Augen,
Und ſie flüſtert was ins Ohr ihr.
Aber Nedo hob die Stimme
Raſch zu lautem Wildgeſang:

Sagt, gewalt'ge Dorfesweiber,
Sprecht, verehrte Ehefrauen!
Was ſoll hier verhindern, helfen!
Was ſoll Warnung, was ſoll Weisheit?
Kommt mein Eigner mich zu freien,
Halten nimmer Eure Leinen,
Binden mich nicht ſtarke Stricke.
Wäre gleich der Zaun von Weisdorn
Und von zähſten Weidenzweigen,
Ich zerriß die ſtärkſten Stricke,
Ueberwältigte den Weisdorn,
Oeffnet' alle feſten Pforten,
Löſte alle Leinen auf.

Iſt mein Dienſtjahr nicht geendet?
Sind nicht Tage ſo wie Wochen,
Meine Monde all geworden?

Mögen doch an meine Stelle
Beſſre Dienerinnen kommen,
Ehrenhaftre mich erſetzen,
Und berühmt're ab mich löſen.
Horch, ſie kommen! Sieh, ſie kommen!
Mutter, zünde an den Spahn.
Laß die Stube ganz erhellt ſein.
Ferner Freier Stimme hör' ich,
Höre helles Schell'ngeläute,
Eiſenklirren der Geſchirre,
Silberklänge von Korallen,
Und der Freiers Peitſchenknallen.
Mutter, liebes Mütterchen!
Laß mich gucken aus der Kammer,
Laß mich ſchielen, laß mich ſpähen
Durch der Tannenthüre Spalten,
Lauern durch das Loch im Brette,
Ob er bucklich, ob er krumm iſt,
Ob verwachſen oder windſchief.
Mutter, ſüßes Mütterchen!
Nicht iſt bucklich, nicht iſt krumm er,
Nicht verwachſen oder windſchief;
Dieſer paßt in meinen Schooß wohl,
Hat in Eurem Hauſe Platz ſchon.

Tio's Geſang.

Fröhlich kicherten die Dirnen,
Als ſo närriſch Nedo jauchzte,
Und mit ſanfter Silberſtimme
Hub jetzt Tio an zu ſingen:
Singet, ſinget, frohe Lippen,
Herz erblüh', ein Blüthenbaum;
Ach, ihr werdet ſchnell verſtummen!
Ach, ihr werdet bald verblühen
Wenn ihr auf dem Langſtroh lieget,
In der Mitte weißer Wände
In dem Hemd aus Holz gewebet.
Singet, ſingt drum, frohe Lippen!

Ach, ſo lang bleibt ſchön die Wieſe,
Als das Gras noch ungemäht,
Ach, ſo lang ſind ſtolz die Schwaden,
Als das Heu noch nicht geſammelt,
Ach, ſo lang bleibt ſchön die Jungfrau,
Als ſie nicht ein Weib geworden!
Liebe Schweſtern, holde Mädchen!
Laßt uns dieſes Land verlaſſen,
Fort von dieſen Forſten hier!
Ach, es gab wohl andre Zeiten,
Wo wir eine Menge waren,
Wo wir ſchaarenweiſe wallten.
Da erſchienen fremde Völker,
Erſt ein Fähnlein rig'ſcher Räuber,
Der Polacken Plünderſchaaren,
Die verdarben unſre Grenzen,
Scheuchten uns wie wilde Gänſe.
Ach, die Gänschen ſind verjagt,
Sind zertreten und vertrieben!
Liebe Schweſtern, holde Mädchen!
Laßt uns drum das Land verlaſſen,
Fort von dieſem Volke hier!
Zu den Türken und Tartaren,
In die Fremde für den Frühling,
Uebers Waſſer für den Winter.
Wer wird nach uns Mädchen fragen?
Erbtheil ſind wir nicht des Erbherrn,
Nur nach Mannsvolk fragt der Frohnvogt,
Nach dem Burſch im rothen Rocke.
Nach uns Mädchen fragt der Freier,
Der zu bauen weiß dem Bräutchen
Eignes Haus aus Eierſchaalen,
Kämmerlein aus Kiebitzeiern,
Kellerchen aus bunten Kieſeln,
Bettchen aus geblümter Seide,
Für ſein Weibchen ſüß zu ſchlafen,
Schlummerbett der Neuvermählten.

Malle's Schrecklied.

Emmo Michkels Eh'weib Malle
Hub nun alſo an zu ſingen:
Liebe Jungfrau'n, holde Mädchen,
Buntgeſchmückte, lang' und ſchlanke!
Wißt ihr denn wohin ihr wollet?
Welch' Gebiet euch einſt beſchieden?
Und in welcherlei Verwandſchaft
Ihr verſinkend plötzlich ſitzet?
Hütet euch ihr jungen Hühnchen,
Seht euch vor, ihr Blumenblüthen!

Ach, was that ich allerärmſte!
Ganz verwirrt war ich im Kopfe,
Nahm den alten, abgedankten,
Nahm mir einen neid'ſchen Nickel,
Einen geizig-böſen Griesgram.
Andre pflegen den Geliebten,
Zieren ihres Lieblings Zimmer;
Ich muß pflegen einen Griesgram
Und bedienen einen Baumklotz.
Sitz ich bei dem Sack mit Sorgen,
Gibt der Kahlkopf mir gar Küſſe,
Gleichen ſeine lahmen Lippen
Eines todten Schweines Schnauze,
Und umhalſ' ich meinen Alten,
Halt ich einen harten Holzklotz.
Wär ein junger Mann der meine,
Hinge ich um deſſen Hals,
Duftet er gleich friſcher Heumath,
Quellend, ſchwellend, wieſenwürzig:
Küßt ich einen jungen Mann,
Glich ſein Mund geſchmolzner Butter,
Mäulchen eines Säugeſchweinchens.
Kommt vom Feld der junge Ehmann,
Aus dem Wald der wackre Hausherr,
Oeffnet leis die neue Thür er,

Geht und lauſchet vor der Kammer,
Ob die Schöne nicht erſchreckt iſt,
Hebt die Hüllen, dehnt die Decke
Und mit einem Seidenpeitſchchen,
Stielchen dran von ſeinem Strohhalm,
Schlägt er ſchäkernd die Geliebte,
Trifft ſie mit der leichten Troddel,
Wirft mit wollenweichem Quäſtchen
Und erweckt ſein Weib mit Weisheit:
„Liebchen auf! melk unſre Kühe
Und geleite jetzt die Heerde,
Treib die Stärken an den Strand hin,
Lämmchen auf die Lindenwieſe,
Schweinchen auf die Simons-Au!“
Doch ein alter Aergerſammler
Iſt des eignen Rocks Verderber,
Und der Heftige verhudelt
Und der Rückiſche vernichtet
So die Pfühle wie die Decken.
Kommt vom Feld er, von der Frohne,
Greift er gleich nach einem Stocke,
Schwingt er gleich den ſchweren Prügel,
Und er ſchlägt mich auf die Schulter,
Giebt mir bittre Peitſchenhiebe.
Goldne Frauen, Dorfesweiber!
Heizet doch das Badehäuschen,
Weichet friſche Birkenbündel
Daß ich meine Narben bähe,
Daß ich meine Wunden heile
Die der Grimmige geſchlagen,
Die der alte Teufel machte,
Die des Satans Horn gebohrt.
Damals freilich, als er freite
Sprach er ſchmunzelnd ſo zu mir:
„Sei nur mein, du liebes Mädchen,
Folge mir mit Vollvertrauen;
Will dir ſchenken eine Schürze,

Eine bunte Baumwollſchürze;
Eine Haube ſoll dich ſchmücken,
Eine ſchöne Spitzenhaube
Flitterzitterglitzerhaube!“
Als ich ward ihm angeweibet,
Ward ein Prügel meine Haube,
Weidenſtäbe meine Spitzen!
Schlage, ſchlage, Herzensmännchen,
Schlage, ſchlage, tödte, tödte!
Daß das Blut ſich ſtreifig ſammelt,
Dennoch giebt mein Herz nicht nach.
Und ihr Bienen, Dorfesweiber!
Und ihr Wespen, Nachbarsfrauen!
Bringt dem Vater dies zu Ohren,
Laßt es meine Mutter wiſſen:
Daß die einz'ge, eigne Tochter
Unter Manneszorn erblindet,
Unter Mannesfluchen altert.
Ach, als ich zu Hauſe aufwuchs,
Nicht zu ſchelten mich vermocht man
Oder übers Feld zu rufen;
Hätte Schaden nehmen können
Und das Beerchen möchte fallen.
Ach, mein Vater nannt mich immer
Seidenſchäfchen, Herzenshühnchen,
Und die Mutter: Augenſternchen,
Das Geſinde: Dottereichen,
Und die Knechte: Sommerbutter!

Wie ich, Arme, fortgerieth,
Beerlein in entleg'ne Berge,
Schnepfchen in verlorne Schluchten,
Mußt ich zagen vor dem Züchtiger,
Vor dem Pein- und Prügelmeiſter,
Leb' in ewigem Entſetzen
Vor dem In-die-Haare-fahrer.

Als ſo Emmo Michkels Eh'weib
All ihr Herzeleid geſungen,
Weinten bitterlich die Mädchen,
Saßen lange da und ſchwiegen.
Endlich ſprach die ſchöne Maie,
Die von Zwirn die Zeichen wirkte:
Nehmt es, Lieben, mir nicht übel,
Schauet auch nicht böſe drein,
Wenn ich etwas andres ſinge
Und ein neues Lied beginne;
Zwiſchen wehn'den Kalmuskerzen,
In dem ſchlanken Wald von Schilfrohr,
An des Peipus weiten Waſſern,
Von der Weiden Wehewipfeln
Holt ich heimlich Haidelieder,
Von der Wieſe Wunderblumen.

Alſo ſang die ſchöne Maie:

Das Haderthor.

Am nebelgrauen Morgen
Steht eine Frau am Quell;
Ihr Antlitz iſt voll Sorgen,
Ihr Auge perlet hell.

In ihren dürren Händen
Trägt ſie zwei Eimer ſchwer;
Es weht um ihre Lenden
Ein graues Röckchen her.

Sie blickt hinab zur Tiefe,
Sie ſchaut voll Sehnſucht hin;
Es iſt, als ob ſie riefe
Geliebte Stimme drin.

Steigt auf aus Sumpf und Quellen,
Steigt auf ihr Töchterlein,
Verlaßt die dunklen Wellen,
Wo ich euch ſtieß hinein!

Weh mir, ich war von Sinnen,
Ich hab' getödtet euch,
Dem Sohne zu gewinnen
Ein Mädchen ſtolz und reich.

Sie ſprach: Mich nie gewinnen
Wirſt du für dein Geſind,
So lang der Schwägerinnen
So viel im Hauſe ſind.

Weh mir! Zur Nebelquelle
Lockt ich die Töchter hin,
Und über meine Schwelle
Trat eure Schwägerin.

Die wälzt ſich jetzt im Bette
Mit übermüth'gem Sinn
Und trieb mich mit Geſpötte
Zum Quell nach Waſſer hin.

Steigt auf aus Nebelhüllen,
Der Morgen iſt ſo kalt,
Helft mir die Eimer füllen,
O, ich bin ſchwach und alt!

Da ſteigt ein leiſes Flüſtern
Und Kichern aus dem Quell,
Und aus der Fluth, der düſtern,
Antworten Stimmen hell:

„Bleib oben, bleib im Dunkeln,
Wir kommen nicht heraus;
In lichter Fluthen Funkeln
Iſt unſer luſtig Haus."

„Weit beſſer iſt's im Quelle,
Viel beſſer iſt's im Sumpf,
Als auf der Haderſchwelle
In deiner Hütte dumpf."

So murmelte es ſchaurig,
Die Sonne trat hervor,
Die alte Frau ging traurig
Zurück zum Haderthor.

Ello's Geſang.

Ello, meine ſchlaue Schweſter,
Als ſie merkte, wie die Mädchen
Zu der Wehmuth hin ſich wandten
Fort von Freiern und von Liebe,
Sang mit heller Silberſtimme:

Laßt mich nun es anders ſagen
Und mit andern Saiten ſingen:
Will den Bruder nun berühmen
Wackern Werber, Womba Wido. —

Einen einz'gen Bruder hab' ich,
Stolz im goldnen Hute glänzt er,
Drum ein blaues Band geſchlungen,
Eines Mädchens Silberſeide.
Er verwaltet für die Herrſchaft,
Er beruft die großen Grafen
Iſt ein königlicher Herold.
Sehet, ſolchen Bruder hab ich:
Feuer bläſt er aus dem Meere,
Flammen ſchlägt er aus den Wellen,
Aus dem Winde ſchuf ein Roß er,
Aus dem Thaugras flinke Feſſel,
Aus der Lilie Feueraugen,
Aus dem Schilfe ſchlanke Ohren;
Wenn er dann ſein Roß beweget
Gleich ſind Städte da entſtanden;
Hinter ſeines Roſſes Hufen
Wachſen Thürme aus dem Thale;
Wo ſein Roß er tanzen läßt,
Da erbauen ſich Gebirge.
Längs der Zinnenbrücke brauſend
Flammt ſein Reitroß wie der Blitzſtrahl,
Glänzt der Streithengſt wie ein Sternbild,
Er ſitzt drauf gleich einer Sonne
Und ſein Hut gleicht einem Thurme.
Bänder flattern hoch im Wind

Wie das Kreuz von Riga raget,
Und ſein Gurt gleicht Narwa's Fahne.
Geht er — blitzt es gleich im Himmel,
Wandelt er — ſo donnert's wieder;
Auf ihn ſchauten Wierlands Weiber,
Liebeſieche Lauſcherinnen,
Und es dacht' wohl eine Jede:
„Wackrer Mann, o Womba Wido!
Wär' doch mir der Burſch beſchieden,
Mir der Schwarzen-Scholle-Wender,
Unſer ſolch ein Bräutigam!
Einen Sommer wollt ich faſten,
Einen ganzen wüſten Winter
Nähm ich keinen kleinſten Biſſen;
Ihm nur ſpendet' Speiſe ich,
Braungebratnes Sommerſchäfchen
Brodelndbräunlich, knusperlieblich,
Butterbrödchen ſollt er eſſen
Und auf Kiſſen ſollt' er ſchlafen!"
Alſo ſangen Harrjens Holde,
Wimmerklagten Wierlands Weiber.
Doch mein Bruder ritt vorüber,
Keine Fremde wollt' er freien,
Hier im eigenen Gebiete
Schaut er um nach einer Schönen.

Als die Schweſter ſo geſungen,
Leuchteten der Bräutchen Blicke,
Und die Schweſter, die es ſchaute,
Trieb nun alle gleich nach Hauſe,
Daß nicht Alterweiberwimmern
Ab ſie von der Ehe wende.
Und auf Silbermondes Stegen
Wandelten ſie hier und dorthin.
Hinter den Hopfengarten heimlich
Schlich ich ſchnell und fand die Schweſter
Zwiſchen ſchmalem Zaunweg harrend.

„Schöne Schweſter, ſchlaue Schweſter,
Lächelnd dank ich für dein Loben,
Möchte mir's zur Minne dienen!
Mir gefielen dieſe Viere:
Anna, Nedo, Tio, Maie.
Drei von ihnen ſangen Lieder,
Alle voller ſüßer Sehnſucht,
Maie nur ſang andre Weiſen
Und grad' dieſe möcht' ich minnen."

Und es ſprach die ſchlaue Schweſter:
Bruder, beſter Bruder mein!
Morgen bei des Nebels Neigung
Mußt du weite Wege wandeln,
Rüſte reich den guten Gaul,
Bind den Hut mit bunten Bändern,
Daß ſie weit im Winde wehen.
Schief zur Seite ſteh der Hut,
Rings mit Seide ſchön umwunden,
Flechte deines Pferdes Mähnen,
Frangen bind um Pferdes Feſſel,
Troddeln trag es auf dem Haupte,
Meſſingmünzen in der Mähne,
Seiden ſei der Schweif umſchlungen*).
Hell erglänze ſo dein Hut
Wie der Halbmond hoch am Himmel.
Flatternd flimmern blaue Bänder
Wie die Schimmer-Sterne dort,
Reite flink auf Richtepfaden
Durch des Dorfes Gaſſe zeitig,
Wirſt der Deinen dann begegnen,
Die das Schickſal dir erſehen,
Die das Glück dir aufgefunden.

*) Von einem ſolchen Pferdeputz iſt auf ein hohes Alter dieſes epiſchen Gedichts zu ſchließen.

Vierte Rune.

Freiers Frühritt.

Womba Wido findet Palla Maie am Brunnen.

Hat der Hahn vom hohen Balken
Nicht zum zweitenmal gekrähet?
Schimmert an dem Saum des See's
Nicht der Mund der Morgenröthe?
Wird es in dem Schwalbenneſte
Nicht ſchon laut von Plaudereien?
Womba Wido rafft ſich rüſtig,
Wählt die ſchönſten Brautgeſchenke,
Seidne Tücher, Silberringe,
Süße Speiſen, Wein der Werbung,
Sattelt dann das ſtolze Roß,
Setzt den Hut ſich auf die Seite
Und dann ſprengt er in die Weite.

Flammend wie ein Feuerofen
War das rothe Roß zu ſchauen,
Gleich dem Sterne glänzt der Schimmel,
Eine Sonne drauf der Reiter.
An die „Finnenbrücke" flog er
Ueber alle Inſelberge,
Wankend ſchwankt die hohe Brücke
Donnerten die Strebebalken*).
Grauer Vogel wich ins Wäldchen,
Flatternd in den Buſch das Birkhuhn
Und der ſchwarze Hahn verſchwand.
Langſam ritt er durch das Dörfchen,
Durch die zaunbegränzte Gaſſe.
Als er ſo dem Brunnen nahte,
Schaute er die ſchöne Maie,
Die geſchäftig Waſſer ſchöpfte.
Neben ihr verſtändig blickend
Saß ein Spitz und bellte grüßend.

*) Suome Silta? Wahrſcheinlich nur der Alliteration wegen. Es giebt keine andere Brücke nach Finnland als das Eis des finniſchen Meerbuſens.

„Schöpfst du Waſſer, wackres Mädchen,
Hebſt du Kühlung für die Heerde?
Reich auch meinem Roß die Labe!“
Und das Mädchen, freundlich grüßend,
Reicht dem Roſſe hin den Eimer,
Und der Graue trank begierig.
Und der Jüngling und das Mädchen
Blickten Beide in den Eimer.
Wido ſchaute Maies Augen,
Schöne, blaue, frohe Augen,
Und vom Pferde niederſteigend,
Sprach er liſtig ſo zum Mädchen:

„Weiter Wege Wandrer bin ich,
Bin ein herrſchaftlicher Herold,
Habe heut am Hof Geſchäfte.“
Aber lächelnd ſprach das Mädchen:

„O du trügeriſcher Knabe!
Nicht zu Hofe, nein zur Hochzeit
Eilſt Du — ein verliebter Herold.
Blau gewirkte weiße Handſchuh
Haſt du da an deinen Händen.
Blitzen Bänder nicht am Hute?
Um den Rock ein rother Reitgurt?
Sprich, wozu dies Wetterleuchten
Ohne Donner, ohne Sprache?“

Wido drauf erwiedernd lachte:
„Wenn du mich ſo ſchlau durchſchaut haſt,
Mußt du hübſch mir jetzo helfen.
Welche wohl von euren Mädchen,
Von den blonden Kronenköpfchen*),
Soll ich wählen mir zum Weibe?
Wenig kenn' ich eure Holden;

*) Die Krone, Perg. iſt ein breites rothes oder blaues Band, das über einen Reifen geſpannt iſt und von verſchiedener Höhe (je nach den Kirchſpielen) von 1—4 Zoll Höhe. Nur unbeſcholtene Mädchen dürfen die Krone tragen.

Nun von dir möcht ich's erforschen.
Welche wählte meinen Wein*) wohl?"

Maie schwieg und zu dem Brunnen
Schaute sie beschämt hernieder,
Und des Wassers Schillerspiegel
Strahlt zurück der Wange Röthe.

„Viele Mädchen giebt's im Dorfe,
Sprach sodann das Kronenköpfchen,
Nicht aus andrer Mund zu hören
Brauchen wir, was uns bestimmt ist.
Viele Zeichen hat der Kluge,
Kundig seines Glücks zu werden,
Dumme brauchen Ohrenbläser.
Reite nur, und wo dein Rößlein
Plötzlich an der Pforte still steht,
Da kannst dreist hinein du reiten;
Denn an einer solchen Pforte
Hast du oft gewiß geweilet".

Also sprach das kluge Mädchen,
Und sie streichelte des Schimmels
Wassertriefend Maul und Nase,
Warme, weiche Lebensthore.
Und der muntre Gaul erfaßte
Spielend ihres Hemdes Aermel
Leis mit seinen weichen Lippen,
Zupfte dran mit zarten Zähnen,
Schnopperwiehernd lehnt er leicht dann
Seinen Kopf an ihre Schulter,
Und das Mädchen litt es lächelnd.
Aber Womba Wido sagte:

„Euren Pforten blieb ich ferne,
Hab bei keiner angehalten,
Will auch heut an keiner harren.

*) Der Freiwerber führt Wein und Geschenke bei sich. Nimmt das Mädchen die Geschenke an, so kann sie sich noch später besinnen und sie zurücksenden; berührt sie aber mit den Lippen das ihr dargebotene Glas, so ist das Jawort ganz entschieden. Oft steht der Freiwerber stundenlang vor dem Mädchen, ehe es sich zu dieser symbolischen Handlung entschließt.

Lange ruhen reiche Mädchen,
Lang verſchloſſen blieb die Pforte.
Aber alles iſt erfüllt ja,
Wie die Schweſter es geſchauet:
Treffen würde ich die Würd'ge,
Die das Schickſal mir beſchieden,
Noch in dämmernd friſcher Frühe,
Bei des Nebels naſſer Neigung,
In des Thaues Tropfentanze.
Und nun ſieh, die Sonne ſteigt dort
Herrlich an dem hohen Himmel;
Alle Wolken ſtehn erwartend
Goldgeſäumte Hochzeitsgäſte,
Silberſeidne Schmückerinnen.
Dieſer Brunnen iſt der Altar,
Der uns Lebenswaſſer ſpendet,
Und wir ſtehn, wie in der Kirche.
Halte mir die Haſt zu Gute;
Merke ſchlug ich nie in Raſen,
Schnitt nicht Zeichen in den Zaunpfahl,
Wühlte in den Weg nicht Kreuze,
Um den Pfad zu dir zu finden.
Plötzlich hab ich es empfunden:
Mir gehört dies muth'ge Mädchen,
Sonngebräuntes Brunnenbräutchen
Mit den blauen Augenblüthen,
Rübenrother Wangenwölbung.
Sieh, an deiner Aermel Weitung
Sind zu ſchau'n des Werbers Zeichen:
Meines ſchlauen Schimmels Zahnſpur.
Junges Mädchen, gutes Mädchen,
Willſt du nicht die Meine werden?"
Und die ſchöne Mai erſchauernd
Wich zurück und zaudernd ſprach ſie:
„Magd bin ich in dieſem Dorfe,
Hab' hier keine Angehör'gen.
Längſt geſtorben iſt die Mutter

Und den Vater hat vor Jahren
Zum Soldaten man genommen.
Ob er lebt, wer könnt' es wiſſen?
Doch ich habe einen Oheim,
Meiner Mutter ältſten Bruder,
Der im tiefen Walde wohnet
Abraam ein Schmied und Weiſer*).
Dieſen frage und erforſche,
Ob die Nichte er gewährt dir."

„Wohl, ſprach Wido, alſo ſei es!
Und als Merkmal und als Zeichen
Meiner eigentlichen Meinung
Nimm ſo Silberring als Seide
Und als Pfand von deinem Jawort."

Doch das Mädchen weigert beides,
Weder Tuch noch Ringlein wollt ſie.

„Wohl gefall'n mir deine Gaben,
Sprach ſie mit beſcheidner Freude,
Aber laß mich an der Sitte**),
An der alten, heil'gen halten:
Wenn mein Oheim mich nicht weigert,
Wenn du mich als Braut gewonnen,
Dann iſt's Zeit zu Liebesgaben.
Reite nun, bevor die Leute
In dem Dorfe da erwachen.
Dorfesweiber, böſe Weiber,
Streng ſind des Gebietes Weiber,
Ohrenflüſtern und Geſchichten
Neſteln ſie in Mädchenflechten
Und beſprechen und bekritteln
Unſre weißen Hemdeärmel,
Und man braucht dann Schwert und Scheere,
Abzuſchneiden ſolch Geſchwätze.

*) Tark, ein Beſchwörer, Diebfinder ꝛc.

**) Dieſe Sitte iſt jetzt abgekommen. Auch die Herrſchaft erſetzt jetzt die Verwandten, wenn dieſe nicht am Orte leben.

Reite drum, wenn deinem Weibe
Einſt du Achtung willſt erhalten."

Alſo ritt von dannen Wido,
Doch er blickt zurück zum Brunnen,
Auch der Schimmel ſchielte rückwärts,
Hob das Ohr und ſenkt's und horchte,
Ob er Waſſerlaut erlauſchte.
Aber Maie blieb am Brunnen,
Stieß zur Tiefe hin die Stange
Mit des Eimers Eiſenringen.
Hoch in Lüften ſchwebt das Halbrad*)
An des Schwengels ſchwerem Ende,
Senkt ſich dann zur Erde nieder
Und gefüllt erſchien der Eimer
Mit des Waſſergeiſtes Gabe,
Die der bärt'ge Merri-Turſas**)
In dem Herz der Erde hütet.

(Schluß folgt.)

Dr. Bertram.

*) Ein altes zerbrochenes Rad als Gegengewicht am Brunnen, ſieht man häufig.

**) Der Gott des Waſſers.

Literariſches.

— Melanchthon's Rede de legibus. — „Ereptus est.... terris Vir praestantissimus et summus, optime de tota Ecclesia suis laboribus meritus, pietate, virtute, sapientia et eloquentia excellentissimus, cuius ingenium plane fuit divinum et domicilium spiritus sancti, eruditio multiplex et paene incredibilis". (Er iſt der Erde entriſſen der ſeltene, große Mann, der ſo hohe Verdienſte um die ganze Kirche hat, der an Frömmigkeit, Männlichkeit, Weisheit und Beredſamkeit ſo hervorragend, deſſen göttliche Seele die Wohnung des heiligen Geiſtes, deſſen Bildung ſo vielſeitig und faſt unglaublich war.) Dieſe Worte ſprach Jakob Heerbrand am 15. Mai 1560 in der Aula der Tübinger Univerſität zum Gedächtniß des erſt vor wenigen Wochen heimgegangenen Melanchthon, und wie ſolche Worte den Zeitgenoſſen des großen edlen Mannes aus der Seele geſprochen waren, wie ſie damals in allen deutſchen Gauen nachgehallt, ſo haben ſie wiedergeklungen nach drei Jahrhunderten. „Viele verſtehen dominum Philippum nicht," klagte Luther ſeiner Zeit — und wie konnte es anders ſein; auch heute und in Zukunft wird man ſo noch zuweilen klagen können, weil bei dem Feuereifer Luthers und der verſöhnlichen Milde Melanchthon's ſo leicht Parteilichkeit unſer Urtheil beſchleicht und es abirren läßt vom rechten Wege. Das aber hat die Feier des dreihundertjährigen Todestages Melanchthon's (7. (19.) April) gezeigt, daß man in Deutſchland und in den proteſtantiſchen Gemeinden Rußlands jetzt beſſer als zuvor weiß, was des großen Reformators großer Freund ſeiner Zeit war, und was er unſerer Zeit ſein muß. Es kann natürlich nicht unſeres Amtes und nicht unſere Abſicht ſein, die Verdienſte Melanchthon's um die Kirche und um die ganze humane Bildung ſeiner und der folgenden Zeit hier hervorzuheben; wir wollen unſere Leſer nur auf ein kleines Werkchen Melanchthon's aufmerkſam machen, das eben jetzt in einer neuen Ausgabe erſchienen, wol verdiente, häufiger, als es zu geſchehen pflegt, beachtet zu werden, auf die oratio de legibus, eine Perle unter den Declamationes Melanchthon's. Die Alten wie die Neuen haben viel und

manches Vortreffliche über Geſetze geſchrieben; auch iſt von Alters her den Geſetzgebern wie allen, die zur Pflege des Rechts berufen ſind, vieles ernſt an's Herz gelegt; den jüngeren Männern aber, die den ſchmalen, ſteilen Pfad der Rechtsübung betreten, hat wol keiner mit edlerer Begeiſterung ein würdigeres Wort geredet, als der, deſſen weites Herz ſo voll von Liebe zur Gerechtigkeit war, als Melanchthon in dieſer oratio de legibus. Wer ſie mit rechter Wärme in ſeinen jungen Jahren geleſen, der wird im Alter gewiß gern bekennen, ein wie treuer Führer ihm dies Werkchen geweſen. Schade nur, daß es, meiſtens verſteckt unter den übrigen Reichthümern der Melanchthon'ſchen Muße und meiſtens den Ausgaben größerer Werke eingereiht*), verhältnißmäßig ſchwer zugänglich war. Um ſo dankenswerther iſt es, daß Theodor Muther, ein Juriſt, der ſich ſeit lange mit dem Studium der Reformationszeit beſchäftigt, durch einen ſorgfältigen Separatabdruck aus der editio princeps dieſe Rede Melanchthon's wieder zugänglicher gemacht und an die Verdienſte des Reformators um die Jurisprudenz wieder einmal erinnert hat**). Eine größere Verbreitung wird dies Werkchen freilich erſt dann finden, wenn der Herausgeber ſich dazu verſtünde, ſeinen Abdruck aus der Form eines Programms in ein kleines handliches Büchelchen, ähnlich der Böcking'ſchen Ausgabe von Hutten's epistulae obscurorum virorum, umzuwandeln. Dann aber wünſchten wir unnütze Gelehrtenpedantereien wie die, ob dieſer oder jener Codex desyderant oder desiderant, caussa oder causa ꝛc. hat, fort; das kann die Welt nicht beglücken. Wir hoffen, daß durch dieſe Zeilen die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer, die ja auch Freunde Melanchthon's ſind, auf die oratio de legibus hingelenkt iſt und wünſchen, daß der Herausgeber uns bald das ſeine opusculum in [illegible]ner, netter Geſtalt bringen möge. Des wirklich Guten iſt nie zu viel. Dr. Beckhaus.

*) Die editio princeps iſt vom Jahre 1520. 8°. (Hoganoae excudebat Johan. Secer), demſelben Jahre, in dem ſie verfaßt wurde; dann iſt ſie in zwei Ausgaben der Selectae Declamationes Philippi Melanthonis vom Jahre 1541. 4°. und 1564. 8° und im 11. Bande des von Gottl. Bretſchneider herausgegebenen Corpus Reformatorum (Halis Saxonum. 1843. 4°.) enthalten.

**) Philippi Melanthonis de legibus oratio denuo edita a Joanne Georgio Theodoro Alberto Antonio Muther. Regimonti Prussorum A. D. MDCCCLX. Typis academicis Dalkowskianis.

Redacteure:
Theodor Böttticher, Livl. Hofgerichtsrath.
Alexander Faltin, Rigaſcher Rathsherr.

Inhalt.

Karl Petersen . . . . . Seite 383.
Ueber die geographischen Gränzen und die Nationalität der Wissenschaften . . . . . „ 409.
Die Schule und das Leben . . . . . „ 416.
Zur Geschichte und zum Verständniß der estnischen Volkspoesie . . . . . „ 431.
Womba Wido . . . . . „ 448.
Literarisches . . . . . „ 479.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift" wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 C., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatsschrift durch Fr. v. Böttticher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatsschrift in Riga" erbeten.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes sechstes Heft.

December 1860.

Riga, 1860.

Baltische Monatsschrift.

Zweiten Bandes sechstes Heft.

December 1860.

An. 20821.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Est- und Kurland:
Coll.-Rath Schütze.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Inhalt
des erſten Bandes.

Erſtes Heft.

Acht Monate des Jahres 1859. Eine Rundſchau . . . Seite 1.
Das Teſtament Peters des Großen, von G. Berkholz . . „ 61.
Die ruſſiſche Staatsſchuld . . . . . „ 73.

Zweites Heft.

Das Schisma der ruſſiſchen Kirche . . . . . „ 105.
Staats- und völkerrechtliche Fragen während des letzten italieniſchen Krieges und ihre Behandlung durch die deutſche Preſſe, von C. Neumann. . . . . „ 157.
Telegraphie und Naturwiſſenſchaft, von Mädler . . . . „ 178.
Ein Blick auf die ländlichen Zuſtände Kurlands, von A. von Hevking . . . . . „ 186.

Drittes Heft.

Das Schisma der ruſſiſchen Kirche (Schluß) . . . . . „ 205.
Ueber Mädchenerziehung, von C. Hoheiſel . . . . . „ 241.
Zur Geſchichte unſeres „Volkes“ in Kurland, von G. Braſche „ 267.
Die Geld- und Bankfrage in Finnland, von G. Hernmarck „ 284.

Viertes Heft.

Ueber die Entwickelungsfähigkeit des Amurlandes, insbeſondere in mercantiler Beziehung (nebſt Karte), von G. Gerſtfeldt . . . . . Seite 291.
Alexander von Humboldt, von Jegór v. Sievers . . . „ 356.
Zur Geld- und Handelskriſis in Rußland . . . . . „ 370.
Die Centralſchule für Handel und Gewerbe in Riga, von H. v. Stein . . . . . „ 376.
Denkſchrift über die Mitauer Präſtanden . . . . . „ 381.

Fünftes Heft.

Frau von Krüdener, von C. Schirren . . . . . „ 303.
Die große ruſſiſche Eiſenbahn-Geſellſchaft . . . . . „ 423.
Die Werthſchätzung der Wiſſenſchaften, von L. Mercklin „ 450.
Polniſche Skizzen, von Dr. Bertram . . . . . „ 463.
Reformen in Rußland . . . . . „ 474.

Sechstes Heft.

Der naturwiſſenſchaftliche Unterricht in der Volksſchule, von Mädler . . . . . „ 481.
Ein Heft einer ruſſiſchen Zeitſchrift, von C. Schirren . . „ 502.
Der Verkauf der Reichsdomainen als Finanzmaßregel . . „ 526.
Die Thronbeſteigung der Kaiſerin Anna . . . . . „ 553.
Aus Nizza . . . . . „ 572.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Erſtes Heft.

Reinhold Johann Ludwig Samſon von Himmelſtiern, von W. von Bock . . . . . Seite 1.
Der Einfluß des Küttisbrennens auf die Witterung, von Mädler . . . . . „ 39.
Der Verkauf der Reichsdomainen als Finanzmaßregel (Schluß) . „ 46.
Die ruſſiſche Belletriſtik des Jahres 1858 . . . . . „ 72.
Ueber Liberalität in der Jugenderziehung, von A. Schwartz „ 84.

Zweites Heft.

Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Ackerbau-Induſtrie in Liv- und Eſtland . . . . . „ 99.
Die Staatswiſſenſchaften in der bürgerlichen Geſellſchaft, von A. Bulmerincq . . . . . „ 134.
Nachtrag zu dem Aufſatze über „Telegraphie und Naturwiſſenſchaft", von Mädler . . . . . „ 144.
Ueber die Autonomie der livländiſchen Städte . . . . . „ 149.
Ueber die Unterſtützungscaſſe für evangeliſch-lutheriſche Gemeinden in Rußland, von W. Hillner . . . . . „ 161.

Drittes Heft.

Die landärztlichen Verhältniſſe, insbeſondere Kurlands, von A. Laurenty . . . . . „ 189.
Weltanſprüche und Mädchenerziehung . . . . . „ 229.
Ein Bild aus dem Pugatſchew'ſchen Aufſtande . . . . „ 242.
Die Gemeinden als Arbeitgeber . . . . . „ 265.
Die Maßregeln gegen die Rinderpeſt im Königreich Polen, von Jeſſen . . . . . „ 272.
Literariſches (Das vergeſſene Dorf von Nekraſſow — „Zur Reviſion des Erbrechts vom Standpunkte der Ethik") „ 282.

Viertes Heft.

Das letzte Jahrzehnt deutſcher Literatur und deutſchen Lebens Seite 289.
Zur Beleuchtung der agrariſchen Verhältniſſe in den Oſtſeeprovinzen, von C. v. d. Recke . . . . . „ 323.
Zur Erziehungsfrage . . . . . „ 335.
Ueber den Zuſammenhang der antiken Architektur mit dem chriſtlichen Kirchenbau, von L. Mercklin . . . . „ 349.
Die Phyſiologie der ruſſiſchen Droſchke, von Dr. Bertram „ 367.

Fünftes Heft.

Karl Peterſen, von Victor Hehn . . . . . „ 383.
Ueber die geographiſchen Grenzen und die Nationalität der Wiſſenſchaften, von G. Adelmann . . . . . „ 409.
Die Schule und das Leben . . . . . „ 416.
Zur Geſchichte und zum Verſtändniß der eſtniſchen Volkspoeſie, von Dr. Bertram . . . . . „ 431.
Womba Wido, von Dr. Bertram . . . . . „ 448.
Literariſches (Melanchthon's Rede de legibus) . . . . „ 479.

Sechstes Heft.

Die Sonnenfinſterniß vom 18. Juli 1860, von Mädler „ 481.
Rückblicke auf die Entwickelung der kurländiſchen bäuerlichen und Güterverhältniſſe ſeit 1817, von C. Neumann „ 508.
Womba Wido (Schluß), von Dr. Bertram . . . . . „ 518.
Zur Broſchüren-Literatur . . . . . „ 548.
Der erſte Jahrgang der Baltiſchen Monatsſchrift . . . . „ 571.

Die Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1860.

Es hat dem Verfasser geschienen, daß ein Unternehmen, welches zwar im fremden Lande ausgeführt, gleichwohl mit heimischen Kräften und Mitteln zu Stande gebracht worden, gar wohl einen Raum in diesen Blättern beanspruchen dürfe, und er giebt deshalb im Folgenden eine Ueberschau dessen, was in Veranlassung dieser merkwürdigen Himmelsbegebenheit von ihm und seinen Mitarbeitern geleistet worden. Eine vollständige wissenschaftliche Relation muß er für einen andern Ort sich vorbehalten.

Von allen für Europa sichtbaren totalen Sonnenfinsternissen dieses Jahrhunderts konnte die gegenwärtige, nächst der von 1842, als diejenige betrachtet werden, für welche die meiste Wahrscheinlichkeit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute stattfand. Jahres- und Tageszeit, Klima der betreffenden Gegenden und so manches Andere vereinigte sich, um Alles, so weit es im voraus beurtheilt werden konnte, aufs günstigste zu gestalten.

Ein Umstand, der zu den allerseltensten gerechnet werden muß, zeichnete diese Finsterniß vor allen andern aus. Bei den Berechnungen, die der Vers. 1858 über diese Himmelsbegebenheit unternahm, ergab sich das unerwartete Resultat, daß 4 Planeten und gerade die 4 hellsten, gleichzeitig am Tage der Finsterniß nahe bei der Sonne stehen und mit einander eine rhomboidische Figur bilden würden. Den interessanten Fund machte ich sofort öffentlich bekannt, Leverrier machte in der französischen Akademie davon Mittheilung, knüpfte daran sogar die kühne Hoffnung, daß ein neuer

Findling, etwa der von Lescarbault geſehene, ſich gleichfalls hinzugeſellen werde und forderte zur möglichſt zahlreichen thätigen Theilnahme auf.

Aehnliches geſchah in der Verſammlung der Britiſh Aſſociation von Airy und mehreren Andern, und die Königin Victoria ſtellte denen, welche von England aus ſich in die Finſternißzone zur Beobachtung begeben wollten, gleichviel ob Briten oder Ausländern, ein großes Dampfſchiff, den Himalaya, zur Dispoſition, auf dem gleichzeitig für alle Bedürfniſſe der Theilnehmer aufs reichlichſte geſorgt war.

Die ruſſiſche, franzöſiſche, preußiſche, hannöveriſche und mehrere andere Regierungen blieben nicht zurück, ſpendeten reichliche Mittel zur Unterſtützung dieſer Unternehmungen und entſendeten kundige Beobachter nach Spanien, dem einzigen europäiſchen Lande, wo die Finſterniß total erblickt werden konnte. Rußland entſandte fünf Beobachter: Otto Struve und Winnecke von Pulkowa, Rechnienſky von Petersburg, Prazmowſky von Warſchau und mich. Die beiden erſtgenannten beobachteten in Pobes, Herr Rechnienſky und Prazmowſky in Briviesca und ich in Vitoria.

Im Ganzen waren 80 — 100 Beobachter in Spanien und Algier wiſſenſchaftlich thätig und auf die verſchiedenen Punkte ſo vertheilt, daß ſie gruppenweis beobachteten.

Man wird vielleicht fragen: wozu ſo Viele? Hierauf dient zur Antwort: erſtens weil das Phänomen in ſeinem geſammten Umfange ein ſo überaus mannigfaltiges iſt, daß ſchon deshalb eine Theilung der Arbeit nöthig wird; zweitens weil es von ſo ungemein kurzer Dauer iſt, daß die nothwendige Raſchheit der Auffaſſung eine ſtrenge Genauigkeit des Details, wie ſie bei gehöriger Muße erlangt werden könnte, ganz unmöglich macht. So kann nur die Combination alles deſſen, was möglichſt Viele wahrgenommen haben, ein verläßliches Reſultat geben, während die Beobachtung des Einzelnen, und wäre er der geſchickteſte Aſtronom, in ihrer Iſolirung wenig oder nichts lehren könnte.

Da die Vorzeit dies verkannte, ihr auch viel zu wenig wiſſenſchaftliche Kräfte zu Gebot ſtanden, ſo ſind uns aus jenen Jahrhunderten auch nur dürftige, unverſtändliche, großentheils auch entſchieden falſche oder übertriebene Nachrichten überliefert worden. So erzählt ein Liſſabonner Chroniſt: die Dunkelheit ſei ſo groß geworden, daß man ſeinen eigenen Schritt nicht habe ſehen können; andere bringen ſie mit Erdbeben und ähnlichen Naturereigniſſen ſchädlichſter Art in Verbindung. So wurde eines der herrlichſten und erhebendſten Schauſpiele, das uns der Himmel

bietet, in einen Gegenſtand des Schreckens und der Verzweiflung verkehrt, und wo vollends die Vorausberechnung mangelhaft und unſicher war, vielleicht auch gänzlich fehlte, traten die bedauerlichſten Exceſſe ein. Fanatiſche Mönche reizten den Pöbel zur Judenverfolgung, reſp. Vertilgung auf; in China peitſchte man die Hunde, damit durch ihr Gebell der große Drache in Schreck geſetzt und verhindert werde, die Sonne zu verſchlingen; die Brunnen wurden zugedeckt und verſchloſſen, damit das aus der Luft herabfallende Gift ſie nicht verderbe und dergleichen mehr.

Eine beſſere Zeit kam: die Vorausbeſtimmung erhielt feſtere Grundlagen, man belehrte das Volk über die wahren Urſachen und Veranlaſſungen des Ereigniſſes und beobachtete ohne Zittern und Zagen. Aber noch war die Wiſſenſchaft in einer gewiſſen Einſeitigkeit befangen und man glaubte alles gethan zu haben, wenn es gelang, die Momente genau zu notiren zum Behuf von Längen- und Breitenbeſtimmungen unſeres Erdkörpers und zur Berichtigung der Mond- und Sonnentafeln. Alles ſehr gut, ja nothwendig; wir danken es dem 18. Jahrhundert und werden nicht nachlaſſen dieſe Arbeit fortzuſetzen; aber wir vermiſſen ſchmerzlich das, was man damals unterlaſſen, großentheils auch unterſchätzt hat: die Beobachtung der phyſiſchen Vorgänge, wie ſie namentlich bei totalen Sonnenfinſterniſſen, theilweiſe aber auch bei ſolchen, die es nur nahezu ſind, angeſtellt werden können.

So haben wir uns nicht zu wundern, daß gerade das intereſſanteſte und wichtigſte Phänomen, die rothen Vorſprünge (Protuberanzen) am Umkreiſe der Scheibe, *zuerſt* 1842 zur Sprache kam. Littrow und Schumacher hatten in Wien, wo die damalige Finſterniß total erſchien, ganz unerwartet auf dem Grunde der Lichtkrone dieſe Vorſprünge wahrgenommen. Daſſelbe war an andern Orten, z. B. in Narbonne, von fünf dort beobachtenden Aſtronomen wahrgenommen worden und man fragte ſich verwundert, wie es denn möglich geweſen, daß ein ſo auffallendes Phänomen früher nicht wahrgenommen worden, und ob es vielleicht eine ganz zufällige und nur bei *dieſer* Finſterniß ſtattgehabte Erſcheinung geweſen ſei? Die Antwort ergab ſich bald: nicht allein in den nächſtfolgenden totalen Sonnenfinſterniſſen, wie beiſpielsweiſe der von Kuchzinsky auf den Sandwichsinſeln beobachteten, zeigten ſich ähnliche Protuberanzen, ſondern man fand auch, daß Byrger Baſſenius 1740 und Ulloa 1776 *wahrſcheinlich* daſſelbe geſehen hatten. Leider ſind die Berichte beider Beobachter zu unbeſtimmt gehalten. Ulloa ſpricht von einem Wiedererſcheinen eines *Punkts der*

Sonne, während diese selbst erst viel später erschien, und man hatte daraus sogar ein Loch im Monde machen wollen, das erst meine Mondkarte gründlich verstopft hat. Vassenius aber war durch einen ungeschickten Mitbeobachter, dem er sein Fernrohr gab und der nicht einmal den Ort des Phänomens damit aufzufinden verstand, behindert worden genauer zuzusehen.

Die Finsterniß von 1851, von der man viel erwartete, täuschte die meisten Beobachter und auch mich; von 18 russischen Stationen sahen 13 nichts, 2 etwas und nur 3 konnten sich eines klaren Himmels erfreuen; doch die wenigen Begünstigten hier wie in Preußen und Schweden sahen deutlich und in überraschender Ausdehnung die rothen ins Violette spielenden Protuberanzen. Sogar sah man einen wolkenähnlichen Fleck von gleicher Farbe, der nicht an der Scheibe haftete, sondern dicht neben ihr frei schwebte und sich vom Monde (oder eigentlich der Mond von ihm) entfernte. Nicht minder ließ die brasilische Sonnenfinsterniß von 1858 dieselbe Erscheinung wahrnehmen.

Die allerverschiedensten Erklärungsversuche waren durch das merkwürdige Phänomen hervorgerufen, der Streit darüber theilweise mit polemischer Heftigkeit geführt worden, und es war klar, daß eine Entscheidung nur durch möglichst zahlreiche und zuverlässige Beobachtungen, erlangt unter günstigen Umständen, herbeigeführt werden konnte.

War nun dies auch der hauptsächlichste, so war es doch keineswegs der einzige Gegenstand der Beobachtung. Ich hatte zum Gebrauch der zu erhoffenden Mitbeobachter bereits in Dorpat ein Verzeichniß von 21 verschiedenen Beobachtungsgegenständen, theils astronomischen, theils terrestrisch-atmosphärischen, entworfen. Bereitwillig theilte man sich in die Arbeit, und wiewohl kein einziger der Theilnehmer das Hauptphänomen ganz aus den Augen ließ — wem möchte man auch so etwas zumuthen! — so war ich doch so glücklich, auf die meisten der von mir gestellten Fragen bestimmte Antworten, zum Theil in gar nicht erwarteter Ausführlichkeit zu erhalten.

Hier ist es übrigens am Orte zu erwähnen, daß man bei der Wahl dieser Mitbeobachter nicht ausschließlich nur auf Astronomen oder gar nur auf Sternwarten-Directoren beschränkt ist. Die Zeitmomente in erforderlicher Schärfe, die Messungen und feinern Untersuchungen können allerdings nur dann Werth haben, wenn sie von einem mit der Wissenschaft hinreichend Vertrauten herrühren. Doch um Farben und Lichterscheinungen wahrzu-

nehmen, meteorologische Instrumente abzulesen, die Vorgänge in der umgebenden Natur, die Erscheinungen an Pflanzen und Thieren aufzuzeichnen und so manches andere wird nicht allein eben so gut, theilweise sogar noch besser von Personen beobachtet werden, die nicht zu den Astronomen zählen. Ich will hier nur erwähnen, daß die richtige Auffassung und Bezeichnung von Farben stets besser von Frauen als von Männern besorgt werden wird.

Wohl aber zähle ich zu den nothwendigen Requisiten: ein gesundes offenes Auge, einen regen Sinn für das Große und Schöne in Gottes Natur, eine Unbefangenheit und Freiheit des Urtheils, nicht getrübt durch Vorstellungen von Dingen, die man durchaus glaubt sehen zu müssen; endlich eine Darstellungsgabe, die das, was man gesehen, zu trennen weiß von dem, was man sich dabei gedacht. Wo diese Eigenschaften sich vereinigt finden — und glücklicherweise sind sie nicht so selten — da können brauchbare Beiträge zum Ganzen erwartet werden und kein Astronom sollte bei ähnlichen Gelegenheiten eine solche Hülfe verschmähen.

Was würde aus den Naturwissenschaften werden, wenn man alle Entdeckungen und Bereicherungen, die nicht von eigentlichen Fachgelehrten herrühren, streichen wollte, ähnlich wie noch vor 80 Jahren in die britischen Seekarten keine neue Entdeckung eingetragen wurde, die nicht von einem königlichen Marine-Officier gemacht war. Unsere Kometentafeln zeigen 11 von Damen (Caroline Herschel, Maria Mitchell und Charlotte Rümker) entdeckte auf, und wenigstens 30 andere, die wir Nichtastronomen (dem Bauer Palitzsch, dem Zwirnhändler Gärtner u. a.) verdanken. Littrow hat uns eine Abhandlung: „Privatbestrebungen auf dem Gebiete der Astronomie" geschrieben; er hätte den zahlreichen und glänzenden Beispielen, die er aufführt, gewiß noch eben so viele gleich wichtige hinzufügen können. Ein neumärkischer Postmeister entdeckte zwei Planeten, nachdem seit der letzten von einem Bremer Arzte gemachten derartigen Entdeckung 37 Jahre verflossen waren, ohne daß ein Astronom einen solchen Fund gethan; und nun sind gar 13 von einem französischen Maler gemacht worden. Daß man solche Namen dann später den eigentlichen Astronomen hinzuzählt, ist einfache Gerechtigkeit, ändert aber nichts am Charakter ihrer früheren Arbeiten.

Somit habe ich die Gesichtspunkte dargelegt, von denen ich mich leiten ließ, als ich meine Vorbereitungen auf der Station Vitoria (Hauptstadt der Provinz Alava) zu treffen hatte. Nicht anders verfuhr ich 9 Jahre

früher in Breſt-Litowsk und nur ſo iſt es mir gelungen, bei der damaligen in Beziehung auf das Hauptphänomen mißlungenen Expedition Reſultate zu erhalten, die wenngleich von untergeordnetem, dennoch aber nicht zu verkennendem wiſſenſchaftlichen Werthe ſind.

Vier meiner Mitarbeiter in Vitoria rangiren zu den eigentlichen Aſtronomen; zehn andere in die weitſchichtige Rubrik der Dilettanten. Sie werden weiterhin ſämmtlich namhaft gemacht und das Reſumé ihrer Specialberichte bei jedem derſelben mitgetheilt werden.

Da ich ſonach nicht bloß für mich allein, ſondern für eine nicht unbeträchtliche Zahl von Beobachtern die Einrichtungen zu treffen, und zwar in kürzeſter Friſt zu treffen hatte, ſo mußte mir im fremden Lande, wenig vertraut mit deſſen Sprache und geſellſchaftlichen Einrichtungen, die Hülfe doppelt willkommen ſein, die mir auf Verfügung des ſpaniſchen Gouvernements in ſo ausgedehnter Weiſe geleiſtet wurde, daß jeder unſerer Wünſche ſofort erfüllt wurde und wir am 18., dem entſcheidenden Tage, nicht das Geringſte von dem vermißten, was zur erfolgreichen Ausführung unſerer Beobachtungen erforderlich war. Selbſt ein 120 Mann ſtarkes Militärcommando beſetzte auf Verfügung des Gouverneurs, Vizconde de Cerro, den ganzen Umkreis unſeres 100 Fuß im Durchmeſſer haltenden Beobachtungsplatzes, um den Andrang des ſehr zahlreich verſammelten Publicums abzuwehren.

Wer wüßte es nicht, daß Spanien, und am meiſten die Provinzen, die ich zu durchreiſen und in denen ich meine Station zu nehmen hatte, vor noch nicht einem Vierteljahrhundert der Schauplatz eines wilden Fanatismus, eines alle ähnlichen Vorgänge an Grauſamkeit überbietenden Bürgerkrieges waren? Wer mochte die Bürgſchaft dafür leiſten, daß nicht noch zur Stunde zahlreiche Funken unter der Aſche glimmen, die zur Flamme ausſchlagen konnten, wenn es den Ortega's und Cabrera's gelungen wäre, hier ihre Fahne aufzupflanzen? Wo öffentliche Sicherheit und Ordnung etwas Althergebrachtes ſind, mögen wiſſenſchaftliche Unternehmungen eines ſolchen Schutzes leicht entbehren. Ungefährdet wären wir auch hier wohl geblieben; unbeläſtigt ſchwerlich. Denn zur Steuer der Wahrheit muß geſagt werden, daß wir hier überall die lebhafteſte, wohlthuendſte Theilnahme fanden, daß unſere Hoffnungen wie unſere Beſorgniß von der ganzen Bevölkerung getheilt wurden und daß das unverhoffte Gelingen die aufrichtigſte Freude hervorrief bei Vornehm und Gering. Meine in anderen Gegenden Spaniens beobachtenden Collegen haben dieſelbe Erfahrung ge-

macht; von Aeußerungen eines rohen Aberglaubens oder Fanatismus zeigte ſich keine Spur; während z. B. die in Algier Beobachtenden bei der arabiſchen Bevölkerung auf gar ſeltſame Begriffe ſtießen und ſich zu großer Vorſicht veranlaßt fanden.

Wir beobachteten auf dem Hügel Santa Lucia, im Südoſt der Stadt an der nach Pampeluna führenden im Bau begriffenen Eiſenbahn liegend und etwa 60 Fuß über die umgebende Ebene ſich erhebend. Die Witterung, noch wenige Stunden vorher entſchieden trüb und ungünſtig, wie faſt immer ſeit 8 Tagen, heiterte ſich bei Anfang der Finſterniß auf und gewährte uns den ungetrübten Anblick des ſchönen Phänomens.

Bevor ich zu den Beobachtungen ſelbſt übergehe, will ich noch erwähnen, daß die ſpaniſche Regierung einige Tage vor der Finſterniß anordnete, es ſolle uns koſtenfrei der Gebrauch des Telegraphen nach allen Richtungen in der Halbinſel geſtattet ſein; ja dieſer am 18. von Mittag bis 5 Uhr zu unſerm, der Aſtronomen, ausſchließlichen Gebrauch geſtellt werden. Ich benutzte dies zu Anfragen über den Stand der Witterung an verſchiedenen Orten, und am Tage der Finſterniß wie Tags vorher zur Erlangung telegraphiſcher Zeitſignale von der Sternwarte Madrid, wodurch Stand und Gang meines Chronometers genau bekannt wurden.

1) Meine eigenen Beobachtungen.

Anfang der Finſterniß überhaupt . .	durch Wolken verloren.			
Berührung eines großen Sonnenflecks durch den Mond	1 h	47′	48,″8	Madrider Z.
Völlige Verdunkelung	1	48	13,8	„ „
Anfang der totalen Finſterniß . . .	2	46	10,8	„ „
Ende „ „ „ . . .	2	49	0,8	„ „
Ende „ ganzen „ . . .	3	54	44,7	„ „

Die Wolke, durch welche der Anfang der Finſterniß verloren ging, wich nur um wenige Secunden zu ſpät, denn um 1 h 34′ 10″, wo die Sonne frei ward, hätte mit bloßem Auge noch nichts von der Sonnenſcheibe wahrgenommen werden können.

Die Bedeckung des großen Sonnenflecks konnte ziemlich ſcharf wahrgenommen werden und der Unterſchied der Intenſität zwiſchen Mond und Fleck war ein überaus großer. Der vorhin ſchwarz erſcheinende Mond konnte jetzt kaum noch als grau bezeichnet werden.

Beim weitern Fortrücken war nichts beſonderes zu bemerken. Die

Sonnenhörner erſchienen fortwährend ſchwarz, und nur das ſüdliche zuweilen etwas weniger. Erſt als die Finſterniß ¾ erreicht hatte, bemerkte man eine Abnahme des Sonnenlichts, die bald ſehr merklich wurde.

Jupiter erblickte ich ſchon mehrere Minuten vor Anfang der Totalität, bald darauf auch Venus; Saturn und Merkur erſt während der totalen Finſterniß.

Der Mondrand war kurz vor dem Verſchwinden des letzten Sonnenrandes ſchon außerhalb der Sonne deutlich ſichtbar auf dem Grunde der ſchon jetzt beginnenden Corona, auch von den Protuberanzen waren ſchon bleiche Spuren zu ſehen. Mit dem Beginne der Totalität nahm die Dunkelheit plötzlich zu, doch war ſie merklich geringer als 1851 in Breſt-Litowsk. Dort hätte man ſelbſt gröbere Schrift ohne Lampe nicht leſen können, hier in Vitoria blieb die bereit gehaltene Laterne ungebraucht, denn der Chronometer konnte ohne ſie abgeleſen werden.

Ich beobachtete zuerſt die Protuberanzen am O. Rande, ſuchte ſie ſchnell aufzufaſſen und ging dann durch N. herum, um die des Weſtrandes zu ſehen; zum Südrande konnte ich nicht mehr gelangen. Zwei der Oſtſeite, eine im N. und 3 im W. ſind von mir in einer Zeichnung dargeſtellt; die letzte in WSW. erſchien erſt wenige Secunden vor Ende der Totalität und ich bin ihrer kaum gewiß geworden.

Sie waren ſämmtlich ſchön roſenroth mit einem leichten Anfluge von Violet. Sie veränderten weder Form noch Farbe, nur daß letztere in den wenigen Minuten vor und nach der Totalität, wo ſie noch ſichtbar waren, merklich bleicher erſchien.

Die am O. Rande nahmen in dem Maße ab, wie der vorrückende Mondrand ſie bedeckte; die des W. Randes in gleichem Maße zu.

Die dritte im N., bei weitem die größte in verticaler Ausdehnung, veränderte ihre Höhe gar nicht, was ſich vollkommen dadurch erklärt, daß der Mondrand hier dem Sonnenrande parallel fortrückte. Ich habe die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß keine einzige der Protuberanzen ihren Ort gegen die Sonne verändert hat und daß der Mondrand ſich über ſie hinwegſchob, ohne ſonſt irgend eine Wirkung auf ſie zu äußern.

Die Mondſcheibe unterſuchte ich faſt eine halbe Minute lang, ohne irgend eine Variation des reinen tiefen Schwarz, das mir über die ganze Scheibe hin gleichmäßig erſchien, bemerken zu können. Namentlich war nicht das Mindeſte von einem hellen Fleck um die Mitte herum zubemerken.

Die Corona erſchien mir, ſowol im Fernrohr als mit freiem Auge geſehen, rein weiß, mindeſtens konnte ich des vielleicht darin vorkommenden gelblichen Schimmers nicht ganz gewiß werden. Es war durchaus kein unbeſtimmter Lichtſchimmer, ſondern die Strahlen und Strahlenbündel zeigten eine überaus ſcharfe und deutliche Begrenzung. Eine detaillirte Zeichnung war allerdings in den 3 Minuten nicht herzuſtellen, aber ich habe beſtimmt wahrgenommen, daß die verſchiedenen Strahlen Richtungen nahmen, die durchaus keinem gemeinſchaftlichen Centro angehören. Ich ſah mehrere diagonale, ja einige faſt normal gegen die übrigen in unmittelbarer Nähe befindlichen. Einige gekrümmte Strahlen zeigten ſich gleichfalls und das Ganze ließ den beſtimmten Eindruck zurück, daß hier kein bloßes Irradiationsphänomen vorliege.

Nur die Gränze der Corona gegen den blauen Himmelsgrund war nicht beſtimmt, ſondern die Strahlen verloren ſich allmälig in die Umgebung. Die Ausdehnung (mit freiem Auge geſehen) konnte ich nur beiläufig auf etwa 15 Min. ſchätzen, d. h. ſo weit die Strahlen mir noch deutlich erkennbar waren.

Das Hervorbrechen des erſten Sonnenſtrahls nöthigte mich, das Auge ſchnell vom unbeſchützten Fernrohr abzuwenden. Die Zunahme des Lichts ging raſcher vor ſich als die Abnahme, in Breſt-Litowsk hatte ich Aehnliches bemerkt und es iſt dies wohl rein phyſiologiſch.

Gegen Ende der Finſterniß zeigte ſich wieder Gewölk, was jedoch nicht die genaue Beobachtung des Endes hinderte. Der Abend trübte ſich; es war buchſtäblich nur während der Sonnenfinſterniß heiter geweſen und am heiterſten während der totalen. Ein wunderbares Glück!

Von den Relationen der übrigen Mitbeobachter, ſo weit ſie mir zu Händen gekommen ſind, gebe ich nur den weſentlichſten Inhalt mit beſonderer Rückſicht auf das in ihnen vorkommende Neue und Eigenthümliche:

Meine Gattin Minna, geb. Witte

beobachtete mit freiem Auge. Eine halbe Minute vor dem Beginne der Totalität erblickte ſie im O. und W. der Sonne intermittirende Lichtſtrahlen, wie Perlenreihen, ſich von der Sonne entfernen; im N. und S. dagegen zeigten ſich Strahlen, die nicht unterbrochen waren und ſich raſch im Kreiſe herumdrehten. Das Ganze bildete um die Sonne eine Art Kreuz. Es verſchwand, als die Totalität begann und die Corona die Stelle dieſer Lichterſcheinung (die übrigens viel ausgedehnter als die Corona war) einnahm.

Die Mondſcheibe bot faſt das Anſehen einer Höhlung, in die man hineinblickte. Um die Scheibe herum ein rother, ſtellenweis unterbrochener Ring*). Die Corona wie ausgezackt, gelblichweiß, ausgedehnter nach O. und W. als nach S. und N., auch einige Strahlenbüſchel wurden bemerkt.

Die umliegenden Berge dunkelgrünlich-grau; nach den Umriſſen hin tiefer und auf dem blaßgelben Horizont ſcharf abgeſetzt. In der Nähe der Sonne die Cirrus-Wolken hellgelb, die entferntern Cumuli grau und noch tiefer ins Violette übergehend. In dem bleichen, matten Lichte gleichwohl alles deutlich zu erkennen.

Martin Saar, Diener der Sternwarte.

Mittelſt einer Vorrichtung zum bequemern Auffinden und ſichern Beſtimmen der mit bloßem Auge ſichtbaren Sterne fand er folgende:

Jupiter	5 Min. vor der Totalität	Regulus	während der T.
Venus	bald darauf	Capella	„ „ „
Saturn	während der T.	β Aurigae	„ „ „
Mercur	„ „ „	Procyon	„ „ „
Caſtor	„ „ „	β Canis min.	„ „ „
Pollux	„ „ „	γ Leonis.	„ „ „

Profeſſor Weyer aus Kiel.

Erſte Berührung des großen Sonnenflecks	1 h	52′	19″,7	Mittl. Zeit v. Vitoria		
Völlige Bedeckung „ „ „	1	52	53, 7	„	„	„ „
Anfang der tot. Finſt. „ „	2	50	17, 5	„	„	„ „
Ende „ „ „ „ „	2	53	0, 5	„	„	„ „
Ende der ganzen Finſt. „ „	3	59	24, 0**)	„	„	„ „

Thermometer

	im Schatten	in der Sonne	Wind
0 h 45′	17,2 R.	20,0	N.
2 4	18,5 „	23,6	NW. ſtark.
2 13	17,8 „	21,0	N. lebhaft.
2 27	17,7 „	18,8	NO. „
3 6	15,7 „	16,0	N. „
3 51	16,3 „	18,0	N. ſchwächer.
4 16	— „	22,8	N.

*) Die Protuberanzen konnten vom unbewaffneten Auge nicht einzeln, wohl aber in ihrer Geſammtheit wahrgenommen werden.

**) Dieſe Momente ſtimmen nicht gut mit den meinigen überein; auch glaubt Herr W. bei dem Ende der totalen Finſterniß ſich verzählt zu haben. M.

Schon 30 Secunden vor der Totalität die volle Mondſcheibe, und ein weißgelblicher Strahlenbüſchel mit kleinen divergirenden Strahlen dringt im W. hervor; beim Verſchwinden laſſen ſie den Vorſprung der Lichtkrone zurück. Der Vorſprung der Oſtſeite geht beim Ende der Totalität in einen ähnlichen Strahlenbüſchel über.

Die Corona mit freiem Auge geſehen zeigte große radiale Strahlen nach W. und O., etwas kürzer im S., noch kürzer im N. Die Farbe weißgelb.

Im Fernrohr erſchien ſie weiß, auch mit vielen nicht radialen Strahlen und Büſcheln, wie feine Adern. Zwei im Süden waren mehrfach gekrümmt und verloren ſich in Hörnchen ohne Spitzen. Auch eine dunkle krumme Linie am Südtheile ward bemerkt.

Die Protuberanzen erſchienen Herrn W. weißlich ins Roſafarbne übergehend. Er bemerkte namentlich 2 im W. und O.; und eine dritte abgeſonderte freiſchwebend; aus mehreren gerundeten, insgeſammt eine gekrümmte Figur bildenden Theilen beſtehend. (Auch von andern Beobachtern iſt dieſe Figur geſehen worden; mir ſelbſt iſt ſie entgangen. M.)

Alles, bis auf die erwähnten Lichtbüſchel vor und nach der Totalität, blieb unverändert und der Mond ſchob ſich darüber hinweg.

Profeſſor d'Arreſt aus Copenhagen.

Bereits am 15. Morgens beobachteten Herr d'Arreſt mit dem Adjuncten Thiele und Herrn Weyer Sonnenhöhen, aus denen in Verbindung mit den Uhrvergleichungen und anderen Beobachtungen die Poſition des Beobachtungspunktes ſich ergiebt:

42° 50′ 41″ Nördl. Breite

4 m 5 s,6 in Zeit öſtlich von Madrid,

vorbehaltlich ſpäterer vollſtändigerer Berechnung.

Die Protuberanzen ſah Herr d'Arreſt im unbeſchützten Fernrohr noch bis 3 Minuten nach dem Ende der Totalität.

Herr Georg Schulz aus Hannover.

Ein Liebhaber der Aſtronomie, im Beſitz ſchöner Inſtrumente und mit ihrem Gebrauche vertraut, hatte Herr Schulz ſich mit ſeinem Sohne nach Vitoria begeben. Er ſah Venus 15 Minuten, Jupiter erſt 1 Minute vor dem Beginne der Totalität, übrigens giebt er

Anfang der totalen Finſt.	2 h	45′	57″	M. Z. von Vitoria.
Ende „ „ „	2	48	45	
Ende der Finſterniß	3	55	56*)	

*) S. die vor. Anm.

Die große Protuberanz im N. ſah er ſchon lange vor Anfang der totalen Finſterniß, ohne daß ſie Form und Größe veränderte; die übrigen ſpäter.

Während in der Lichtkrone alle übrigen Strahlen geradlinig verliefen und ſich hier und da durchkreuzten, waren ſie rechts unten krummlinig und dazwiſchen eine Lücke.

Herr Carl Schulz, der Sohn.

Dieſer hatte ſich die genaue Beobachtung der Thermometer, deren eines in der Sonne, das andere im Schatten hing, vorbehalten; er beobachtete von 5 zu 5 Minuten, während der Totalität noch öfter.

Er fand um 1 h 30′ die Thermometer im Schatten + 16°,5; um 1 h 45.. + 17°,1; beim Anbruch der Totalität + 13°,5; 8 Min. nach deren Ende + 13°,1 (das Minimum); um 3 h 5′ wieder + 13°, 5. In der Sonne zeigte das Th.: um 1 h 35′ + 21°,3; um 1 h 50′ das Maximum + 23°,8; um 2 h 30′ + 18°,1; zu Anfang der Totalität + 15°,3; zu Ende + 15°,0 und 6 Minuten ſpäter + 14°,7 (das Minimum) endlich um 3 h 5′ wieder + 15°,4.

Herr G. v. Rennenkampff.

Auch dieſer Herr hatte ſich als Liebhaber der Himmelskunde nach Vitoria begeben, verſehen mit Fernrohr und verſchiedenen andern Inſtrumenten.

Herr v. R. konnte mit ſeinem Windmeſſer weder in der Richtung noch in der Stärke des Windes eine Aenderung bemerken. Eben ſo erſchien ihm in den Schatten der Blattlücken nicht die Form der Sonnenſichel, ſondern die ganz gewöhnliche. Es iſt indeß zu bemerken, daß er nicht an Bäumen, die auf unſerm Beobachtungsplatze nicht zu finden waren, ſondern an abgeſchnittenen Zweigen beobachtete, bei denen die Schatten nur wenige Fuß von den Blättern entfernt waren.

Die Schatten erſchienen auffallend ſchwarz und ſehr ſcharf begrenzt.

Im Polariſationsapparat (2 Turmalinplatten, eine roth, die andere grün, und einer zwiſchen beiden geſchobenen Platte von isländiſchem Bergkryſtall) iſt keine Spur einer Polariſation an der Lichtkrone wahrgenommen worden.

Die Protuberanz im N. (die größte); anfangs 8 Grad, ſpäter 9 Grad rechts vom Vertikalpunkte der Mondſcheibe, erſchien $^3/_{40}$ des Monddurchmeſſers hoch und wie ein Kegel mit abgerundeter Spitze, mit Hinzurechnung eines Unterſatzes des Kegels, den Herr v. R. erſt ſpäter bemerkte.

Das allgemeine Anſehen dieſer ſowohl als der übrigen, ſanft roſenrothen Protuberanzen ſchildert der Beobachter als die durchſichtiger Glaskörper.

Ein Leuchten der Lichtkrone, etwa am Schatten der umgebenden Gegenstände, konnte er nicht wahrnehmen. Am Rande der verfinsternden Mondscheibe zeigte sich da, wo die Sonne zuletzt verschwunden war, ein sanfter Lichtschimmer (etwa ein auf der Retina noch haftendes Sonnensichelbild? M.).

Herr Hermann Goldschmidt aus Paris.

Die so zahlreichen Planetenentdeckungen des Herrn H. Goldschmidt sind wohl keinem Leser unbekannt geblieben, neu aber wird es für Viele sein, daß er ein in Paris lebender deutscher Maler ist, und zwar ein sehr geschätzter, dessen Tableau's großen Beifall und Verbreitung finden. Zu seiner „Erholung" entdeckt er Planeten und ist schon über das Dutzend hinaus.

Sein fast wunderbar rascher und sicherer Blick, sein formen- und farbenkundiges Auge, sein glühender Eifer für die Wissenschaft mußte ihn gerade für dieses Phänomen als einen vorzüglich geeigneten Beobachter bezeichnen, und ich schätze mich glücklich durch meine Vorstellungen bewirkt zu haben, daß er sich zur Reise nach Vitoria entschloß.

Er hat über seine Beobachtung in der Zeitschrift „Cosmos" einen Bericht erstattet, aus welchem hier ein Auszug folgt.

Der Mondrand erschien ½ Minute vor dem Beginne der Totalität unregelmäßig und etwas unbestimmt (deformé et indéterminé). Kleine graue Wölkchen zeigten sich nahe am Rande der Sonnensichel. Zwei dieser Wölkchen hafteten am Sonnenrande, die eine rundlich, die andere pyramidenförmig. Auf dem etwas hellern Grunde des Himmels setzten sie sich deutlich ab. Bald ward die Umgebung dunkler und die Wölkchen heller, sie schienen wie durchsichtiges Glas, und im Moment der Totalität färbten sie sich mit Rosenroth.

Nun zeigten sich auch an andern Stellen des Umkreises Protuberanzen etwas weniger hellroth als die Pyramide, namentlich eine aus gezähnten Theilen bestehend, fast wie Perlenreihen. Sie färbten sich allmälig, aber bald hatte die Mondscheibe sie verdeckt. Jetzt hatte auch die Lichtkrone sich in ihrem vollen Glanze gebildet. Sie erschien deutlich in gelber Farbe und in allen ihren Theilen von gleich starkem Glanze.

Ihr Licht war dem Auge nicht lästig. Gegen NO. sah man Strahlen, auf das Mondcentrum sich beziehend, gegen 30° am Umkreise herum, und an Intensität gegen N. hin abnehmend. Eine große leuchtende Masse zeigte sich gegen S., formirte sich in zwei gekrümmten Lichtbündeln nach SO. und SW., gegen S. concav, und vermischt mit hellen gelben Flöckchen.

Der südöstliche Bündel hatte große Aehnlichkeit mit dem südlichen Arme des Orion-Nebels. Auch im N. zeigten sich ähnliche, nur weniger bestimmte Erscheinungen, hier bildeten die Strahlen eine Art Parabel, deren Scheitel durch die Mondscheibe verdeckt war. Mit freiem Auge gesehen schien die Corona enger begrenzt als im Fernrohr.

Doch richtetete Herr G. seine Aufmerksamkeit besonders auf die Protuberanzen im N., W. und S. Die imposanteste, als „girandole" bezeichnete, im N., war unbeschreiblich schön. Sie schien aus feurigen Massen zu bestehen und aus ihrem Gipfel erhoben sich gegen Ende der Totalität blaßrothe, fächerförmige Lichtstrahlen. Diese verschwanden beim ersten Sonnenstrahle, doch nicht die Protuberanz selbst, die nur bleicher und ätherischer ward. Zur Linken zeigten sich gegen das Ende kleine Protuberanzen, aneinandergedrängt und von fast viereckiger Form. 4 Minuten 40 Secunden nach dem Ende der Totalität berührte die Spitze des Sonnenhorns diese noch immer nicht verschwundene Protuberanz; ihre weitere Beobachtung mußte jetzt aufgegeben werden. Die Höhe zu Anfang auf $3^1/_2$, gegen das Ende auf 4 Minuten geschätzt (was 24,000 Meilen in der Entfernung der Sonne, 60 in der des Mondes entspricht).

Eine zweite stand links in 35° Entfernung; Herr G. vergleicht ihre Figur mit der des Saturnzeichens und nennt sie „le crochet"; er schätzt sie auf 3′ 20″. Eine dritte kleinere, noch weiter links, ist als „le dent" bezeichnet, sie ward auf 2′ 20″ geschätzt. 11 Grad weiter links stand eine vierte kleinere, von fast quadratischer Form, und zwischen beiden zuletztgenannten schwebte eine vollkommen abgesonderte, rundlich gekrümmt, wie ein rothes Wölkchen. Ihren Abstand von der Scheibe schätzt Herr G. auf 2 Min.

Noch einige andere im SW. und S. zeigten sich; die des Ostrandes hat der Beobachter nicht untersucht.

Die Umrisse der Mondscheibe (grau auf etwas hellem Grunde) konnte Herr G. noch bis 11 Minuten nach dem Schlusse der Totalität erkennen.

Vom Zodiacallicht keine Spur. Die Farbe des Himmels im Zenith schwarzblau; im scharfen Contrast mit dem grünlich-gelb des Horizonts.

In einem spätern Schreiben an mich bemerkt Herr Goldschmidt, daß er drei Tableaux, Anfang, Mitte und Ende der totalen Finsterniß darstellend, der französischen Akademie überreicht habe.

Herr Cuillier, Ingenieur-Geograph in Vitoria.

Er hatte auf meinen Wunſch insbeſondere die Schatten beobachtet und die folgenden Reſultate erhalten:

Während der Zunahme und bis kurz vor der Totalität war nichts Beſonderes an den Schatten der Gegenſtände zu bemerken. Nun aber wurden die Schatten ſehr ſcharf und es verlor ſich jede Spur des Halbſchattens. Beim Wiedererſcheinen eben ſo, nur daß jetzt ein wiewohl ſehr ſchmaler Halbſchatten ſich zu zeigen begann.

Das Licht der Krone hat ſelbſt von den größten Gegenſtänden, z. B. der auf dem Beobachtungsplatze errichteten Bretterhütte, keine Spur eines Schattens wahrnehmen laſſen.

Herr Optiker Bianchi aus Toulouſe.

In ſeinem etwa 50 Mal vergrößernden terreſtriſchen Fernrohr bemerkte er, 4—5 Secunden vor dem gänzlichen Verſchwinden der Sonne, am Mondrande die ſchwarzen Bänder, die, beide Ränder verbindend, die noch etwa 100° umfaſſende Sonnenſichel in Stücke ſchnitten. Sie erſchienen ſtärker und gedrängter am untern Ende der Sichel. Gegen die Mitte hin hatten ſie größere Zwiſchenräume; er konnte nicht wahrnehmen, wie es am obern Ende war.*) Die Bänder wurden kürzer und bald war die Sonne ganz bedeckt. Sogleich ſah man zwei „Berge" am Rande der Scheibe aufleuchten, anfangs weiß und roſa, hernach roſa mit violet an den Rändern. Später ſchien das Violet ſich zu verlieren und ein Roth mit Gelb an deſſen Stelle zu treten, doch ſtets herrſchte das Roth vor, und dem Anſchein nach durchſichtig, wie eine Glasmaſſe im Fluß oder eine heftig glühende Kohle. Beide Piks hingen durch ihre Baſis zuſammen und berührten ſich zum Theil. Sie ſtanden etwa 8 Grade rechts vom Zenith. Sie blieben unverändert während der ganzen Dauer der Totalität.

Auch die übrigen Protuberanzen hat Herr Bianchi geſehen, aber nicht ſo genau verfolgt, und er findet Aehnlichkeit zwiſchen den von 1842 in Narbonne geſehenen und den diesjährigen. Wohl iſt die Aehnlichkeit der Geſtalt bei einigen — nicht allen — keineswegs zu verkennen, was aber die Oerter der Protuberanzen betrifft, ſo zeigt ſich keine Coincidenz zwiſchen beiden Finſterniſſen.

*) Die Stelle, wo die Bänder am häufigſten ſich zeigten, coincidirt mit dem Randgebirg d'Alembert an der Oſtſeite des Mondes. Vgl. meine Mappa Selenographica Bl. II. und III. M.

Herr Eugenio de Garaganza, Direktor des landwirthſchaftlichen Inſtituts und Herr Geronimo Roure, Dr., Lehrer an demſelben.

Dieſes Inſtitut (Escuela practica de Agricultura) liegt in unmittelbarer Nähe Vitoria's und die oben Genannten haben das Verhalten der Thiere und Pflanzen während der Totalität beobachtet. Es ergab ſich Folgendes:

Rindvieh, Pferde, Schafe und Hunde, ſowohl in den Ställen als im Freien, blieben ruhig beim Freſſen oder bei der Arbeit ohne irgend eine Beunruhigung zu verrathen.

Hühner ſuchten Verſtecke und der Hahn krähte im Moment des Verſchwindens der Sonne: auch an andern Orten ward dies wahrgenommen.

Sperlinge hörten auf zu zwitſchern, auch andre Sänger ſchwiegen, nur die Wachtel nicht. Raben ſuchten Schutz, und einige Fledermäuſe kamen hervor.

Vier Schweine ſprangen aus ihren Ställen beim Anbruch der Dunkelheit.

Nyctago hortensis, cichorium intybus und andere Convolveln, die Nachts ihre Blüthen ſchließen, erlitten keine Aenderung, nur allein malva vulgaris ſchloß ihre Kelche und öffnete ſie wieder beim Erſcheinen des erſten Sonnenſtrahls.

In demſelben Inſtitut ſind auch Thermometer und andere meteorologiſche Inſtrumente genau und wiederholt beobachtet worden. Das Thermometer in der Sonne zeigte ſein Maximum um 1 h 30′ . . . + 20°, 8 R.; das Minimum während der Totalität + 13°, 5; und beim Ende der ganzen Finſterniß + 18°, 4. Das beſchattete, doch gegen Reflexe nicht ganz geſchützte Thermometer zeigte um 1 h 40′ . . . + 20° R., um 2 h 49′ . . . + 13°, 2 (Minimum) und zu Ende der Finſterniß . . + 15°, 4. Am Barometer ward keine Veränderung bemerkt, dagegen ſtieg das Sauſſureſche Hygrometer von 48° auf 58°, welches Maximum eine Viertelſtunde nach der Totalität eintrat.

Dr. Vicente Zabala, Pharmaceut.

Sobald Herr Zabala die Gewißheit erhielt, daß in Vitoria ein Congreß von fremden Aſtronomen ſtattfinden werde, hatte er in ſeinem in der Vorſtadt belegenen Landhauſe nebſt Garten Vorkehrungen getroffen, um

an Thieren und Pflanzen Beobachtungen anſtellen zu können. Sein Bericht ſagt Folgendes:

Bretagner Kühe, 4 an der Zahl, ließen nichts merken, ſondern weideten ruhig fort.

Zwei milchende Eſelinnen desgleichen. Doch im Beginn der Totalität näherten ſich die Jungen ihren Müttern, mit furchtſamer Miene Schutz ſuchend.

Eine Stute mit einem viermonatlichen Füllen verhielt ſich eben ſo. Das munter umherſpringende Füllen ward ſtill und ſtand ganz ruhig neben der Mutter; ſo wie das Licht wieder hereinbrach, nahm es ſeine vorige Munterkeit wieder an.

8 Hühner ſuchten ſämmtlich den Hühnerſtall auf, den ſie auch nachher nicht wieder verließen; von 16 Tauben kehrten nur 4 zu ihrem Taubenſchlage zurück.

Ein Canarienvogel im Bauer verſteckte ſeinen Schnabel unter den Flügel während der Dunkelheit; vor und nachher ſang er ganz munter.

Sperlinge hörten zu zwitſchern auf und Fledermäuſe zeigten ſich auf einige Minuten; Kaninchen ließen nichts merken.

Die Fliegen, die außerhalb des Stalles umherflogen, eilten in den Stall zurück.

Hunde, Katzen, Ratten wurden nicht beunruhigt, eben ſo wenig Schafe.

Schnecken, in feuchte Erde geſetzt, die den ganzen Tag ruhig geblieben waren, krochen während der Totalität hervor und machten ſich an die zarten Pflanzen, retirirten aber ſogleich, als der erſte Sonnenſtrahl hervorbrach.

Bienen kehrten eilig in ihren Korb zurück; einige, die ihn nicht raſch genug erreichen konnten, fielen zur Erde, doch ohne Beſchädigung; denn als die Totalität vorüber war, flogen ſie munter wieder auf.

Tagſchmetterlinge verbargen ſich, Nachtſchmetterlinge hingegen flogen herum und wurden als das Licht wieder hervorbrach, leicht gefangen.

An Regenwürmern, Blutegeln, Spinnen und Ameiſen ward nichts bemerkt; eben ſo wenig an Fiſchen.

Eine Diſtel ſchloß ihre Blumenblätter, wie ſie es in der Nacht thut.

Leicht könnte ich nun die Berichte, die ich hier ihrem weſentlichſten Inhalt nach aus Vitoria mitgetheilt, noch um eine bedeutende Zahl anderer, in Algier, am untern Ebro, in Valencia, in Caſtilien und an der ſpaniſchen Nordküſte angeſtellten vermehren, obgleich der Bericht der Himalaya-Expedition, der wegen der großen Zahl (40—50) der Beobachter ſehr umfangreich zu werden verſpricht, noch nicht erſchienen iſt, doch würden die Wiederholungen deſſen, was im Vorſtehenden ſchon mitgetheilt iſt, den Leſer wenig intereſſiren, über die Abweichungen aber ſchon jetzt ein Urtheil abzugeben wäre voreilig und muß bis dahin, wo *Alles* vorliegt, verſchoben werden. Denn auch aus Amerika und namentlich dem Oregongebiet ſind Nachrichten zu hoffen. Einiges jedoch erlaube ich mir hier anzuführen.

Dem römiſchen Aſtronomen P. Secchi iſt es in Mont S. Michel (bei Desierto de las Palmas) gelungen, die Lichtkrone vollſtändig zu polariſiren, indem er ſich eines Nicolſchen Prismas bediente. Er zerlegte ſie in zwei Bilder, das eine grün, das andre roth, mithin Complementärfarben, und ſo ſtark prononcirt, daß nicht der mindeſte Zweifel blieb. Die Krone iſt folglich *weiß* und das darin wahrgenommene Gelb kann nur eine ſchwache Nüance bilden, ſie beſteht ferner aus *reflectirtem* Lichte und iſt keineswegs eine bloße Beugungserſcheinung. Wenn nun aus obigen Berichten erhellt, daß Herrn v. Rennenkampff eine ſolche Polariſation nicht gelang, ſo kann wohl nur die Verſchiedenheit des Apparats die Urſache ſein.

Ferner bemerkt Herr Paolo Bouvir, Ingenieur zu Palma (Majorca), daß er auf Mola de Andiada die totale Finſterniß in Gemeinſchaft der dort ſtationirten Officiere beobachtet habe, und daß kurze Zeit vor dem Beginne der Totalität „une lumière tremblotante d'un saisissant effet“ wahrgenommen worden. Dies harmonirt mit der Wahrnehmung meiner Gattin und der des Herrn Prof. Weyer, die oben aufgeführt ſind, ſo wie es auch mit einer andern 1842 in Narbonne wahrgenommenen Erſcheinung im Zuſammenhange zu ſtehen ſcheint. Dort bemerkte nämlich Bianchi unmittelbar vor dem Beginne der Totalität *undulirende Schatten* ſowohl am Boden als an andern Gegenſtänden und ſelbſt an der weißen Wäſche der Umſtehenden. Dieſe leichten gleichſam hüpfenden Schatten machten namentlich der Kinderwelt, die ſie zu haſchen ſuchte, nicht wenig Vergnügen.

In Vitoria hatten wir Leinewand und große Papierbogen ausgebreitet; es wollte ſich aber nichts von jenen Schatten zeigen. Wahrſcheinlich war

die Helligkeit zu groß, denn in den meiſten früher beobachteten totalen Finſterniſſen iſt es beträchtlich dunkler geweſen als in Vitoria.

Ich habe es ſtets für Pflicht erachtet, bei ähnlichen Darſtellungen die Schilderung der Phänomene nicht mit ihrer Erklärung zu vermiſchen. Mag immerhin erſtere die letztere vorausahnen laſſen — es iſt dann um ſo weniger Grund vorhanden, voreilig darauf hinzuweiſen. Man will zuerſt wiſſen was Cajus gehört und geſehen; und erſt nachher kann die Rede ſein von dem was Cajus ſich dabei gedacht. Und auch abgeſehen davon werden treu und einfach mitgetheilte Beobachtungen ihren Werth nie verlieren, auch dann nicht, wenn längſt unſre Erklärungsverſuche durch beſſere und wiſſenſchaftlich begründetere erſetzt ſind. Durch nichts aber wird die Treue einer Beobachtung mehr verdächtigt, als wenn man gleich in demſelben Athem mit aller Gewalt ſeiner Meinung den Sieg verſchaffen will, und es gewinnt den Anſchein, als habe das Geſehene ſich dem Gedachten accommodiren müſſen und als habe man der Hypotheſe zu Liebe dieſe in das Phänomen hineinbeobachten und die Natur zu der Antwort gezwungen, die man von ihr zu erhalten wünſchte.

Ueberdies müſſen wir es wohl aufgeben, alles Geſehene, namentlich in ſeiner zuweilen merklich verſchiedenen Darſtellung, jetzt ſchon vollſtändig erklären zu wollen. Unſer Reichthum an Thatſachen erſcheint nur äußerlich als ein ſolcher: in der That ſind wir über den wahren Verlauf mancher hierhergehörigen Phänomene noch ſehr wenig unterrichtet und zweifelsohne wird bei künftigen Gelegenheiten Manches ſich zeigen, was noch gar nicht zur Sprache gekommen iſt. Dies zur vorläufigen Antwort für die, welche die hier folgenden mehr oder minder wahrſcheinlichen Erklärungen unvollſtändig oder ſonſt ungenügend finden. Wir zweifeln keineswegs an einem endlichen, vollſtändigen Gelingen: es wird eine Zeit kommen, wo man über das innere Weſen dieſer Vorgänge eben ſo befriedigende Auskunft wird geben können, wie man ſie jetzt über den Lauf der betreffenden Geſtirne giebt. Aber vorgreifen läßt ſich dieſer Zeit nicht, und eben ſo wenig ſicher angeben, wann, wie und wodurch die Endentſcheidung herbeigeführt werden möchte. Einſtweilen möge das hier Folgende als ein Verſuch angeſehen werden, hingegeben dem Urtheile der Leſer, die unbefangen genug ſind zu erwägen, in wiefern ſie den Thatſachen genügend entſprechen und was in ihnen noch Mangelhaftes ſei.

Die Lichtkrone war früher das einzige einer Erklärung bedürftige,

denn von den Protuberanzen war vor 1842 keine Rede. Ziemlich allgemein galt die noch von Wenigen bezweifelte Mondatmoſphäre für die Urſache, und erſt nachdem man alles genau geprüft und keine Mondatmoſphäre gefunden hatte, gab man dieſe Meinung auf.

Aber wenn keine Brechungs-, ſo konnte doch das Phänomen eine Beugungserſcheinung ſein. Der Sonnenſtrahl, durch einen dünnen Spalt hindurchgehend, oder längs einer ſcharfen Kante hinſtreichend, veranlaßt Erſcheinungen, die jeder leicht beobachten kann. Man mache im Fenſterladen eines der Sonne zugewandten, aber verfinſterten Zimmers ein kleines rundes Loch, fange den hindurchgehenden Büſchel Sonnenlicht durch einen Metallſchirm mit einer feinen Spalte auf und ſtelle einige Fuß hinter dieſem Schirme eine weiße Tafel auf, ſo wird man den ſchmalen hellen Streifen zu beiden Seiten von farbigen Linien begleitet ſehen; ſchwache Spuren derſelben zeigt dieſe Vorrichtung auch ſchon im unverfinſterten Zimmer. Eine ſolche Beugung am Mondrande, wo der Sonnenſtrahl vorüberſtreift, findet nun ohne Zweifel Statt und man hat ſich alle Mühe gegeben, die bei einer totalen Sonnenfinſterniß vorkommenden Erſcheinungen, zu denen nun auch noch die Protuberanzen kamen, ausſchließlich durch dieſe Beugung zu erklären. Allein dies iſt nie ganz gelungen, jede neue totale Sonnenfinſterniß bereitete den Vertheidigern dieſer Meinung neue Verlegenheiten.

Eine Hypotheſe taugt ſicher nichts, wenn ſie fort und fort zu Nothſätzen ſich gezwungen ſieht, die ſich nicht erhärten laſſen; und wäre nicht die Annahme, daß hier nur optiſche Phänomene vorliegen, mit ſo großer Heftigkeit und in faſt verletzender Weiſe verfochten worden — wir halten uns überzeugt daß, was diesmal erſchien und wie es erſchien, Niemand auf dieſen Gedanken gebracht hätte. So aber werden ſich die Verfechter dieſer Anſicht nicht ſo raſch zur entgegengeſetzten bekennen. Nun, ſie haben zehn Jahre Zeit bis zur nächſten, für die Entſcheidung dieſer Frage wichtigen totalen Sonnenfinſterniß; ſie haben Zeit uns die Mondberge und Mondthäler, die uns ſo wunderbare Formen — vorgeſpiegelt haben ſollen, ſpeciell nachzuweiſen; vielleicht ſogar die freiſchwebende Maſſe, zwiſchen welcher und dem Mondrande der weiße Grund der Corona geſehen wurde — in unſrer Zeit muß man an nichts verzweifeln.

Meines Theils habe ich keine Hypotheſe weder zu verfechten noch ſie zurückzunehmen: denn ich habe mich für nichts definitiv entſcheiden wollen,

bis es mir vergönnt war, eine totale Sonnenfinſterniß ſelbſt zu beobachten. Alles lag ſo deutlich vor, daß ich vollkommen überzeugt ſein kann, nichts in das Phänomen *hineinbeobachtet* zu haben; allein ich würde dies weit weniger ſein können, hätte ich vorher irgend ein credo beſchworen. Und jetzt kann ich nicht anders als mit aller Beſtimmtheit ausſprechen:

Die Protuberanzen gehören der Sonne an. Denn

1) der Mond ſchob ſich deutlich über ſie wie ein Schirm hinweg, wie er ſich bei einer Stern- oder Planetenbedeckung über die hinter ihm ſtehenden Körper hinwegſchiebt.

2) Die große nördliche Protuberanz, wo der Sonnenrand der Bewegungsrichtung des Mondes parallel ſtand, verſchob ſich, mit dem Mondrande verglichen, eben ſo viel ſcheinbar nach rechts, wie der Mond nach links. Dies haben nicht allein die Beobachter in Vitoria, ſondern auch die in Moncayo mit Leverrier arbeitenden Aſtronomen wahrgenommen.

3) Dieſelbe Protuberanz war noch ſichtbar in dem Augenblicke, wo der Mondrand ſie ganz verließ und ſie gleichſam nur noch am Sonnenhorn hing, wie am beſtimmteſten Herr Winnecke in Pobes, aber auch die Herren Goldſchmidt und d'Arreſt beobachtet haben.

4) Mit denjenigen Stellen des Mondrandes, wo ſich Randgebirge befinden, coincidirt nur *eine* der beobachteten Protuberanzen und auch dieſe nur zum Theil. Es iſt die von mir geſehene zweite am Oſtrande, deren oberer Theil mit dem Randgebirg d'Alembert zuſammenfällt. Alle übrigen und namentlich die große nördliche zeigten ſich an Stellen, wo der Mondrand nichts oder ſo gut als nichts von Gebirgen zeigt.*) Da wo das höchſte und augenfälligſte Randgebirg Dörfel ſich zeigt, im SSO. des Mondrandes, iſt *keine* Protuberanz wahrgenommen worden.

Die Inflexion am Mondrande könnte *möglicherweiſe* rothe dem Rande parallele *Säume* bewirken, nicht aber dieſe an ganz beſtimmten Einzelſtellen, in ſchärfſter Begrenzung und den mannichfaltigſten Formen auftretenden Hervorragungen.

*) Vergl. meine Mappa Selenographica, Berlin 1836; und die Darſtellung des Mond-Nordpols in meiner vergleichenden Selenographie, Berlin 1837.

Die Lichtkrone.

Auch in dieſer hat man ein rein optiſches Beugungsphänomen und ſonſt weiter nichts ſehen wollen. Es iſt nun gewiß im höchſten Grade *gezwungen* zu nennen, zwei an Farbe, Form, Größe und geſammten Verhalten ſo total *verſchiedene* Dinge, wie Protuberanzen und Lichtkrone, auf den *gleichen* optiſchen Urſprung zurückführen zu wollen, und der Gedanke iſt unabweisbar, daß doch mindeſtens *eins* von Beiden nothwendig phyſiſche Realität haben müſſe.

Nun iſt allerdings zuzugeben, daß die Vertheidiger der optiſchen Hypotheſe hier nicht in *ſo* großem und entſchiedenem Nachtheile ſtehen als bei den Protuberanzen, wo ſie gradezu Alles gegen ſich haben, während hier wenigſtens Einiges für ſie zu ſprechen ſcheint. Man hat die Inflexion bei ſogenannten *künſtlichen* Sonnenfinſterniſſen geprüft. Protuberanzen hat man dabei nie, wohl aber etwas der Lichtkrone Aehnliches hervorgebracht. Aber war das etwas Anderes, als die von der nur künſtlich im Fernrohr verdeckten Sonne erleuchtete Atmoſphäre, und kann der Schirm im Brennpunkt des Fernrohrs verglichen werden mit dem 50,000 Meilen entferntem Monde?

Wir wollen nun nicht in Abrede ſtellen, daß bei dem Phänomen der Lichtkrone die Inflexion *mitwirke* oder doch mitwirken könne. Inflexion iſt doch unleugbar vorhanden und es handelt ſich nur um die Frage, ob ihre Wirkung groß genug ſei um von uns noch wahrgenommen zu werden. Aber auch nur dieſe möglicherweiſe modificirende Mitwirkung kann zugegeben, nicht aber dem ganzen Phänomen die phyſiſche Realität abgeſprochen werden. Beſtände ſie aus regelmäßigen radialen Strahlen, oder zeigte ſie ſich als ein ringsherum homogener formloſer Lichtſchimmer, ſo möchte die optiſche Erklärung genügen; gewiß aber nicht bei dem, was wir diesmal geſehen haben.

Man hatte die Beobachter aufgefordert ſich zu vergewiſſern, ob die Strahlen der Lichtkrone ſich auf das Mond- oder das Sonnencentrum bezögen, und es ſcheint alſo die Annahme vorgewaltet zu haben, daß eins von beiden beſtimmt und ausſchließlich der Fall ſein müſſe. Wir wüßten die Frage nur dahin zu beantworten, daß wir eine Menge einzelner Strahlen und ganzer Strahlenbündel geſehen haben, die weder zum Sonnen- noch zum Mondcentrum convergirten, ja ſich zum Theil deutlich durchkreuzten, daß wir gekrümmte und zwar *mehrfach* gekrümmte, über das Ganze hinauslaufende Strahlen wahrgenommen haben, wie die oben gegebenen Beſchrei-

bungen darthun. Man könnte geneigt ſein an Cirruswolken zu denken, die unſrer Atmoſphäre angehören, und in der That hatten einige in der Lichtkrone wahrgenommene Figuren einige Aehnlichkeit mit ſogenannten Windbäumen. Aber abgeſehen von dem Umſtande, daß die nähere Umgebung des Phänomens ganz heiter erſchien, ſo widerſpricht ſchon die außerordentlich ſcharfe Begrenzung, mit der ſich ſelbſt im Fernrohr alles Detail der Lichtkrone zeichnete, dieſer Annahme.

Man hätte einen ganzen Tag haben mögen, um dieſe reichen und prachtvollen Geſtalten genau zu meſſen und abzuzeichnen. Dies wird uns zwar nie vergönnt ſein, denn 3—4 Minuten iſt eine Dauer die bei totalen Sonnenfinſterniſſen nie erheblich überſchritten werden kann, allein einer noch mehr vervollkommneten Photographie wird es möglich ſein uns dieſes Detail zu geben, denn daß die Krone, wenn auch nur in ſehr vollkommnen Apparaten, darſtellbar iſt, haben die bisherigen Proben dargethan.

Wenn wir nun Beides, Lichtkrone und Protuberanzen, der Sonne vindiciren, ſo wird dieſe allerdings zu einem ſehr zuſammengeſetzten Körper. Die Hüllen, welche ſie umgeben, erhalten eine Ausdehnung, die ihren eigentlichen Kern etwa in demſelben Verhältniß übertrifft, wie die Ringe den Saturn übertreffen. Indeſſen liegt darin ſicher nichts Widerſprechendes oder ſelbſt nur Unwahrſcheinliches. Auch die Hauptplaneten ſind nicht ſo einfach als ihre Trabanten; ſie ſind von Atmoſphären umgeben, die unſer Mond ganz beſtimmt, und die übrigen wahrſcheinlich entbehren, es wäre alſo, wenn man Analogien gelten laſſen will, nur einfach conſequent, der nächſt höheren Ordnung der Weltkörper eine noch zuſammengeſetztere Umhüllung zu geben.

Als ein Beugungsphänomen möchte namentlich die Erſcheinung der intermittirenden Lichtſtrahlen zu betrachten ſein, die am ausführlichſten in dem Berichte meiner Gattin dargeſtellt iſt. Der Umſtand, daß das Phänomen nicht während, ſondern nur vor (oder vor und nach?) der Totalität wahrgenommen worden, ſcheint anzudeuten, daß es nur bei einer beſtimmten Richtung der Sonnenſtrahlen bezüglich zu dem uns als Rand erſcheinenden Mondmeridian geſehen werden kann, und andrerſeits ergeben Verſuche, daß ganz ähnliche Erſcheinungen künſtlich durch Inflexion erzeugt werden können. Hätte das Phänomen ein reelles phyſiſches Subſtrat, ſo wäre es ſchwierig, ſein plötzliches Verſchwinden im Moment des Anfangs der Totalität zu erklären, da ja der Mond es nicht bedeckte.

Indeß iſt damit, daß man das Phänomen der Sonne vindicirt, bei weitem nicht alles erledigt. Denn es entſteht nun die weitere Frage: in welcher Art man ſich dieſe Abhängigkeit denken ſoll? Sind z. B. die Protuberanzen gasförmige, flüſſige oder gar feſte Maſſen? Oder giebt es für ſie noch einen vierten, unſrer Erde ganz fremden Aggregatzuſtand? Hängen ſie vielleicht mit den Sonnenfackeln zuſammen und wenn dies iſt, was ſind dieſe Fackeln ſelbſt? Iſt ferner die Erſcheinung veränderlich, und in welchem Grade? Leverrier hat ſie Sonnenwolken genannt: iſt dieſe Benennung ſpeciell gerechtfertigt? Man ſieht, es bleibt noch ſehr viel zu thun, und noch manche totale Sonnenfinſterniß wird verfließen müſſen, ehe ein weiterer weſentlicher Fortſchritt auf dieſem Felde gemacht werden wird.

Was namentlich die vermuthete Identität der Protuberanzen mit den Sonnenfackeln betrifft, ſo muß bemerkt werden, daß dieſe Erklärung eine Schwierigkeit nicht wohl wird beſeitigen können. Sonnenfackeln wie Sonnenflecken zeigen ſich faſt nur innerhalb zweier Zonen, bis zu 25° höchſtens 30° der heliographiſchen Breite nach N. und S. reichend. Die Mittelzone, die des Aequators, zeigt beträchtlich weniger Flecke und Fackeln, die weiter nach N. und S. liegenden Regionen gar keine, oder doch nur als allerſeltenſte Ausnahme.*) Eine ſolche Beziehung nun wird bei den Protuberanzen entſchieden vermißt: ſie haben ſich bei dieſer wie bei frühern Finſterniſſen in den polaren Gegenden des Sonnenrandes eben ſo wohl als in den aequatorialen oder den mittlern Breiten, die den gemäßigten Zonen unſrer Erde entſprechen, gezeigt. Eben ſo ſcheint die Größe der Protuberanzen und namentlich ihre oft ſehr bedeutende ununterbrochene Ausdehnung längs des Randes mit der meiſt weit geringeren der Fackeln nicht zu ſtimmen. Bei der diesjährigen Finſterniß betrug die Ausdehnung einer gebirgsähnlichen Protuberanz im NW. gegen 25 Grad.

Möglich jedoch, daß das eigentliche Subſtrat der Sonnenfackeln ausgedehnter und eben ſo weiter verbreitet iſt, als wir es wahrnehmen; daß uns nur der augenfälligſte Theil und dieſer nur unter nicht zu ſchrägem Viſionsradius zu Geſicht kommt. Der Gegenſtand bedarf jedenfalls einer ſtrengern Unterſuchung.

In Vitoria ſind während der Totalität 12 (in Briviesca 11, an andern Orten nur 5) Sterne geſehen worden, darunter Sterne 2. und ſelbſt einer der 3. Größe. Wenn man in unſern Breiten mit bloßen Augen ſolche

*) Nur eine Beobachtung eines Sonnenflecks in höhern Breiten iſt conſtatirt: vor mehr als 100 Jahren ſah Lahire einen ſolchen unter 70° N. B. der Sonnenkugel.

Sterne ſteht, kann man gewiß nicht mehr feine Schrift leſen oder die Secunden eines Chronometers markiren ohne künſtliche Beleuchtung. Daß dies in Vitoria möglich war, iſt ſicher eine Folge der weit größeren Reinheit und Durchſichtigkeit der Luft. Der Unterſchied würde in einem günſtigeren Jahre und in einem noch ſüdlicher gelegenen Theile des Landes ſicher noch viel ſchlagender ſich gezeigt haben; und es ergiebt ſich alſo auch hier die Mahnung, Fernröhre größeſter Dimenſion nur in ſolchen Erdſtrichen aufzuſtellen, die dem Aequator näher als dem Pole liegen.

Woher nun aber die diesmal ſo geringe Dunkelheit?

Der Durchſchnitt des Mondſchattenkegels, da wo er diesmal die Erdfläche traf, hatte einen Halbmeſſer von 8 Meilen. Die große Halbaxe der Schattenellipſe (mit der er in ſchräger Richtung die Erde traf) erreichte in Spanien höchſtens 9½ Meilen, und Vitoria lag 4½ Meilen von der nördlichen Grenze des Schattens. Mithin konnten vom Horizont her die dort erleuchteten Luftmaſſen noch beträchtlich viel Licht in den ſo ſehr beſchränkten Mondſchatten hineinreflectiren. In Breſt-Litowsk befand ich mich im Centro eines Schattens von 15 Meilen Halbmeſſer, den die ſchräge Richtung auf der Erdfläche nach NO. und SW. hin bis zu 20 Meilen vergrößerte. Hier war es nicht wohl möglich, daß von ſo entfernt liegenden Luftmaſſen Licht in einigermaßen merklicher Quantität nach meinem Standpunkt hin reflectirt werden konnte. In polaren Gegenden kann ſich die große Halbaxe des Schattens bis auf faſt 100 Meilen erweitern, jedoch nur in ſolchen Finſterniſſen, die ſich nahe am Horizont ereignen.

Die veränderten Farben des Himmelsgrundes, der Wolken, der fernen Berge u. ſ. w. erklären ſich hinreichend durch eben dieſe eigenthümliche Miſchung von Licht und Dunkel. In Breſt-Litowsk wurden die Farben nicht verändert, ſondern vernichtet, ſo daß nur die hellſten (z. B. das hellgelbe Kleid einer anweſenden Dame) nicht ganz und gar im Dunkel verſchwanden, ſondern noch hindurchſchimmerten.

Bei ganz wolkenfreiem und eben ſo bei ganz wolkenbedecktem Himmel iſt größere Dunkelheit zu erwarten als bei einem nur theilweiſe heitern, wie er ſich in Vitoria zeigte.

In dieſer verhältnißmäßig geringen Helligkeitsverminderung iſt nun auch wohl ausſchließlich der Grund zu ſuchen, weshalb die Affection der organiſchen Natur, alſo der Thier- und Pflanzenwelt, verhältnißmäßig ſo gering war. Was die Thierwelt in Unruhe und Verwirrung bringt, iſt nicht das großartige, ſeltene Phänomen; denn nur der Menſch wendet ſeine

Augen gen Himmel, nicht das ausſchließlich der Erde gehörende und den Blick zur Erde richtende Thier. Wäre es anders, wirkte das Phänomen *als ſolches* und unmittelbar, ſo würde da, wo es wegen ungünſtigen Himmels nicht zu ſehen iſt, wenig oder nichts, da hingegen, wo es in ſeiner ganzen impoſanten Pracht ſich darſtellt, das Maximum von Affection bemerkt werden. Umgekehrt zeigten ſich in Breſt-Litowsk weit mehr und ſtärkere Spuren einer ſolchen Wirkung als in Vitoria. Dagegen iſt unverkennbar, daß der *Grad* der hereinbrechenden Dunkelheit den Maßſtab für dieſe Wirkungen abgiebt. In Vitoria wurden größere Quadrupeden ſo gut als gar nicht, kleinere Thiere verhältnißmäßig wenig afficirt; am meiſten noch Vögel und Inſecten; und nur der Kelch der Malve und einer Diſtel war geſchloſſen, keiner andern Blume. Das Thier hat eine Vorempfindung von den Wetterveränderungen und weiß ſich gegen ſie meiſtens zu ſchützen; von dieſer zur Tageszeit nicht paſſenden Dunkelheit hat es dagegen *keine* Vorempfindung, daher ſeine Ueberraſchung, Unruhe und Verwirrung. Wäre — wie die Vorzeit es annahm — eine wirkliche Veränderung in der Atmoſphäre damit verbunden, ſo würden dieſe Affectionen wohl nicht ohne alle Nachwirkung bleiben. Aber nie iſt eine ſolche wahrgenommen worden, das erſchreckte, beunruhigte, doch körperlich nicht verletzte oder geſchwächte Thier nimmt ſeine vorige Munterkeit augenblicklich wieder an, ſo wie die Totalität vorüber iſt. Nichts in der Natur iſt anders geworden, nichts bewahrt den Eindruck des Vorganges, bleibend und unvergeßlich iſt er nur für den, der das Große und Schöne zu empfinden und im fühlenden Herzen zu bewahren weiß.

Zum Schluße folge hier noch das Inſerat, welches wir nach gemeinſamer Berathung in die ſpaniſchen Blätter einrücken ließen.

Les astronomes des divers pays, qui s'étaient assemblés à Vitoria pour l'observation de l'éclipse du soleil, retournent maintenant à leur patrie, bien heureux d'avoir été favorisés par la clarté inattendue du ciel, qui leur a procuré un résultat aussi satisfaisant.

Avant leur départ il leur tarde bien d'exprimer publiquement toute la reconnaissance, de laquelle ils sont pénétrés pour tant de marques de bonté, de bienveillance et de soins prévenants que le gouvernement espagnol, les chefs des divers ressorts, de même que toutes les personnes qui se sont chargés d'une manière aussi aimable à leur

être utiles, ont daigné leur porter en intérêt de la science, qui est de tous les pays.

Puissent les habitans de ces belles contrées, si dignes des dons abondants de la nature, jouir en paix, santé et bonheur de toutes ces bénédictions du ciel, en conservant un obligeant souvenir des étrangers, qui leur adressent en partant les plus sincères adieux.

Mädler, Directeur de l'observatoire Impérial de Dorpat.
G. de Rennenkampff.
H. A. Goodwin.
Prof. Weyer, de l'université de Kiel.
J. S. Perowne.
Th. N. Thiele, Cand. astr.
H. Goldschmidt, de Paris.
d'Arrest, Directeur de l'observatoire Royal de Copenhague.
G. Bianchi, de Toulouse.
G. Schultz, de Hanovre.
C. Schulz, de Hanovre.

Mädler.

Rückblicke auf die Entwickelung der kurländiſchen bäuerlichen und Güterverhältniſſe ſeit 1817.

Unſere Zeit lebt raſch. Zuſtände, welche noch die jetzige Generation geſehen hat, kommen ihr bereits ſo abgethan, ſo ganz in das „todte Archiv" gelegt vor, daß ſie ſich des Zuſammenhangs derſelben mit der Gegenwart kaum bewußt iſt. Vergeſſen wir aber nicht, wenn uns die mit dieſen neuen Zuſtänden, wie mit allen menſchlichen Dingen, verkuüpften Mängel und Uebelſtände drücken, daß auch die früheren Verhältniſſe ihre ſo ſchlimmen Seiten hatten, daß wir ſie ſchwerlich gegen die jetzigen würden eintauſchen wollen. Nur ein moderner Epimenides, der die letzten 43 Jahre verſchlafen hat, wird jetzt noch die Zeiten der bäuerlichen Leibeigenſchaft zurückerſehnen; und doch gab es vor 1817 nicht wenige wohlwollende und beſonnene Männer, die nur mit ſchwerem Herzen einer Umgeſtaltung entgegenſahen, deren Folgen ſich nicht ſo leicht überſehen ließen.

So erſcheint denn jetzt auch die Frohne in den meiſten Gegenden Kurlands bereits als ein gänzlich überwundener Standpunkt, auf den Niemand, der andere Wirthſchaftsmethoden eingeführt hat, mehr zurückkommen mag. Und doch war noch vor ganz kurzer Zeit viel Streit darüber, ja er waltet zum Theil noch jetzt ob.

Es iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände und ſieht faſt wie eine Ironie der Geſchichte aus, daß der Kaiſer Alexander I. gerade in derſelben Zeit die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den Oſtſeeprovinzen

durchführte, in welcher er von den liberalen Beſtrebungen des Auslandes ſich immer herber abwandte. Wie fern liegen jene Zeiten nach den Befreiungskriegen hinter uns, wenn wir auch durch neue, an jene wieder anknüpfende politiſche Conſtellationen an ſie erinnert werden! Im inneren Leben unſerer Provinzen vollzog ſich damals eine Umgeſtaltung der bäuerlichen Verhältniſſe, an deren Ende wir noch lange nicht angekommen ſind, mag auch mancher kurzſichtige Dilettant in unſerer kleinen Politik im Stillſtehen oder gar im Zurückgehen auf die früheren Ordnungen die einzige Waffe gegen die nothgedrungene Fortentwickelung heutiger Zuſtände erblicken wollen. Sehen wir nun zu, wie jene Zeiten beſchaffen waren, welche dieſer und jener laudator temporis acti als Ideal uns einreden möchte; wir hoffen, daß je lebendiger wir uns vergegenwärtigen, wie grundverſchieden die jetzigen ökonomiſchen Zuſtände von denjenigen ſind, nicht wie ſie vor etwa 40 Jahren beſtanden, ſondern welche einer viel kürzeren Vergangenheit angehören, wir immer mehr uns deſſen bewußt werden müſſen, wie es keiner Zeitperiode gegeben iſt, ſich in ruhiger und beſchaulicher Behaglichkeit des geſicherten Beſitzes zu erfreuen, ſondern daß neue Zuſtände auch neue Pflichten auferlegen. Wir müſſen unſere Leſer indeſſen darauf vorbereiten, daß ſie in dem hier folgenden Rückblicke nichts Neues, ſondern meiſt ſehr Bekanntes finden werden, und daß das Verdienſt dieſes Aufſatzes, wenn er überhaupt eines hat, gerade nur in dem Zurückrufen des Bekannten, ja Miterlebten und in dem Anknüpfen des jetzigen Zeitgewebes an die uns noch recht nahe liegenden Ausgangspunkte beſteht. Wer neue Lehren und unerwartete Paradoxen ſucht, mag dieſe Seiten getroſt überſchlagen.

Nachdem der europäiſche Staatenbeſtand vom Ende des vorigen Jahrhunderts an mehr als 20 Jahre hindurch in faſt beſtändigen Kriegen zerrüttet worden war, trat nach dem Sturze des erſten Napoleon tiefer Friede ein. Die Getreidepreiſe waren in den von jenen Kämpfen unmittelbar nur in ſehr geringem Grade berührten Oſtſeeprovinzen auf eine Höhe geſtiegen, welche ihre natürliche Erklärung in den Bedürfniſſen der Ernährung großer Heere und in dem Umſtande findet, daß bald nach dem Frieden ſchwere Mißwachsjahre in Deutſchland eintraten. In nothwendigem Zuſammenhange hiermit hatten ſich die Güterpreiſe in Kurland am Ende des zweiten Jahrzehnts des jetzigen Jahrhunderts zu verhältnißmäßig ſehr beträchtlicher Höhe hinaufgeſchwungen; mit ſehr erklärlichem, ſich in ähnlichen Lagen ſtets wiederholendem Optimismus hielt man ein Sinken derſelben nicht für wahr-

ſcheinlich, ja kaum für möglich. Da erfolgte der Rückſchlag. Die Getreidepreiſe fielen immer tiefer. Die Gutsbeſitzer waren nicht im Stande, die durchweg nach dem Maßſtabe von 6 % bemeſſenen Zinſen des Kaufwerthes ihrer Güter zu bezahlen; die Capitaliſten kamen nicht ſchnell genug zu der Einſicht, daß es in ihrem eigenen Vortheile liege, durch freiwillige Herabſetzung des Zinsfußes wenigſtens den Verſuch zu machen, ihren Schuldnern die Erhaltung im Grundbeſitze zu ermöglichen; mit reißender Geſchwindigkeit brach eine Unzahl von Concurſen aus, welche noch durch ein anderes, der Jetztzeit kaum mehr verſtändliches Moment gefördert wurden. Es gab damals kein ſofort flüſſig zu machendes Werthpapier in Kurland! Livland hatte zwar ſchon Pfandbriefe, ſie waren aber in Kurland faſt gar nicht verbreitet, der Zinsfuß von 5% erſchien zu gering und Staatspapiere waren vollends ſo unbekannt, daß noch im Anfange der dreißiger Jahre ein großes Geldgeſchäft, die Abwickelung eines Concurſes, in einem uns bekannten Falle mehrere Monate verzögert wurde, weil niemand der Intereſſenten wußte und ſelbſt in Mitau nicht genau erfahren konnte, welcher Werth und welche Umſatzmöglichkeit den Lombardbilleten beizulegen ſei, die eine das in Rede ſtehende Arrangement beabſichtigende Militärperſon als Zahlungsmittel vorlegte! Es erklärt ſich, daß bei dieſem gänzlichen Mangel liquider Werthpapiere in Kurland Capital-Vermögen nur in verhypothecirten Obligationen vorhanden war und daß daher, ſo oft ſolche gekündigt, „aufgeſagt" wurden, der Schuldner, wenn er den entſprechenden Betrag nicht in baaren Erſparniſſen bei ſich liegen hatte, ſich an einen Dritten wenden mußte, welcher in der Regel eben ſo wenig ſich im Beſitze ſolcher Baarſummen befand und hinwiederum durch Kündigung eines entſprechenden Capitals gegen einen ſeiner Schuldner dieſen in gleiche Verlegenheit des Aufſuchens von baarem Gelde brachte, und ſo fort. So kamen denn häufig genug eine Menge von Schuldnern in Verlegenheit, weil ein Gläubiger ein Capital einziehen wollte und niemand da war, der, ohne ſeinerſeits eine hypothekariſche Forderung einzuziehen, aushelfen konnte!

Die jetzige Generation hat kaum eine Erinnerung, jedenfalls kein aus eigener Anſchauung hervorgegangenes Bewußtſein der furchtbaren Calamitäten jener böſen zwanziger Jahre in Kurland. Die Korn- und Güterpreiſe waren zu einem uns jetzt nicht möglich erſcheinenden Minimum geſunken, die Bauern mit wenigen Ausnahmen arm, ja die Dotation der Geſinde faſt nirgends ausreichend, um dem Bauer neben der Bebauung der eigenen Felder die Arbei-

ten für den Hof zu ermöglichen und noch einen Ertrag zum Unterhalte der Geſindesbewohner übrig zu laſſen; die Bauervorrathsmagazine genügten faſt durchweg nicht zur Beſtreitung des nöthigen Vorſchuſſes, der Hof mußte eintreten in der höchſt unſichern Ausſicht, jemals einen Erſatz dafür zu erhalten; der nothwendige „Bauervorſchuß" war ein Moment, welches die ohnehin ſchon geringen Gutsrevenüen auf ein bis zur Null, ja unter dieſelbe herabſinkendes Niveau reducirte. Derſelbe Uebelſtand machte ſich bei den Kronsgütern fühlbar. Tauſende von Rubeln hatte jeder Arendator von der Bauerſchaft der von ihm gepachteten Domaine bei ſeinem Abzuge zu fordern, von denen auch nur den kleinſten Theil einzucaſſiren er ſo gut wie gar keine Hoffnung hatte. Es kam ſo weit, daß niemand die Kronsgüter für den nach frühern Verhältniſſen berechneten Preis in Arende nehmen wollte und der Finanzminiſter ſich entſchließen mußte, ſie „auf den Zehnten" in Adminiſtration zu geben, woraus natürlich ein beſtändiger Kampf zwiſchen der Domainenverwaltung und den Adminiſtratoren über die Richtigkeit der Rechnungslegung und die Frage hervorging, welche Abzüge ſich der Verwalter gefallen laſſen müſſe, um den Rohertrag auf denjenigen reinen Gewinn herabzuſetzen, von welchem ihm ſeine Quote zukommen ſollte.

Vergleichen wir mit dieſen troſtloſen, noch nicht 30 Jahre hinter uns liegenden Zuſtänden die jetzigen: ſo werden wir uns um ſo mehr des gewaltigen Umſchwunges bewußt werden, welchen die ökonomiſchen Verhältniſſe ſeit jener Zeit gewonnen haben.

Der erſte Anſtoß hierzu ging vom kurländiſchen Creditverein aus, mit deſſen Errichtung (1830) die „Concurszeit" abſchloß. Es trat ein bewegliches und doch mit hypothekariſcher Sicherheit verſehenes Papier auf, welches die Furcht vor Kündigungen beſeitigte; auch die Capitaliſten waren mittlerweile durch die in den Concurſen erlittenen Verluſte nachgerade verſtändig genug geworden, um einen geringern Zinsfuß mit Sicherheit für Capital und Renten einem unſichern höhern vorzuziehen.

Bekanntlich iſt die Sicherheit der Pfandbriefe darin begründet, daß eine Anzahl von Gütern einen Creditverein bildet, indem auf jedes einzelne Gut nach gewiſſen Taxprincipien eine Summe Geldes gegen die darauf als erſte und privilegirte Hypothek eingetragenen Obligationen (Pfandbriefe) dargeliehen wird, für welche Schulden der ganze Creditverein ſolidariſch haftet, ſo daß, wenn auch eine augenblickliche Zahlungsſtockung bei einem oder dem andern zum Verein gehörenden Gute eintritt, die an-

dern ſolidariſch dafür verhafteten Güter für daſſelbe einſtweilen die Zinſen zahlen und ſich dafür wieder aus der durch ihre Beamten geleiteten Bewirthſchaftung oder nöthigenfalls aus dem Verkaufe des Gutes bezahlt machen. Der Taxwerth der Güter d. h. der durch Pfandbriefe beſchuldbare Betrag, iſt ein verhältnißmäßig geringer und nur ſo weit bemeſſen, daß es ſich vorausſetzen läßt, es werde das bezügliche Gut niemals unter dieſem Preiſe verkauft werden. Die Pfandbriefe können zwar, wenn nicht eine zeitweilige Unkündbarkeit ausbedungen worden, gleich andern Obligationen gekündigt werden, indeſſen wird der Inhaber derſelben nicht leicht zu dieſem äußerſten Mittel, ſein Capital baar ausgezahlt zu erhalten, greifen, eben weil ſich an der Börſe und im gewöhnlichen Geſchäftsverkehr in der Regel genug Abnehmer finden werden, um dem Beſitzer von Pfandbriefen die ſofortige Verſilberung derſelben zu ermöglichen. Waren nun hierdurch die Pfandbriefsſchuldner, die den Creditverein bildenden Güter, vor den Verlegenheiten geſichert, die ihnen früher aus Capitalkündigungen erwachſen konnten, ſo gedieh das Inſtitut ſelbſt ſo ſchnell und gewann ſo bald an Ausdehnung, eigener Zuverſicht und Sicherheit in der öffentlichen Meinung, daß wenige Jahre nach Errichtung des kurländiſchen Creditvereins der Zinsfuß der Pfandbriefe von 5 auf 4 % herabgeſetzt werden konnte. Da indeſſen beinahe eine Million Rubel S. von den Pfandbriefsinhabern in Folge dieſer Herabſetzung gekündigt wurde, ſah ſich der Creditverein veranlaßt, für dieſe Summen beſondere, für eine Reihe von Jahren unkündbare Pfandbriefe zu emittiren und ſie etwas unter dem Nominalwerthe durch Vermittelung des Berliner Banquierhauſes Mendelsſohn u. Co. an den Markt zu bringen. Durch dieſe Maßregel wurde die durchgängige Herabſetzung des Zinsfußes auf 4 % zwar bewerkſtelligt, indeſſen mußte für den gekündigten Betrag noch eine beſondere Vergütung, beſtehend in der Coursdifferenz von nicht voll 2 %, mit welcher dieſe unkündbaren Pfandbriefe Abgang fanden, ein für alle Mal entrichtet werden, ſo daß dieſe Maßregel alſo daſſelbe Reſultat hatte, als wenn für die gekündigten Summen etwa noch 2 Jahre 5%, ſodann 4 % Renten gezahlt worden wären.*)

*) Es wurde übrigens nach der Herabſetzung des Zinsfußes der Pfandbriefe von 5 auf 4 % das Axiom geltend gemacht, jedoch ohne zu praktiſcher Anwendung durchzudringen, daß, weil eine zu 5 % zu verrentende Schuld eben ſo viel Zinſen erfordere als eine um ¼ höhere, zu 4 % zu verzinſende, nunmehr auch ohne weiteres der Taxwerth der Güter des Creditvereins um ¼ erhöht und auf jedes Gut eine um ſo viel höhere Pfandbriefs-

Bald nach Errichtung des Creditvereins war die tranſitoriſche Periode der Bauernfreiheit zu Ende gegangen und der definitive Freiheitszuſtand eingetreten. Es ergab ſich die Nothwendigkeit, an Stelle der bis dahin in Geltung geweſenen Gehorchstabellen beſondere Pachtcontracte mit den Inhabern der Bauergeſinde zu ſchließen. Die Landwirthſchaft hatte mittlerweile einen Aufſchwung zum Beſſeren erfahren, der Kartoffelbau im Großen und die Erſetzung der nur bei ſehr ausreichendem Heuertrage vortheilhaft erſcheinenden Dreifelderwirthſchaft durch andere Rotationsſyſteme, welche die Aufgabe der Erzielung gehöriger Düngung durch Mehrfelderwirthſchaft und Futterkräuterbau löſeten, fingen an ihre Wirkungen zu äußern; der Ertrag der Güter wurde durch die ermöglichte Aufreißung des Weidelandes und Hineinziehung des darin gewonnenen Terrains in geregelte Ackerwirthſchaft bedeutend gehoben. Auch die Kronsdomainen warfen nun größern Ertrag ab, ſo daß das Miniſterium wieder zum Arendeſyſtem zurückkehrte; die bisherige Oekonomieabtheilung des Kameralhofes und

---

ſchuld contrahirt werden könne. Dieſe Anſicht überſieht einen Factor: die Nothwendigkeit nicht blos der Verzinſung, ſondern auch der dereinſtigen Rückzahlung des Capitals. 20,000 5 Rbl. zu °/₀ erfordern zwar eben ſo viel Zinſen als 25,000 zu 4 °/₀, aber bei der Kündigung des Capitals ſind doch im letzteren Falle wirkliche 5000 Rbl. mehr als im erſteren heimzuzahlen. Nur alsdann iſt in der That keine größere Laſt vorhanden, wenn dieſes höhere Schuldcapital ſo lange nicht zurückgefordert werden darf, bis durch einen außer der Verzinſung noch alljährlich beizulegenden Tilgungsfonds der Schuldner ſich die Mittel zur Rückzahlung des Capitals für den Zeitpunkt ſchafft, wo daſſelbe gefordert werden darf. Wäre es daher möglich, eine Anleihe unter ſolchen Bedingungen, ſei es auch etwas unter pari, zu negociiren, daß die darüber auszuſtellenden Obligationen etwa auf 41 Jahre unkündbar emittirt und in dieſer Zeit mit 4 °/₀ verzinſt, zugleich aber ein fünftes Procent als Tilgungsfonds abgelegt würde: ſo wäre wirklich ein Gut, welches in der erſten Zeit nach Errichtung des Creditvereins (wo noch außer der Verzinſung mit 5 °/₀ ein Beitrag zum Tilgungsfonds gezahlt werden mußte, um in ſpäteſtens 50 Jahren die ganze Pfandbriefsſchuld zu tilgen) mit 20,000 Rbl. Pfandbriefen belegt war, ganz eben ſo ſtark belaſtet, wie jetzt ein Gut, welches 25,000 Rbl. zu 4°/₀ verzinſt und 1 °/₀ jährlich zum Tilgungsfonds ſo lange zahlt, bis derſelbe die ganze Schuld abſorbirt hat, wohlzumerken, wenn in der Zwiſchenzeit keine Capitalkündigung ſtatt haben kann. Ließen ſich derartige Pfandbriefe auch nur mit etwa 2°/₀ Verluſt an den Markt bringen, ſo wäre das ungefähr eben ſo viel, als wenn das Capital zwei Jahre hindurch mit 5°/₀ und nur die übrigen 39 zu 4 °/₀ verzinſt werden müßte. Dennoch ließe ſich gegen die auf dieſe Berechnung gebaute Erhöhung des Taxwerthes der Güter der Einwand erheben, daß die Nothwendigkeit, dereinſt wieder zu fünfprocentiger Verzinſung zurückzukehren, nicht undenkbar iſt, alsdann aber der erhöhte Taxwerth nicht mehr die nämliche Sicherheit bieten würde. Ob dagegen wieder der überhaupt geſteigerte Güterwerth in Betracht komme, ſcheint eine „offene Frage".

das davon gesonderte Oberforstamt wurden durch den Domainenhof und die Meß- und Regulirungscommission ersetzt, mit der Tendenz, rationelle Grundsätze für den Zins der in abgesonderte Pacht zu vergebenden Gesinde der Kronsgüter aufzufinden und die zahlreichen Weide- und Holz-Servituten (welche letztere übrigens schon durch die im Jahre 1803 thätig gewesene s. g. Oserowsche Commission festgestellt waren) zu reguliren und abzulösen. Es dauerte indessen noch etwa 20 Jahre, ehe die Grenz- und Servitutsstreitigkeiten zwischen Krons- und Privatgütern, welche bei Errichtung der Meß- und Regulirungscommission der Entscheidung der bis dahin competenten Oberhauptmannsgerichte entzogen waren, anfangen konnten durch Kronsschiedsgerichte abgeurtheilt zu werden, für welche die Krone den einen und die Privaten den andern Richter ernannten. Ein Oberschiedsgericht bildete die Revisions-Instanz, und mittlerweile wurde es bis zur Anstellung von Kronsschiedsrichtern nöthig, provisorische Besitzregulirungen den Oberhauptmannsgerichten zu überweisen.

Noch jetzt wird aber ein Gesetz vermißt, welches die künftige Erwerbung von Servituten durch Ersitzung, sei es auch durch anfänglich widerrechtliches, doch jahrelang fortgesetztes Aneignen, verbietet. Eine fortgeschrittene Landwirthschaft, wie die jetzige, kann bei solchen Erwerbungsmöglichkeiten nicht bestehen. Die bis jetzt nach der gegenwärtigen Sach- und Rechtslage einmal existirenden und nicht abgelöseten Servituten müssen conservirt werden, denn sie können rechtlich erworben und nur der Nachweis dieses Titels nicht möglich sein — beiläufig bemerkt: eines der schlagendsten Argumente für die Nothwendigkeit der Verjährung —; damit verträgt es sich aber ganz wohl, daß man nun „einen Strich macht" und alle Servituten zwischen Krons- und Privat-Gütern oder diesen letzteren unter einander feststellt, so daß neue fortan nur durch schriftliche Uebereinkunft und Eintragung in die Hypothekenbücher gültig entstehen können, wie dies häufig genug in besondern Verträgen abgemacht zu werden pflegt. Das Gesetz ist aber das beste, welches der Sitte nachkommt.

Aus sehr vereinzelten Anfängen im Erwahlenschen Kirchspiele, wo, wenn wir nicht irren, zuerst die Herrn von Hahn auf Postenden und von Bach auf Poperwahlen den Versuch der Ersetzung der dem Verpflichteten mehr kostenden als dem Berechtigten einbringenden Frohne durch Vergebung der Bauerhöfe in Geldpacht machten, hatte sich ein immer tiefer in die ganze Landwirthschaft eingreifender Betriebsumschwung gebildet. Auch hier gab es Uebergänge, indem die neuen Zinspächter außerdem theils noch

einige Frohnen (wie z. B. für die Heuernte) zu leiſten hatten, theils mit dem Hofe gemeinſchaftlich Knechte halten, d. h. denſelben Wohnung und Lohn geben mußten, die Benutzung ihrer Kräfte aber etwa Woche um Woche mit dem Hofe theilten, oder indem der Hof die unmittelbar für ihn arbeitenden Knechte auf Land ſetzte. Hierdurch nun hat ſich bis jetzt in immer fortſchreitender und durch keine äußere Einmiſchung geſtörter Entwickelung ein augenſcheinlich gedeihlicher Zuſtand hergeſtellt; der Wohlſtand des Bauern hat gleich dem des Gutsbeſitzers ſich bedeutend gehoben, die alte Plage des Bauervorſchuſſes noch über das Vorraths-Magazin hinaus gehört faſt zu den verklungenen Sagen der Vorzeit und die Güterpreiſe ſind in einer Weiſe geſtiegen, die freilich nicht allein durch die mittelſt der Knechtswirthſchaft erſparten Koſten, noch aus der inneren Vergrößerung der Güter, vermöge der Umwandlung der bisher wenig eintragenden uncultivirten Weideſtrecken in Ackerland, noch überhaupt aus den Fortſchritten der Landwirthſchaft erklärt werden kann, ſondern erſt durch den Hinzutritt anderer, aus den Geſtaltungen des Staatslebens und der Werthzeichen hervorgehender Factoren ſich einigermaßen rechtfertigt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die große Vermehrung des Papiergeldes, vielleicht ſchon die der zinstragenden Staatspapiere, den Preis des Grundvermögens in die Höhe treibt; denn in ſo fern das Geld zwar das allgemeine Tauſchmittel iſt, aber auch viel von der Natur einer Waare hat, die im Preiſe ſinkt, je mehr von derſelben an den Markt gebracht wird, äußert ſich das Fallen des Preiſes der in großer Menge und namentlich meiſt in Surrogaten des Metallgeldes vorhandenen allgemeinen Werthzeichen durch das Steigen der übrigen, gegen die zahlreich vorhandene, daher billig werdende Geldmenge einzutauſchenden, an ſich nicht zu vervielfältigenden Verkaufsgegenſtände, es ſteigen dieſe übrigen Waaren, alſo auch das Grundvermögen, der Arbeitslohn ꝛc. Es mag hier bemerkt werden, daß die jetzt ſo häufig werdende Klage über Mangel und daher Theurung der Arbeitskräfte — obgleich man bei der Einführung der ſo viele durch die Frohne unnütz verbrauchte Arbeitskraft erſparenden Knechtswirthſchaft gerade die umgekehrte Beſorgniß hegte: man werde nicht wiſſen wie man die überſchüſſigen Hände beſchäftigen ſolle — ſchon dadurch erklärt iſt, daß der Ackerboden intenſiv gewachſen iſt und die der Ackercultur unterzogene Bodenfläche raſcher zugenommen hat als die Bevölkerung.

In den Kronsgütern ſind aber noch viel größere Veränderungen vorgegangen. Die Bauergeſinde werden nun abgeſondert von den Höfen in

Pacht gegeben, letztere können alſo nur durch beſondere Hofesknechte bearbeitet werden und die von aller ökonomiſchen Verbindung mit dem Hofe abgelöſeten Geſinde ſtehen als ſelbſtſtändige Pachtobjecte da, welche nicht durch Meiſtbot vergeben, ſondern von den bisherigen Inhabern nach gewiſſen, verhältnißmäßig niedrigen Taxen gegen eine direct an die Kronscaſſe zu leiſtende Pachtzahlung bewirthſchaftet werden und faſt ſchon als Erbpachtſtücke erſcheinen, da für die Conſervation der Bauerhöfe in der Familie der jetzigen Beſitzer durch Vererbungsregeln geſorgt iſt. Ja es hat die Krone ſchon einzelne Bauerhöfe verkauft und dadurch ein bisher, außer den ſog. kuriſchen Königen und einigen anderen Freiſaſſen, nicht vorhandenes Element der bäuerlichen Bevölkerung geſchaffen.

Wir ſind erſichtlich in einer raſch fortſchreitenden Uebergangsperiode begriffen. Ob dieſelbe in mehr oder weniger gedeihliche Zuſtände führen werde, dürfte großentheils von dem glücklichen Verſtändniſſe abhängen, mit welchem man die nothwendigen Veränderungen in neue feſte Geſtaltungen zu leiten wiſſen wird. Nicht jede Neuerung iſt gut, aber eben ſo wenig iſt abſoluter Stillſtand das Heilmittel für die Uebel der Geſellſchaft. Ein ruſſiſcher Zar nannte einmal, wenn auch halb ſpöttiſch, Kurland „das Gottesländchen.“ Es hat jedenfalls ſich vielen Glückes zu rühmen gehabt und meiſtens mit richtigem Verſtändniſſe den Zeiterforderniſſen entgegenzukommen gewußt. Uns ſcheint nun zwar, als ob das Zinspachtſyſtem ganz wohl erſt noch einiger weiteren Jahre zu richtiger Ausbildung bedürfe, ehe es in andere, dem Eigenthum ſich noch mehr nähernde Formen der Bodennutzung übergehe; allein wir wiederholen: unſere Zeit lebt raſch und ſo ganz und gar veraltet und abgethan den Jetztlebenden die Zuſtände erſcheinen, mit denen ihre Väter zu kämpfen gehabt haben: eben ſo ſehr werden vielleicht nicht erſt unſere Söhne, ſondern noch wir ſelbſt recht Vieles anders ſehen, als wir es jetzt uns denken mögen und es gewöhnt ſind. Auf dem Wege freier Vereinbarung, wenn ſie nur eine wirklich freie iſt und nicht durch künſtliche Hemmniſſe aufgehalten wird, ſchreitet die Entwickelung am naturgemäßeſten vorwärts. Ihr allein iſt aller Fortſchritt, welcher ohne jede äußere Einwirkung ſeit 1817 in der kurländiſchen Landwirthſchaft geſchehen, zu danken. Daraus folgt nicht, daß nur die jetzigen Bewirthſchaftungsnormen die ſtets oder lange allein anwendbaren ſein werden. Die Geſetzgebung aber kann hier nur erleichtern, befördern und Hinderniſſe forträumen. Dagegen wollen wir uns aufs Entſchiedenſte gegen die Provocation derartiger Aenderungen bewahren, welche nicht Entwickelungen,

ſondern Umſturz involviren, wie dies z. B. in dem Vorſchlage liegt, „die Bauerländereien zu erblichem Eigenthum gegen einen möglichſt niedrigen, nach gewiſſen Normen zu beſtimmenden Kaufpreis zu übertragen.“ Das Widerrechtliche und völlig Unzweckmäßige dieſes Vorſchlages liegt, wie ſchon im Octoberhefte dieſer Zeitſchrift ſchlagend nachgewieſen worden, in der Ermittelung eines niedrigen Kaufpreiſes nach im voraus beſtimmten Normen, alſo darin, daß dem Eigenthümer, der unter dem wahren Werthe zu verkaufen gezwungen wird, ein Theil ſeines Eigenthumes zum Beſten der erſten Generation der Käufer entzogen werden ſoll. Denn es liegt auf der Hand, daß nach alſo begründeter Acquiſition dennoch bei Erbfällen oder weiteren Verkäufen ſehr ſchnell wieder auf den wahren, nicht auf den künſtlich zu niedrig geſtellten Werth des Grundſtückes wird zurückgegangen werden. Endlich iſt durchaus nicht einzuſehen, welchen rechtlichen oder auch nur Billigkeitsanſpruch auf das ihm mit dem geringeren Preiſe des Bauerhofes zu machende Geſchenk der jeweilige Pächter deſſelben haben kann? Derſelbe iſt möglicherweiſe lange, vielleicht aber auch nur ganz kurze Zeit in dieſem Pachtbeſitze, er hat durchaus keinen ihn zu ſolcher Prätenſion berechtigenden Vorzug vor jedem anderen Bauern, und dem Gutsherrn gegenüber doch unzweifelhaft keinen anderweitigen Anſpruch als den auf ſtrengrechtliche Einhaltung ſeines Pachtcontracts, nicht aber auf deſſen Verwandlung in einen andern Beſitztitel, geſchweige denn mit einer ihm dafür zu bewilligenden Prämie. In ſo weit daher überhaupt von der Geſtattung des Ankaufes der Bauerhöfe die Rede ſein ſoll, kann ſich dies doch nur darauf beſchränken, daß jeder, der die Geldmittel dazu hat, auch die rechtliche Möglichkeit dazu erhalte, in ſo weit der Eigenthümer, der Grundherr, verkaufen will und darf.

E. Neumann.

Womba Wido.

Eine Erzählung nach eſtniſchen Elementen und in Runenform.

(Schluß.)

Fünfte Rune.

Im Walde.

Handelt von allerlei Teufels- und Hexenzeug.

Eifrig eilte Womba Wido
Und es zeigt der Zauberwald ſich,
Drinn des Haljas Töchter hauſ'ten.
Sieh, da lief ein Feuerfüchslein
Quer die Straße raſch hinüber,
Weiter ſprengte Wido waldwärts.
Horch! im Hage huſcht der Habicht;
Wo des Waldes Rieſen ragten,
Lief ein Eichhorn links empor;
Wo das Dickicht dichter wurde
Hüpft ein Häschen über'n Weg;
Alles vier wohl böſe Zeichen,
Wido nur verwarf die Warnung.
Aber bald ward ſie zur Wahrheit
Und das Dickicht war voll Tücke:
Regen ſchauerte mit Spieſſen,
Hagel donnerte vom Himmel;

Aber mitten durch den Moorgrund
Ueber Sumpf und breite Bäche
Ritt er raſch bewachſ'ne Wege,
Und der Knüppeldamm erdonnert.
Sieh, da ſtrauchelte der Schimmel,
Eine Schlange ſtach ihn heimlich
Und das treue Thier erlahmte.
Naß und mühſam zog der Reiter
Hinter ſich das Roß am Zügel,
Sucht den ſchmalen Pfad zur Schmiede
Sprechend altgelernten Waldfluch:
„Sei verwünſcht, du grauer Waldgeiſt,
Der du beißeſt und zerreißeſt!
Große Augen, grimme Zähne,
Niederreißt den ſchönen Schimmel,
Reißt zu Blut den braven Braunen.
Halte an in deinem Grimme,
Bis ich einen Zaubrer finde,
Einen Weiſen und Beſchwörer,
Der wird auf den Kopf dir treten."
Als der Zorn'ge ſo geſprochen,
Lichtet ſich des Waldes Dickicht
Und die Schmiede war zu ſchauen.

Der Sterbegreis.

Wie auf einem Inſelberge
Hauſt' der Alte in dem Walde,
Wo verfallen die Forſtei ſtand,
Ein vom Blitz getroffnes Häuschen.
Wie von wildem Wellenſchlage
War die Schmiede rings umrauſchet,
Abgebrannt war Dach und Fachwerk,
Spärlich ſtarrten ſchwarze Sparren,
Und am feuchten Fundamente
Ragten gift'ge Neſſelbüſche.
Mitten aus den traur'gen Trümmern
Starrte ſteinern nur der Schlot noch,

Mit bemooſter Thür vermachet
Und im Schlotte hauſt der Alte.
Heut' nur wankt die Thür im Winde,
Offen ſtand des Oheims Eſſe;
Selber neben einem Baumſtamm
Lag er lechzend, einſam ſterbend,
Singend todesdurſt'ge Worte:

„O, ich armer Sorgenträger!
Was vermag ich! Was beginn' ich?
Wie mich ſpeiſen, wie mich tränken,
Friſten dieſes letzte Sein!

Muß mein müdes Haupt nun legen
Auf den ſtarren Stamm der Weide,
In das Gras die müden Glieder
Und an Wurzeln meinen Fuß.

Denke dann vergangnen Glückes,
Zähl' noch einmal Zecherſtunden,
Wachſe dann zum Birkwald wieder,
Grüne dann als Waldesbaum.

Will in Blättern mich bewegen,
Mich in Windesſäuſeln regen,
Zweige ſenken, Zweige heben
Und erblühn mit jedem Lenz."

Als der Waldgreis ſo geſungen,
Hört er Pferd- und Menſchentritte;
Womba Wido war's, der wackre.
„Terre, terre!" rief der Freier*).
„Terre! ja! iſt Gottes Name
Und wird's ſein in Ewigkeiten!"
Alſo lautete die Antwort,
Und der Reiter redet' alſo:

*) Der eſtniſche Gruß; der Gegengruß lautet: terre jummal imme (terre wird Gott bleiben); imme iſt das obſolete futurum von ollema — ſein; exiſtirt nur noch bei den Liven. (v. Jannau.)

„Beſter Schmied und Eiſenhämmrer,
Schau doch an den ſchönen Schimmel,
Hilf mit heimlicher Beſchwörung
Und mit weiſen Zauberworten,
Denn der Fuß iſt ihm verrenket
Und am Hinterhufe hinkt er."
Aechzend antwortet der Alte:
„O wie ſoll ich andern helfen,
Ich, ein ſchwacher Sterbegreis,
Der dem Tode angetrauet!
Sandhans ſteht mit ſeiner Schaufel
Fertig ſchon zu meinen Füßen,
Hebt die Erde aus dem Eſtrich.
Hügel ſtehen hochgehäufet
Und das Bett iſt ſchon bereitet
Und von Gras die grüne Decke."
Hämiſch huſtend hält er inne,
Lauſcht und lacht dann: „Wird's nicht balde?"
Keucht und kichert: „komm doch endlich,
Mürbe alte Erdenſcholle!
Einſam hauſt' ich hier im Hage,
Ohne Trank und ohne Speiſe,
Ohne Muth und Menſchenhülfe.
Seit die Alte abgefordert,
Worauf ſollt ich Alter warten?
Andern nur im Wege weilen,
Jugendlichen Lebeſchaaren?"
Aber Wido eilt zum Pferde,
Band vom Sattel los das Bündel,
Einen Brodkorb vom Geſtelle.
Weiße, warme Weizenwecken
Waren drinn und Blutgebacknes*)
Und ein Fläſchchen Zuckerbranntwein.
Davon gab er gleich dem Greiſe,
Nöthigt höflich ihn mit Worten.

*) Palten (eſtn. käk) aus Mehl und Blut gefertigte große Klöße, die man zerſchneidet und in Butter bratet. Sie ſind länglich und pechſchwarz.

Und der Alte brach vom Brote,
Sichtbar ſtärkte ihn der Wein auch,
Und die Augen wurden hell ihm,
Und der Sandhaus war verſchwunden.
Auf nun raffte ſich der Alte
Und beſchaut den Fuß des Pferdes,
Strich den Huf mit kluger Hand dann
Und umband die Feſſel farbig:
Roth mit blau und gelber Wolle,
Sprach dazu Beſchwörungslaute,
Weiſer Worte Wunderwirkung.

Die Beſchwörung.

„Als einſt der Herr zum Tempel fuhr,
Kam Iro, die lange,
Die grimmige Schlange,
Stach und verſtauchte des Pferdes Fuß.
Aber ſchnell vom Gefährte
Unter die Räder
Stieg der Heiland herab.
Alſo beſprach er den ſchwellenden Fuß:
Ob's verſtauchet, ob's geſenket,
Ob's gebrochen, ob's verrenket,
Glied an Glied und Sehn an Sehn,
Theil an Theil und Ort an Ort;
Bindet's blau und bindet's roth,
Doch wie du willſt, Herre Gott.
Es kam,
Es kam ein feuriger Drach:
Feſt deine Hände!
Feſt deine Füße!
Unten ſchwinde der Tiſch dir,
Oben das Brot von dem Brette.
Biene, Weltvögelein,
Flieg hin über neue Meere,
Hol mir die Faulbeerbaumruthe,
Daß ich den Wurm auf die Lippe ſchlage,

Daß er dich ungeſehen nicht ſteche
Und mit heimlichen Zahn nicht nage.

*) Du verfluchter, in allen Farben
Schimmernder, unterirdiſcher Wurm!
Faulbeerbaumfarbiges Ungethüm,
Grasgrüne, erdgraue Raupe,
Heimlich kriechender Lurch!
Durch die Wurzeln ſchleichende,
Ueber Steine ſchlüpfende,
Durch die Blätter dich windende Schlange!
Ziehe dich zuſammen,
Rolle dich ein, gehaßte Creatur!
Schließe dein Gift ein
In den eigenen kupfernen Magen,
Beiße deines eigenen Kindes
Verhaßte Brut!
Rühre nicht Menſch noch Thier an!
Schnell entweich' aus dem Lande,
Ehe der Mond noch wechſelt,
Ehe die Sonne geſunken!"

Freiwerbung.

Als der Schimmel ſo beſprochen,
Fing er fröhlich an zu wiehern
Und vom Graſe gleich zu freſſen.
Doch die beiden Männer traten
In den hohen Schlott der Schmiede,
In die enge Eiſeneſſe.
Abram bot dem Gaſt die Bank an,
Doch der ließ den Alten ſitzen,
Selber lehnte er am Ambos
Und er ſprach zu Abram alſo:

„Einem Vogel forſche nach ich
Einem ſchönen Seidenvogel.
Heute Morgen in der Mittfrüh'

*) Finniſche Rune.

Hart an Arrokillas Anger
Hab das Täubchen ich getroffen,
Mit der Armbruſt angeſchoſſen.
Doch die Wachtel flog zum Walde,
Senkte ſich zu deiner Schmiede,
Und nun will ich bei dir werben
Um den goldnen Pfingſtenvogel.
Vieles möcht ich für ihn geben,
Sieben ſtarke Eiſenſtangen
Biet ich dir zum Hufbeſchlage;
Einen Scheffel neuer Nägel
Bring ich vom Michälismarkte,
Und willſt du den Wald verlaſſen,
Bau ich dir die ſchönſte Schmiede
Hart an unſerem Gehöfte,
Wo zum Strand die ſchöne Straße
Glatt durch Flur und Wald ſich ſchlängelt."

Als dies Abram angehöret
Und verſtanden und verſinnlicht,
Sprach er ſo zu Womba Wido:
„Weigern nicht wollt ich die Nichte
Einem ſolchen wackern Werber.
Doch du mußt den Vater fragen,
Seinen Willen dir erwirken.
Wär der Vater abgefordert,
Dann gebührte mir das Geben."

Es erwiedert Womba Wido:
„Sprich wo ſoll ich ihn erkunden,
Ferne iſt des Mädchens Vater,
Wich zu weitentlegnen Waſſern.
Künd es uns durch Kunſt und Klugheit,
Da dir Weisheit iſt geworden."

Glühnde Kohlen nahm der Alte,
Ausgeglühte Birkenbrände,
Warf ſie in die Waſſerſchale,
In die weißumbundne Bütte

Ließ ſie ziſchen, ließ ſie ſingen
Rauchen, dampfen und verlöſchen
Und beſchaut die Waſſerzeichen
Und des Rauches Wirbeldrehen.

Und es ſprach der Alte alſo:
„Gehet zu des Mädchens Mutter,
Die müßt ihr um Auskunft fragen.“

Aber ärgerlich zum Alten
Sprach der Jüngling faſt entrüſtet:
„Wie nur ſprichſt du wirre Worte!
Iſt die Mutter doch geſtorben,
Längſt im Todtenfeld beſtattet!“

Ihm entgegnete der Alte:
„Wohl, ſo gehet zu den Todten!
Dieſe werden euch es weiſen,
Wo der Vater wär' zu finden:
Ob an Tuönela, der Todten
Grenzenloſem Seegeſtade,
Ob in Manola, der Müden
Unterirdiſcher Behauſung,
Oder ob er hier noch wandelt
Auf dem Weg zu Weh und Wunden.
Aber du reit' heim nach Hauſe,
Donner dräut Elias heute,
Ungewitter zieht zum Walde,
Nacht iſt keines Menſchen Freund.
Hüt' dich heute vor dem Haljas,
Laß vom Teufel dich nicht trügen;
Denn bis zwei zuſammenkommen,
Eh' ſich Lieb' in Ehe wandelt,
Reißt der Satan ſechs Paar Schuhe
Und geſchäftig iſt der „Leere.“*)

Der Heimritt.

Wido ſchwang ſich auf den Schimmel,
Ritt dahin durch Waldesdunkel,

*) Tühhi — eine eſtniſche Benennung des Teufels.

Wohl erwägend und bewegend
Was der Weiſe ihm verkündet.
Plötzlich rollte Donner rauſchend,
Blitze brachen in die Bäume,
Schwarze ſchwere Wolken wogten.
Langſam drang er durch das Dickicht
Horch, da klangs von Pferdehufen,
Und aus niedern Nebelſtreifen
Hob ſich was auf hohem Roſſe,
Auf geſtrecktem Waſſerfüllen,*)
Raſchem, rabenfarbnen Rappen
Kam ein Reiter ſcharfen Sprunges
Und geſellt ſich höflich grüßend.
Einen Rock von theurem Tuche
Trug der unbekannte Reiter;
Flatternd flog der Mantelkragen
Faſt wie einer Eule Flügel.
Raſch dahin nun ritten Beide
Seit' an Seit' auf wüſtem Waldweg,
Und der Schimmel ſchnob und ſchäumte.
Raſſelnd an des Rappen Reitzeug
Schauten hundert Schlangenköpfe.**)

Sehr geſprächig war der Fremde;
Vieles wußt er zu erzählen
Von den Türken und Tartaren
Und von Wenden und Wallachen.
Auch der Pferde ſchien er kundig,
Lobte ſehr den ſchönen Schimmel,
Und er forſcht nach Widos Werbung,
Nach dem Ritt zum Waldesweiſen,
Und verlockend ſprach er alſo:

*) Das Waſſerfüllen iſt eine der Geſtalten des Waſſergeiſtes. Wo Kinder am Waſſer ſpielen, erſcheint er als ein frommes Füllen. Die Kinder ſchwingen ſich auf ſeinen Rücken und das Füllen reckt ſich in die Länge, ſo daß alle hintereinander Platz haben, ſo viel auch da wären. Sind alle drauf, ſo ſpringt das Geſpenſt mit allen ins Waſſer.

**) In früherer Zeit beſetzte man in Livland das Reitzeug mit weißen kleinen Muſcheln, die für Schlangenköpfe gehalten wurden.

„Willſt du freien, feiner Knabe,
Denke nicht an Dorfesdirnen;
Such' dir aus der Stadt ein Schätzchen,
Aus der Vorſtadt eine Feine.
Solche tragen ſchmucke Schuhe,
Geh'n in wallenden Gewändern,
Tragen Kämme auf dem Kopfe,
Gelbes Gold an feinem Finger,
Komm nur mit mir, laß uns reiten,
Schaffen will ich dir die Schönſte."

Aber Wido ſprach mit Weisheit:
„Jeder bleibe bei den Seinen,
Bettler bleib' bei ſeinem Sacke!"

Wiederum begann der Fremde:
„Laß uns hier zur Linken reiten,
Einen nähern Fußpfad kenn ich,
Uebers Flüßchen nur zu ſpringen,
An dem Kurriſsmuſs*) vorüber."

Aber Wido ſprach mit Weisheit:
„Wo der Teufel in die Tiefe
Pferd und Pflug und Pflüger ſtürzet,
Dort iſt mir es nicht geheuer;
Alter Pfad gleicht altem Freunde,
Und der neue iſt zu meiden."

Da zum dritten fragt der Fremde
Nach der Flaſche Wido's lüſtern;
Dieſer ließ ihn liſtig trinken;
Wußt er doch, die Leute öffnen,
Wenn mit ſüßem Wein getränket,
Alle Riegel, alle Schlöſſer,
Die vor ihrem Herzen hängen.
Als der Fremde nun getrunken,
War er ſchrecklich anzuſchauen:
Wallend weht das Haar vom Haupte,
Bauſchig blähte er ſich baumgleich,

*) Erdtrichter.

Aſtig reckten ſich die Arme,
Und die Peitſche ward zum Baumzweig.
Wido ſpornte ſchnell den Schimmel,
Schaut' auf das Geſpenſt mit Grauen,
Hinter ihm mit Wuthgeheule
Ritt wie raſend hin der Haljas;
(Denn das war der feine Fremdling)
Stein und Staub aufwallte wirbelnd
Von des ſchnellen Schimmels Hufſchlag.
Donnernd brauſten alle Beide
Ueber Kreuz- und Knüppelbrücken;
Nah und näher rauſcht der Rappe,
Keuchend aus gewalt'gen Nüſtern
Traf's wie Windhauch Widos Nacken.
Dieſer wandt' ſich mit Entſetzen —
Sieh, da ſchaut er Reiterſchaaren,
Roſſe überall und Reiter,
Bäumehoch und rieſigrauſchend,
Graubemooſet, flatterbärtig
Wogt die Waldwand wildverworren,
Und aus tauſend Kehlen tönt es:
„Komm! halt an! halt auf! Erhaſcht ihn!
Komm zu uns, zu unſern Jungfraun,
Zu den zarten, goldgeſtrählten,
Flatternden in Erlenwipfeln,
Sinkend zu Maranthas Wurzeln.
Sehnſucht drängt nach dir ſie alle
Und die Schönſte wird die deine."
Aber Wido ſchrie, ſie ſcheuchend:
„Nicht auf niedere Gebüſche
Schaut der Kranich aus der Höhe!"
Und geſchwind aus ſeinem Sacke
Zog er eine Handvoll Salz dann,
Warf es um ſich hin im Kreiſe
Und der Zauber war zerſtöret.
In die Erde rauſcht der Rappe,
In den Boden ſank der Böſe.

Einzeln nur und in der Ferne
Rannte hier und da ein Reiter,
Tanzten hier und da noch Tannen
Und zu Ende war der Waldweg.
Aber grimmig wälzt Gewitter
Sturm und Donner durch den Tiefwald
Und von fahlem Blitz beleuchtet
Schauten ſcheußliche Geſichter
Zornig über die Gebüſche.
Wido ritt nun fröhlich weiter
Und der Schimmel dampfte reichlich
Und der Schaum flog hin in Flocken.
Roß und Reiter eilten raſcher
Zu der Heimath hoher Pforte,
Bald im Stalle ſtand der Schimmel.
Aber lang noch lauſcht die Schweſter
Ihres braven Bruders Brautfahrt,
Schweigend horcht ſie ſeinen Worten
Und belobte Abrams Weiſung.

Sechste Rune.

Todtengeſpräch.

Unſer Held, wie alle Helden, befragt die Todten.

Abend war's, die Sonne wallte
Zu des Waldes jüngſten Gipfeln,
Tief und tiefer ſank die Scheibe,
Länger zogen hin die Schatten
Und gen Morgen groß am Himmel
Hob der Mond ſich wie ein Mühlrad;
Ruhe herrſchte auf den Hügeln.

Hand in Hand ging Mai mit Wido
Zu dem kreuzbeſä'ten Kirchhof,
Zum bepflanzten Todtengarten,
Und es ſang das Kronenköpfchen:
„Laß uns wandeln, arme Waiſen,
Hand in Hand und Beide weinend,

Gegenſeitig Thränen trocknend,
Die den Augen reich entrinnen,
Armer Waiſen Augenwaſſer!
Jede Wang' ein Waſſereimer,
Ueberſtrömend, überwallend,
Jetzt zum Bache, dann zum Fluſſe
Und zuletzt zum See ſich ſammelnd,
Draus des Dorfes Heerde trinket
Und des Hofes junge Hengſte.

Steige auf aus deinem Grabe,
Seele meiner ſüßen Mutter,
Hebe dich, mich lieb zu haben!
Stunden nur liebkoſt der Wind uns,
Tagelang liebkoſt die Sonne,
Jahrelang liebkoſt die Mutter
Aber Gott liebkoſt uns ewig.
Sieh' mein Haar iſt mir verwildert,
Wuchs zu wüſten Erlenbüſchen!
Steig herauf, um mich zu ſchmücken,
Komm herauf für uns zu ſorgen!"

Horch, da tönt es aus der Tiefe:
„Ach, ich kann mich nicht erheben!
Birken blühen auf der Bruſt mir,
Hagedorn auf meinem Haupte,
Fichtenwald ob meinen Füßen."

Und die Tochter ruft mit Thränen:
„Birken brech' ich mit dem Beile,
Hagedorn will um ich hacken,
Fichten fälle ich mit Feuer,
Hebeſt du, o Mutter, dann dich?"

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Gras ergrünt auf meinem Grabe,
Aglei blüht ob meinen Augen,
Wermuth weht ob meinen Wangen."

Und die Tochter ruft mit Thränen:
„Gräschen geb' ich unſerm Grauchen,

Agelei dem Auerhahne,
Wermuth werf ich vor dem Widder,
Wirft du dann erſtehn dem Grabe?"

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Sand bedeckt des Auges Apfel,
Lehm verleimt mir meine Lippen,
Schutt und Erde ſchließt den Mund mir,
Und zu Staub zerfallen ſchlottert
Rings zerbröckelt mein Gebein."

Und die Tochter ruft mit Thränen:
„Aus der Stadt hol ich ein Sandſieb,
Von dem Markte eine Mulde,
Ab will ich den Sand mit ſchütteln,
Will den Staub damit zerſtreuen;
Dann erhebſt du dich zur Helle,
Kommſt zu mir in Mondennächten,
Um zu wirken, um zu weben;
Raſſelnd fliegt das Weberſchiff dann
Durch den goldenfarbgen Aufſchlag
Mit dem ſilberfarbnen Einſchlag."

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Nein! ich kann mich nicht erheben,
Bis die Ewigkeit geendet.
Aber ſprecht, was wollt ihr von mir?
Sagt, warum ihr mich beängſtet?"

Und es ſprach nun Wido alſo:
„Mutter, theure, ſchauende!
Weib, du weltbauwiſſendes,
Die in Tuõnela du throneſt,
Die in Manala du wohneſt,
An der Unterwelt Gewäſſern
Und an Jnaris Geſtaden,
Spielend mit der Kipinätar,*)
Mit des Jenſeits Schmeichelkätzchen,
Scherzend mit dem Keijukſed,

*) Die Katze der Unterwelt; ſie wurde zur Verfolgung der Diebe angerufen.

Mit des Jenſeits Flügelgöttern,
Dich befrag ich und beſchwör' ich
Denn nur du kannſt es verkünden:
Sprich, wo weilt der kühne Krieger,
Deiner Tochter ferner Vater?
Trägt er noch die Tracht der Sorge,
Iſt die Bruſt noch weißbekreuzet,
Oder hält er ſeine Hände
Schon gekreuzt auf ſeiner Bruſt?"

Dumpf ertönt es aus dem Grabe:
„Noch die Tracht der Sorge trägt er,
Iſt mit Wehrgehenk umhangen,
Mit dem weißen Gurt des Grames.
Mir in Manala begegnet
Iſt er nicht, der kühne Krieger,
Nicht an Inaris Geſtaden
Noch an Pohja-jerwes*) Ufern,
An den lautlos fallenden Fluthen,
Bläulich wallenden Gewäſſern.
Noch hat er den Trank der Todten
Nicht gekoſtet aus den Krügen,
Die ans Eingangsthor geſtellt ſind:
Hier der Krug, der Todten Kraft giebt,
Dort die Schale, die ſie ſchwächet.
Nicht drum weiß ich, wo er weilet;
Aber ſetzt euch auf mein Grabmal,
Harrend bis ſich Gottes Käfer
Auf die Hand euch niederſenket,
Fragt das weiſe kleine Weſen,
Vögelein der Oberwelt,
Wahre Wege wird es weiſen."

Und es ſprach die Tochter alſo:
„Mutter, theure Mutter mein!
Nimm der Tochter Dank entgegen;
Haſt ſie zärtlich auferzogen,

*) Der Grundſee, See der Unterwelt; Pohja heißt aber auch Norden.

Trugſt zum Feld ſie in der Schürze,
Hegteſt ſie im Mutterſchooße,
Und am Aſte wankt' die Wiege.
Mußteſt eine Diſtel bitten,
Nach dem Kinde klein zu ſehen,
Und dem Thaugras anvertrauen
Und des Feldes blauen Blumen
Deine eigne einz'ge Tochter.
O du gutes Mütterchen!
Diſteln warten nicht der Waiſen,
Blaue Blumen nicht der Beerchen.
Diſteln haben dicke Dornen,
Taub am Thaugras ſind die Ohren,
Beerenlos ſind blaue Blumen!
Als die Mutter mir geſtorben,
Schritt zur Thür hinaus die Liebe,*)
Aus dem Haus trug man die Mutter,
Da zum Hof hinaus ging Liebe.
Längs dem Weg führt man die Mutter,
Hinter Hecken wandelt Liebe.
Und am Rand des Sumpfes ſchlichen
Traurig alle Liebesworte.
Als der Mutter Grab ſie gruben,
Setzt ſich Lieb' in Grabes Grund;
Als den Sarg ſie niederſenkten
Da ſank Liebe tief hinab!
O mein theures Mütterchen!
Was ſoll aus der Waiſe werden,
Die vereinſamt ohne Eltern?
Wie ein Scheit vom Stapel rollet
Aus der ſchlecht gerathnen Reihe,
Wie der Erbſen Blüthen welken,
Wie der Bohne Blumen fallen,
Wie der Lilie Blätter brechen
Und der Eich' im Feld die Aeſte —

*) Armud, im Original die Mehrzahl von Liebe. Unüberſetzbar! Armud umfaßt alles was das Leben verſchönt und ſchmückt: Liebe, Freundſchaft, Hoffnung, Glück.

Alſo fällt vom Elternhauſe,
Von der Mutter ab die Tochter."

Wieder tönt es aus der Tiefe:
„Nicht als tadelt' ich die Tochter,
Wohl gemüht haſt du dich muthig,
Nicht am Webeſtuhle ſchliefſt du,
Webteſt wacker weiße Leinwand
Gleich der Schneetrift in den Gründen,
Haſt im Frühling nicht gefeiert,
Nicht geruhet in der Rauchzeit,
In der heißen Zeit der Rödung,
Nicht geſchlafen zu der Zeit,
Wo im Feld Marantha flimmert;
Auf der Wieſe haſt geweitet
Du des Garnes Glanzgeſpinnſte,
Plaudernd mit des Mohnes Blüthen
Und mit Katzenpfötchen koſend;
Haſt die Leinewand geblichen
Und gefärbt das ſchönſte Rothgarn
Und geflochten bunte Bänder.
Fertig ſind die Freiers Gaben:
Wähl dir weiſe nun den Gatten,
Denn ich weiß ihn nicht zu wählen,
Da in Manala ich wohne,
Da in Tuönela ich weile;
Prüfe lange, ſichte ſorgſam,
Wohl bedenke deine Worte
Und um Rath befrag den Vater;
Mir, der Müden, gönne Ruhe."

Der Gotteskäfer.

(Coccinella septempunctata.)

Stille ſaßen nun die Beiden,
Hand in Hand am Grabe harrend.
Rund am Weltenringe wallten
Rothe Streifen, grüne Wellen;

Hao's Stern*) ſtieg auf am Himmel.
Dunkler ward's, nur raſches Rollen,
Rumpelkarren, Räderknarren
Tönt von fernen Heimathsfahrern,
Die nach Hauſe haſtig holpern.
Still und ſtiller ward's im Friedhof,
In dem grünen Todtengarten;
Schmetterlinge flogen flatternd
Und des Kuckuks Feuerkuh,**)
Kleinen Mondes Lichtgefunkel,
Brannte hell im grünen Graſe.
Raſchen Fluges hin und wieder
Flatterte das Fledermäuschen,***)
Und die Grill' im Graſe wetzte
Wie am Schleifſtein eine Senſe.
Durch die Luft mit ſchwerem Fluge
Schwebt dahin ein Eulenpaar,
Und mit heſt'gem Tone ſummend
Brach die blaue Bremſe brummend
Durch der Mücken Schwebetänze.
Endlich flog ein kleiner Käfer,
Erlenvogel, Erlentrinchen,
Gotteskäfer zu den Beiden:
Rothe Flügel, gottgegeben,
Sieben ſchwarze Siegelmale
Hörnchen an dem klugen Köpfchen.
Und es ſetzt ſich Erlentrine
Auf die Hand des Kronenköpfchens,
Fingerte mit feinen Fädchen,
Saß vertraulich und verſtändig.
Und das Mädchen ſang ihm leiſe:

Käferlied.

Erlentrine, Erlenvöglein,
Roſenflügel, Summbart!

*) Hao täht — der Abendſtern.
**) Johanniswürmchen.
***) Nahk iir Ledermäuschen.

Breite deine Schwingen aus,
Schwebe über sieben Seen,
Fliege hin zu fernen Fluren,
Schau, von wannen kommt der Krieg,
Ob von Reval oder Riga?
Spähe, wo der Vater weilet,
Ob gen Morgen, ob gen Abend;
Erlentrine, Erlenvogel,
Rosenflügel, Summbart!

Als das Mädchen so gesungen,
Kroch das Käferlein zur Kuppe
Ihres rechten Zeigefingers
Wie hinauf zu einer Warte,
Guckte dort nach allen Winden,
Hob die Flügel, spannt die Schwingen,
Noch besann es sich ein wenig
Und dann summt es fort gen Morgen.

Siebente Rune.

Im Winter.

Abenteuer über Abenteuer.

Einsam in der Mädchenkammer
Blüht das goldne Kronenköpfchen;
Einsam auf dem Ackerfelde
Weilt der Schwarzeschollenwender.
Beide schauten still nach Morgen,
Gaben der Geduld die Seele,
Harrten auf den fernen Vater.
Und die Tage und die Wochen
Und die Monde und die Sonnen
Wandelten dem Paar vorüber,
Schauten traurig auf die Guten.
Endlich fielen Flocken zahllos,
Himmelswolle wallt zur Erde,
Winterfürst*) und Eisesköning

*) Talwe poeg heißt nicht Sohn des Winters, sondern Winter, der Jüngling, der junge Wintergott. Die Finnen stellen sich eben den frischen Winter nicht als abgelebten

Sprang vom Schooße ſeiner Mutter,
Wand ſich an den eiſ'gen Armen,
Wiegt ſich jubelnd nun mit Jauchzen
In dem wilden Schneegeſtühme,
In dem feurigheißen Froſte.
Schneebekränzt und eisgekrönet,
Junger Bart voll Eiſesborten,
Gleitet er in goldnem Schlitten
Auf der Bahn, der ſilberblanken,
Und die Sonne ſchleudert Flittern,
Glanzkorallen, Glasgeſchmeide
Vor des Schlittens glatte Sohle,
Die den Weg begierig lecket.
Alle Bäume ſteh'n bereiſet,
Weißgeſchmückte Hochzeitsſchaaren,
Weiße Röcke auf dem Rücken,
Weiße Handſchuh' an den Händen.
Und es tönet durch die Thale,
Durch der Weihnacht Winterſtille
Klingelklang von Silberglöckchen,
Schellenton von Meſſingkugeln.

Die Botſchaft.

Tief verſchneit war Wido's Wohnung,
Weiß des Hauſes Winterhemde,
Glänzend in der Sonne Strahlen
Reicht das Eis in Säulenreihen
Von dem Stroh hinab zum Schneegrund,
Ein Palaſt von Eispilaſtern.
Durch der Scheiben Schneegebilde,
Durch des Froſtes Phantaſien,
Bunte Blumen, Sterngeſtalten,

Greis dar, wie andere Völker, die die Jahreszeiten mit den vier Lebensaltern vergleichen. Ich glaube, daß auch der berühmte eſtniſche Held Kallewipoeg nicht wie man gewöhnlich thut, Kallewide, Kallewinge, Sohn des Kallew überſetzt werden muß, das klingt ſo griechiſch, normänniſch; und auch nicht Jung-Kallew, das wäre zu ſentimental deutſch, amaranthfarben. Der Kallewipoeg bleibt eben am beſten unüberſetzt und paßt ganz gut als Fremdwort in ein deutſches Gedicht.

Drang der ſchräge Strahl der Sonne
Und vergoldete die Stube,
Wido's wohnliche Behauſung,
Wo der Wackere den Webſtuhl
Seiner Schweſter neubebändert,
Ihren Rocken neu berädert.
Da trat ein zur Thür ein Mädchen,
Arro Ado's Tochter Anna,
Blaues klares Kinderauge,
Blume durch des Zaunes Spalte;
Und mit Schluchzen ſprach ſie alſo:
„Sei gegrüßet, lieber Pathe!
Sei gegrüßet, zweiter Vater!
Unſer Vater iſt nicht mehr!
Er ging hin aus unſrer Hütte."
Aber Wido ſprach mit Schrecken:
„Kind, was kündeſt du, was ſprichſt du?
Meiner Seele eng befreundet,
Ob auch älter, iſt dein Vater!
Wär' er wirklich heimgegangen?"
Und das Mädchen ſprach mit Schluchzen:
„Nicht ging heim der theure Vater.
Nicht geſtorben iſt der Nährer,
Zum Soldaten nahm man ihn,
Fortgeführt hat man zur Stadt ihn;
Du biſt jetzo unſer Vater,
Denn wir haben keinen andern!"
Als die Kleine dies gekündet
Da kam Wehe über Wido;
Nicht das kleinſte Wörtchen ſprach er,
Saß verſteint in ſtummem Schmerze.
Denn er fragte ſeine Seele,
Was er jetzt beginnen ſollte?
Mächtig reift entſchloßner Sinn ihm:
Sich zu opfern war bereit er;
Doch er mußte noch ein Herz dann
Ganz verwüſten und verwaiſen.

Lange kämpft er, lange ſann er,
Endlich war der Rath gereifet.

Der Rekrut.

In dem Wachthaus weilte Ado,
In dem gitterfeſten Thurme.
Glattgeſchoren war das Haupt ihm,
Im Rekrutenkittel ſaß er,
Weinte bittres Augenwaſſer,
Dacht' des Dorfes und der Kinder
Und er ſang mit leiſer Stimme
Trauervolle Kummerworte:

„Zu der Wenden weiten Landen
Führt man mich zu Todespfaden,
An der Mündung breiter Bäche,
An der Mündung weiter Seen.
Jetzo rüſtet man zum Kriege,
Hält Huſaren, dingt Dragoner,
Fängt die beſten Burſche ein,
Reiht ſie ein in Regimenter.
Nun hat man mich auch gebunden,
Und beſtätigt zum Soldaten,
Auserkohr'n*) zu einem Krieger.
Muß nun ſchleppen ſchwer Geſchütze,
Muß das blanke Schwert nun ſchwingen,
In der Fauſt die Flinte führen
Und von Blei die Bolzen bringen.
Läſtig Blei, o ſchweres Eiſen!
Habt die Hand mir hart ermüdet,
Scheuert euch auf ſchwacher Schulter,
Machet Müh' mir armen Kinde.
Zu der Wenden weiten Landen
Führt man mich zu Todespfaden,
An der Mündung breiter Bäche,
An der Mündung weiter Seen.

*) Das Original hat wärwitanud: man hat mich gefärbt. Bezieht ſich das vielleicht auf die gleiche Uniform des Schnurbarts? Oder iſt wärwitanud das corrumpirte „geworben?"

Als zum Krieg man mich er erkohren,
Unter die Soldaten ſteckte,
Legt' ich an das Hemd des Todes,
Setzt' ich auf den Hut der Sorge,
Band mir um den Gurt des Grames.
Wenn ich komme in den Krieg,
Hat der Felſen keine Fäden,
Hat das Waſſer keine Wurzeln,
Dran die Hand ſich halten könnte,
Dran die Seele Muth gewönne.
Zu der Wenden weiten Wäſſern
Wall ich jetzt zu Weh' und Wunden,
An der Mündung breiter Bäche
An der Mündung weiter Seen."

Die Rettung.

Als der Arme ſo geſungen,
Oeffnet ſich des Thurmes Thüre,
Raſſelte der roſtge Riegel,
Und hinein trat Womba Wido.
Lange ſtand er an der Stufe,
Konnt' im Finſtern kaum erkennen
Ado im Rekrutenkittel.
Aber ſchnell erſchaut der Andre
Ihn im ſtolzen ſchönen Hute
An des Hauptes langen Haaren.
Ihn entgegen ging erſtaunt er:
„Kommſt du Abſchied mir zu ſagen?
Kommſt du Kindergruß zu bieten?
Bringſt du meines Weibes Thränen?"
„Nicht um Abſchied dir zu ſagen,
Nicht um Kindergruß zu bringen,
Nicht um Weiber Augenwaſſer!
Nein! Ich bin hierher gekommen,
Um dir Freiheit zu verſchaffen.
Ich bin hier, um hier zu bleiben,
Bin Soldat an deiner Stelle.

Frei und fröhlich kannſt du kehren
Zu der heimathlichen Hütte,
Wo dich Weib und Kind erwarten.
Wenig fragt man nach dem Burſchen,
Nach dem unbeweibten Jüngling;
Hab' zu Haus nicht Weib noch Waiſen,
Jüngeren gebührt's zu gehen.
Alſo hat's mein Herz geheißen,
Und du ſprich kein Wort dawider."

Ado ſprach kein Wort dawider,
Konnt' es kaum vor ſtummem Staunen;
Wie ein Traum- und Schlafgeſichte
Schien das Glück ihm ohne Grenzen.
Endlich ſprach er: „Doch die Wachen?
Und die Thüren und die Gitter?"

Wido nahm den Hut vom Haupte,
Sieh, da hing am Hutes Rande
Rings befeſtigt Wido's Haupthaar,
Wido's eigne lange Locken
Angenäht mit kluger Nadel:
„Setze dieſen Hut aufs Haupt dir,
Deck mit meinem Rock den Rücken,
Mir gieb den Rekrutenkittel;
Ich bleib hier und du mit Keckheit
Schreit' vorüber ſchnell der Wache,
Ungefährdet kannſt du fliehen.
Schwinge dich auf meinen Schimmel,
Trabe dann getroſt nach Hauſe,
Halte ſtill dich in der Hütte,
Bis das Haupthaar dir gewachſen;
Für das weitere ſorgt Gott ſchon."*)

Meie Lipp.

Alſo ging nach ſtummem Gruße
Und des Handſchlags ſtillem Zeichen
Ado aus dem Gitterthurme

*) Dieſe Erzählung beruht auf einem Factum.

Und der Wache frei vorüber.
Doch es horcht mit Herzenshämmern
Wido, ob das Werk gelungen,
Ob den Freund er freigewonnen.
Draußen blieb es ſtumm und ſtille
Und die Dunkelheit erſchien.
Mit dem Abend kam ein alter,
Ausgedienter greiſer Krieger,
Um das Abendbrod zu bringen.
Womba barg ſein Aug' behutſam,
Hüllt das Haupt mit beiden Händen,
Um dem Flüchtling Raum zu ſchaffen,
Um die Täuſchung zu erhalten.
Doch der greiſe Krieger ſagte:
„Wirf doch Weiber Wehmuth von dir
Schau! auch hier iſt blau der Himmel
Und nicht jeder wird getödtet,
Aber jeder Menſch muß ſterben.
Meine Mutter lehrt' zwar alſo:
Lieber Junge, armes Söhnchen,
Wenn du in die Schlacht mußt reiten,
Reite nicht in erſter Reihe,
Auch die letzte Reih' vermeide;
Reite grade in der Mitte;
Denn die Erſten wirft man nieder
Und die Letzten trifft man tödtlich;
Wer ſich hält zum Fahnenträger
Und zur Mitte, der bleibt leben.
Alles das iſt Weiberweisheit;
Oft den Muthigen vermeidet
Und den Feigling trifft die Kugel.
Laß ein Beiſpiel dir erläutern,
Wie ich dieſes Kreuz gewonnen
An dem gelb und ſchwarzen Bande.
Als wir einſt bei Ritland*) ſtanden,
Wo auf blutbedecktem Felde

*) Friedland, da der Eſte das Fr nicht ausſprechen kann.

Gräben, Brunnen, Thal und Teiche
Alles voll mit rieſelrothem
Menſchenblut wie Regenwaſſer,
Stürzten grimm'ge Grenadiere
Rothbarts*) rieſige Gardiſten
Und zu Pferde hoch Huſaren,
Wölfe aus des Waldes Dickicht,
Wie die Adler auf uns nieder.
Wie die Wände ſtanden wir,
Ruhig wie die Eiſenpfoſten;
Aber kleiner ward das Häuflein
Und vom Pferdehuf zertreten
Brachen unſrer Brüder Reihen.
Da gings bunt wohl durch einander
Und nur wenige entkamen.
Plötzlich hör' ich Heimathslaute:
„Pöiſid, pöiſid! hört' ich ſchreien
Waatke welljad! kaege kullad
Kuſs ſe kallis lippokenne!
Meie Lipp on Punnaparti
Wanna Punnaparti p . . . . s!"
(Seht, o Brüder, ſchaut ihr Theuren,
Wo das theure Fähnlein iſt!
Unſre Fahn' in Bonapartes,
In des alten Rothbarts Händen!)
Weh', die Fahne war genommen,
Unſere Georgenfahne!**)
Sechſe waren's, die's verſtanden,
Sechs der eignen Erde Männer,
Sechs aus echtem Eſtenlande.
Und wir ſechs mit ſtillem Grimme
Warfen uns wie wunde Bären
Auf die Garde-Grenadiere,
Bonapartes Bärenmützen,

*) Wörtliche Ueberſetzung von punna pard.

**) Um ein ganzes Regiment für Tapferkeit zu belohnen, wird die Fahne mit dem Georgenbande geſchmückt.

Hieben rings mit Flintenkolben
Alles nieder, daß es flutſchte,*)
Rings die Schädelknochen krachten.
Glücklich in die dichten Reihen
Hieben wir uns eine Straße,
Drangen durch zu unſrer Fahne,
Riſſen ſie aus Feindes Händen,
Rannten dann zum Regimente,
Brachten glücklich ſie dem Obriſt.
Unverſehrt war unſer Kleinod,
Aber unten an der Stange
Hingen feſt zwei Menſchenhände,
Feſtgeklammert, feſtgeſchloſſen.
Ach, es waren unſres armen
Fahnenjunkers tapfre Hände,
Die der Feind ihm abgehauen —
Todt auch ließ er nicht die Fahne.
An dem eingeſchnittnen Wappen,
An dem goldnen Ring erkannt' man
Rehekampf vom Hauſe Tula**)
Großſohn unſres eignen Gutsherrn."

Wiederfinden.

Als der Krieger ſo erzählet,
Sagte Wido: „Wie? du ſtammeſt
Aus mir wohlbekanntem Kreiſe?
Kennſt du denn nicht Palla Pertel
Der vor zwanzig Jahren fortging?" —
„Palla Pertel bin ich ſelber,"
Sprach der greiſe, würd'ge Krieger,
„Stand an fernen Landesgränzen,
Hinter weiten Steppenwüſten,
Konnte keine Kunde ſenden.

*) Der märkiſche Landſturm ſchlug in einer Schlacht gegen die Franzoſen mit den Kolben drein. Bernadotte rief ihnen zu, ſie ſollten die Flinten doch umkehren und das Bajonett brauchen. Ne, riefen ſie, det flutſcht ſo better!

**) Die Begebenheit mit dem Fahnenjunker v. Rehekampf iſt vollkommen wahr, nur kam ſie im Türkenkriege vor. Tula iſt ein Gut in Eſtland.

Doch nun denk ich bald zur Heimath
Und zu Weib und Kind zu kommen.
Sprich, was macht mein altes Eh'weib?
Sag', ſind Kinder mir am Leben?"

Und es gab zur Antwort Wido:
„Nur dein alter Schwager lebt noch,
Abraham, der Kohlenbrenner;
Aber deine Brüder alle
Und dein Eheweib nicht minder
Tragen längſt das Hemd von Holz,
Liegen längſt im Lindenſchatten.
Deinen Sohn hat Gott geſammelt;
Maie, deine Jüngſtgeborne,
Iſt allein nur noch am Leben
Und ich wäre ihr Verlobter,
Wenn du heimgekehret wäreſt.
Lange haben wir gewartet,
Niemand konnte ſie mir geben,
Deiner Rückkehr harrten wir,
Weil es alſo uns geweiſſagt.
Aber ach! da du gefunden,
Mußt ich mich auf ewig binden,
Trat an meines Freundes Stelle."

Das kaiſerliche Schreiben.

Als der Alte dies vernommen
Und den Austauſch dann erkannte,
Eilt er ganz beſtürzt von dannen
Zu dem Oberſt mit der Meldung,
Wie ſo liſtig ſie getäuſchet.
Doch der Oberſt meldet's ſchleunig
An den hohen General,
Und er bracht es bis zum Kaiſer
Und er fragte: welche Strafe
Solcher Frechheit er beſtimme?
Sieh', da kam ein Siegelſchreiben

Von des Kaiſers hoher Hofburg.
Und dem Schreiben beigefüget
War ein ſchwerer Sack voll Silber
Und im Schreiben ſtand es alſo:
Sehr erſtaunt ſei und beweget
Kaiſerliche Majeſtät
Durch ſo ſeltner Freundſchaft Beiſpiel;
Beiden werde drum die Freiheit;
Doch der Sack mit Silberfülle
Sei das Heimgeld Womba Wido's,
Vieler Kaiſer treues Bildniß,
Zeugen froher Hochzeitfeier.

Verlöbniß.

Und es kehrt' mit ſeinem Sohne
Nun der Greis zur alten Heimath,
Spähten durch der Thüre Spalte:
Saß das Mädchen in der Kammer,
An der Handmühl' einſam mahlt' ſie,
Und das Mehl entrann der Mühle
Und dem Aug' entſtrömten Thränen.
Plötzlich öffnet ſich die Thüre,
Laut aufſchrie das Kronenköpfchen,
Wußte nicht wohin ſich wenden,
Denn ihr fremd erſchien der Freier
Mit dem kurzgeſchornen Schopfe.
„Vater, dies iſt deine Tochter!
Tochter ſieh, dies iſt dein Vater!"
Und der Vater ſprach zur Tochter:
„Sieh, hier ſtehet dein Verlobter!"
Und er fügte ihre Hände,
Segnete das treue Pärchen.
Selig ſtanden alle dreie,
Und der Schimmel wiehert luſtig
Und das Spitzchen blickt verſtändig,
Selbſt das Kätzchen tanzt vor Freuden.

Also lehret die Geschichte:
Bleibe treu auch bis zum Tode
Deinem Freund' und deiner Fahne,
Ehre Gott, er wird dich ehren,
Denn ihm brauchst du's nicht zu zeigen,
Ohne Hinterbringen hört er's.

Dr. Bertram.

Zur Broschüren-Literatur.

Vielen unserer Leser wird eine im Sommer d. J. in Leipzig bei Wolfgang Gerhard erschienene Broschüre unter dem Titel: „Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland. Von einem Patrioten." 39 S. 8. — zu Gesicht gekommen sein. Der Verfasser knüpft an einen zehn Zeilen langen Correspondenzartikel der Königsberger Zeitung vom 13. Febr. d. J., in welchem die kirchlichen und Schulverhältnisse Kurlands als erfreulich geschildert werden, mit mehr Leidenschaft als Kenntniß eine dunkelgefärbte Kritik der gegenwärtigen Zustände der ländlichen Bevölkerung Kurlands in Beziehung auf „die Kirche", „die Schule" und „die Rechtsverhältnisse der Bauern", zieht in dem Abschnitt „Aus dem Regen in die Traufe" eine Parallele zwischen den Zuständen des russischen und des kurländischen Bauern, die sehr zu Gunsten des ersteren ausfällt, vergleicht dann in den „Mitteln zum Zwecke" die kurländische Justizpflege mit der russischen, die beide, jedoch aus verschiedenen Gründen, nichts taugten, und schließt mit „Rußlands Hoffnung auf eine glänzende Zukunft", die auch dem kurländischen Bauer aus der „Wüste in das gelobte Land" führen werde.

Die Antwort konnte nicht ausbleiben. Nächst einigem Geplänkel in unserer inländischen Journalistik erschien von C. Neumann eine Entgegnung: „Zur Berichtigung einiger der auffallendsten Unrichtigkeiten in der (oben bezeichneten) Broschüre." Mitau, Fr. Lucas'sche Buchhandlung (Behre u. Rochlitz), 39 S. 8., in welcher die Irrthümer des Verfassers vorzugsweise in Bezug auf die Rechtsverhältnisse der kurländischen Bauern nach-

gewiesen werden. Wie wir hören, ist die erste 1000 Ex. starke Auflage dieser Gegenschrift bereits vergriffen und wird eine neue veranstaltet.

Bei dem Interesse, welches weniger dieser Federkrieg, als die Verhältnisse, welche derselbe zum Gegenstande hat, für unsere Leser in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, halten wir es nicht für ungeeignet, weitere Beleuchtungen jener vor das Forum der Oeffentlichkeit gebrachten Fragen, die uns von verschiedenen Seiten her zugegangen, in diesen Blättern mitzutheilen.

Wir geben zunächst die Bemerkungen, die Herr Pastor G. Brasche zu Bartau zu dem von dem Verfasser der Eingangs genannten Schrift über die Kirchen- und Schulverhältnisse in Kurland Gesagten zu machen gefunden. Er schreibt uns:

— — „Der Correspondent der Königsberger Zeitung sagt von Kurland:„ Die Kirchen sind großentheils gut besucht," was der Verfasser der genannten Schrift bestreitet. Wir unsererseits behaupten, daß die Kirchen Kurlands nicht bloß großentheils, sondern fast durchgängig gut besucht sind, und zwar nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Städten. Wenigstens wird jeder, der den Kirchenbesuch in Kurland mit demjenigen in Deutschland vergleicht, was Frequenz anbetrifft, dem erstern unbedingt den Vorzug vor dem letztern geben, welche Bemerkung aber eben so wenig als Vorwurf für Deutschland gelten soll, als es in jener Schrift dem Adel Kurlands zum Vorwurf dient, daß dieser sich nur ausnahmsweise am Gottesdienste betheilige, wenn wir uns auch aus andern Gründen zu dieser Zurückhaltung im Vorwerfen veranlaßt wissen, als der Verfasser. Wir nämlich halten es für etwas Unvermeidliches, daß da, wo die mit der größern Bildung auch gleichen Schritt haltende Verbildung und der mobiler gewordene Geist der Zeit je nach seiner zeitweiligen Richtung vieles, was auf niedrigerer Stufe der Entwickelung stehend oder noch auf beiden Seiten hinkend gedankenlos der Kirche zuströmte, zur Entscheidung brachte — die Kirchen einstweilen leerer werden. Je weniger wir mit dieser Ansicht hinter dem Berge halten, desto weniger wird man sich geneigt fühlen, uns eitlen Rühmens zu beschuldigen, wenn wir behaupten, die Kirchen Kurlands seien noch sehr besucht, und zwar nicht weil „die Leute sich die Bestellungen zu den Wochenarbeiten Sonntags bei der Kirche abholen müssen," da die Frohne bekanntlich fast in ganz Kurland bereits aufgehört hat, sondern ungeachtet aller Schneegestöber, ungeachtet der großentheils schlechten und weiten Wege, die die Bauern von ihren Höfen bis zur Kirche zu

machen haben; und zwar hat ſeit Aufhebung der Frohne der Kirchenbeſuch überall eher zugenommen als abgenommen.

In dem weitern Urtheil des Correſpondenten der Königsberger Zeitung „die Kirche Kurlands werde großentheils gut bedient", wagen wir, weil ſelbſt Geiſtlicher, freilich nicht in gleicher Weiſe eine Steigerung des „großentheils" vorzunehmen. Kurland iſt ſelbſt Zeuge unſerer Wirkſamkeit und bildet ſich ſelbſt ſein Urtheil. Deutſchland bitten wir überzeugt zu ſein, daß es ſich auch auf kirchlichem Gebiete ſeiner Wurzelſchößlinge in Kurland nicht zu ſchämen haben. Wer's anders zu kennen meint, denke anders. An die Treue oder Untreue, Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Geiſtlichen läßt ſich der Maßſtab der „redenden Zahlen" vollends nicht legen. Wenn aber der Verfaſſer uns Predigern Kurlands auch das, wie es uns ſcheint, eben nicht überreich in den angeführten Worten des Correſpondenten geſpendete Lob noch verkürzen will, ſo mögen uns nachſtehende Zurechtſtellungen ſeiner Einzelangaben und Ausſtellungen zu gut gehalten werden.

Der Verfaſſer leitet den etwa noch vorhandenen Amtseifer und frommen Lebenswandel der kurländiſchen Prediger zuvörderſt von den großen Privilegien und Einnahmen her, deren ſie ſich erfreuten. „Sie ſind," ſchreibt er, „1., lebenslänglich im Amte angeſtellt; 2., können nur auf richterlichen Ausſpruch vom Amte entfernt und caſſirt werden; 3., genießen die Rechte des perſönlichen Adels; 4., zahlen nicht die geringſte Steuer, die in dieſem Lande nur Bürger und Bauer zu tragen haben; 5., haben nebſt freier Wohnung, Heizung u. ſ. w. ein Einkommen von wenigſtens 700 Rbl. (in den ſeltenſten Fällen), dagegen 1200 bis 2000 Rbl. in der Regel, — ja es giebt Stellungen, allerdings vereinzelte, mit 3000 bis 4000 Rbl. Einkommen; 6., die Kinder der Paſtoren ſind bis zum 20. Jahre ſteuer- und rekrutenfrei u. ſ. w." Was nun Punkt 1, 2 und 3 betrifft, ſo glauben wir dieſen Antrieb zu einem frommen Lebenswandel vor den Paſtoren andrer Länder nicht voraus zu haben. Zu Punkt 4 geſtehn wir gern uns mit ſtaatsökonomiſchen Studien nicht beſchäftigt zu haben, maßen uns daher kein Urtheil darüber zu, ob der Staat recht oder unrecht thut, wenn er gagirte Beamtete unbeſteuert läßt, glauben indeſſen, daß in einem Staate, in welchem hunderterlei Dinge, die der Prediger vorläufig wenigſtens auch bei den beſcheidenſten Anſprüchen nicht entbehren kann und die er gleichwohl nicht, wie der Bauer ſeine Bedürfniſſe, ſich ſelbſt produciren oder anfertigen kann, beſteuert und verzollt ſind, der Prediger doch auch ſeinen Antheil zu den Staatseinnahmen zahlt.

Zur Zurechtſtellung des P. 5. Behaupteten diene Folgendes: Uns iſt ein Paſtorat ſehr genau bekannt, das zu der eben nicht ſehr zahlreichen erſten der vier Claſſen gehört, in welche die Paſtorate Kurlands behufs der zur allgemeinen Prediger-Wittwen- und Waiſencaſſe zu zahlenden Beiträge eingetheilt ſind. Dieſes Paſtorat hat an einigermaßen normirten Einnahmen ungefähr 1000 Rbl., an vollkommen freiem Honorar in den letztern Jahren etwa 400 Rubel. Ein Paſtorat, deſſen Einnahme 3000 bis 4000 Rubel beträgt, kennen wir nicht. Wenn aber eines annähernd ſo viel Einnahme haben ſollte, ſo könnte das höchſtens ein Paſtorat in einer der bei uns bekanntlich nicht zahlreich vorhandenen größern Städte ſein, wo dann aber zu bemerken wäre, daß eben die Bauern ſchwerlich zu dieſer großen Einnahme etwas beitragen. Nach dieſen unſern Angaben mögen ſich die Leſer den Maßſtab zur Beurtheilung jener Angaben bilden. Wenn nun z. B., wie es bei dem Inhaber der oben angeführten Pfarre von 1400 Rubeln der Fall iſt, der Paſtor mit eigener Equipage eine Gemeinde von bald 8000 Seelen in 700, auf einen Umkreis von 40 Werſten zerſtreuten Wohnſtellen zu befahren hat, ſo wird dieſer Umſtand allein ſchon die Größe ſeiner Einnahme, wenigſtens in den Augen des Pfarrers in Deutſchland, bedeutend verringern. Wenn nun eventuell derſelbe Paſtor eine größere Familie hat, die er doch ſeinem Stande gemäß erziehen zu können wird wünſchen dürfen, deren Erziehung aber ihm hier doppelt ſo viel koſtet als in Deutſchland, wo jedes Schulbuch, jeder Rock um die Hälfte billiger iſt als hier, wo in jedem Städtchen faſt ein Gymnaſium, auf jede 100 Quadratmeilen irgend eine höhere Lehranſtalt iſt, auf welcher die allendliche Ausbildung zu irgend einem Lebensberufe erlangt werden kann, — ſo wird, meinen wir, Kurland wohl nicht mit ſo mißgünſtigen Augen auf ſeine Prediger hinſehen als der Verfaſſer, und ein Prediger Deutſchlands mit 800 Thlr. Einnahme dem kurländiſchen jene Einnahme von 1400 Rubeln vollends gönnen.

Zu P. 6. bemerken wir nur, daß die Kinder der kurl. Paſtoren nicht bloß bis zum 20. Jahre, ſondern für immer als erbliche Ehrenbürger ſteuer- und rekrutenfrei ſind, was jemand, der über die bürgerlichen Verhältniſſe Kurlands etwas ſchreiben will, wohl hätte wiſſen müſſen. In Betreff der Steuerfreiheit verweiſen wir auf das zu P. 4. Geſagte; in Bezug auf die Rekrutenfreiheit aber bitten wir den Verfaſſer, ſich doch die Dienſtliſte der ruſſiſchen Armee anzuſehen, um ſich davon zu überzeugen, ob die Prediger Kurlands ungeachtet ihrer Rekrutenfreiheit nicht auch jederzeit ihr reichliches Contingent zum Militair geliefert haben.

Ueber die vom Verfaſſer mit nicht geringem Aufwande von Witz geſchilderte ſogenannte Gebetfahrt der „Herren Paſtoren" Kurlands haben wir Folgendes zu bemerken. Es ſind darunter die in ſehr vielen Vocationen den Predigern ausdrücklich zur Pflicht gemachten Hausbeſuche gemeint, welche davon, daß bei ihnen den Kindern, in früherer Zeit ſogar den Erwachſenen und zwar aus guten Gründen, die auswendig gelernten Hauptſtücke des Katechismus, beſonders aber die Morgen-, Abend- und Tiſchgebete u. ſ. w. abgefragt wurden, den Namen der Gebetfahrten erhielten. Daß dieſe Umfahrten bei der großen Entfernung vieler Bauerhöfe von Kirche und Predigerwohnung, welche viele Alte und Schwache und alle noch nicht die Kirche und Schule beſuchenden Kinder ganz aus den Augen der Prediger entfernt hält, bei dem aus Mangel an Schulen nothwendig zu belebenden häuslichen Unterrichte, bei der dem Prediger obliegenden Seelſorge, die in dem eigenen Hauſe des Gemeindegliedes ſich in der Regel beſſer üben läßt, als im Hauſe des Predigers u. ſ. w. zumal in früherer rathloſerer Zeit eine Wohlthat für den Bauern waren und es noch ſind, wird eben ſo wenig beſtritten werden können, als daß dieſe Hausbeſuche bei irgend größerer räumlichen Ausdehnung der Gemeinde, bei irgend größerer Zahl der Wohnſtellen — man vergleiche z. B. die oben erwähnten Verhältniſſe — zu den zeitraubendſten und angreifendſten Amtspflichten der kurländiſchen Geiſtlichkeit gehören. Daher mag es gekommen ſein, daß in alter Zeit, um den Eifer des Predigers nicht erkalten zu laſſen, theils inventarienmäßig, theils durch Uſance gewiſſe beſtimmte Gaben an Victualien und andern Bodenerzeugniſſen, die jeder Bauerhof beim jedesmaligen Hausbeſuche dem Prediger zu entrichten hatte, in Gebrauch kamen, ein Gebrauch, der ſo viel wir wiſſen noch an vielen Orten fortbeſteht, zumal dieſe Gaben in manchen Pfarren einen weſentlichen Theil der Geſammteinnahme des Predigers ausmachen. Daß bei dieſem Einſammeln der Gaben, zumal in früherer Zeit, das eine und andere Unſtatthafte, unſern jetzigen Begriffen von Anſtand nicht mehr Entſprechende vorgekommen ſein mag, daß auch beim größten Tacte des Predigers dieſes Selbſteinſammeln der Gaben immer ſeine Schattenſeiten behält, geſtehen wir gern zu, daher denn auch, wie z. B. in der Gegend des Einſenders dieſes, mancher Prediger lieber den aus den Hausbeſuchen reſultirenden Einnahmen ganz entſagt hat, und wäre es zu wünſchen, daß Prediger und Kirchenvorſteher überall auf Auskunftmittel ſännen, die dem Prediger die wohlverdiente Entſchädigung für die Mühen des Hausbeſuchs ſicherten, ohne

ihn dem Widerlichen der Selbſteinſammlung auszuſetzen. Daß aber unſere Bauern dieſes Selbſteinſammeln der ſtipulirten Gaben mit ſolchen Augen anſehen, wie der Verfaſſer, iſt nicht wahr; und die betreffenden Witze und Redensarten, die er dem gemeinen Volke in den Mund legt, haben wir noch nicht gehört, wie wir denn auch für die dem gemeinen Volke, bei uns doch faſt ausſchließlich Letten, obtrudirten Ausdrücke „flächſen" und die Hauptſtücke „beten" in der That bei aller unſerer ziemlich genauen Bekanntſchaft mit der lettiſchen Sprache doch keine dieſen deutſchen Ausdrücken entſprechende lettiſche aufzufinden vermögen.

Wir kommen weiter auf die ſo gehäſſig dargeſtellten Fürbitten. Dieſelben ſind allerdings in Kurland in vielen Gemeinden ſehr üblich, und ausnahmsweiſe hat unſere Broſchüre diejenigen Gegenſtände ſo ziemlich richtig angegeben, um die ſich die Fürbitte drehet. Nur vermiſſen wir z. B. die ſtehende Fürbitte fürs Kaiſerhaus; ferner iſt uns der Ausdruck „in Betreff der Communication" unverſtändlich*); ſo wie endlich uns eine Fürbitte bei anhaltender Dürre oder Näſſe, von einem einzelnen Gemeindegliede beſtellt, noch nicht vorgekommen iſt, obgleich wir ſie in Form der Collecte aus unſerer Agende kennen. Daß auch mit der Fürbitte wie von Seiten deſſen, der ſie beſtellt, ſo von Seiten deſſen, der ſie annimmt, Mißbrauch getrieben werden kann, hier und da auch wirklich getrieben werden mag, wollen wir ſchon zugeben; aber eben ſo gewiß wird jeder, der theils religiöſes Gefühl überhaupt, theils auch den religiöſen Bildungsgrad unſeres Volkes kennt, zugeben, daß die Fürbitte, zumal für jetzt noch, in der Hand des Predigers eines der geeignetſten Mittel iſt, dasjenige, was in der Predigt geſagt ward und leider nur zu oft noch nur halb oder ſchief verſtanden wird, in concreter Weiſe dem Verſtändniß des Bittſtellers näher zu bringen, chriſtlichen Gemeinſinn und gegenſeitige Hilfsbereitwilligkeit in der Gemeinde zu wecken und zu erhalten, dem Aberglauben entgegenzuwirken und den Bittſteller auf dasjenige, um was er *eigentlich* zu beten und die Art und Weiſe, wie er *eigentlich* zu beten hätte, aufmerkſam zu machen. Ueber die Entſtehung der Fürbitte, ſo wie etwa über die beſte Art, wie ſie zu beſeitigen wäre, laſſen wir dem Verfaſſer gerne ſeine Anſicht. Wenn ihm aber noch unbekannt iſt, daß dem Mißbrauche der „Fürbitte, oder vielmehr einer falſchen Anſicht über dieſelbe auch nur im leiſeſten entgegen getreten wäre," ſo können wir ihm nur rathen,

*) Es wird wohl die Communion gemeint ſein.

fleißig in die Kirche zu gehen, namentlich aber über den Unterſchied zwiſchen Fürbitte und Meſſe nähere Erkundigungen einzuziehen. Wir halten dafür, daß ſchon die theologiſche Spitzfindigkeit jedes Schulbuben genügen wird, um ihm dieſen Unterſchied deutlich zu machen.

Wir folgen dem Verfaſſer zu ſeinen Betrachtungen über den ſittlichen Zuſtand des Bauernſtandes in Kurland, namentlich in Betreff der Mäßigkeit. Wir unſererſeits, mit Lithauen auch nicht ganz unbekannt, ſtimmen dem Correſpondenten der Königsberger Zeitung unbedingt bei, wenn er die kurländiſchen Bauern vor den lithauiſchen ſich auszeichnen läßt. Sonſt wüßten wir es uns z. B. nicht zu erklären, warum namentlich in letzterer Zeit aus unſerer Gegend ſo viele Bauern als Pächter, als Knechte, als Wirthſchaftsaufſeher nach Lithauen hin begehrt werden, um dort nicht allein zu vegetiren, ſondern zu proſperiren, wo Lithauer verarmten. In Betreff der Mäßigkeitsſache, gegen welche die Geiſtlichkeit Kurlands ſich ſehr lau und kalt bewieſen haben ſolle, Folgendes: Einſender dieſes war, wenn nicht der erſte, ſo wenigſtens einer der erſten, der nun bereits vor einer langen Reihe von Jahren einen Mäßigkeitsverein in ſeiner Gemeinde gründete. Die Sache ſchien großen Fortgang zu gewinnen. Er ſuchte um Beſtätigung ſeiner Vereinsſtatuten nach. Die Regierung belobte ſeinen Eifer für die gute Sache, ſchlug aber die Beſtätigung der Statuten ab, obgleich dieſe ſehr einfach waren und namentlich nicht etwa eidliche Verpflichtungen ꝛc., ſondern lediglich die öffentliche Namhaftmachung der Ein- und Austretenden, und auch dieſe ſelbſtverſtändlich nur im Umkreiſe der Gemeinde, als einziges Bindemittel vorſchlugen. Das wollte ihn anfangs befremden. Aber — die Erfahrung ließ ihn bald anderer Meinung werden; und bei allem Eifer für die Mäßigkeit warnen wir doch jeden unſerer Amtsbrüder, zur Bekämpfung des in der Natur des Nordens wurzelnden Hauptlaſters aller nordiſchen Völker, der Trunkſucht, andere Mittel anzuwenden, als Förderung des intellectuellen und materiellen Wohlſtandes des Volkes, weil bei zunehmender Geiſtesbildung auch nothwendig die Scheu wächſt, ſich durch dieſes Laſter dem Thiere ähnlich zu machen, bei ſteigendem Wohlſtande aber ſich andere, wenn auch theurere, doch den gleichen Erfolg — Wiederbelebung der durch Kälte und Näſſe erſchlafften Lebensgeiſter — herbeiführende Mittel, Thee, Bier, ja ſelbſt Wein, ohne gleich große Gefahr der Entwürdigung ſeiner ſelbſt, ſich bieten und wie die Erfahrung lehrt auch immer mehr und mehr dem Brandwein vorgezogen werden. Die Trunkſucht nimmt ſichtlich, wenn auch noch nicht raſchen, ſo doch ſichern

Schrittes in Kurland immer mehr und mehr ab, und namentlich machen wir alle, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, auf den erfreulichen Erfolg der Schule in dieſer Beziehung aufmerkſam. Wir wiederholen es: Förderung des intellectuellen und des damit in nothwendigem Zuſammenhange ſtehenden materiellen Wohlſtandes des Volkes iſt das einzige, aber auch ſeines Sieges gewiſſe Mittel gegen die Trunkſucht im Volke. Daß aber die evangeliſche Geiſtlichkeit Kurlands keinen Grund hat, die katholiſchen Prieſter Lithauens um den vom Verfaſſer gerühmten fleißigen Kirchenbeſuch, um das beiſpielloſe Vertrauen, um den Gehorſam ihrer Beichtkinder zu beneiden, dafür erläßt man uns wohl gern den Beweis; ſo wie wir auch unbedingt viele auf unſerer Seite haben werden, wenn wir behaupten, daß eine bloß auf das beiſpielloſe Vertrauen und den Gehorſam gegen die Prieſter gegründete „Enthaltſamkeit geiſtiger Getränke(!)" allerdings auf „Großartigkeit" Anſpruch machen kann, aber ſchwerlich im Sinne des Verfaſſers, ſondern nur etwa auf die Großartigkeit einer plötzlich erſtandenen Ruine aus dem nicht überall von ihm gerühmten Mittelalter, die jeden Augenblick den Einſturz droht.

Auch über das kirchliche Geſangbuch des kurländiſchen Bauernſtandes läßt ſich der Verfaſſer aus. Allerdings wurde vor etwa 50 Jahren ein neues lettiſches Geſangbuch eingeführt. Acht Gemeinden (nicht „drei bis vier") waren nicht zu bewegen geweſen, es auch nur für den kirchlichen Gebrauch anzunehmen, während faſt überall noch im häuslichen Gebrauche das alte fortlebte, ſo lange nur immer noch die Trümmer des Buches vorhielten. Da ward eine neue Auflage des ſogenannten alten Geſangbuchs veranſtaltet und dieſes iſt jetzt faſt überall auch wieder im kirchlichen Gebrauche, ohne daß irgendwo es zu ſeiner Wiedereinführung oder vielmehr ſeiner Wiederaufnahme mehr als nur der Nachricht bedurft hätte, daß es wieder zu haben ſei und wieder gebraucht werden dürfe. Nun wiſſen wir nicht, ob unſere Leſer, die das Buch nicht aus eigener Anſchauung kennen, dem fortſchreitenden Verfaſſer oder uns, die wir uns in dieſer Beziehung gern für den Rückſchritt entſchieden haben, mehr Glauben zu ſchenken bereit ſind. Wir aber verhehlen unſere Anſicht nicht: es wäre beſſer geweſen, wenn man das alte Geſangbuch nicht, wie es geſchah, ganz unverändert abgedruckt, ſondern einige nicht ſowohl dem Inhalte als der Form nach nicht recht brauchbare Lieder in demſelben durch neue beſſere erſetzt hätte; aber auch in dieſer unveränderten Geſtalt ſcheint es uns dem wäſſrigen Producte von 1806 weit vorzuziehen. Es iſt faſt ausſchließlich nur

Ueberſetzung und zwar größtentheils ſehr gelungene Ueberſetzung der alten deutſchen Kernlieder, die das Volk in Deutſchland nicht weniger liebt und ſingt als das Kurlands. Der Teufel tritt allerdings in dieſem Geſangbuche hin und wieder auf, aber durchaus nur in einer Geſtalt, die ſchwerlich auch nur dem ſchwächlichſten Ritter vom Geiſt einiges Entſetzen einzuflößen vermöchte.

Der Schriftſteller über die Zuſtände des freien Bauernſtandes in Kurland erinnert weiter an die bedauerlichen Volksbewegungen in Livland in den Jahren 1840—47; erzählt, daß nach dem Jahre 1847 bereits etwas mehr als 100,000 Evangeliſche zur orthodox-griechiſchen Kirche übergetreten ſeien; knüpft daran die Frage, wo ſich hier der Einfluß der neuen Kirchenordnung und der lutheriſchen Paſtoren gezeigt habe? und ſtellt nun, eben ſo billig als logiſch! durch die an dieſe Mittheilungen geknüpfte Bemerkung, „nur ein Zufall habe damals Kurland vor dieſen Verbeſſerungsverſuchen geſchützt", auch für Kurland die Wirkſamkeit der neuen Kirchenordnung und der kurländiſchen Paſtoren ins rechte Licht! — Nun, wir erwarten für uns wie für unſere livländiſchen Amtsbrüder von dem Intereſſe, mit welchem nicht allein alle Evangeliſchen Liv-, Kur- und Eſtlands in den vierziger Jahren auf Livland, ſondern ganz Deutſchland auf den Gang der Ereigniſſe in den confeſſionsverwandten Oſtſeeprovinzen hinblickten, mit Zuverſicht, daß alle In- und Ausländer mehr über dieſe Ereigniſſe wiſſen, als der ungenannte Verfaſſer zu wiſſen ſich ſtellet; und wollen unſererſeits dankbar uns des Schutzes freuen, den der Zufall uns gewährte, ohne etwa, was vielleicht dem Einen und dem Andern in den Sinn kommen könnte, das energiſche Verfahren unſerer Behörden gegen Emiſſäre, die Wachſamkeit der durch des überraſchten Livlands Beiſpiel gewarnten kurländiſchen Geiſtlichkeit, die von der ſocialen Lage des livländiſchen Bauern ſo ſehr verſchiedene Lage des kurländiſchen, die in Livland freilich auf ganz andere, für den rohen Bauer vielleicht unwiderſtehliche Probe geſtellte, bald zwar, wenn auch zu ſpät wieder erwachte, in Kurland aber nie in dem Maße alterirte Zuneigung des Bauern zu ſeinem Geiſtlichen — gerade als dem Zufalle willkommene Mittel in den Vordergrund zu ſtellen. Uebrigens haben, ſo viel wir aus den uns überſandten gedruckten Verzeichniſſen der Uebergetretenen entnommen zu haben glauben, nicht über 100,000, ſondern nur etwas mehr als die Hälfte dieſer Zahl incl. der ſehr zahlreich vertretenen Minorennen, bis zu den Säuglingen herab, ihre Confeſſion verlaſſen. So wenig aber z. B. Deutſchland das über ſeine Söhne

gekommene Auswanderungsfieber gerade aus dem Mangel an Liebe zum deutſchen Vaterlande herleitet, eben ſo wenig wird jeder Augenzeuge jene Uebertritte gerade aus dem Mangel an Liebe zur evangeliſchen Kirche und zu den Predigern derſelben herleiten.

In die S. 12 jener Schrift angeſtimmten Klagen über den Aberglauben, über den Mangel an Vertrauen zur Juſtiz, über die Meineidigkeit des kurländiſchen Bauern, ſtimmen wir allerdings auch ein; doch theils behaupten wir mit gutem Rechte, daß der kurländiſche Bauer dieſe Gebrechen durchaus in keinem höhern Grade an ſich hat, als der Bauer irgend wo anders, wo er auf derſelben Bildungsſtufe ſteht wie hier; theils leiten wir, mit des Bauern Denkweiſe ſehr genau bekannt, ſeinen Standpunkt der Juſtiz gegenüber nicht wie der Verfaſſer aus dem „ſocialen Aberglauben her, daß rings um ihn die Juſtiz mehr die Mittel und den Stand der Parteien berückſichtige, als das poſitive Recht, welches letztere durch jene modificirt und umgangen werde;" ſondern vielmehr aus dem bei jedem noch ungebildeten Menſchen ſtattfindenden Mangel an Verſtändniß für ein, über den individuellen Anſichten des Einzelnen ſtehendes poſitives Recht überhaupt und aus dem Wahne, der Mächtigere, dem ja natürlich auch alle erdenklichen Mittel zu Gebote ſtehen müſſen, verfahre nur nach Willkühr und habe ſich an kein Geſetz zu binden; daher jeder, der über dem Bauern ſteht, Gefahr läuft, für „unbarmherzig" gehalten zu werden, wenn er in Folge eines Geſetzes den Wunſch eines Bauern nicht erfüllt, und jede niedere Behörde in dem Maße an Autorität beim Bauern verliert, als eine höhere, an die dieſer etwa appellirte, die getroffene Entſcheidung abändert; daher ferner jede niedere Autorität, mag ſie eine noch ſo treue Vollzieherin des Willens einer höhern ſein, ſobald dieſer von ihr zu vollziehende Wille dem Bauern nicht nach Sinn iſt, für unbarmherzig gilt, während der Glanz der Gnade der höhern Autorität verbleibt. Von einem Staatsorganismus hat der Bauer noch keinen Begriff. Aus dieſem Mangel an Verſtändniß für poſitives Recht ſtammt der vom Verfaſſer als unter den Bauern ſtereotyp gewordene angeführte Satz: „Es iſt nichts zu machen; Gott iſt hoch; der Kaiſer iſt weit; die Herrn ſind unbarmherzig," und nicht aus dem obigen „ſocialen Aberglauben." Doch geſtehn wir, von dieſem Satze wohl gehört, aber ihm ſelbſt noch nicht aus eines Bauern Munde gehört zu haben; wie denn überhaupt das Sichnichtfügenwollen, das Weiterklagen ſich allgemach mehr in den wie geiſtig überhaupt, ſo beſonders moraliſch zurückgebliebenen Theil des

Volkes zurückzieht. Mißbrauch des Eides kommt leider häufig genug vor; und es wäre, wenn es eben nur auf die Prediger ankäme, wenigſtens die Gelegenheit zum Meineide durch Einſchränkung des Beeidigungsrechtes bedeutend ſeltner gemacht. Ob dieſe Einſchränkung aber ſo leicht zu bewerkſtelligen wäre, darüber enthalten wir uns billig jedes Urtheils.

Somit wäre, was wir unſrerſeits zur Vertheidigung der ſo hart angegriffenen Kirche oder vielmehr Geiſtlichkeit zu ſagen gehabt, erledigt, und wir gehn zur Schule über.

Von den Schulen Kurlands hatte der Correſpondent geſagt, daß ihre Zahl ſich von Jahr zu Jahr vermehre. Wir wollen gern das vielſagende „leider" mit dem der Verfaſſer dieſe Bemerkung begleitet, ſo deuten, als bedaure er es, daß nicht ſchon gleich anfangs bei Aufhebung der Leibeigenſchaft 1817 die nöthige Anzahl Schulen, auf je 1000 beiderlei Geſchlechts eine, errichtet worden, oder als gehe ihm wenigſtens dieſe allmälige Vermehrung der Schulen zu langſam vorwärts; und in dieſes Bedauern ſtimmen wir gern mit ein. Aber wenn der Verfaſſer an die Nachricht, daß der Adel 1840 eine Schule auf ſeinen Ritterſchaftsgütern angelegt hat, die Bemerkung knüpft: „daß jedoch die neue Kirchenordnung weſentlich dazu beigetragen habe, muß in Abrede geſtellt werden, und am Entſchiedenſten verwahren wir uns gegen etwaige Anſichten, daß die Geiſtlichkeit an der Vermehrung der Schule mit Verdienſt hätte; ſie verhielt ſich in ihrer größten Mehrzahl paſſiv und legte die Hände ruhig in den Schooß. Das Verdienſt in dieſer Beziehung gehört dem Adel" — ſo müſſen wir uns billig der Kirchenordnung und der ſo hart angegriffenen Geiſtlichkeit annehmen. Die neue Kirchenordnung ſchreibt allerdings bloß im Allgemeinen Leſen und Kenntniß des Katechismus als Erforderniß bei der Confirmation vor. Aber durch dieſe ſcheinbar ſo geringe Forderung legte ſie dem Prediger einen Zwang auf und gab ihm Zwangsmittel in die Hände, die, wie jeder weiß, auf die Gründung und Entwickelung der Schule mehr eingewirkt haben, als der betreffende § der gleichfalls Allerhöchſt beſtätigten Bauerverordnung von 1817, der die Gründung einer Schule auf je 1000 Seelen beiderlei Geſchlechts vorſchreibt, aber begreiflicher Weiſe nicht dem Prediger vorſchreibt, ſondern zunächſt dem Volke ſelbſt; und es mußten von dem Augenblicke an nicht allein die Prediger, ſondern auch manche andere Autoritäten ſich die Frage ſtellen, wo denn das Bauernkind die nöthigen Kenntniſſe im Leſen und im Katechismus hernehmen ſollte, zumal da der Prediger möglicher Weiſe ſeine Anforderungen

an die Fertigkeit im Leſen und an die Kenntniſſe im Katechismus bis zu einem Grade ſteigern konnte, der die beſten bisherigen Leiſtungen des mütterlichen Unterrichts im Bauernhofe, oder eines als ABC-Lehrer ſich nährenden Gebietskrüppels, oder eines den Winter über von ſeinem Handwerke raſtenden Gebietsmaurers u. ſ. w. weit überflügelte. Es wäre Undank, wenn die Prediger Kurlands die Wohlthat verkennen wollten, die der Adel durch Gründung des Schullehrerſeminars auf ſeinen Ritterſchaftsgütern dem Lande erwies. Aber der Adel wird es uns nicht übel deuten, wenn wir nicht bloß bei der Einwirkung der neuen Kirchenordnung auf die Entwickelung des Schulweſens in Kurland ſtehn bleiben, ſondern auch geradezu den Predigern einigen Einfluß auf dieſe Entwickelung vindiciren. Zur näheren Begründung deſſen erlauben wir uns ein paar kurze ſtatiſtiſche Bemerkungen. Die auf etwa 450,000 Seelen anzuſchlagende kurländiſche Bauerſchaft iſt etwa zu 2 Fünfteln Krons-, zu 3 Fünfteln Privatbauerſchaft, oder beſſer: ſie ſitzt zu $^2/_5$ auf Krons-, zu $^3/_5$ auf privaten, und zwar faſt ausſchließlich dem Adel gehörigen Gütern. Jede Kronsgemeinde bildet, um uns ſo auszudrücken, eine kleine Bauernrepublik unter einem Gemeindegerichte, deſſen Glieder mit Ausnahme des Schreibers ſie ſich ſelbſt wählt, in welcher aber der Arrendator der eigentlichen Gutsländereien, welchen Standes er immer ſei, wenn er ſchon früher während der Frohne, eben weil nur Pächter und nur etwa auf 12 Jahr, nothwendig nur in einem ſehr laxen Verhältniß zur Bauerſchaft ſtand, jetzt vollends ſo gut wie nichts mehr zu ſagen hat und als häufig noch ſehr hoch geſchrobener Pächter ſelbſtverſtändlich nicht zu großen Opfern zu bewegen ſein dürfte, zumal die Kronsbauerſchaften durchſchnittlich oder wohl überall factiſch in einem ſehr billigen Erbpachtbeſitz ihrer Bauerhöfe, und, wenn nicht überall wohlhabend, ſo nur aus eigner Schuld nicht wohlhabend ſind. Auf den Privatgütern iſt es anders. Der Bauer ſteht da in einem abhängigern Verhältniſſe zu ſeinem Herrn, als nur zeitweiliger Pächter ſeines Grundſtücks, er hat auch vielleicht im Durchſchnitt genommen kein ſo reichliches Auskommen wie der Kronsbauer. Dagegen ſieht der erbliche Gutsherr auf ſeine Bauern mit andern Augen hin und wird hundert Bedürfniſſen der etwa ärmern aus eignen Mitteln abzuhelfen ſich getrieben fühlen, denen in Kronsgemeinden die Gemeinde ſelbſt abzuhelfen ſich genöthigt ſieht.

Wenn nun der Verfaſſer die hier angegebenen Verhältniſſe nicht beſtreiten kann; wenn er zugeben muß, daß in Kronsgemeinden der Prediger wohl faſt allgemein der Einzige iſt, der die Schulbildung der Bauerſchaft

fördert und ſich für das Schulweſen intereſſirt, und nicht etwa das von ihm ſelbſt ſo niedrig geſtellte Gemeindegericht; wenn ihm ſchwerlich ein Fall bekannt ſein dürfte, wo die Domainenverwaltung *befohlen*, und nicht vielmehr nur die, oft wiederholentlich, gethane Bitte des Predigers *genehmigt* hätte, es möchte an dieſem oder jenem Orte eine Schule geſchaffen werden; wenn er ſchwerlich nachweiſen kann, Adel oder Domainenhof habe irgend eine Kronsgemeinde mit einem Zöglinge des Seminars beſchenkt, ihm aber bewieſen werden kann, daß hier und da ein Prediger für ſeine Kronsgemeinde unentgeltlich einen Schulmeiſter ſelbſt herangebildet habe, daß viele, ja vielleicht die meiſten Schulen in Kronsgemeinden dadurch entſtanden ſind, daß auf Veranlaſſung des Predigers die Küſtorate zu Schulen hergegeben, die Küſter von ihrem Prediger bewogen oder nur unter der Bedingung angeſtellt wurden, daß ſie für eine, oft gar nicht in Betracht kommende, von der Gemeinde zu zahlende Löhnung die Bauerkinder unterrichten ſollten; wenn ferner gleichwohl wird zugegeben müſſen, daß die Kronsbauern Kurlands an Schulbildung im Ganzen der Privatbauerſchaft wenigſtens gleichſtehn; wenn endlich wir vom Adel nicht Lügen geſtraft zu werden fürchten, indem wir behaupten, daß auch eben nicht viele Schulen in Privatgemeinden exiſtiren, die nicht auf die Bitte oder wenigſtens unter Mitberathung mit dem Prediger vom Gutsherrn geſtiftet worden, — ſo wird doch auch dem kurländiſchen Prediger einiger Antheil an dem, was zur Zeit bereits an Schulen in Kurland vorhanden iſt, zugeſtanden werden müſſen.

Was die vom Verfaſſer angeführten Landtagsverhandlungen von 1853 betrifft, ſo geſtehn wir gern, nichts Genaueres über dieſelben zu wiſſen, wie wir denn auch, als Prediger einer Kronsgemeinde und weit vom Sitz des Schullehrerſeminars entfernt, zu dieſem Seminare nie in ſpecieller Beziehung geſtanden haben. Nur bemerken wir in Bezug auf die in Beſprechung gekommene deutſche Sprache, daß wir, obgleich wir wohl mehr vielleicht als der Verfaſſer davon überzeugt ſind, es werde bald keine Letten mehr geben, gleichwohl zu denen gehören, die *für jetzt* noch die deutſche Sprache — ſofern wir mit Recht unter der *Volksſchule* eine Schule verſtehn, in welche *alle* Kinder der Gemeinde gebracht werden, welche daher für jetzt ſich ſchon, wenn's hoch kommt, mit zwei Winterſemeſtern wird begnügen müſſen, und nicht etwa eine Schule, die nur von einer kleinen wohlhabenden Elite der Gemeinde, und zwar von jedem Schüler fünf, ſechs Jahre hinter einander beſucht wird — aus der Volksſchule aus-

geſchloſſen zu ſehn wünſchen, und zwar aus dem ſehr einfachen Grunde, weil der Unterricht in einer neuen Sprache die kurze Schulzeit noch ſehr verkürzen würde, ohne dem Kinde mehr als nur ein paar Redensarten beizubringen, die während des nächſten Sommers ſchon alle wieder vergeſſen wären. Erſt, meinen wir, müſſe die Welt der Begriffe in unſern Bauerkindern erweitert werden, was ſehr gut auch vermittelſt der nicht aller Bildungsfähigkeit ermangelnden lettiſchen Sprache geſchehen kann; dann erſt können ihnen die deutſchen Ausdrücke für dieſe neuen Begriffe gegeben werden. Neuer Begriff und fremder Ausdruck dafür *zugleich* iſt zu viel. In den ſogenannten Sommerſchulen und ſonſt wo's immer geht, mag Deutſch lernen, wer immer Zeit und Luſt und Mittel dazu hat, und dies geſchieht auch bereits. — Sehn wir nun uns die Seminariſten an, ſo müſſen wir unſere Ueberzeugung ausſprechen, daß es noch manchem derſelben an der nöthigen *Demuth* fehlt, um ein Mann des Volkes zu *bleiben*, was begreiflicher Weiſe unumgänglich nothwendig iſt, wenn er nicht allein das Vertrauen des Volkes ſich erwerben, ſondern beſonders unſer Volk, welches die Schulkenntniſſe, die über nothdürftiges Leſen und eine magere Bekanntſchaft mit dem Katechismus hinausgehn, größtentheils noch für ſehr unnütz, ja mit den Beſchäftigungen des Landmannes für unvereinbar, dieſe dem Kinde nur verleidend hält, für die Schule gewinnen will. Was aber der Verfaſſer von der Knechtung der Schullehrer durch den „Kirchenherrn" ſpricht und mit ſo pikanten Anekdoten würzet, klingt uns ſo abſonderlich, daß wir dem freien Willen der Leſer, es zu glauben oder nicht, nicht vorgreifen wollen. Den Mangel an einem Schulgeſetz bedauren wir mit dem Verfaſſer und leiten von dieſem Mangel unter vielem Andern auch dieſen und jenen Conflict her, der zwiſchen dem Adel, der Geiſtlichkeit und den Schullehrern hier und da in Schulangelegenheit vorgekommen ſein mag, ferner auch die geringe Auswahl an tauglichen Schulbüchern — an allerlei kleinen Erzählungen, guten und ſchlechten, fehlt es nicht — weil bei der geringen Anzahl der Letten und den großen Druckkoſten, die bei uns noch ſtattfinden, niemand auf gut Glück Etwas will drucken laſſen, ehe die Ausſicht, ſein Buch als Schulbuch eingeführt zu ſehn, ihn einigermaßen den Erſatz ſeiner Koſten hoffen läßt. Doch haben wir einige Ausſicht, bald ein ſolches allgemein gültiges Schulgeſetz ins Leben treten zu ſehn, das einem jeden Betheiligten ſeine Rechte wie ſeine Pflichten in Bezug auf die Schule, beſonders aber die nöthigen Mittel zur Erfüllung ſeiner Pflichten zutheilen wird. Dann werden unfehlbar ſogleich mancherlei

Mangelhaftigkeiten einerſeits und mancherlei Extravaganzen andrerſeits, die jetzt noch unſer kurländiſches Volksſchulweſen verunſtalten, ſchwinden.

In Bezug auf den vom Verfaſſer ſo hart angeſchuldigten Redacteur der lettiſchen Zeitung Kurlands — in Livland erſcheint bekanntlich auch eine, dem kurländiſchen Volke doch eben ſo zugängliche lettiſche Zeitung, daher des Verfaſſers Bemerkung, es gebe für's Volk in Kurland nur eine lettiſche Zeitung, auch nicht ſtichhaltig iſt — haben wir zu bemerken, daß dieſer unermüdliche Arbeiter für das Lettenvolk bei dieſem allgemeine Anerkennung und Dank findet, weniger aber bei einer gewiſſen, im tranſitoriſchen Zuſtande verbliebenen Abſchichtung deſſelben — was ſeinem Vorgänger in der Redaction der Zeitung, in deſſen Lob als Arbeiter für's Lettenvolk wir übrigens von Herzen mit einſtimmen, gewiß in noch viel größerm Maße begegnet wäre, wenn er die erſten Anfänge dieſer Abſchichtung überlebt hätte. Dieſe trat damals noch ſchüchtern auf und ließ ſich noch belehren, iſt aber leider ſpäter an einer gewiſſen „Kurzdarmigkeit" erkrankt; und während die alte Schule noch dem Volke zuzurufen ſich für berechtigt hält: „Seht, das könnt und ſollt Ihr werden, und ſo müßt Ihr's anfangen, um das zu werden, was Ihr werden könnt und ſollt," — ſpricht die neue fixfertige Schule, in Liebe ſich das Volk aſſimilirend: „Seht, was Ihr ſchon für Leute ſeid!" Daher die Diſſonanz. Daß es bei unſerm Autor auch noch nicht ſo ganz klar iſt, müſſen wir z. B. daraus ſchließen, daß er dem, der die geiſtige Finſterniß der Italiener hervorhebt, um dieſer Aeußerung willen „ultramontaner Anſchauungen" beſchuldigt. Doch dies mag hingehen. Wenn der Verfaſſer aber das tadelt, daß in der vom Paſtor Schulz in lettiſcher Sprache herausgegebenen Geographie für den kurländiſchen Bauern die Vorzüge Kurlands hervorgehoben werden, ſo geſtehn wir gern, daß auch wir jede Gelegenheit ergreifen, um dem Bauern unſer Ländchen anzupreiſen, erſtens weil wir der Meinung ſind, daß wer nie ſein kleines Vaterland geliebt, auch nie ſein großes lieben werde; zweitens weil der kurländiſche Bauer unſer Ländchen in ſeinen Liedern ſelbſt ſchon das „Gottesländchen" nennt; und dann drittens, weil wir wirklich das Loos des kurländiſchen Bauern, wenn er ſelbſt nur ſein will, wie er ſein kann und ſoll, für ein höchſt glückliches und beneidenswerthes halten.

Mehr jedoch als aus den Citaten aus dem Schulzſchen Büchelchen könnte möglicher Weiſe der Ultramontanismus der kurländiſchen Prediger aus dem vom Verfaſſer ſo oft hervorgehobenen Titel „gnädiger Kirchenherr" hervorleuchten. Aber die Sache iſt nicht ſo gefährlich wie ſie ausſieht.

Denn einmal iſt das Attribut „zeenigs," welches der Lette wohl ſo ziemlich durch ganz Kurland jedem Standes- und Amtstitel vorſetzt, vom Patrioten ſehr frei mit „gnädig" überſetzt, während es in der That nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als „verehrlich;" und dann ſind die Prediger gewiß ſehr unſchuldig daran, daß die Armuth ſeiner Sprache den Letten nöthigt, jeden, der nicht ein rein bäuerliches Amt oder ein bloßes Handwerk betreibt, in der Art zu betiteln, daß er auf den Genitiv des Ortes oder des Bereiches ſeiner Wirkſamkeit das Wort „Herr" folgen läßt. So heißt z. B. der Verwalter eines Hofes (Gutes) im Lettiſchen „Hofesherr," der Förſter „Waldesherr," der Richter „Gerichtsherr" u. ſ. w. und eben ſo iſt's denn auch gekommen, daß der Paſtor „Kirchenherr" geworden iſt, für welchen Titel indeſſen in vielen Gegenden Kurlands gewöhnlich Ausdrücke wie „lieber Lehrer" oder „verehrlicher Lehrer," oder auch „verehrlicher Vater" gebraucht wird, deſſen Verkleinerungswort „Väterchen" der Verfaſſer wenigſtens in Rußland gern gelten läßt. Vielleicht wäre er aber nachſichtiger gegen den Titel „Kirchenherr" geweſen, wenn unſre Bauern auch ſchon ihre Volkslehrer „Schulherrn" titulirten, wie ſie für jetzt die Lehrer an andern Schulanſtalten nennen, und nicht bloß Schulmeiſter, obgleich uns dieſes auch ſchon ein ſehr vielſagender Titel zu ſein ſcheint.

Doch genug über die von dem Verfaſſer ſo hart angegriffene Kirche und Schule Kurlands. Unſer Adel wird ſich wahrſcheinlich durch die ihm von demſelben gewundenen Kronen eben ſo wenig geſchmeichelt fühlen, als die Geiſtlichkeit durch den Tadel, den er über ſie ausſchüttet, gedemüthigt.

Nur über Eines noch fühlen wir uns eben ſo berechtigt als gemüßigt unſre auf genaue Bekanntſchaft mit den Letten Kurlands gegründete Anſicht auszuſprechen, nämlich über den vom Verfaſſer geſchilderten „angeborenen Haß der Letten gegen die Deutſchen."

An den namentlich vor Einführung der Dreſchmaſchine durch ganz Kurland herrſchenden, bis zur Stunde auch dort, wo die Frohne ſchon längſt aufgehört hat, bei den Bauern noch fortdauernden Gebrauch, in der Nacht zu dreſchen, — den jeder Andere ſich für den Anfang des Herbſtes aus dem Gedränge der Arbeiten, da Saat und Ernte zuſammenfällt, und für den Spätherbſt und Winter aus der Länge der Nächte erklären würde, die der Bauer doch unmöglich mit Schlafen allein zubringen kann, — knüpft unſer ſchwarzſichtiger Autor Betrachtungen über den erwähnten Haß und führt zum Beweiſe für denſelben alte Lieder an, die er *Nationallieder* zu nennen beliebt, obgleich in denſelben *nur* von Knechten und

Herrn, mit keiner Sylbe aber von Letten und Deutſchen die Rede iſt. Meint er denn, daß da, wo noch die von ihm mit einer Art von Satisfaction angeführte Volksjuſtiz herrſcht, nicht auch im Munde des Volkes ſolche Nationallieder ſich finden, wie er ſie nennt? Sollte es ihm, wenn er behauptet, „daß die Letten, wenn ſie jemanden unter ſich einen Deutſchen nennen, damit eben nichts Schmeichelhaftes ausdrücken wollen," — denn unbekannt ſein, daß ſie unter ſich noch manche andre Nationalität als Schimpfnamen brauchen, ohne daß daraus Haß gegen dieſelben gefolgert werden kann? Daß z. B. häufig ein Lette den andern eben nicht um ihm zu ſchmeicheln einen Deutſchen nennt, bloß weil dieſer bereits einen deutſchen Rock anhat, den jener ſich nur noch erſt wünſcht? — Es wäre doch ein gar zu wunderlicher Haß einer Nationalität gegen die andre, wenn wir die haſſende unaufhaltſam in die gehaßte überzugehn beſtrebt ſehn! — Wir unſrerſeits wiederholen unſre ſchon einmal in dieſen Blättern ausgeſprochene Behauptung, daß die Letten ſich als Nation gar nicht kennen, ſondern nur als Stand, daß daher von einem Nationalhaß gar nicht die Rede ſein kann, ſondern nur allenfalls von einem Standeshaß, der übrigens auch durchaus nicht in unſerm Lettenvolke allgemein iſt, ſondern nur dort etwa auftaucht, wo harte Herrn ihre Bauern drücken; wir behaupten daher, daß jede Erinnerung der Letten an eine noch ſehr zu beſtreitende, jedenfalls aber längſt entſchwundene Herrlichkeit des Lettenvolkes zu Waſſer und zu — Walde, jede Erinnerung an die in jenen alten Zeiten, aus denen die angeführten Lieder ſtammen mögen, erlittenen Bedrückungen nichts weiter iſt, als eine mindeſtens höchſt unverſtändige Störung und ein Hemmniß, die wie dem fortſchreitenden Bauern ſelbſt, ſo denen, die ihn weiter bringen wollen, in den Weg gelegt werden; und wenn gar ſolche Aeußerungen gehört werden ſollten, wie: „Der Deutſche muß herunter, der Lette muß herauf," ſo weiß jeder, der unſre Zeit irgend verſteht, beſſer als unſer Patriot es weiß, „wie weit es in der Zeit iſt." Jenen aus alter Zeit angeführten Liedern, die für den vermeintlichen Nationalhaß ſprechen ſollen, in der That aber, wie ſchon bemerkt, nur dafür ſprechen, daß wie überall, ſo auch hier, ſonſt weniger Humanität geherrſcht hat als jetzt, wofür kein Vernünftiger die Jetztzeit wird verantwortlich machen wollen — jenen alten Liedern ſetzen wir zur Beſtätigung unſrer Behauptung zwei dem Verfaſſer gewiß auch ſehr bekannte, in unſerm Lettenvolk Kurlands gangbare Redensarten aus neuer Zeit entgegen. Die eine lautet: „Gott ſchütze uns vor Herrn unſres Standes," und die zweite: „ohne Gott und ohne Herrn

kann kein Mensch sein." Daß die erstere so viel heißt als: „Gott schütze uns vor einem lettischen Herrn," wird der Verfasser eben so wissen, wie, daß in der That selbst noch zur Zeit der Frohne ohne Leibeigenschaft, vollends aber noch zur Zeit der Leibeigenschaft dort die Letten am übelsten fuhren, wo ein Gutsherr einen Letten zum irgend unumschränkten Gutsverwalter machte. Auf die vielen Letten oder vielmehr ehemalige Letten, die jetzt Arrenden besitzen, können wir übrigens Obiges um so weniger beziehn, als das Pachtverhältniß den Herrn zum Bauern jetzt ganz anders gestellt hat, als er sonst stand. Wenn in der zweiten Redensart aber der Verfasser etwa den Einfluß des Ultramontanismus der Prediger erkennen will, so lassen wir uns das gern gefallen. Diese aus viel neuerer Zeit stammenden Redensarten sollen unsres Erachtens bei Beurtheilung des Verhältnisses, in welchem der Lette zum Deutschen in Kurland steht, weit mehr ins Gewicht, als jene Liederchen aus alter Zeit, möglicher Weise noch aus jener Zeit, wo noch Perkun hier seine Altäre hatte. Ein Arkadien fanden hier die Deutschen schwerlich vor.

Doch wir fürchten unsre Leser zu ermüden; darum nur noch ein paar Worte, die uns der Gesammteindruck eingiebt, welchen die Broschüre auf uns gemacht hat.

Auch wir erkennen sehr wohl, daß an Vielem bei uns noch Vieles auszusetzen ist, daß aus dem Fortschrittswege, den unser kleines wie unser großes Vaterland beschleunigten Schrittes eingeschlagen hat, noch viele Hemmnisse zu entfernen sind. Auch wir ehren ein freies Wort, wenn es mit offnem Visir, streng in den Grenzen der Wahrheit und der Mäßigung auftritt. Wir haben aber allen Grund zu zweifeln, daß der guten Sache auf dem Wege, den der Verfasser der hier besprochenen Schrift betreten, gedient werde. Durch seine leidenschaftliche Befangenheit und die zahlreichen irrigen Angaben über factische wie rechtliche Verhältnisse — unverzeihliche Sünden bei Jedem, der an das Publicum appellirt — hat er es verschuldet, wenn selbst das mit Mißtrauen aufgenommen wird, was er wohlbegründeter Weise zu rügen gefunden. Auch wir hoffen eine große Zukunft für unser großes Vaterland, aber unsere Hoffnung beruht zunächst auf der Ueberzeugung, daß wahre Größe für niedrige Schmeichelei unzugänglich ist." —

So weit Herr Pastor Brasche.

Von anderer Seite ist in Veranlassung der oben erwähnten Broschüren uns eine, wie uns bedünkt, sehr beachtenswerthe Notiz, die Gemeinde-

verhältniſſe und die Freizügigkeit des kurländiſchen Bauern betreffend, zugegangen, welche wir hier folgen laſſen:

„Unter dem Titel:

„Zur Emancipationsfrage des ruſſiſchen Volkes. Die Zuſtände des freien Bauernſtandes in Kurland. Von einem Patrioten. Seinem großen Vaterlande in Liebe gewidmet" —

iſt vor einigen Monaten in Leipzig eine Broſchüre erſchienen, welche die kurländiſchen bäuerlichen Zuſtände als „traurige und ſchmachvolle" ſchildert und darauf hin ſagt, zuerſt:

„Der ruſſiſche Bauer habe zu wünſchen, daß ſein Herr ſtreng das Geſetz beachte; der kurländiſche Bauer habe zu fürchten, daß ſein Herr geſetzlich verfahre,"

und ſodann:

„Wenn es mit der Emancipation des ruſſiſchen Volkes nicht beſſer beſtellt ſein ſollte, als mit der gegenwärtigen Lage der freien Letten in Kurland, ſo wäre man aus dem Regen in die Traufe gerathen, und der Menſchenfreund hätte Urſache genug, wegen der dem ruſſiſchen Volke zugefallenen Freiheiten und Rechte eine Thräne des Mitleids fallen zu laſſen."

Die Erwiederung aus Kurland hat auf ſich nicht lange warten laſſen. E. Neumann hat (ſ. o.) die Behauptungen dieſer Broſchüre über die kurländiſchen bäuerlichen Rechtsverhältniſſe durch Anführung poſitiver Geſetzesbeſtimmungen als unrichtig nachgewieſen.

Damit iſt es der Entgegnung freilich gelungen zu überzeugen, daß nicht allein der ruſſiſche, ſondern auch der kurländiſche Bauer zu wünſchen habe: ſein Herr möge geſetzlich verfahren. Aber die Angriffe in jener Broſchüre ſind trotz ihrer ſchwarzen Färbung denn doch nicht überall ſo ganz unberechtigt. Das Unterrichtsweſen der Bauern in Kurland iſt ungeordnet, es fehlt bis heute ein allgemeines Schulreglement; die Gemeindeſchreiber haben eine Zwitterſtellung, man weiß nicht: gehören ſie zum Dienſtperſonal des Gutsherrn oder ſind ſie den Beamten des Staates zuzuzählen; das Freizügigkeitsrecht iſt mit hemmenden Formen umgeben, ohne Zuſtimmung des Herrn und der Gemeinde kann es kaum ausgeübt werden; und endlich: auch andere Stimmen, nicht die in der Broſchüre allein, ſind über die Ausbeutung der Geldpacht laut geworden. Deshalb bleibt zu wünſchen, die Gegenſchrift hätte ſich nicht faſt ausſchließlich auf eine Darlegung

der geſetzlichen Zuſtände beſchränkt, ſondern auch Anlaß genommen, über die bäuerlichen Verhältniſſe im Allgemeinen mehr Licht zu verbreiten.

In 43 Jahren hat Kurland ſich aus der Leibeigenſchaft zur Freiheit, aus der Frohne zur Geldpacht erhoben und ſchon beginnt die Krone auf ihren Domainen dem Bauern Grundeigenthum zu verleihen. So gelangen die bäuerlichen Verhältniſſe dort in nicht abgeſchloſſener, ſondern fortſchreitender Entwickelung aufs neue an eine Uebergangsperiode und es fragt ſich: wie dieſe weitere Fortbildung im Intereſſe Aller zu fördern iſt? Daß die Geldpacht an ſich ein bedeutender Fortſchritt iſt und den Wohlſtand der Bauern hebt; daß ſie für den Bauern, wenn nicht Rechte Dritter geſchädigt werden ſollen, der faſt alleinige Weg bleibt, um zu Kapital und durch daſſelbe zum Eigenthum an ſeiner Pachtſtelle zu gelangen, darüber werden die Meinungen kaum ſehr verſchieden ſein. Allein Otto v. Rutenberg ſagt in der Vorrede zu dem zweiten Theile ſeiner Geſchichte der Oſtſeeprovinzen in Beziehung auf Kurland:

„Mit Bedauern aber muß ich hier hinzufügen, daß in einzelnen — leider nicht ganz vereinzelten — Fällen die Gutsbeſitzer ſich gegen ihre Bauern ein Verfahren erlauben, wodurch der ganze Segen der neuen Zuſtände wieder in Frage geſtellt werden kann. Einige Gutsherren verpachten nämlich die Bauernhöfe nur auf ein Jahr und treiben dann die Pachtſumme von Jahr zu Jahr in die Höhe; und die armen Bauern zahlen die heraufgeſchrobenen Summen, theils weil ſie den ererbten oder ſonſt ihnen lieb gewordenen Bauernhof nicht verlaſſen wollen, theils weil ſie als Pächter bei der Rekrutenlooſung in die dritte Claſſe gehören und dadurch dem Militairdienſte entzogen ſind. Andere Herren bleiben zwar bei der zuerſt bedungenen Pachtſumme, legen aber jedem Bauernhofe wieder eine kleine Frohne auf, die von Jahr zu Jahr geſteigert werden kann. Noch Andere ziehen einen Theil der Geſinde ein, machen aus denſelben neue Beihöfe und verdrängen die Bauern theilweiſe von ihrem Grundbeſitz. Einzelne endlich, härter noch als die Ritter des Mittelalters, haben alles Bauernland an ſich geriſſen und die Bauerngemeinden, wie man das mit einem Kunſtausdrucke nennt, geſprengt.*) Sie haben dadurch allerdings den Ertrag ihrer Güter

*) Zum Verſtändniß deſſen muß für Perſonen, die dieſen Verhältniſſen ferner ſtehn, bemerkt werden, daß die Agrar-Geſetzgebung Liv- und Eſtlands vor der Kurlands den nicht genug hervorzuhebenden Vorzug hat, daß in jenen Provinzen ein abgegrenztes, den bei weitem größern Theil des bebauten Grundes und Bodens in ſich begreifendes Bauerland

aufs drei- und ſelbſt aufs vierfache geſteigert, ſie haben aber auch die ganze Bauerſchaft von ihrem Heimathsboden weg als Tagelöhner, d. h. als künftige Proletarier in die Welt hinaus und ins Elend geſtoßen. Dem gegenüber haben denn freilich auch wohlwollende und mitleidige Herren alle ihre Bauernhöfe für mäßige und ſelbſt für geringe Summen auf viele Jahre hinaus verpachtet ꝛc."

Dieſer Stimme gegenüber mag immerhin noch die Meinung vertreten werden, daß überall Mißbrauch und Ausſchreitungen nicht ganz zu verhüten ſind, doch iſt damit die Frage nicht beſeitigt: ob die Pachtvereinbarung des Herrn und Bauern in Wahrheit für beide Theile eine gleich freie iſt? Schon die §§. 174. und 186. der kurländiſchen Bauerverordnung, nach welchen die Pacht eines Bauernhofes mit dem Tode des Pächters erliſcht, ohne auf deſſen Erben überzugehen und Entſchädigungsanſprüche für Verbeſſerungen nicht zugelaſſen werden, begünſtigen den Herrn vielleicht mehr als gut iſt. Dem Pächter und Dienſtboten iſt nur ein geſetzlicher Weg geblieben, ſich den Forderungen eines harten Herrn zu entziehen: ſie ſind auf die Benutzung der Freizügigkeit angewieſen. In der That aber ſcheint dieſes Mittel durch die Handhabung des Freizügigkeitsrechts faſt wirkungslos zu ſein. Allerdings iſt die Landpflichtigkeit in Kurland aufgehoben; auch ertheilt der §. 149. des Bauerngeſetzes dem Bauern das Recht, Dienſtverträge außerhalb der Gemeinde einzugehen; und die Civil-Oberverwaltung hat am 30. Octbr. 1847 Nr. 1258 in Erinnerung gebracht, daß ihm das Freizügigkeitsrecht nicht zu verkürzen ſei. Man ſollte alſo glauben, der Bauer könne ſich unbehindert und frei bewegen. Das iſt jedoch nur nach einer Richtung der Fall: er kann mit Beachtung der geſetzlichen Formen ſeine Heimath ganz aufgeben. Will er das nicht, fordert er einen Paß, um außerhalb derſelben eine Pacht- oder Dienſtſtelle anzunehmen, dann geſtaltet ſich die Sache anders: ein Paß wird nur ertheilt, wenn in der Gemeinde die nöthige Arbeitskraft vorhanden iſt. Fehlt dieſe Kraft, deren geſetzlicher Umfang für den Bedarf nicht feſtgeſtellt iſt, ſo hat der Bauer auf den Paß zu verzichten und muß trotz

---

exiſtirt, das der Gutseigenthümer in keiner andern Weiſe, als durch Vermittelung des Bauern als Fröhners, Pächters oder Käufers verwerthen kann (§§. 3. 8. und 126. der Livl. Agrar- und Bauerverordnung von 1849); während in Kurland kein geſetzlicher Unterſchied zwiſchen Hofes- und Bauerland vorhanden iſt und es keinem Gutseigenthümer gewehrt werden kann, ſämmtliche Geſinde ſeines Gutes eingehn zu laſſen und das zu denſelben gehörende Land direct für ſich zu benutzen. D. Red.

des Freizügigkeitsrechts in ſeiner Gemeinde bleiben, denn, ſo behauptet man, er iſt gemeindepflichtig. Freilich können auch Päſſe erlangt werden. Wir ſehen es aus den häufigen Bekanntmachungen der kurländiſchen Gouvernementszeitung, wo bei Androhung einer Kündigung auswärtige Gemeindeglieder zurückberufen werden. Aber dieſes Kündigungsrecht iſt die Befugniß des Herrn und der Gemeinde, ohne Angabe eines Grundes jedes Gemeindeglied, mit Ausnahme der Gemeindebeamten, aus der Heimath zu verbannen, d. h. durch Umſchreibung nach einer fremden Gemeinde überzuſiedeln. Alſo: der Bauer hat innerhalb der Gutsgrenzen ſeines Herrn eine Pacht- oder Dienſtſtelle anzunehmen oder — er muß ſeine Heimath gänzlich verlaſſen. Nach dieſem Maße der Freiheit wird daher mit Nothwendigkeit die Gegenſeitigkeit der Vereinbarung des Gutsherrn und Bauern über Pacht- und Dienſtverträge zu meſſen ſein.*)

Dennoch hören wir Klagen aus Kurland über Mangel an Arbeitskraft und man hat an einigen Orten ſogar mit Hilfe der Polizei den Gütern und Bauerhöfen die freien Dienſtboten zugetheilt. Zwar ſollte nach dem §. 252 der Bauerverordnung in jedem Kirchſpiele ein Mäkler ſich vorfinden: „an den ſich Pächter oder Dienſtboten, die Pacht- oder Dienſtſtellen ſuchen, und auch Grundeigenthümer, die Pachtſtellen zu vergeben haben oder Dienſtboten brauchen, zu wenden haben, um durch denſelben die nöthigen Nachweiſungen zu erhalten.“ Indeſſen dieſes Inſtitut hat die entſprechende Entwickelung nicht gefunden, ſondern iſt leider wirkungslos geblieben. Wir ſagen: leider! Denn uns ſcheint in dieſem Inſtitute nicht allein das geſetzliche, ſondern auch das geeignetſte Mittel zu liegen, die Arbeitskräfte auszugleichen und durch freie Concur-

*) Auch in dieſer Beziehung ſind die livländiſchen Bauerverhältniſſe den kurländiſchen gegenwärtig um einen bedeutungsvollen Schritt voraus. Die perſönliche Freiheit des Bauern iſt durch die Beſtimmung des §. 397 der Agrar- und Bauern-Verordnung zur Wahrheit geworden: „Dienſtverträge können nicht nur innerhalb der Bauergemeinde, ſondern auch außerhalb derſelben mit der Gutsherrſchaft, wie endlich auch außerhalb des Gutes, überhaupt in andern Stadt- und Landgemeinden abgeſchloſſen werden.“ Die §§. 401 und 402 ſichern das Gemeinde-Intereſſe gegenüber ſolchen Gemeindegliedern, welche Erwerb und Thätigkeit außerhalb der Gemeinde ſelbſt haben, durch Errichtung einer beſondern Dienſtboten-Caſſe, zu welcher nicht allein die in andern Stadt- und Landgemeinden, ſondern auch die dem Hofe unmittelbar oder Perſonen, die auf Hofesland wohnen, dienenden Gemeindeglieder eine jährliche Steuer entrichten müſſen. Im letzteren Falle zahlt die Dienſtherrſchaft dieſe Abgabe.

D. Red.

renz ſowohl die Geldpacht als den Arbeitslohn auf den wirklichen Werth zu ſtellen. Daß nun bei der bisherigen Handhabung des Freizügigkeitsrechts das Inſtitut der Mäkler alle Bedeutung verlieren mußte, dafür dürfte wohl kein beſonderer Beweis zu führen ſein; aber man muß bedauern, die gute Abſicht der Verfaſſer des kurländiſchen Bauergeſetzes und deren kluge Vorausſicht ſo ſehr verkannt zu ſehen. Sie vergaßen nicht, daß Freiheit und Leibeigenſchaft nie zu vereinen und die Vortheile beider, wie man auch darnach ſtreben mag, gleichzeitig nicht zu erlangen ſind.

Dieſe Widerſprüche zwiſchen den thatſächlichen und geſetzlich gegebenen Zuſtänden bieten vorzugsweiſe das Material, die bäuerlichen Verhältniſſe Kurlands anzugreifen und zu tadeln. Darum wäre es eine dankenswerthe Arbeit, wenn über die dortigen bäuerlichen Zuſtände und ihre Fortentwickelung bis auf den heutigen Standpunkt eine eingehende Darlegung gegeben würde. Dagegen können die entſtellenden Schilderungen in jener Broſchüre keinen Beifall finden. Sie haben nicht der Wahrheit, ſondern fremden Zwecken gedient."

Der erſte Jahrgang der Baltiſchen Monatsſchrift.

Wir ſtehn am Abſchluſſe des erſten Jahrganges der Baltiſchen Monatsſchrift. Nicht unberechtigt erſcheint es uns, wenn wir jetzt an der Schwelle eines neuen Jahrganges zurückſchauen auf den leitenden Gedanken, aus dem dieſe Zeitſchrift hervorgegangen, wenn wir feſten und ungetrübten Auges die Summe ziehn aus den Erfahrungen, die wir bei dem ernſten Streben nach der Verwirklichung jener Idee gemacht, wenn wir endlich darnach die Erwartungen berechnen, die an die Zukunft der Monatsſchrift geknüpft werden können.

Die Baltiſche Monatsſchrift wollte nach ihrem Programme „zu „einem öffentlichen Organe dienen, welches, aus dem Boden dieſer Pro„vinzen erwachſend, doch zugleich mit erweitertem Blicke über ſie hinaus„reichte und ihnen den organiſchen Zuſammenhang ihrer Entwickelung „mit dem Culturgange des großen Reiches, deſſen ſie ein kleiner, aber „gewiß nicht unwichtiger Theil ſind, wie mit dem des Auslandes, von „dem ſie ſtammen, zum Bewußtſein brächte; ſie wollte einen Sammel„punkt bieten, zu welchem Jeder nach Beruf und Kräften bringen und „wo Jeder finden möge, was zum Wohle dieſer Provinzen, wie des „Staates, dem ſie angehören, dienlich iſt.

In der Zuſchrift an die zu Mitarbeitern Aufgeforderten hieß es:

„Die Redaction iſt ſich deſſen völlig bewußt, daß eine Ausſicht auf „die Erreichung der durch dieſe Zeitſchrift angeſtrebten Zwecke nur durch

„das Zuſammenwirken der in dieſen Provinzen und im übrigen Rußland „vorhandenen intellectuellen Kräfte vorzugsweiſe des deutſchen Elementes „gewonnen werden kann. Sie kann daher nichts verſprechen, als was „ihr von Seiten derjenigen zugeſagt und gehalten wird, welche die hier „verfolgten Intereſſen zu fördern und durch das lebendige Wort zu „vertreten berufen ſind; ſie bietet ſich aber nur als Vermittlerin zwiſchen „dieſen in ihrer Vereinzelung unmächtigen Kräften und der Oeffentlichkeit „an; ſie wird endlich ſo viel an ihr iſt, ihre Pflicht thun, um in ſolchem „Sinne zu wirken und muß daher den ganzen Erfolg ausſchließlich davon „abhängig machen, daß die zur thätigen Theilnahme an dem Unternehmen „Berufenen daſſelbe einmüthig und rückhaltlos unterſtützen."

Daß die Idee der Monatsſchrift eine berechtigte, daß ſie nicht ein flüchtiger Einfall war, ſondern einem wirklich vorhandenen Bedürfniſſe entſprach — dafür liegen der Redaction unzweideutige Beweiſe in der freudigen Zuſtimmung vor, die das Unternehmen von vielen Seiten, von nah und fern erfahren hat, dafür ſpricht die zahlreiche Betheiligung des leſenden Publicums, welche es möglich gemacht hat, die Zeitſchrift im zweiten Jahre ihres Beſtehens der eignen Kraft zu überlaſſen, ohne daß die Beihülfe der gemeinſinnigen Männer, denen die Monatsſchrift ihre materielle Begründung verdankt, weiter in Anſpruch genommen werden müßte.

In geringerem Maße, als wir es gehofft, hat dagegen eine Betheiligung des ſchreibenden Publicums ſtattgefunden. Die Erwartungen konnten von vorn herein nicht hoch geſpannt werden; wir haben eben keine berufsmäßigen Schriftſteller; dennoch — ſo hofften wir — würde der gute Wille die endemiſche Scheu vor der Oeffentlichkeit überwinden; an dem Vorhandenſein der Kraft und Befähigung in dem Publicum unſerer Provinzen, das Unternehmen geiſtig zu halten, zweifelten wir nicht.

Indeſſen wir — und vielleicht auch das Publicum der Baltiſchen Monatsſchrift — haben manche Enttäuſchung erfahren müſſen. Neben einzelnen glänzenden Leiſtungen iſt auch manches Unfertige gebracht worden. Von den Berufenen ſind weitaus nicht alle dem Rufe gefolgt; an Unberufenen hat es nie und nirgend gemangelt. Wir ſcheuen uns daher nicht einzugeſtehn, daß die Monatsſchrift nur erſt von ferne dem vorgeſteckten Ziele ſich angenähert hat. Doch ſind wir weit davon entfernt, uns entmuthigen zu laſſen. Die Zeichen ſind nicht ausgeblieben, daß die Monatsſchrift gewirkt hat, daß ſie in ihrem innerſten Kerne erkannt worden. Wir glauben kaum zu irren, wenn wir die friſchere Luft, die jetzt in der Preſſe

unserer Provinzen weht, in gewissem Maße dem mittelbaren Einflusse der Monatsschrift zuschreiben, die zuerst freimüthig und — man wird ihr diese Anerkennung kaum versagen können — maßvoll in der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Sinne einer organischen Entwickelung vorgegangen ist. Auch in Deutschland hat die Monatsschrift Beachtung gefunden und die geachtetsten Blätter haben sich in anerkennender Weise über sie ausgesprochen. So hat das „Magazin für die Literatur des Auslandes" wiederholt Auszüge aus der Monatsschrift gebracht, und die „Preußischen Jahrbücher" haben im Augustheft d. J. eingehend über sie berichtet, ihr die ehrenvolle Stelle einer Gesinnungsgenossin neben sich zuweisend. Die russische Presse hat, so viel uns bekannt, über die Monatsschrift geschwiegen.

Das Programm der Monatsschrift war weit genug gestellt, um das Leben nach seinen verschiedensten Richtungen hin zu umfassen; aber eben nur das Lebendige sollte in ihr zu seinem Rechte kommen. Ueberblicken wir, was der erste Jahrgang im Einzelnen gebracht, so finden wir, daß von den fünfzig und einigen Artikeln desselben die Politik in 4 Artikeln, agrarische Zustände wie überhaupt die Verhältnisse des flachen Landes in unsern Provinzen in 9, städtische und Gemeinde-Angelegenheiten in 3, Finanzielles, Handel und Eisenbahnwesen in 5, kirchliche Verhältnisse in 2, das Schulwesen in 7, Allgemeinwissenschaftliches in 7, Historisches in 2, Biographisches in 4, Culturhistorisches und Literarisches in 6, russische Zustände der Gegenwart endlich in 5 Artikeln behandelt worden sind. Wir verkennen nicht, daß, was insbesondere die inneren Verhältnisse unserer Provinzen und die bedeutungsvolle Entwickelung, in der Rußland gegenwärtig begriffen ist, betrifft, in dem bisher Gegebenen nur die Anfänge einer tiefer gehenden und systematischen Behandlung der hier einschlagenden Fragen des öffentlichen und socialen Lebens vorliegen. Wir sind jedoch in den Stand gesetzt, für den folgenden Jahrgang eine ausgiebigere Aushente nach dieser Richtung in Aussicht zu stellen; auch sollen fortan periodische Rundschauen über die politischen Verhältnisse gegeben werden, die wir zu unterbrechen gezwungen waren, weil eine Ausgleichung unserer politischen Ueberzeugungen mit denen unseres bisherigen Mitarbeiters auf diesem Gebiete nicht zu erreichen gewesen war.

Die Redacteure der Baltischen Monatsschrift sind durch ihre amtlichen Pflichten behindert worden, ihre Zeit und ihre Kraft diesem Unternehmen in dem Maße zu widmen, welches dasselbe gebieterisch für sich in Anspruch nimmt; auch ist ihnen — denen dieses Feld der geistigen Thätigkeit ein

völlig fremdes war und dessen Bearbeitung sie sich nur von dem Gesichtspunkte einer öffentlichen Pflicht aus unterzogen hatten — die Erfahrung nicht erspart worden, daß der redliche Wille, dem Gemeinwohl durch Beförderung der Oeffentlichkeit zu dienen, zur Lösung der Aufgabe wie zur Vermeidung von Mißgriffen nicht ausreiche. Nächst der Anregung, die die Redaction zu einigen der gebrachten Beiträge gegeben, der bessernden Hand, die sie an andere legen müssen, der fast durchgängig nothwendig gewordenen Ueberarbeitung der Uebersetzungen und Referate aus der russischen Journalistik, nächst den zur Erläuterung oder Berichtigung des Textes gemachten Noten endlich — hat die Redaction kaum ein anderes Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, als daß sie die Würde der Presse durch strenges Festhalten am Sachlichen und Fernhalten persönlicher Polemik zu wahren gesucht hat.

So geboten es denn nicht allein die persönlichen Verhältnisse der bisherigen Leiter der Monatsschrift, sondern auch das Interesse dieser letzteren, auf eine Unterstützung der Redaction durch eine geeignete Persönlichkeit bei der Fortführung des Unternehmens bedacht zu sein. Wir freuen uns, mittheilen zu können, daß es gelungen ist, den ehemaligen Privatdocenten an den juristischen Facultäten der Universitäten Bonn und Königsberg, Herrn Dr. W. Beckhaus, für die Betheiligung an der Redaction der Monatsschrift zu gewinnen.

So möge denn die Baltische Monatsschrift dem deutschen Publicum Rußlands fernerhin empfohlen sein. Auch sie ist ein, wenn gleich nur bescheidener Theil der Arbeit, die der deutsche Geist in seiner weltumfassenden Aufgabe zu leisten hat.

Riga im December 1860.

Die Redaction.

Redacteure:
Theodor Böttticher, Livl. Hofgerichtsrath.
Alexander Faltin, Rigascher Rathsherr.

Inhalt.

Die Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1860 . . Seite 481.
Rückblicke auf die Entwickelung der kurländischen bäuerlichen und Güterverhältnisse seit 1817 . „ 508.
Womba Wido (Schluß) . . . . . „ 518.
Zur Broschüren-Literatur . . . . . „ 548.
Der erste Jahrgang der Baltischen Monatsschrift „ 571.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatsschrift" wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 C., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatsschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatsschrift in Riga" erbeten.